Enghien.

Herzog von Bourbon.

Tragödie in fünf Akten

von

Friedrich Clemens.

Zerſtören muß, wer aufzubauen trachtet;
Der Adler ſteigt, wenn er das Lamm geſchlachtet.

Altona,
Verlag von Joh. Fr. Hammerich.
1839.

Sächsische
Landesbibliothek
25. MRZ. 1968
Dresden

Perſonen.

Bonaparte, erſter Conſul von Frankreich.
Joſephine, ſeine Gemahlin.
Hortenſie, deren Tochter erſter Ehe.
Madame Remuſat, Geſellſchaftsdame.
Cambacerès, zweiter Conſul.
Murat, Gouverneur von Paris.
Talleyrand, Miniſter des Auswärtigen.
Regnier, Polizeiminiſter.
Savary, Adjutant, Commandant eines Truppencorps.
Junot, Adjutant.
Fouché, Senator, Expolizeiminiſter.
Hullin, General, Präſident des Kriegsgerichts.
Pichegru, vormals General,
Georg Cadoudal,
Moutgaillard,
Joyaut,
} Verſchworne.
Der Herzog von **Enghien**.
Der Marquis **Thumery** und mehrere Umgebung des Herzogs.
Der Herzog von **Berry**, nebſt Gefolge.
Die Baronin von **Reich**.
Frau von **Rohan Rochefort**.
Desmartes und **Real**,
} Staatsräthe, Spürer.
Drei Stabsoffiziere.
Ein anderer Offizier.
Sandré, Enghiens Kammerdiener.
Mehrere Mouchards.
Mehrere Verſchworene.
Ein Wirth, eine Kammerfrau, Bediente.
Ordonnanz, Offiziere, Soldaten, Volk.

Orte der Handlung: Paris, Ettenheim und Vincennes.
Zeit: 1804.

Erſter Akt.

Scene I.

Oeffentlicher Platz in Paris. Truppen, marſchfertig equipirt, ſtehen in doppelten und mehrfachen Reihen. Hinter ihnen Volk. Stabsoffiziere gehen hin und wieder. Man hört in geringer Entfernung Militair-Muſik die Marſeiller Hymne ſpielen. Drei Oberoffiziere treten zuſammen in den Vorgrund.

Erſter Offizier.

Geſtehen muß man, Bürger Colonel,
Daß in dem großen Drama unſrer Zeit
Man heute allgemach dahin gekommen,
Die neubegebne, klare Wirklichkeit
Von alter, märchenhafter Zauberei
Nicht unterſcheiden faſt zu können. — Dünkt
Es Euch nicht eben ſo? —

Zweiter Offizier.

Das Ungeheure,
Das uns im Dienſte dieſes kleinen Corſen
Zum Spielwerk ward, kann dieſes Mal
Mich nicht ergötzen; denn die Töne
Der zaubergleichen Marſeilleſer Hymne,
Der Freiheit Wiegenlied und Requiem
Gekrönter Tyrannei ſoll mit dem Toben
Der Meereswogen nimmer ſich vermählen.

Denn was uns Nemesis zur Rache gab,
Zertrümmert Neptuns Zauberdreizack bald.

Dritter Offizier.

Erfahrung lehrt's — der tapfre General
Und weise Consul gleichet jenem Riesen,
Der mit des Bodens festem Grund zugleich
Die stolze Kraft, die Feinde würgt, verlor. —
Indeß, gebt Acht: der Sieger von Marengo
Schlägt eine Friedensschlacht der Politik
Jetzt eben. Laßt ihn schalten: reichen wir
Ihm doch nur kaum bis an des Gürtels Saum,
Und seines Schädels grauenhafte Räthsel
Enthüllt nicht unser Blick. —

Erster.

Er kommt.

Scene II.

Vorige. Bonaparte. Murat. Savary, Regnier nebst Gefolge, unter denen Rustan bemerklich. Bonaparte winkt der Musik zu schweigen. Die Offiziere nehmen bis auf wenige ihre Plätze in den Reihen ein. — Soldaten- und Volksruf: „Es lebe der General Bonaparte! Es lebe der erste Consul!" — Gewehr-Exercitium nach Commando eines Oberoffiziers. — Bonaparte winkt ihm „ruht!" zu commandiren.

Bonaparte.

Soldaten!
Mit hohem Stolz vernahm ich Euren wie
Des Volkes Ruf, der überreich mich lohnt

Für das, was ich in Sorgfalt für die Ehre,
Für Glück und Wohlfahrt der Nation begann.
Cam'raden, Sieger von Marengo und
Den Pyramiden! seht, die Cadres unsrer
Vom Feinde decimirten Legionen
Sind durch des Volkes Nerv: von Siegeslust
Beseelter Eisenmänner neu erstarkt.
Die Welt erstaunt und blickt mit Furcht und Grauen
Auf Eurer Thaten nieerhörten Glanz;
Denn Klio gräbt mit glühend eh'rnem Griffel
Den Tafeln der Geschichte Euren Ruhm
Mit unauslöschlich tiefen Zügen ein. —
Die Völker zittern, wie der Erde Grund,
Wo Frankreichs Reisige sich feindlich nah'n,
Und Ehrfurcht selbst bemeistert sich des Feindes,
Der vor der Schärfe Eures Heldenschwerdtes
In Blut und Staub, zum Tod getroffen, sank.
Dennoch, Soldaten, Siegsgenossen, wagt
Es jenseits des Canals ein Häuflein Volk,
Im Trotz auf seine Meerumfloßnen Grenzen,
Stolz auf sein schnödes Gold und die Armade,
Die höhnend Frankreichs Küsten rings umstreicht, —
Der Bürger Ersten, Frankreichs Oberhaupt,
Mich, Euren General und Waffenbruder,
In schmählichen Pamphleten zu verhöhnen. —
Den Feinden unsrer Freiheit, ausgetrieben
Durch tausendfält'ge, blut'ge Frankenopfer,
Verleiht man Schutz und Sold, und feile Mörder
Verlassen an verborg'nen Küstenwinkeln
Des feindgesinnten Volkes schmale Barken,

Um mit dem Leben Eures Generals
Die theu'r erkaufte Wohlfahrt der Nation
Heimtückiſch zu vernichten, und die Fackel
Der Bürgerzwietracht neuerdings zu zünden.
Soldaten! — glüht in Eurer tapfern Bruſt
Bei ſo viel Frevel nicht gerechter Zorn? — —
Wohlan! — hat uns der Gletſcher ſtarres Eis
So wenig wie Egyptens Feuer-Wüſte
Die blut'ge Sieges-Bahn verſperren können,
So — hoff' ich — wird auch nicht die Spanne Meer
Die niebeſiegten Legionen hindern,
Den frechen Hochmuth auf den Kreideküſten
Mit ſcharfem Schwerdte und Geſchoß zu züchtigen.
Die Ebnen von Boulogne wählte ich
Die Cadres meiner Tapfern zu vereinen.
Ein friſcher Oſtwind trägt uns an's Geſtade
Der feingebornen brittiſchen Nation,
Und wer von Euch auf ihren Kreidebergen
Den erſten Adler pflanzt, — bei Gott! — der ſoll
Der Erſte ſeyn, nächſt mir, in der Armee.

(Lebehoch der Soldaten und des Volkes, wie vorhin. — Erſtere ziehen auf Commando mit klingendem Spiele ab.)

Bonaparte.

Murat! — zehntauſend Bajonette noch
Umſchließen die Barrièren von Paris.
Genügen ſie dem Unvorhergeſeh'nen
Wohl zu begegnen?

Murat.

Was es immer ſey:
So lange der Soldat den Schnurrbart ſtreicht,

Sich von Marengo, Lodi und Arcol erzählt,
Und ſchwört: bei ſeinem kleinen Corporal,
Mag halb Paris zu Royaliſten werden,
Der erſte Conſul darf ſpazieren reiten. —
Allein, mein General, vernahmen Sie
Des Volkes Jubel nicht, der lauter noch
Als unſrer Tapfern Donnerſtimmen tönte? —

Bonaparte
(kehrt ihm kalt den Rücken zu und wendet ſich gegen Regnier.)

Regnier! — war dieſer Beifallsruf des Volkes,
Den wir vernahmen, rein? — war nichts gemacht?
Die Wahrheit wünſcht ich, Polizeiminiſter! —

Regnier.

So viel ich weiß, iſt nichts im Volk geſchehen,
Das dieſen Beifallſturm am Werthe kürzte.

Savary.

Doch mein' ich viel Sopran gehört zu haben.
Das ſchaubegier'ge Volk, mit ſeinem Haſſe
Den Britten mehr wie jemals zugewendet,
Und überſättigt längſt mit Siegsberichten,
Die nur von wenig tauſend Todten reden,
Erwartet ſehnſuchtsvoll die laut verheißne
Comödie, wo John Bull uns ſeine Schlüſſel
Zu goldgefüllten Truhen liefern ſoll,
Und —

Bonaparte (ihm in die Rede fallend

Schon gut! Savary. — Ich muß geſtehn,
Daß die Bemerkung vom Sopran des Volks

Nicht ohne Scharfsinn ist. — Wer hätte je gedacht,
Daß zum Regieren auch Musik gehört? —
(er sieht sich um und ruft:)
Junot! —

Junot.

Mein General! —

Bonaparte.

Berufen Sie
Desmartes und Real nach Malmaison.
Auch Fouché will ich sehn, und Talleyrand. —
(Junot ab.)
Regnier, von der Elite Ihrer Leute
Sind diesen Abend zwanzig disponible
Zu einer Mission für wenig Tage.
Von sechs Uhr an befinden diese Leute
Sich in der Präfectur. — Ich will doch sehn,
Ob der Corsaren Gold an Macht den Stahl
In unsern Händen überwiegt. — — Murat!
Zweihundert Mann verstärken meine Wache.
Man soll fortan den Weg nach Malmaison
Zur Abendzeit von Wandrern möglichst säubern,
Auch der Bewohner beider Häuserreih'n
In allen Wegen gänzlich kundig werden —
Der junge Staat bedarf fortan noch meiner;
Man soll zu früh ihn nicht zur Waise machen.

Savary.

Verwünschter Feldzug, da man mit Kanonen
Den meuchlerischen Feind nicht treffen kann.
(Alle ab.)

Scene III.

(Damen-Gemach in Malmaiſon.)

Joſephine und Madame Remuſat treten ein und legen Hüte und Shawls mit Hülfe einer Kammerfrau ab.

Joſephine.

Nein, theure Remuſat, des Parkes Grün
Und ſüßer Duft, mit dem der Zephyr gaukelt,
Des Himmels Blau, der Vögel heitrer Sang —
Nichts, nichts beſchwichtigt mir das bange Herz,
Und Ruhe find' ich wohl auf Erden nimmer wieder.

Madame Remuſat.

Wie unbegreiflich doch, Madame —

Joſephine.

Nicht ſo!
Wir ſind allein und beide Bürgerfrauen.
Laß mich den Namen Joſephine hören,
Den ſüßen Laut der heitern Kinderwelt,
Die einz'ge Heimath ungetrübter Freude,
Aus der die Mitgift ja ſo ärmlich klein. —
O daß ich ganz noch Joſephine wäre! —

Madame Remuſat.

Und kann denn das nicht, eh' man's denkt, geſchehn?
Vergaßt Du ganz ſchon der Zigeunerin,
Die chiromantiſch eine Demant-Krone
Und einen goldnen Thron Dir zugeſagt? —
Iſt Dein Gemahl nicht über Millionen
Ein unumſchränkter Herr und Meiſter ſchon? —
Erſt eben hat der Wille der Nation
Die Würde eines erſten Conſuls ihm
Für Lebenszeit freiwillig zuerkannt:

Hier hat die Raupe ſich zum letzten Mal
Verpuppt; ein einziger warmer Sonnenblick,
Und ſchnell entſchlüpft der einfach dunklen Hülſe
Mit Irispracht geſchmückt ein Schmetterling,
Wie Frankreichs Fluren nimmer ihn geſehn.
Der erſte Conſul — wird zum erſten Kaiſer,
Und Madame Bonaparte wird, was ſie
Als Kind einſt war — wird Joſephine wieder;
Nach jenem ewigen Naturgeſetze,
Das die Extreme ſich berühren macht.

Joſephine.

Unſel'ge Träumerin mit offnen Augen! —
Halt ein, Du tödteſt mich. — Der ſchöne Stern,
Der über Frankreich glänzend aufgegangen,
Iſt ein Comet, und ſeine Strahlenruthe
Trifft mich zu allererſt. — Du redeſt wahr;
Maßloſer Ehrgeiz ſpornt den großen Mann,
Des Ruhmes Säule grauenhafte Zinne
Mit ſtarrem Eigenſinne zu erklimmen.
Gefeſſelt führt er mich, die Zwergin, mit,
Und nur mit Zagen denk' ich an die Höhe,
Von der mein Blick zur Tiefe gleiten wird,
Aus der das ärmliche Soldatenweib,
Die Beauharnais, beglückte Mutter, dann
Mit ihrem heitern freundlichhellen Blicke
Die ſchwindel-kranke Joſephine höhnt.

Madame Remuſat.

Wie unbegreiflich doch! — Will das Geſchick
Zu ſeiner Launen Spielball mich erwählen,
Will es mein Herz mit einer Laſt beladen,

So mag das Glück mit ſeiner Bürde kommen.
Du wirſt es ſehn, die Kraft wächſt mit der Laſt;
Denn mit dem Leid' hat Freude das gemein.

Joſephine.

Wie aber, Tröſterin, wenn nun der Mann
Des Ruhms auf jener Zinne um ſich ſchaut,
Die Reiche überzählt und ihre Völker,
Die das Geſchick ihm in die Hand gegeben;
Dann zu mir tritt, und von des Weib's Beruf,
Von mir verlangt, was ihm die Götter ſchenkten,
Für Ewigkeit an ſein Geſchlecht zu knüpfen,
Wie dann? —

Madame Remuſat.

Warum ſich kränken, Joſephine,
Mit Möglichem, das noch ſo fern uns liegt?

Joſephine.

Fern? — daß Du Wahrheit ſprächſt! Berief er nicht
Conſeil der Aerzte ſchon, daß Aesculap
An ſeiner Joſephine Wunder thue? —
Iſt nun die Zeit der Wunder längſt entflohn,
Das Ungeheurſte nur noch wunderbar,
So ſeh' ich Wunderbares denn geſchehn:
Von jener Zinne ſeh' ich mich geſtoßen,
Und mit der Krone wird mein Herz zerbrochen.

(Sie ſetzt ſich und verhüllt trauernd ihr Geſicht.)

Scene IV.

Vorige. Fouché. Hortenſie.

Hortenſie.

Ich bringe Fouché Dir, geliebte Mutter;

Vielleicht daß der bewährte Mann und Freund
Dein Herz in etwas zu beſchwichtigen wüßte.

Fouché (verneigend begrüßend).

Mes Dames! —

Joſephine (ihm entgegen).

Willkommener Beſuch! — Wie ſehr
Entbehrt in der verhängnißvollen Zeit,
Die mit dem Ungeheuren kreiſt und kreiſt,
Man eines Fouché's Geiſt, vor deſſen Blick
Die feinſten Netze ihre Maſchen öffnen,
Und zur Erſcheinung jeder Lauſcher wird.

Fouché.

Hat über mich der Conſul jüngſt geredet,
Madame? —

Joſephine.

Das eben nicht; allein warum? —

Fouché.

Vielleicht daß ich alsdann ein Echo hörte,
Von einer Gattung, die mir wohl gefällt.
Im Urtheil über Männer irren Frauen
Sehr leicht. Staatsmänner nun vor allen Dingen
Hat die Natur für ſie ſehr fern geſtellt.

Madame Remuſat.

Da möcht' ich dennoch zu bedenken geben,
Daß längſt die Zeiten einer Pompadour dahin,
Und daß der Strahl des neuerwachten Lichts,
Der ſo viel weiſe Männerſchädel reifte,
Durch nichts verhindert ward auch uns zu leuchten,
Und unſerm Urtheil Reife zu verleihn.

Fouché.

Sie schmeicheln fein, Madame; fürwahr, sehr fein,
Und dennoch muß ich zweifeln, wie vorhin;
Denn, wäre jenes Lob in mir begründet,
Wie sollte dann der erste Consul nicht,
Da über ihm die Luft voll Dolche hängt,
In mir den rechten Mann erkennen können,
Der eben tauglich wäre, aus der Luft
Solch tödtliches Miasma zu entfernen?

Josephine.

Unsel'ges Räthsel einer Politik,
Wo in des Zweifels Wage Recht und Recht
Um eine Nadel nur sich überwiegt. —
Bezweifeln Sie, daß auch der Consul weiß,
Wie nützlich ihm ein Mann von Fouché's Geist
Im Kampfe gegen Dolch und Gifte ist? —
Hab' ich nicht selbst ihn hundertfach gemahnt,
Den weisesten Vollstrecker seines Willens,
Den ersten Hüther seines und zugleich
Des ganzen Staates Wohl's, zurückzurufen? —

Fouché.

Und dürfte ich vielleicht die Nadel kennen,
Die in der Wage seiner Politik
Zu meinem Nachtheil jenseits überwog? —

Josephine.

Was ich empfing, war, deucht mir, sehr verhüllt,
Wie es gemeinhin die Metapher ist.
Der Consul sprach: „Ich kannte einen Schäfer,
Der nach Gebrauch und Noth für seine Heerde
Von einem Fremden einen Hund erstand,

Und, weil er jung und zart, mit Leckerbissen,
Mit weicher Streu und vielem Streicheln pflegte.
Die Heerde lernte bald den Schleicher fürchten,
Da ihm die Zeit die Glieder mächtig streckte,
Unheimlich Feuer ihm im Aug' entbrannte,
Und seines Rückens Haar sich drohend sträubte. —
Der Schäfer selber mußte bald ihn fürchten,
Und endlich von der Heerde gar entfernen,
Denn täglich ward es klarer, daß der Hund
Als Bastard eines Wolfes sich entwickle,
Der zwar der Heerde nützlich wohl, jedoch
Weit mehr wie das, gefährlich werden könnte."

Hortensie.

Fürwahr, ein zartes Thierstück dieses Bild;
Ich seh' uns allesammt schon bei der Heerde.

Fouché.

Die Farben hat der Consul nicht gemischt,
Die grell genug in diesem Bilde schimmern. —
Der Halbwolf ward verscheucht, indeß die Bestien
Dem Schäfer selber nach der Kehle sehn. —
Jedoch, — der größte Mann hat Zeiten wohl,
Wo ihn des Irrthums Nebel überschleicht,
Und wenn auch nicht, selbst gegen seinen Willen
Bewacht mein Blick den kleinsten seiner Schritte,
Und keine Mücke naht ihm ungewahrt; (heftig)
Man soll den Wolfshund näher kennen lernen. —

Madame Remusat.

Wie unvorsichtig, liebe Josephine,
Daß Du des Consuls Worte wiedergabst.
Der Bürger Fouché, scheint es, ist gekränkt.

Joſephine.

Fouché gekränkt? — Nein doch; ein Mann wie dieſer
Ehrt allzuſehr den Geiſt der Politik,
Als daß ihn irgend etwas kränken könnte,
Was der in ſeiner Weisheit ordnend that.

Fouché.

Wie viel Talent ſo nah' am großen Steuer
Des Staatsſchiffs ungenützt verkümmern muß! —
Ich werde dies dem Conſul wiederholen.

Joſephine.

Sie ſind zu ihm berufen?

Fouché.

Eben jetzt;
Mein Eifer ließ mich etwas früh erſcheinen.

Joſephine.

O Zeit voll Angſt! — das deutet auf Gefahr,
Die man dem Weibe nur zu gern verhehlt.
Wie tröſtet mich's, daß Fouché er berief,
Der, hoff' ich, keinen Groll im Buſen nährt.

Fouché.

Was ich an Groll in meinem Buſen nähre,
Gilt ſeinen Feinden nur.

Joſephine.

Von denen einer,
Und der gefährlichſte, in ſeiner eignen Seele
Verborgen wirkt. — Es iſt der Durſt nach Ruhm;
Denn auf dem Webſtuhl der Gedanken wirkt
Er fort und fort geheim am Purpur ſchon,
Der für die Republik, für mich — wer weiß!

Zu allererſt vielleicht gar für ihn ſelber
Zum Trauermantel werden muß.

Madame Remuſat.

Schon wieder
Das Unkenlied, das Freud' und Luſt verſcheucht.
Nicht wahr, mein Herr, man muß dem Glanz nicht wehren?
Das wahre Glück verſchmäht den Nimbus nicht!

Fouché.

Das wahre Glück iſt, das am längſten währt.
Am längſten aber währt, was man mit Kraft
Und Vorſicht ſelbſt erbaut und ſo erhält.
Der Nimbus iſt dabei ein guter Schmuck,
Der Schmeichler dann und viele Neider ſchafft.
Das Glück an ſich iſt ein Proteus zu nennen;
Am liebſten, denk' ich, wohnt es wohl bei dem,
Der es in Einfalt nicht zu nennen weiß. — —
Allein mich ruft die Pflicht. (Er nimmt den Hut.)

Joſephine.

Bevor Sie gehn:
Was auch der Conſul immer wollen möge,
Die erſte Pflicht, die Sie ihm leiſten ſollen,
Iſt die: mit Rath und That dahin zu trachten,
Daß ihn der Krone Schimmer nicht verblende,
Und zum Verrath am Bürgerthume treibe.
Denn wie er's wagt, ſo wird der Fürſtenzepter
In ſeiner Hand zu einem Zauberſtab,
Vor dem, wie von Meduſens triefend Haupt,
Die Erde tauſendfältig Schlangen brütet,
Die jed' ihr Gift nach ſeinem Herzen ſpritzt.

Fouché.

Und wenn er nun von Joſephinen redet,
Und Rath von mir in jenem Fall begehrt,
Daß die Nation dereinſt berechtigt werde,
Nach ſeines Namens Erben zu verlangen? —

Joſephine (nach einer Pauſe, ſchmerzhaft).

Dann möge rathend Gott in Ihnen walten;
Ich Staub kann nichts — als meine Hände falten. —

(Schnell ab, von den beiden Frauen gefolgt, durch eine Seitenthür.)

Fouché

(ſteht noch eine Weile in Gedanken).

Armſelig Weib! — Dein Lenz kehrt nimmer wieder!
Des Mannes Schädel iſt's, der ewig grünt.
Was die Natur und Politik geächtet —
Deß Sturz hält Händefalten nimmer auf. (ab.)

Scene V.

Arbeitszimmer des erſten Conſuls.

Bonaparte

(tritt ſehr nachdenkend ein und geht einige Male auf und ab. Dann, abwechſelnd ſtill ſtehend)

Ein Schritt noch vorwärts, und die morſche Brücke
Der Republik mag hinter mir in Staub
Und Nacht verſinken. — Nimmermehr zurück
Führt dann ein Pfad! — So ſoll es ſeyn! — Es ſoll! —
Hab' ich dies Volk vom tollſten Wahnſinn nicht,
Da es mit warmen Menſchenſchädeln ſpielte,
Wie Irokeſen ſich mit Blut betünchte,
Durch meines Schwerdtes guten Stahl geheilt? —
Hab' ich ſein Höchſtes nicht, den ew'gen Gott
Ihm und das Kreuz zurückgegeben? — Hat nicht
Mein ſtarker Arm des Reiches Grenzen rings

Mit frischem grünem Lorbeer eingehegt? —
Solch Schuldbuch läßt mit Gold sich nimmer tilgen;
Das Höchste kann nur vor dem Höchsten schwinden. —
Wenn Völker in des Vaterlandes Boden
Das Samenkorn der Königsleiche legen,
Und rings mit Blut die heil'ge Stätte düngen,
So grünt ein üppig Kraut daraus hervor:
Die Republik. Viel Zweige dann und Schößling'
Entsprießen dem; doch aus des Herzens Mitte
Erhebt ein Gipfel sich gemach, und wird
Zur Krone; — diesmal eine Kaiserkrone! —
Beim höchsten Gott! — ich thu' es anders nicht! —

Scene VI.

Bonaparte. Fouché wird von einem Diener durch Nennung seines Namens gemeldet. Der Consul winkt seinen Einlaß.

Fouché (verneigt sich mäßig).

Consul, ich bin beglückt, daß der Befehl,
Nach Malmaison zu eilen, mich sofort
In der Umgebung dieses Schlosses traf. —

Bonaparte.

Wie haben Sie die Zeit, in der wir uns
Nicht sahn, verlebt? —

Fouché.

In steter Sorge für
Das Heil des Consuls, so wie der Nation;
Zwei Dinge, die man längst schon nicht mehr trennt.
Ein schlechter Dienst indeß, in unsern Tagen:
Besorgniß für des Vaterlandes Wohl;

Die Thatluſt mit Erinnerung zu nähren,
Am Ufer ſteh'n, in müßgem Zeitvertreib,
Und den Verſinkenden mit Blumen zu
Bewerfen.

Bonaparte.

Ja, — — und obendrein mit Roſen,
Daß an den Stacheln man ſich noch verletze. —
Fouché, ich bin kein Blumenfreund und bitte
Mit ſolcher Thorheit ja mich zu verſchonen. —
Von etwas And'rem jetzt. — Man ſagt, ich ſey
Von einer ganzen Rotte feiler Meuchler
In weiten oder engern Kreiſen rings
Bedroht. — Man ſagt, die Lager von Boulogne,
Von Arras und ſo weiter, längs den Küſten,
Erfüllten endlich drüben auf dem Wollſack
Die Herrn des Parlaments mit großer Furcht;
Und eh' ſie, die Traktatenbrecher, die
Aus ihrem Inſelſchatz nicht einen Felſen
Verlieren wollen, Malta fahren laſſen,
Verſuchen ſie's, den Creditor — mit ihm
Den General, der die Execution
An ihre Küſten führen wird, zu tödten.
Vernahmen Sie, Fouché, in Ihrer Sorgfalt,
Mit der Sie mich und die Nation erfreu'n,
Von der Verſchwörung jenſeits des Canals
In allen Wegen nichts? —

Fouché.

Conſul, was man
Im Leben meiſt ſo wiſſen nennt, iſt nichts
Für mich. — Was immer mich intereſſirt,

Kann nur das Größte seyn, und werth deshalb,
Ein Sehender an ihm zu werden.

Bonaparte (lächelnd).

Fouché ein Sonntagskind! — Wohlan! — nur weiter.

Fouché.

Ein Sonntagskind wohl mag man immer seyn,
Und dennoch mit am großen Werkeltage
Der fleißigen Franzosen thätig seyn. —
Consul, die Dinge sind dahin gediehn,
Daß Schweigen dem Verbrechen gleich zu achten.
Wie jetzt Ihr Fuß sich regt, beschreitet er
Unwissend einen morschen Splitter nur,
Der einen Abgrund schimmernd überdeckt,
Und kein Phantom ist's — Frankreichs Genius
Schwebt über'm Haupt' ein Schwert an schwachem Haar.

Bonaparte.

Kann seyn! — Allein dies Haar, so schwach's auch ist,
Es hält.

Fouché.

Wer weiß. — Vielleicht, daß das Gewicht
Von einer Mücke, die das Schwert berührt,
Das Haar zerreißen macht: und dieses Bild
Ist mehr als nichtig Schattenbild, mein Herr! —

Bonaparte
(nahe zu ihm herantretend).

Fouché! — bei meinem Schwerdt! in Ihrem Kopfe
Ist in der Einsamkeit ein Plan gereift;
Die ersten Linien sind geschickt entworfen. —
Nur weiter. — Stören wollt' ich eben nicht,
Vielleicht die Feinheit Ihrer Arbeit fördern.

Fouché.

Das eben iſt der Dämon jeder Größe,
Daß über's Ziel hinaus ihr Blick enteilt. —
Der Krieger zählt die Schaaren ſeiner Feinde
Und überſieht des Skorpiones Stachel,
Der eifrig ſeines Herzens Muskel ſucht.

Bonaparte.

Laßt vor der Hand uns bei der Mücke bleiben,
Die jenes Schwertes Hall zu ſprengen droht.
Iſt ſie kein Schattenbild; — wohlan! — ſo möcht'
Ich das Inſekt doch wirklich kennen lernen.

Fouché.

Ich zögre nicht; — allein ich muß bezweifeln,
Daß Regnier nicht, was ſeines Amts, gethan,
Und Blicke ſeines Herrn dorthin gelenkt,
Wo die Gefahr ſich offenkundig ſpreizt.

Bonaparte (heftig).

Was Sie bezweifeln oder nicht, will ich
Nicht wiſſen. Was mir droht; wo! — wie! —
Das ſoll der Bürger Fouché mir entdecken,
Der ſehr wohl weiß, wie Winkelzüge mir
Zuwider ſind. —

Fouché (ruhig).

Nicht mehr, wie dieſem ſelbſt.
Doch hat auch weiſe Vorſicht ihre Züge,
Bei denen es nach Abſicht etwas winkelt.
Der Conſul Bonaparte, mein' ich, könnte
Etwas beginnen, das Napoleon,
Dem Kaiſer, ſchädlich wär'.

Bonaparte (sehr ernst).
Bedenken Sie,
Fouché, daß oft ein Kopf, der zu viel weiß,
Zu früh es weiß, aus seinen Fugen wich,
Wo er zu seiner und des Staates Lust
Noch manches schlaue Plänchen hätte brüten,
Manch' schimmernden Erwerb empfangen können. —
Geht die Natur des Werkzeugs Ihnen ab,
Das lautlos seines Meisters Willen thut,
Weil selbst ein kleines Fünkchen Meisterschaft
In Ihrem Schädel längst sich vorgefunden:
So rath' ich doch, mit diesem Meisterfunken
Nicht zu versuchen einen Morgen zu
Entzünden, welcher, nach der Ordnung der
Natur, zu rechter Zeit — ein Phöbus aus
Der Fluth — die Welt mit Glanz bestrahlen wird. —
Ein Vorwitz — einerlei, wie er gemeint —
Der Kommendes verfrühen möchte, wird
Von meiner Hand sofort zu Staub zerschmettert. —
Jetzt weiter, Bürger! —

Scene VII.

Vorige. — Ein Diener meldet, wie vorhin, Talleyrand. Bonaparte winkt seinen Einlaß.

Fouché (bei Seite).
Endlich!

Talleyrand (verneigt sich grüßend).

Bonaparte.
Sehr willkommen! —
Ich habe Fouché auch entbieten lassen,

Um seines oftgeprüften Rathes da
Nicht zu entbehren, wo man fast mich zwingt,
In einen Kampf mit unsichtbaren Feinden,
Gespenstern gleich, mich einzulassen; wo
Deshalb ein polizeiliches Talent
Mit seinem Sonntagskinderblick viel mehr
Als Tapferkeit und Kriegskunst nützen kann.

Talleyrand.

Berathung oft ist schon die halbe That,
Wie Vorsicht meistens halb-gewonnen heißt. —
Ist diese unsre Drei, nach weisem Rath,
Zuletzt zu einer Einigkeit gediehn,
So, mein' ich, müßte die Dreieinigkeit —
Und ob auch hundert Teufel uns bedrohten —
Vollkommen zur Erlösung führen können.

Bonaparte.

Wie der Abbé sich immer wieder regt,
Wenn's etwas Tüchtiges zu ordnen giebt.

Fouché.

Ein Körnchen Pfaffenthum zu rechter Zeit
Ist selber dem Verstande öfter nütze.

Bonaparte.

Zur Sache jetzt! der Zeitlauf mahnt.

Talleyrand.

Bevor
Wir unsern Rath an Dunkelnächtigem üben,
In dem sich körperlose Schatten regen,
Bring' ich ein lichtes Document, mein Consul.

Bonaparte.

Vom Grafen von Provence vielleicht? — ich bin
Gespannt.

Talleyrand.

Von ihm, der stolz verwirft,
Was wir an Land und Leuten ihm und Schätzen
Für die Entsagung seiner Königs-Rechte
Auf Frankreichs Thron, großmüthig zugesagt.
In Polens Hauptstadt weilt der letzte Ludwig,
Und zum Vermittler unsrer Großmuth sprach
Also in schnöder Weise der Verbannte:
(er entfaltet ein Papier)
„Zwar weiß ich nicht, was der allmächt'ge Gott
„Mit mir und dem Geschlechte der Bourbons
„In seinem hohen Rath für Absicht hegt.
„Doch kenn' ich meine Pflicht, die er zugleich
„Mit der Geburt mir heilig auferlegte.
„Als Christ kann ich das Heil'ge nie verletzen;
„Als Sohn des heil'gen Ludwig werde ich —
„Nach seinem hohen Beispiel — auch in Fesseln
„Mich selber immerdar zu ehren wissen,
„Und wie einst Franz, mein stolzer Ahnherr, sagen:
„Wir haben Alles zwar, doch immer noch
„Die Ehre nicht verloren." — —

Bonaparte
(geht heftig auf und ab. — Kleine Pause).

Fürstenstolz! —
Beim höchsten Gott! — Du sollst mich kennen lernen! —
Beugt sich der Stamm des Sturmes Toben nicht,
Soll ihn der Blitz bis in die Wurzel splittern.

Fouché.

Conſul, was mir das Recht des Stärkern zugetheilt,
Kann Stärk' allein auch als Beſitz nur ſichern.
Die Schwäche greift mit Recht zu guten Worten; —
Der erſte Conſul Frankreichs rede nur
Mit eh'rner Zunge: ſeinem guten Schwert. —
So weit das reicht, wird gute Antwort kommen,
Doch jenſeits iſt es beſſer, ſtumm zu ſeyn. —
Sind Sie, nach jenen frommen Weisheitskrämern,
Ein ſcharfes Werkzeug unſichtbarer Hand,
Ein neu Jahrhundert ſeltſam zu geſtalten,
So müſſen noch der Spähne viele fallen.
Barmherzigkeit an ſeines Werkes Stoff
Darf nicht die Art des klugen Meiſters üben;
Und, wahrlich! ſoll's zu gutem Ende kommen,
So müſſen wir das Werkzeug wacker ſchwingen.

Bonaparte.

Was hat mir Talleyrand darob zu ſagen?

Talleyrand.

Conſul! — noch hat die ew'ge Republik
Ihr blutig Rechenbuch nicht ganz geſchloſſen: —
Sie hat das Recht, mit rothem Saft zu ſchreiben,
Und ein'ge Blätter minder oder mehr
Der richtenden Geſchichte überliefert,
Kann ſie begreiflich weder freu'n noch kränken. —
Geſetzt den Fall nun, daß die Republik,
Als Kind der Zeit, an Altersſchwäche ſtürbe,
So iſt es — deucht mir — weiſe, alles das,
Was an Geſchäften ihrer Art vorher
Noch abzumachen wäre, alſobald

Auf ihres Schuldbuchs letztes Blatt zu schreiben.
Ja, wenn's dem künft'gen Heile der Nation
Und ihres Oberhauptes dienlich wäre,
Selbst mit Bourbonen-Blute zu besiegeln.

Bonaparte (ihn scharf fixirend.)

Wie! — Talleyrand! — Wo liegt das erste Glied
Von der Gedankenkette? —

Talleyrand.

Fouché rede.

Fouché.

Ein feines Netz, mein Consul, viel zu fein,
Als daß es Regniers Kurzblick übersähe,
Durch brittisch Gold, im Dienst der Prätendenten
Gewirkt, umspinnt den Retter Frankreichs längst;
Und immer neue Fäden Cadoudal's
Und Pichegrü's durchkreuzen kunstreich das
Gewebe. Lange schon bewohnt Enghien,
Herzog von Bourbon, an der Schwelle Frankreichs
Ein gräflich Ahnenschloß in Ettenheim,
Im Stillen harrend auf der Meutrer That:
Des großen Consuls Fall, und im Gefolge
Parteienkampf und blut'ge Schreckenstage,
Um flugs die Fluren Frankreichs zu durcheilen,
Dem Schauplatz der Begebenheit zu nahen,
Und nach dem Zügel herrschender Gewalt
Die Hand, die noch vom Consulblute raucht,
Zu strecken dann. — Und dieser Prinz Enghien
Ist jene Mücke, Herr, von der ich sprach,
Gewichts genug, des Schwerdtes Sturz zu fördern.

Sollt' ich indeß damit im Argen ſeyn,
So laß ich mich mit Freuden widerlegen.

Bonaparte
(geht neuerdings einige Mal ſinnend auf und ab, dann bleibt er vor den Anweſenden ſtehen und fixirt ſie einige Secunden).

Noch iſt mein Schwert vom Königsblute rein,
Und was ich immer that zu Frankreichs Heil,
Darf, ſo wie jedes redlichen Franzoſen,
Auch der verbannten Fürſten Dank begehren.
Ruft mich indeß ihr blinder Haß zur Waffe,
Der Tücke ihrer Meuchler mich zu wehren,
Beim höchſten Gott! ſo ſcheue ich mich nicht,
Die tollen Herrn durch Aderlaß zu ſänft'gen: —
Allein — der Zorn, der endlich wohl vermöchte
Mich vor Europas Richterſtuhl zu ſtellen,
Iſt bis zu dieſer Stunde noch im Werden.

Talleyrand.

Dem Richterſtuhle ließe ſich entgeh'n,
Wenn man mit Dolch dem Dolch' begegnete,
Und den Nationen, ſtatt Prozeſſes-Akten,
Den Stoff zu einem Bravo-Stücke gäbe.

Fouché.

Enghien liebt, wie ich höre, ſehr die Jagd;
Ein Jäger oder Treiber fände ſich
Wohl leicht, das Stückchen Edelwild zu fällen,
Das ſich vermißt in ſeinem Uebermuth,
Den Grenzen Frankreichs allſonah' zu ſtreifen.

Bonaparte (heftig).

Kein Wort von dem, was Eure Zungen ſchändet! —
Erdſchleichern ziemt vielleicht der Meuchelmord.

Ich legte keine Hand an Ludwigs Nacken,
Ich trog nicht Einen um sein Vaterland.
Was die Nation mir gab, hab' ich empfangen,
Und werd' es wie ein köstlich Kleinod wahren;
Wem danach lüstet, hat den Kopf zu wagen;
Mein Arm ist lang, mein Schwert ist gut geweht,
Doch beide stehn im Dienste des Gesetzes.
Ehrlose kämpfen nur mit Dolch und Gift:
Ich bin Soldat, kein Räuber, noch Bandit.
Muß an Enghien ich einen Frevel rächen,
Soll das Gesetz sein Todesurtheil sprechen.

Scene VIII.

Desmartes und Real werden gemeldet und treten gleich darauf ein.

Bonaparte.

Bürger Desmartes und Real! Die Ereignisse veranlassen mich, Sie mit einer neuen und wichtigen Mission zu beauftragen. Irgendwo an den Küsten von Dieppe, wahrscheinlich bei Biville, wird in diesen Tagen eine Landung Verschworner mittelst englischer Fahrzeuge Statt finden. — Berry, ein Prinz der verbannten Königsfamilie, wird unter ihnen seyn, an dessen Verhaftung uns vor Allem gelegen seyn muß, damit wir Europa, das uns begeifert, die Schande unsrer Feinde in die Hand legen können. — Sie werden deshalb die Küstenwinkel durchspähn und vor allen auch auf die den Landenden befreundeten Empfänger achten. Savary wird sich mit detachirten Militair-Abtheilungen in Ihrer Nähe befinden und den Bemühungen sich anschließen. — Das

Polizeiminiſterium hat täglich Mittheilungen von Ihnen zu empfangen. — Die Nation bedarf Ihres Eifers und Ihrer Gewandheit.

Desmartes.

Bürger, erſter Conſul, die Nation darf ganz auf uns rechnen.

Real.

Das ehrende Vertrauen ihres Oberhauptes wird unſre verſtändige Thätigkeit verdoppeln.

Bonaparte.

Ich zähle darauf. — Ihre nächſte Behörde iſt Savary. — Dieſe Stunde Ihre Abreiſe. (Er entläßt ſie.) — Fouché! Richten Sie Ihr Augenmerk auf die Häupter der Verſchwörung: Cadoudal und Pichegru. Ich erwarte Ihre ergänzenden Berichte. — Talleyrand, Ihr Vorſchlag, alle in Frankreich anweſenden Britten zu verhaften, iſt genehmigt. Traurige Nothwendigkeit! die die Häupter ihrer Regierung verantworten mögen.

Talleyrand.

Der Befehl dazu ſchlöſſe vielleicht füglich den Vorwand ihrer Sicherheit gegen Volkswuth ein?

Bonaparte.

Nein! — Der Erfolg wird lehren, daß es keines Vorwandes, ſondern nur des Gehorſams gegen die Nothwendigkeit bedurfte. — Schließlich wird Enghien von Spähern ſorgfältig bewacht. Ich will von jedem, auch dem kleinſten Vorgange unterrichtet ſeyn. — Die Verſchwörung ſoll mit einem Schlage vernichtet werden;

denn der Boden muß geebnet seyn, um mit Sicherheit weiter schreiten und darauf bauen zu können. (Entlassung.)

Scene IX.

Bonaparte

(geht gesenkten Hauptes, das er dann und wann erhebt, die Hände auf dem Rücken, auf und ab, bleibt einige Male, als ob er reden wolle, stehn; dann endlich:)

Nicht ganz will doch mein Geist den Plan umspannen,
Der sich nach allen Seiten dehnt und dehnt,
Ein grauenhafter Riese hoch sich bäumt
Und aus den tausendfach verschlungnen Ketten
Mit starkem Arm die Jungfrau sich befreit:
Europa, daß durch liebendes Vermählen
Den Völkern allen die Erlösung komme.
Was Menschenwille darf — das will ich wollen;
Der große Würfel liegt; es ist die Welt.
Gewinnen muß ich Alles — oder Nichts. —
Nur Zwergen ziemt die dürft'ge Mittelstraße.
Ich seh' ein leuchtend Ziel in dunkler Ferne,
Ein Stern von Oben zeichnet mir die Bahn.
Geheiligt sey, was meine Schritte fördert,
Vernichtet, was verwegen widerstrebt.
Und soll ich auch durch rothe Ströme waten —
Ich traue meinem Glück — und meinen Thaten.

Scene X.

Bonaparte. Josephine.

Josephine (ihm zärtlich entgegen).

Napoleon! — ein einz'ges kurzes Wort
Des Trostes nur für mich aus Deinem Munde.

Verſtärkte Wachen hüten Malmaiſon;
Die klügſten Männer des geheimen Raths,
Wenn längſt auch ſchon verbannt, ruft Dein Befehl.
Im Finſtern drängt Gerücht ſich auf Gerücht;
Ein düſtrer Ernſt umlagert Dein Geſicht,
Wie ſchwarze Wetterluft den Sommerhimmel. —
Die Treue darf zu Deinem Schutz ſich nahn:
So ſollſt Du auch die treuſte Seele nicht,
Dein liebend Weib von Deiner Bruſt verſcheuchen.

Bonaparte.

Ich that es nie! — Allein — die Zeiten kreiſen;
Das Ungeheure iſt im nahen Werden,
Zu rieſenhaft für ſchwachen Weiberſinn.
Ich ſteh' am großen Schwungrad der Geſchichte
Und greife kühnen Muths in ſeine Speichen,
Zu hemmen nicht, vielmehr den Flug zu fördern. —
Mein Sinn iſt klar; — ich trotze jeder Macht;
Zerſchmettert wird, was mir entgegen tritt. —
Ein großes Blatt der ewigen Geſchichte
Wird meinen Namen an der Stirne tragen;
Und mein Geſchlecht, vor dem ſich Völker beugen,
Jahrtauſende für ſeine Wahrheit zeugen.

Joſephine.

Wird Dein Geſchlecht? — O grauenhaftes Räthſel!
Kannſt Du das Todte der Natur beleben? —
Kannſt Du der Kirche heil'ge Bande ſprengen? —
Kannſt Du — o Gott, vergieb den Frevel mir! —
Kannſt Du Dein liebend Weib darum vernichten,
Und auf des Ruhmes Traumbild nicht verzichten? —

Bonaparte (ruhig-ernſt und feſt).

Was da geſchehen muß — das wird geſchehn: —
Für große Zwecke wiegt das Leben leicht.
Ein ſeltnes Weib, wie meine Joſephine,
Wird ſtolz die feige Mitwelt überragen. —
Entſagen kann ich nicht dem hohen Plan,
Den kommenden Geſchlechtern beizuzählen.
Will ſich dahin kein Ausweg finden laſſen,
Erwirbt mein Weib ſich die Unſterblichkeit:
Als freies Opfer liebend zu erblaſſen.

(Sie ſinkt ohnmächtig in ſeine Arme.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt.

Schloß zu Ettenheim, an der Grenze von Baden.

Scene I.

(Geſellſchafts-Saal, mit Haupt- und Seitenthüren.)

Baronin v. Reich. Frau v. Rohan-Rochefort.

Baronin v. Reich
(iſt beſchäftigt einen eleganten Degen mit einem Portepée zu ſchmücken).

Ein Feſttag, wie ihn Ettenheim nicht ſah,
So lange Menſchen hier Verſtecken ſpielten:
Der Namenstag des königlichen Prinzen
Soll glänzender vielleicht, herzlicher nie
Gefeiert ſeyn, als in dem Kreis der Treuen,

Die Alles, was auf Erden theuer, ließen,
Um ihrem hohen fürſtlichen Gebieter
Die kummervollen Tage des Exils
Durch treue Lieb' und Sorgfalt zu verſüßen.

Frau v. Rohan.

Und dieſes Schwert, Charlotte? —

Baronin v. Reich.

Schmücke ich
Als würdigſtes Geſchenk für einen Prinzen,
Mit aller Sorgfalt einer Freundin jetzt.
Unheimlich iſt mir dieſe Kirchhofruhe,
Wo thatenlos, in nicht'gem Zeitvertreibe
Ein fürſtliches Geblüt verrollen muß,
Indeß in ſeinem angeſtammten Erbe,
In Frankreichs Paradies-geſchmückten Gauen
Ein bürgerlicher Räuber ſchwelgt, der ſich
Erfrecht in einer ſchnöden Conſul-Maske
Den Millionen Franken zu gebieten,
Geſetze vorzuſchreiben, Krieg zu führen,
Ihr Blut in tauſend Strömen zu vergießen,
Des Landes und des Thrones Schätze zu
Verpraſſen; jene herrlichen Paläſte
Geſalbter zu entweihn, und frech es wagt,
Dem Erben Ludwigs, Grafen von Provence,
Durch das Verlangen ſchmerzlich zu betrüben,
Sein göttlich Recht auf Frankreichs Königsthron
Für wenig Länderraubgut einzuhandeln.

Frau v. Rohan.

Ein ſeltnes Feuer ſprühet Deine Rede. —
Bedenkſt Du auch, Charlotte, was Du ſprichſt? —

Dünkt Dich's nicht ungerecht, den Mann zu schmähn,
Dem es durch seines Geistes Riesenkraft
Gelang, den Drachen Zwietracht zu bekämpfen? —
Das blut'ge Schreckensbeil der Guillotine,
Das so viel tausend redliche Franzosen
Vernichtete, in seinem Sturz zu hemmen? —
Der den Gesetzen wieder Kraft verlieh? —
Den Gläubigen die Tempel neu erschloß? —
Der Priesterschaar den heiligen Altar,
Und dem in Schand' und Gräu'l versunk'nen Volk
Das allerhöchste Kleinod dieser Erde,
Den Glauben an die heil'ge Religion,
An Gott und den Erlöser wieder gab? —
Bedenkst Du das, und kannst doch lieblos schmähn,
Anstatt mit Lieb' und Ehrfurcht den zu nennen,
Der Deines Herzogs eigener Nation
So unbezahlbar Gutes hat gethan? —

Baronin v. Reich.

So kleinlich spricht die Afterweisheit immer. —
Wer hat den stolzen Corsen denn befugt,
In fürstliche Geschäfte sich zu mischen? —
Wer rief ihn auf den Stuhl des Weltgerichts,
Und hieß ihn da mit Vorwitz einzugreifen,
Wo Gottes Hand die scharfe Ruthe schwang,
Um an dem Volk die Freveltat zu rächen,
Die es an den gesalbten Fürstenhäuptern
Schamlos geübt, und die zum Himmel schreit
Um blut'ge Rache, — wie sie auch erfolgt,
Nach Herzenslust, da jene Rotte sich

Gleich hungerigen Wölfen selbst zerfleischte,
So wie dem Märt'rer Ludwig man gethan.

Frau v. Roban.

Charlotte! — bist Du nicht ein Weib, von dem
Man Sanftmuth, Milde, Menschenliebe fordert?
Wenn sich im Wahn von Feindschaft, Zorn und Haß
Zwei fühlende Geschöpfe wild zerfleischen:
Ist nicht Versöhnung unsre erste Pflicht? —
Und übt sie Jeder nicht von freien Stücken,
Wem noch ein menschlich Herz im Busen schlägt? —
Und innig freuen sollten wir uns nicht,
Wenn Kinder einer Erde, eines Staates,
Die in des Wahnsinns teuflischer Verblendung
Einander morden, — nun durch eine Hand,
Die nur der Himmel selbst erwecken konnte,
Getrennt, gebändigt und versöhnet wurden? —

Baronin v. Reich (heftig).

Nein! — Volkszwietracht beschwicht'ge Niemand je,
Wie der Vertreter Gottes, wie der Fürst. —
Der Vater der Familie, der Nation,
Hat mit des Zepters hoher Zauberkraft
Den Sturm der Leidenschaften zu beschwören.
Kann er es nicht — so mag der Orcan toben;
Und wenn vor seinem Rasen gleich die Welt
Aus ihren Fugen wiche; wenn das Volk,
Dies tolle, giftgeschwellte Ungeheuer,
Sich gegenseitig bis zum letzten Mann
Erwürgte: — immerhin! — viel besser ist's,
Daß seine letzte Spur vertilget werde,

Als daß des Fürſten angeſtammtes Recht:
In allen Wechſelfällen des Geſchick's
Der Unterthanen hoher Herr zu ſeyn,
Von frecher Pöbelhand geübet werde.

Frau v. Rohan.

Und dieſes wendeſt Du auf Frankreich an? —

Baronin v. Reich.

Gewiß! — Kein Zweifel waltet, die Nation,
Ermattet von des Würgens ſchwerem Müh'n,
Berief ſchon längſt die königlichen Häupter
Auf Frankreichs Thron zurück, wenn nicht der Conſul, —
Den Gott in ſeinem Zorn vernichten wolle —
Dem Lauf der Dinge and're Richtung gab.

Frau v. Rohan.

Du frevelſt an der eignen guten Sache,
Indem Du Deinem Feind die Macht verleihſt,
Des Himmels heil'gen Rathſchluß zu vernichten,
Und, was zum Heil und Nutzen der Bourbons,
Mit kecker Kriegerhand zu hintertreiben. —
Charlotte! — wir ſind Frauen; — laß uns nicht
Die zarten Finger nach dem Werke ſtrecken,
Das Männer Hand und Männer Herz bedarf. —
Du liebſt den Prinzen; — magſt ihn immer lieben,
Doch nur den Mann, den Fürſten nicht in ihm. —
Ein liebend Weib weiß nichts vom Diadem,
Vom Throne nichts, und nichts vom Purpurmantel.
Ihm iſt des Mannes Locke Diadem,
Die Raſenbank ſein Thron, und roſ'ge Lippe
Der Purpur, den es Inbrunſttrunken küßt.

Mag man um Länder ſich und Völker ſtreiten:
Ein freundlich Blumengärtchen gnügt als Land,
Ein Völkchen Hühner oder zarter Tauben
Genügt dem ſanften Sinne zu beherrſchen,
Und über Alles gilt die Wahrheit ihm:
„Die beſte Mutter iſt das größte Weib.“

Baronin v. Reich.

Ha, ha! — was gilt's, Du laſeſt dieſer Tage
Der Gesnerſchen Idyllen allzuviel. —
Das eben iſt des Weibes ew'ger Fluch:
Daß es mit ſeiner Schwachheit kokettirt.

(ſie zieht den Degen)

Warum ſoll Weiberhand dies Werkzeug nicht
Mit gleicher Kraft wie die des Mannes ſchwingen? —
Beim ein'gen Gott! — ich will dem Corſen zeigen,
Was Weibes Muth und Weibes Kraft vermag.

Scene II.

Vorige. Marquis Thümery.

Marquis Thümery (verneigend).

Den Morgengruß, verehrtſte ſchöne Damen.

(küßt der Baronin die Hand)

Baronin, meine wärmſte Huldigung.
Ich glaubte, während ich den Corridor
Beſchritt, ein exaltirtes Reden zu
Vernehmen; röthet auch, wie mir es ſcheint,
Faſt mehr wie jugendliche Purpurgluth
Das holdeſte der Angeſichte; ſollte
Etwas Beſond'res, Alterirendes
Sich zugetragen haben?

Baronin v. Reich.

Wie man's nimmt.

Ein Meinungsunterſchied, betreffend den,
Der Frankreich ſeinen Kappzaum überwarf;
Der Bajonettenheld entzweite uns.
Ich ſchwor ihm ew'ge blut'ge Feindſchaft zu,
Weil er gewagt, der Fürſten Vorrecht ſich
Mit unerhörtem Stolze anzumaßen.

Marquis Thumery.

Ganz recht! — ganz recht! — verehrte Baroneß'! —
Ganz recht! — ich ſchwor ihm gift'ge Feindſchaft auch,
Und bitte Gott beinah' an jedem Tage,
Mit ſeinem Tod' uns gnädigſt zu erfreu'n.

Frau v. Rohan.

Wie aber, Herr Marquis, wenn dieſer Mann
Nun nicht den Zügel nahm, der uns entglitt;
Und die Franzoſen ſich im tollen Haß
Bis auf den allerletzten Mann erwürgten,
Worüber ſollte dann das Königshaus,
Wenn Gott es auf den Thron zurückberief,
Das Zepter ihm zurückgegeben, herrſchen? —
Verdient nicht Dank vielmehr der Mann,
Der das erhielt, was jedem Fürſten noth,
Sofern er zu regieren Abſicht hegt? —

Marquis Thumery.

Ei allerdings, Madame. — (Kleine Pauſe.) Sie haben recht,
Sehr recht; — wo keine Unterthanen ſind,
Da kann der größte König nicht regieren. —
Sehr wahr! — ſehr wahr! — Ihr Scharfſinn iſt frappant.

Wir wollen darum denn dem Herrn der Herrn
Die Sache unterthänigſt überlaſſen.
Er wird zu rechter Zeit den Conſul tödten;
Er wird zu rechter Zeit uns nach Verſailles
Berufen. — — Ach! — ach guter Gott, Verſailles! —
Es giebt nur einen Gott und ein Verſailles. —

Baronin v. Reich.

Doch viele feige Thoren, Herr Marquis,
Unwürdig dem erlauchten Hauſe der
Bourbons als Bratenwender nur zu dienen.

Marquis Thümery.

Sehr wahr, Baronin Reich; — ſo reich an Witz,
Als wie an Schönheit reich, (er küßt ihre Hand) und an Verſtand.
Beneidenswerthes Loos des Prinzen doch,
So viele Engelreize ſein zu nennen.
Wär' ich ein Gott, ich könnte ihn beneiden.

Baronin v. Reich (abgewendet).

In ſolcher geckenhaften Thoren Hand
Ruht nun zum Theil das Steuer unſrer Hoffnung.
(erregt, laut)
Sind Sie geſendet worden, Herr Marquis,
Die Freundin Ihres Herrn durch Schmeichelei
Zu thören? — ſchamroth ſie zu machen? —

Marquis Thümery (frappirt).

Nein! —
Beim Himmel! ich vergaß vor ſo viel Reiz
Des Auftrags ſchier, den Herzog anzumelden,
Der dieſen feſtlich frohen Tag ſofort
Damit beginnen wollte, die zu ſehn,
Die ihm das Theuerſte auf Erden ſey.

Baronin v. Reich.

Wie? — hat ſo früh der Herzog ſich erhoben? —

Marquis Thumery.

Da iſt er ſelbſt, die Wahrheit zu bezeugen.

Scene III.

Vorige. Enghien nebſt Umgebung.

Baronin v. Reich (ihm entgegen).

Verzeihung, Prinz, daß ich nicht zeitig that,
Was Liebe, Freundſchaft und Verehrung hieß.

Frau v. Rohan.

Den Glückwunſch aus des Herzens tiefſtem Born,
Vor Allem: — Rückkehr in das Vaterhaus.

Enghien.

Den wärmſten Dank, verehrte ſchöne Damen,
Zu denen mich mein Herz ſo früh berief,
Daß es dem Schlummer kaum ſein Recht vergönnte.
(Er nimmt der Baronin Hand)
Charlotte iſt ſo ernſt an dieſem Morgen;
Umſchattet dünken mir der Wangen Roſen,
Und um den Stern der Liebe perlet Thau.
Was iſt es, Schutzgeiſt meines finſtern Lebens,
Das dieſes Tages Freude Dir umflohrt? —

Baronin v. Reich.

Enghien! — ein edler Stolz füllt meine Bruſt,
Daß mit dem zarten Laut der Liebe ich
Dich nennen darf. — Doch, ſage ſelbſt, was nützt
Dem Sproſſen des erlauchten Hauſes der
Bourbons nur eines Weibes Zärtlichkeit,

So lange er vom Erbe ſeiner Väter
Getrennt, auf fremdem Boden ſeine Tage
In kummervollem Harren tödten muß! —
Der wahre Fürſt liebt, was er immer liebt,
Nur von des Thrones goldnen Stufen,
Denn ſtets vor Allem liebt er ſeine Würde.
Dort mag er aus dem Staub der Niedrigkeit
Das Weib, das ſeine Seele liebt, erheben.
Gefürſtet wird, was ſeine Hand berührt,
Und heller ſtrahlt des Diademes Glanz.
Allein das Weib, das ſeine Liebe adelt,
Kann nur ſo hoher Gunſt ſich würdig zeigen,
Wenn es des ſtolzen Zieles nicht vergißt,
Und ſelbſt im Streit mit dem geliebten Manne
Vielweniger an Lieb' und Zärtlichkeit
Als an die hohe Pflicht des Ringens denkt,
Das Theuerſte, was es beſitzt auf Erden,
Den hohen, fürſtlichen Geliebten bald
Dahin, in jenen Kreis zurückzuführen,
Für den des Himmels Rathſchluß ihn erſchuf.
So, theurer Prinz Enghien, ſo denkt Charlotte,
Und glaubt den Feſttag würdig zu begehn,
Wenn ſie den Schwur in Deine Hände legt,
Und Gott und Menſchen auf zu Zeugen ruft,
Nicht eh'r ein ſichtbar Zeichen ihrer Liebe
Und ihrer Zärtlichkeit Dir zuzuwenden,
Bevor der erſte Conſul Bonaparte,
Der Deines Hauſes Rechte uſurpirt,
Gleich viel, durch weſſen Hand — vernichtet ward.

(Sie geht zu einem Tiſch und nimmt das Schwert; während dem)

Marquis Thumery.

Ich rathe, Hoheit, nehmt den Schwur nicht an,
Der erſte Conſul ſteht in Teufels Schutz.

Enghien.

Schweigt, Marquis Thümery.

Baronin v. Reich.

Dies Schwert, Enghien,
Iſt vorher meiner Liebe letztes Zeichen.
Ich bring' es Dir als würdiges Symbol
Von unſer Aller Wunſch und Hoffen dar.
Geweiht iſt es durch einen heil'gen Schwur,
Den ich im Sakramente feſt beſiegelt.
Umgürten ſollſt Du Dich mit ihm, auf daß,
Wenn von der Seine Strand Dein treues Volk
Dich ruft, Du mit geweihtem Schwert erſcheinſt,
Ein tapfrer Mann an ihrer Spitze kämpfſt,
Das Erbtheil Deiner Väter neu erſtreiteſt,
Und dann Charlotte Dir den Siegeskranz
Auf's Haupt, und nach gelöſtem, heil'gen Schwur
Den Siegeskuß auf Deine Lippen drückt.
(Sie überreicht ihm das Schwert.)

Enghien.

Charlotte, Dein Geſchenk empfange ich,
Weil Alles, was je Deine Hand berührt,
Für mich ein Kleinod iſt, das ich verehre.
Allein der Schwur, mit dem Du es geweiht,
Sey als ein Frevel davon abgeſtreift;
Nicht weil mein Herz nach Sinnenlüſten dürſtet,
Die Dein Gelübde mir für eine Friſt

Verſagt; — allein weil die Bedingung, die
Es löſen ſoll, ein Frevel mir bedünkt,
Weil eines Fürſten Recht und Ehre nie
Durch ſeines Gegners meuchleriſchen Tod
Erworben wird, und durch Verſuch und That
Er ſeines Rechtes ſich und ſeiner Würde
In allen Stücken ſelbſt begiebt.

Baronin v. Reich.

Hat nicht
Brittaniens Geſandter, Dräke, ſelbſt
Aus Baierns Hauptſtadt jüngſt mit ſcharfer Feder,
Wie ein bewährter Staatsmann ſtets ſie führt,
Aus allen Gründen der Nothwendigkeit
Die Hetze jenes Raubthiers angerathen,
Deß Schädel noch die einz'ge Klippe iſt,
An der das Schifflein unſrer Hoffnung ſtrandet? —

Eughien.

Ein Staatsmann mag mit ſolchen Gründen ſtreiten;
Des Dieners Weisheit, die für Löhnung denkt,
Mag Hohes oder Niederes erſinnen,
Was ſeines Staates Zwecken fördernd ſcheint;
Nur etwas ſey es. — Nicht alſo der Fürſt. —
Ihn hob die Hand des Herrn auf eine Höhe,
Wo er, dem Schlamm der Politik entrückt,
Von Leidenſchaften rein, und rein vom Laſter,
Ein Erdengott, im Glanz der Würde ſtrahlt.
Er beugt ſich Einem nur, dem Herrn der Herrn;
Erhebt ſich nur, wenn ſeine Hand ihn hebt.
Kein Sterblicher darf ſeinen Dank begehren,

Denn über Alle ragt ſein Haupt empor.
Man mag ihm Krone, Zepter, Länder rauben,
In Bettlertracht dem Elend übergeben: —
Kein Stäubchen ſeines Rechtes geht verlohren;
Verſchmachtend ſelbſt, ſtirbt er wie er geboren.

Marquis Thumery.

Sehr wahr! — ſehr recht, mein Prinz! — Bei meiner Ehre,
Man muß erſtaunen über ſolche Weisheit.

Frau v. Rohan.

Zum mind'ſten mag Charlotte Mäßigung
Von ihrem königlichen Freunde lernen,
Der Hand des Herrn nicht thöricht vorzugreifen,
Und frevelhaft die Binde abzureißen,
Die Frankreich kaum vor dem Verbluten ſchützt.

Baronin v. Reich.

Die Hand des Herrn bedarf zu jedem Werke
So gut des Werkzeugs, wie der ſchwache Menſch;
Und wer zu ſeyn es, feige widerſtrebt,
Der eben frevelt an der Weltenordnung,
Weil er die Pflicht verkennt, die jedes Leben,
Vom Wurm im Staube an bis auf zum Fürſten,
In dieſer großen Werkſtatt der Natur
Von ſeinem Meiſter zuertheilt erhielt.
Wer immer, wie der korſiſche Tyrann,
Um Menſchenleben, wie um Heller würfelt,
Der darf das eigne auch zu hoch nicht achten,
Das auf der Gotteswage ſchwerer nicht
Wie das des niedrigſten der Sklaven wiegt.

Enghien.

Wer ſah das Zünglein dieſer Wage ſchwanken,
Die der Nationen Heil und Unheil mißt? —
Wer denkt ihn nach, den ewigen Gedanken,
Vor dem der Menſch ein Sonnenſtäubchen iſt? —
Charlotte, laß uns nicht uns überheben,
Ein Heiligthum iſt jedes Erdenleben.

Baronin v. Reich.

Beſcheidenheit mag Fürſtengröße zieren,
Doch bei dem Niedrigſtehenden verſchlingt
Die Demuth auch der Würde letzte Spur.
Ihn kann nur Stolz und Thatenkraft erheben.
Um groß zu ſterben, muß er groß auch leben.

Enghien.

Und ſoll das Weib nach ſolcher Größe ringen? —

Baronin v. Reich.

Vor allen ſie, auf die der Männer Hohn
Als auf der Schwachheit dürft'ge Erbin zeigt.
Wo eine große That Erfüllung heiſcht,
Da ſoll das Weib ſich in den Vorgrund drängen,
Daß ihr Geſchlecht den Stolz des Ruhms gewinne.
Darum, mein Prinz, hab' ich die That beſchworen,
Die Enghien nicht, doch wohl Charlotten ziemt.
Des Fürſten Freundſchaft kann mich zwar erheben,
Kein Weib wär' ich, fühlt' ich mich nicht beglückt.
Doch allzu leicht iſt's, Liebe zu erwerben,
Groß nur allein — für den Geliebten ſterben.

Marquis Thumery.

Sehr wahr! — ſehr ſchön! — bei meiner Ehre, ſchön!

Enghien.

Wenn aber der Geliebte Dich beſchwört,
Von des Entſchluſſes Thorheit abzulaſſen.

Baronin v. Reich.

So kränkt er mich durch die Nothwendigkeit,
Ihm ſein Geſuch als Thorheit zu verſagen.

Enghien.

Und wenn der Fürſt in allem Ernſt befiehlt? —

Baronin v. Reich.

So hat er nicht bedacht, daß noch die Zeit
Zum Herrſchen nicht für ihn gekommen iſt;
Und erſt die That, die thörigt er verwirft,
Zu ſolchem Rechte ihm verhelfen ſoll.

Enghien.

Bedenkſt Du aber nicht, Charlotte, daß
Nicht ich der Nächſte zu dem Throne bin,
Vielmehr Graf von Provence der König wird,
Wenn Gottes Hand uns je zum Sieg verhilft? —

Baronin v. Reich.

Der Nächſt' iſt der, der wirklich nahe iſt,
Wenn Kampf und Tod des Fürſten Recht erſtrebt;
Der mit des Schwerdtes Kraft dem Volk' bezeugt,
Daß er es werth, des Staates Haupt zu ſeyn;
Der die Gefahr nicht ſcheut, wenn Donn'rer blitzen,
Und durch die Luft des Schwerdtes Schärfe ziſcht;
Der muthig an des Vaterlandes Grenze
Der Dinge harrt, die ſeiner Hand bedürfen,
Und feige nicht in fernem Lande praße,

Im weichen Flaum der Sicherheit gehüllt.
Das, Enghien, iſt der Krone würd'ger Erbe,
Vor dem des Volkes Kniee ſich huld'gend beugt;
Und ſtrahlend ſeh' ich ſchon die goldnen Spangen
Auf meines Freundes Königshaupte prangen.

Enghien.

Unſel'ger Wahn, des Herzens ſtille Wünſche
Mit eigenſinn'gem Ringen zu verfrühen. —
Wohl hört' ich oft manch kühnes Wort Dich reden,
Doch ſprüh'te nie die Thatluſt ſo wie jetzt.
Was iſt's, Charlotte, rede, das Dich treibt,
Dein und des Freundes ganzes Lebensglück
Auf einen ungemeß'nen Wurf zu wagen? —

(Pauſe.)

Du ſchweigſt? — — Umſonſt ſuchſt Du es zu verhehlen;
Wer warf Dir dieſen Funken in die Bruſt? —
Enthülle Dich; (auf die Umgebung deutend) uns bindet gleiches Hoffen;
Kein Lauſcher weilt in der Getreuen Mitte.
Sprich! —

Baronin v. Reich.

Sey es denn. — Nicht lange iſt's, daß ich
In einer ſturmgepeitſchten Mitternacht
Von einem überſelt'nen Traum erwachte. —
Ein Engel, wunderſam geſtaltet, führte
Mich fort von hier durch ſeines Fittigs Kraft,
Nach Malmaiſon, durch Wachen und Gemächer
Bis vor des erſten Conſuls Angeſicht.
Er ſaß auf einem goldgeſchmückten Thron,

Bekrönt das ernſte Haupt, doch in der Hand,
Statt eines Zepters, trug er eine Schlange. —
Bewegungslos ſaß die Geſtalt im Seſſel,
Und mein Begleiter führte mich die Stufen
Zu ihm hinan; entblößte ſeine Bruſt,
Und zeigte mir des Mannes lebend Herz,
Das meinem Anblick offenkundig ſchlug.
Ich ſah die Pulſe ihre Bäche ſtürzen,
Die aber purpurn nicht, die ſchwarz erſchienen,
Wie Mitternacht, die ringsum uns umgab.
Jetzt reichte mir der Engel einen Stahl,
Und hieß mich tief ihn in das Herz zu ſenken. —
So wie ich's that, verſchwand des Conſuls Bild —
Es wurde Licht, und auf dem Throne ſaß
Enghien, geſchmückt mit einer Königs-Krone. —
Verſtändlich, mein' ich, war des Himmels Wink,
Und ihm zu folgen ernſtlicher Entſchluß.
Allein noch mehr. — Als ich vor einer Stunde
Im nahen Park die Morgenluft genoß,
Da regte ſich es plötzlich im Geſträuch;
Ein Mann, ein Bote, trat daraus hervor,
Der eiligſt einen Brief mir übergab,
Und ſchnell deſſelben Weges wieder ſchwand.
Der Brief kommt aus Paris, aus derer Mitte,
Die Wort und Schwur für unſre Plane eint.
Die Vorſicht hieß den Sender ſich nicht nennen,
Kein Name, keine Deutung ließ ſich finden,
Jedoch, an des Couvertes äußerm Ende
Befand ſich, wie durch Zufall hingeſtellt,
Unſcheinbar faſt ein Name.

Enghien.

Nun? —

Baronin v. Reich.

Fouché!

Enghien (nebſt einigen Umſtehenden).

Fouché! —

Baronin v. Reich.

Wer weiß, durch welchen Zufall der
Dahin gekommen iſt. — Allein weshalb
Erſtaunt man ſo? —

Marquis Thumery.

Der Mann iſt, wie man ſagt,
Ein Fuchs.

Enghien.

Sein Name iſt vor unſerm Ohr
Ein Schreckenslaut.

Baronin v. Reich.

Mit weit geringerm Recht
Vielleicht, als trügeriſcher Schein es will.

Enghien.

Und dürfte man den Brief nicht etwa ſehn? —

Baronin v. Reich.

Ich habe ihn bereits vernichtet, Prinz.

Enghien (ungläubig).

Charlotte! — (anders.) Und der Inhalt? Dürfte man
Vielleicht von ſolchem irgend was erfahren?

Baronin v. Reich.

Man wendet ſich vertrauensvoll zu mir,
Wo Männer Kraft an ſchlauer Vorſicht ſcheitert.
Doch mahnt die Zeit zu ungeſäumter Eile,
Da Kriegesruf das Opfer ſonſt entführt,
Das zur Verſöhnung zwiſchen Volk und König
Auf dem Altar des Friedens bluten muß.
Und — doch das iſt genug von dem zu wiſſen,
Was im Int'reſſe Enghien's man verlangt. —
Für ihren Liebling ſorgen ſtets die Götter;
Die Engel dienen ihm in ſeinem Schlummer,
Und in dem Schooß, wenn er zum Licht erwacht,
Iſt ihrer Gaben Füllhorn ausgeſtreut.

Enghien.

Vernimm, Charlotte, jetzt ein ernſtes Wort,
Als Fürſt, noch mehr als Freund zu Dir geredet.
Von jenen finſteren, gedung'nen Schleichern
Kenn ich nicht Einen — weil ich es nicht will;
Und ich verachte, ja verdamme Jeden,
Der der Verſchwörung ſich theilhaftig nennt.
Der Herzen ſanfte Regung iſt es nicht,
Nicht Liebe, Treue, Freundſchaft und Verehrung,
Die ſie zu Thaten der Gefahren treibt.
Vielmehr iſt es der ſchnöde Geiz nach Golde,
Nach Ehre, Gütern, Aemtern, Stand und Rang,
Es iſt der Hoffnung Netz im trüben Waſſer,
Es iſt des Laſters Bild im Lilienkleide.
Und zu dem Troß gemeiner Creaturen
Vermöchte die, die meine Liebe ehrt,
Das ſchöne, grazienhafte Weib, Charlotte,

Verläugnend Rang und Glanz, herabzusteigen? —
Und ihre zarte, blüthenweiße Hand
Mit sünd'gem Menschenblute zu beflecken? —
O nein! — nein Theure! — rede selbst, das kannst
Du nicht! — Gieb Deine Hand darauf und laß
Mich glücklich seyn mit Dir auch ohne Krone.
Dein Herz, Charlotte, nur, und eine Hütte,
In der Zufriedenheit und Liebe wohnt.
Den Glanz des Thrones werd' ich nie vermissen,
Fehlt mir nicht Liebe und ein gut Gewissen. —
Gieb mir die Hand darauf. (Pause.) Du zögerst noch? —
Hat schon so tief Verruchtheit Dich umnachtet? —

Baronin v. Reich.

Ich weiß den frommen Kindessinn zu ehren,
Der Dich zum Engel dieser Erde macht.
Doch, wie nun diese Erde einmal ist,
So müssen Menschen für die Engel sorgen,
Bis sie zurück in ihren Himmel kehren.
Von meinem Schwur, Enghien, laß Dir verkünden,
Kann mich kein Fürst, kann mich kein Gott entbinden.

Enghien.

Ist dies Dein letztes Wort? —

Baronin v. Reich.

Es ist das erste,
Das ich im Dienst der großen Absicht sprach. —
Nur fester Wille wird vom Glück bewacht,
Das Schwankende hat Großes nie vollbracht.

Enghien.

Wohlan, — so ist von nun das Band zerrissen,
Das uns umschlang zu zartem Liebesbunde.

Verbluten mag mein Herz an dieſer Wunde,
Doch von der Frevelthat will ich nicht wiſſen.
Wie dieſes Schwert, von Deinem Schwur entweiht,
Zerbrech' ich unſern Bund für ew'ge Zeit.

(Er zerbricht das Schwert, wirft ihr die Stücke vor die Füße und geht im Zorn nebſt Gefolge ab.)

Marquis Thumery (während dem)

Horrible, meiner Treu! — horribler Zorn! —
Im Zürnen ſelbſt erkennt man Fürſtengröße. —

(ab.)

Scene IV.

Baronin v. Reich. Frau v. Rohan.

Baronin v. Reich

(ſteht einen Augenblick, frappirt, den Abgehenden nachſehend. — Dann mit gefalteten Händen und gebeugtem Haupte die zerbrochene Waffe betrachtend).

Frau v. Rohan.

Charlotte, wird die harte Freundeslehre
Auf Dein Gemüth zu beßrer Einſicht wirken? —

Baronin v. Reich

(erhebt ſich; kleine Pauſe; dann heftig).

Nein! — Freundes Zorn, wie arg er immer ſchmäht,
Iſt nur das Athemholen einer Liebe,
Die ſo zu neuer Zärtlichkeit erſtarkt.
Ich werd' ihm nie mit glatten Worten dienen,
Doch ſeinen Zorn durch kühne Thaten ſühnen.

(Beide ab durch eine Seitenthür.)

Scene V.

Georg Cadoudal und Sandré, der eine Flasche und Glas trägt.

Sandré.

So, — tretet hier nur immer herein; einen Sessel für die müden Glieder, und ein Schlückchen Wein für den trockenen Schlund hat unsere Herrschaft noch immer für jeden Abenteurer über, deren hier eine gute Anzahl wie der Fuchs um den Taubenschlag hin und wieder schleichen, und gelegentlich, wenn sie einen guten Vorwand ersonnen zu haben meinen, auch einsprechen, um sich die Lokalität und dergleichen zu besehen. — Nicht wahr, schaut einmal umher, wir wohnen hier ganz passabel; he? —

Cadoudal.

Das heißt so viel — als —

Sandré.

Setzt Euch, Lieber. — Das heißt so viel als: daß, wenn es auf den alten Sandré ankäme, Leute solchen Schlages mit der Hetzpeitsche, statt mit Sessel und Imbiß regalirt würden. — Prinz Enghien aber ist nun einmal eine von den vortrefflichen Seelen, die zehnmal lieber die Hand auf's Herz als einmal an den Degen legen. — Darum laßt Euch den Wein nur immer schmecken; was auch für ein unsauberer Geist in Euch wohnen mag. Wir armen Verbannten haben für jeden Franzosen noch ein Scherflein über. — Ob er es am Ende verdient oder nicht, darüber mag Gott mit ihm Abrechnung halten.

Cadoudal.

Wie geht es denn unſerm guten Herzog, Alter? —

Sandré (bei Seite).

Ha, ha! — (laut) — Wie es ihm geht, meint Ihr? — Ach! — ſagt nur Eurem kleinen Corſen daheim, dem Prinzen Enghien ginge es ſchon recht wohl; denn er habe zwei treue und mächtige Freunde, die ihn über alle Klippen und Dornen glücklich hinüber hülfen: Gott und ein gutes Gewiſſen. — Daneben habe er chriſtliche Geduld und Demuth; ſey kein Räuber und Uſurpator, habe kein Bündniß mit dem Böſen, kenne auch keine Höllenmaſchine und dergl. und wiſſe ſich deſſent allen halber in ſein Trübſal beſſer zu finden, wie gewiſſe Leute in ihr unheimliches Glück, das wie eine ſchimmernde Seifenblaſe dahin ſchwebe und jeden Augenblick zerplatzen könne.

Cadoudal.

Ihr ſcheint Eurem Herrn mit ganzer Seele zugethan.

Sandré.

Seyd Ihr es dem Euren nicht? — und wagt Euch ſo in die Hände ſeiner Feinde, die mit wenigerer Menſchlichkeit Euch leicht Zeit des Lebens das Handwerk verleiden könnten? — Was wollt Ihr hier eigentlich im Schloſſe? — ſprecht. —

Cadoudal.

Dem alten Diener Sandré befehlen, mich ſeinem Herrn zur Audienz zu melden.

Sandré.

Höre mir Einer den kecken Burſchen! — Alſo meinen ehrlichen Namen habt Ihr auch ſchon ausſpionirt? —

und dem Herzog ſoll ich Euch melden? — Erlaubt mir einmal: — iſt das Euer Ernſt? —

Cadoudal.

Für meine Scherze pflege ich mir dankbarere Gegenſtände zu wählen. — Jetzt geht, damit Euer Herr Euch nicht für Eure Fahrläſſigkeit ſtrafe.

Sandré.

Oho! — das kenne ich doch nicht! — Die kecke Sprache harmonirt ſchlecht mit Eurem nichtswürdigen Kittel, und ich werde mich ſchon hüten, meinem Herrn jeden Laufinshaus anzumelden.

Cadoudal.

Wenn ich Euch aber ſage, daß der Verzug Euch einſt ſchrecklich reuen könnte.

Sandré.

Und das ſprecht Ihr mit ſo großer Sicherheit? — Wie iſt denn Euer Name? —

Cadoudal.

Mein Name bleibt für Jeden, außer dem Herzog, ein Geheimniß.

Sandré.

Ei ſo ſchlag! — Alſo Ihr ſeyd ein geheimnißvoller Menſch? — Ein ſolcher iſt, mit Eurer Erlaubniß, ein verdächtiger Menſch, und verdächtige Menſchen läßt kein redlicher Diener zu ſeinem Herrn; iſt Euch das klar?

Cadoudal.

Nicht ſonderlich; und ſo muß ich ſchon ſelber mich anzumelden gehn.

Sandré (vertritt ihm den Weg).

Halt! — Majeſtätsverbrechen! — Wollen wir uns beide unglücklich machen? — Seyd doch verſtändig. — Ich will Euch ja allenfalls vorlaſſen; aber vorher erlaubt mir, Euch ein wenig zu viſitiren, ob auch keine lebensgefährlichen Werkzeuge in Eurer Umgebung befindlich. (Er beginnt ſofort in ſeine Taſchen zu greifen, und hat ihm ein Päckchen entnommen, das er öffnet.) Es iſt eine Zeit der — Gefahr — — Ah! — ein Terzerol! — eine Feile, — eine Stahlſäge, — eine Viole, vielleicht mit Gift; — einen Bart; — Menſch! — und mit ſolchen Dingen in den Taſchen verlangt man den Herzog zu ſprechen? —

Cadoudal.

Mit ſolchen Dingen, Freund, ſucht man heute umgeſtürzte Thronen wieder aufzurichten. Man bedarf ihrer, um den Bourbons ihre Krone zurückzugeben. — Es giebt Zeiten, Alter, wo man, um tugendhaft zu ſeyn, ſich in der Maske eines Böſewichtes verbergen muß. Und dahin iſt es leider mit uns gekommen.

Sandré.

Hört einmal, Freund, habt doch die Güte, dieſes Alles meinem Verſtande etwas näher zu bringen. — Ah — da kommt der Herzog ſelber.

Scene VI.

Enghien, Cadoudal. Sandré geht allmählig ab.

Cadoudal

(wirft Hut und Kittel ab, erſcheint dadurch in einem edeln Anzuge und ſinkt vor Enghien auf ein Knie).

Heil mir, mein hoher königlicher Prinz,
Daß ich den Tag erlebt, ein theures Haupt

Der fürſtlichen Familie zu begrüßen,
An der das Herz von jedem redlichen
Franzoſen ſtets mit unbegrenzter Liebe,
Mit heiliger Verehrung hängt.

Enghien.

Steht auf.

Wer ſeyd Ihr, Freund? —

Cadoudal (hat ſich erhoben).

Georg Cadoudal, das Haupt
Vom großen Bündniß der Getreuen, die
Dem Hauſe der Bourbons durch heil'gen Schwur
Ihr Gut und Blut zu dem erhabnen Zweck
Verhießen, jene Ungerechtigkeit
Des Schickſals auszugleichen, die den Thron
Des heil'gen Ludwig's durch des Volkes Wuth
Zu Trümmern ſchlug. — Aus ihrer aller Mitte
Erſchien ich, trotzend jeglicher Gefahr,
Um die Gefühle der getreuen Bündner
Dem edelſten der Prinzen darzubringen,
Und den geweihten Feſttag, den ſein Name
Verherrlichet, durch tauſendfachen Wunſch
Für unſers königlichen Hauſes Wohl,
Inſonderheit jedoch für Prinz Enghien,
Zu feiern. — Ich entled'ge mich der Pflicht,
Mein Prinz, mit jenem heiligen Entzücken,
Das jede Gottgeweihte That belohnt,
Und bitte meinen fürſtlichen Gebieter,
Zum ſchönen Lohne, mich, als ſichtbar Werkzeug
Von der erhab'nen Abſicht unſers Bundes,
Mit eigner hoher Hand zu ſegnen.

Enghien.

Freund,
Ich ließ mit Abſicht Eurer Rede Lauf,
Weil Freude jedes Menſchen Herz durchglüht,
Wenn Menſchen ihn, ſelbſt noch im Elend, lieben.
Doch Euer Bündniß heil'gen, kann ich nicht;
Und Eure Huldigung erregt mir Kummer.
Ein Fürſtenherz, Freund Cadoudal, iſt nicht
Wie ſonſt, die kleine, unſcheinbare Muskel,
Die eines Lebensfadens Spindel dreht;
Es iſt die Welt, mit ihren weiten Räumen,
Die nach Geſchöpfen, die nach Menſchen lechzt.
Nach Menſchen, ſage ich, — die zählt der Fürſt
Wo immer möglich nur nach Millionen.
Ein Menſch iſt ihm nur eine Nation,
Und wenn ihm die des Schickſals Kralle nahm: —
Ein Häuflein Meutrer füllt den Raum nicht aus.
Ich bin ein Fürſt, George Cadoudal, kein Haupt
Von einer angeworb'nen Meuchlerbande.

Cadoudal
(tritt einen Schritt zurück)

Mein Prinz, verzeihen Sie, die Wahl der Worte,
Mit denen Sie des Hauſes Freunde zeichnen,
Iſt kränkend; — ganz gemacht, das große Ziel,
Das leuchtend aus der Ferne ſtrahlt, zu ſtürzen,
Und den bewährten Muth im Lauf zu hindern.
Dem großen Geiſt erſcheint kein Ding gering.
Ein einz'ger Menſch wiegt oft Nationen auf.
Ein Königreich ward für ein Roß geboten;
Das Kleine wohnet einzig bei den Todten.

Enghien.

So hoch, muß ich geſteh'n, bracht' ich es nicht
In der Metaphyſik, und bis zu Todten
Verſtieg ſich abwärts mein Gedanke nie. —
Verharren wir vorerſt bei den Lebend'gen noch,
So frage ich: was iſt Eu'r nächſtes Ziel? —

Cadoudal.

Der Tod des erſten Conſuls, gnäd'ger Prinz,
Iſt eine That, die jedem wahren Freund
Des Hauſes Bourbon längſt zur heil'gen Pflicht
Geworden iſt, weil in dem Corſen ſich
Die lang' getheilt geweſene Idee
Des Haſſes gegen Ihre Dynaſtie
Verkörpert hat.

Enghien.

Unſtreitig wollt Ihr d'rum
Den Mann des Volks, der unſer Recht verletzt,
In einem Zweikampf ſtrafen? —

Cadoudal.

Gnäd'ger Prinz,
Zum Scherze ſind die Dinge allzuernſt.
Ohrfeigen wetzt man wohl mit Klingen aus;
Doch wo der Henker Königshäupter ſchlug,
Da kann ſich's nicht um offnes Kämpfen handeln,
Die Ehre ruht in der gelung'nen That.
Wie ſie gelingt, wird ſie zum Gottesdienſt.

Enghien.

Meint Ihr? — Ich muß geſteh'n, dergleichen Cultus
Blieb mir bis daher immer ziemlich fremd;

Auch ſcheint mir Euer Prieſterrecht Problem.
Der Glaubensſatz, der Eure Vorhut bildet,
Schmeckt ziemlich nach der Sansculotten-Schule,
Der'n es ſeit je in allen Völkern gab,
Und, glaubt mir, Cadoudal, manch braver Fürſt
Iſt an dem Dogma jämmerlich verblichen,
An dem kein anderes Verdienſt das Eure,
Als daß Ihr's klüglich auf den Kopf geſtellt. —
Indeß, in Glaubensſachen trifft ſich's wohl,
Daß man das Klarſte oft nicht faſſen kann;
Ein Jeder pflanzt da gerne ſeinen Kohl,
Und witzelt über Nachbars Ananaſſe.

Cadoudal.

Die That, mein Prinz, iſt immer nur die Hülle,
Die ſo und ſo ein gleiches Antlitz zeigt.
Doch der Beweggrund, der die That erſchuf,
Das iſt der Geiſt, der ſolchen Leib beſeelt,
Und das Geſchöpf alſo zu einem Bürger
Des Himmels oder auch der Hölle macht. —
Die That, die meines Fürſten Glück geweiht,
Und wär's ein Mord — iſt wahre Frömmigkeit.

Enghien.

Das möchte ich in Wahrheit doch bezweifeln; —
Ein Umſtand, der Euch wohl zu Nutzen kommt;
Denn, glaubt' ich d'ran — und ließ den Glauben zeugen,
So nähm' ich dann das nächſte gute Schwert,
Und ſtreckte Euch zu meinen Füßen nieder,
Um alſo flugs ein frommer Mann zu werden.

Cadoudal (exaltirt).

Und seh'n Sie denn in dem getreuen Boten,
Der Ihnen Zeugniß seiner Liebe bringt,
Ein Hinderniß für Ihres Hauses Heil? —
Daß Sie das Herz, das treuer nicht im Reich
Für Ihrer Aller Glück und Wohl sich regt,
Mit Ihres Schwerdtes Schärfe treffen wollten? —
(Er entblößt seine Brust.)
O, Prinz, dann unverzagt, ich biet' es dar,
Hier zuckt das Herz des treuen Cadoudals,
Durchschneiden mögen Sie's mit scharfem Stahl;
Viel besser, daß der Tod mein Auge breche,
Als daß mein Leben Ihre Wohlfahrt schwäche.

Enghien.

Ihr seyd gerührt, und Rührung trübt zumeist
Des geist'gen Auges klaren Blick in Dingen,
Die nicht der Wahrheit sich entheben dürfen,
Sofern wir Schluß und Endschluß daraus schöpfen
Und in des Schicksals Wage legen wollen.
Gestehen müßt Ihr, Freund, daß Thränenwasser
Für unser leckes Schifflein schlechte Fluth,
Und daß der Einfalt bester Wille meist
Ein Streiter in der Feinde Reihen gilt,
An dessen Ferse eitel Unheil haftet. —
Der Schreckensmann in Malmaison ist schlau;
Ein Argus, wacht er über Frankreichs Volk,
Und hundert seiner Augen lauschen rings
Um Ettenheim sogar auf jedes Wort,
Auf jeden Schritt, und ohne Zweifel weiß
Nach zweien Tagen man schon in Paris,

Daß Cadoudal, der Söldner Englands, hier
Am Namenstage Herzog Enghiens war,
Und solchemnach der königliche Prinz
Zum Bündniß der Verschworenen gehört;
Daß gegen Frankreichs Ruh' er konspirirt,
Und sich bestrebt die Zeiten zu erneuern,
Vor denen die Geschichte schaudern macht.

Cadoudal.

Bedenken Sie denn nicht, mein gnäd'ger Prinz,
Daß unser Streben einzig dahin zielt,
Frankreichs Nationen dem erhab'nen Zepter
Des Fürstenhauses neu zu unterwerfen,
Das ein Jahrtausend sie so hoch beglückt? —

Enghien.

Kurzsicht'ger Thor, wer steht nächst Euch
Am Steuerruder ungeborener
Begebenheiten? — (Pause.) Sprecht den Namen aus.

Cadoudal.

Nun freilich, Pichegru, selbst Moreau auch,
Die Generäle, sind durch mein Bemühn
Dem Plan des Consul-Mordes angetraut.

Enghien.

Vortrefflich! — Jacobiner! rauchend noch
Vom Königsblute fast, wirbt man getrost
Für Königs-Zwecke an. — Und wenn's gelingt? —
Wenn nun der Consul wirklich fiel, wie dann? —

Cadoudal.

Dann eilt Prinz Enghien flugs durch Frankreichs Fluren,
Er überschreitet die Barrièren von

Paris, um ſeinem Volke ſich zu zeigen,
Das jedem Neuen froh entgegen jauchzt,
Und aus den Trümmern dann erheben wir
Mit neuem Glanz den königlichen Thron
Für Ludwigs Erben, Grafen von Provence.
Die Amneſtie verſöhnet die Gemüther,
Beglückt umſchlingen ſich die Millionen
Bei einem großen, allgemeinen Feſte,
Und aus dem ernſten Drama ſchöpfet man
Die Lehre, künftig wachſamer zu ſeyn.

Enghien.

Freund Cadoudal, Ihr rechnet wahrlich ſchnell;
Nur Schade, daß in Eurem Kinderkopfe
Das Einmaleins nicht rechte Wurzel ſchlug,
Und Euer Facit eitel Trug erſcheint. —
Entführt mich nach Paris, was wird geſchehn? —

Cadoudal.

Man wird Sie auf den Händen tragen, Prinz.

Enghien.

Ganz recht; doch mittelſt eines Lanzenſchaftes,
Von deſſen Spitze dann mein armer Kopf
Mit todten Blicken niederſchauen wird.
Dem Volk — mein Herr Verſchworner, laßt Euch ſagen: —
Das vom Reichsapfel einmal ſchon genaſcht,
Iſt der Erkenntniß Auge aufgegangen;
Es ſieht in uns nicht mehr den Erdengott,
Vor deſſen Namen es Jahrtauſendlang
Voll tiefer Demuth in den Staub ſich neigte. —
Wir ſind derſelbe noch, den Gott erſchuf,

Mit Macht und Weisheit Völker zu beglücken;
Allein was hilfts, in einem Irrenhauſe,
Wo Uebermacht die letzte Feſſel brach,
Mit ſchönen Gaben der Beredſamkeit
Die Würde des Verſtandes pred'gen wollen?
Schafft hunderttauſend Bajonette uns,
Dann kehrt zurück, mich nach Paris zu rufen,
Wo ich als Königspuppe zu erſcheinen
Mich nie entſchließen werde.

Cadoudal.

Selbſt wenn auch
Der Conſul Bonaparte nicht mehr lebte? —

Enghien.

Um noch viel wen'ger dann; denn der Verdacht,
Daß ich die Schuld an ſeinem Tode trage,
Wär' unvermeidlich doch, und wer dem Kind'
Sein Spielzeug raubt, iſt immer ſchlecht berathen;
Zumal wenn dieſes Kind ſo ungeartet,
Wie jene toll gewordne Rotte iſt,
Für die noch eine eig'ne Ruthe wachſen muß,
Eh' ſie zurück zu Zucht und Sitte kehrt.

Cadoudal.

So bin ich denn mit meiner Miſſion am Ziel,
Und wo die Ferne einen Löwen zeigte,
Da find' ich jetzt ein frommes Lamm.

Enghien.

Beinah! —
Nur daß ich nicht zum Opferlamm mich eigne.

(Ein Diener bringt einen Brief.)

Wie? — Aus Paris, an mich? — und unverſehrt? —
Hat die geheime Macht ſo wenig Takt? —
Kennt Ihr vielleicht das Siegel, Cadoudal? —

Cadoudal (ſteht).

Herr Gott! — das iſt wahrhaftig Talleyrands!

Enghien.

Unmöglich! — jenes Conſuls rechte Hand? —
Die Welt geht aus dem Gleiſe, wie es ſcheint.
(Er lieſt.)
An den Prinzen Enghien, Herzog von Bourbon.

Kundige Leute wollen ſeit kurzem die Bemerkung gemacht haben, daß die Atmoſphäre Ettenheims mit gefährlichen Miasmen gemiſcht iſt, die ſo zarten Organen, als die eines Prinzen aus dem Hauſe Bourbon, ſehr nachtheilig werden könnten, weshalb der Rath, dieſen Nachbarort Frankreichs zu meiden, ein ſehr beachtenswerther iſt. — Georg Cadoudal befindet ſich in dieſem Augenblicke in Ettenheim; das ſtreitet mit der geſunden Vernunft und man ſoll ſolche ominöſe Nachtvögel verſcheuchen.

X.

Enghien.

Habt Ihr's vernommen, weiſer Bundesmann? —

Cadoudal.

Ich muß geſtehn, ich bin erſtaunt, mein Prinz.

Enghien.

Ich bitt' Euch, wählet einen andern Ort
Für das Geſchäft Euch aus. — Ihr ſeht, daß in
Paris man Perſpective hat, durch die
Man uns in Ettenheim bequem belauſcht.

Cadoudal (ſinnend).

Und doch! — — Schrieb wirklich Talleyrand den Brief,
Was keinem Zweifel unterworfen ſcheint,
So weiſſagt's Gutes Eurem Hauſe nie;
Denn ſtets blickt die Sibylle in die Ferne,
Und ſucht ſich zeitig Freunde da zu werben,
Wohin der Sieg ſich möglichſt wenden könnte.

Enghien.

Ihr ſchifft auf jedem Strohhalm flugs Euch ein,
Und jedes Kraut dünkt Euch ein grünes Eiland.
Ich will dem klugen Wink, wer ihn auch gab,
Gehorchen; möget Ihr an Euren Plänen,
Wenn's Euch Vergnügen macht, zu Grunde gehn.
Ich muß dem Scheine ſelbſt zu wehren ſuchen,
Der in Gemeinſchaft mich mit Meutrern bringt. —
Im Dunkeln ſchleicht zum Kampfe das Gemeine;
Des Fürſten Schwert würgt nur im Sonnenſcheine.

Cadoudal.

Sie wollten Frankreichs Nähe meiden, Prinz?

Enghien.

Ich will! — — In Oeſtreichs ſichern Kaiſerſtaaten
Werd' ich der Dinge, die da kommen, harren.
Das mögt Ihr Euren Bündnern hinterbringen.
Noch heut laß' ich um Päſſe dorthin ſchreiben.
Ich fühle ſelbſt, die Luft iſt drückend ſchwül;
Ein Ungewitter brütet in der Ferne.
Habt Ihr gelernt was Rechtes zu vollbringen,
So wird es ohne mich auch wohl gelingen.

Cadoudal.

Nicht ſo, mein Prinz, Sie müſſen nahe bleiben;
Das hohe Werk bedarf des Fürſten Bild.

Enghien.

Mein letztes Wort! — Gehabt Euch ferner wohl.
Verlaßt dies Schloß, ſobald Ihr ausgeruht.
Der Himmel muß an unſerm Throne bauen,
Auf Meutrer ſetzt kein wahrer Fürſt Vertrauen.

(ab.)

Scene VII.

Cadoudal. Baronin v. Reich.

Baronin v. Reich

(kommt haſtig aus ihrem Zimmer; eilt an den Haupteingang und horcht, ob ſich der Prinz vollends entfernt habe; dann ergreift ſie Cadoudals Hand und zieht ihn in den Vorgrund.)

Georg Cadoudal! — ein guter Genius
Führt eben heute Euch nach Ettenheim.
Ich habe ſorgſam das Geſpräch belauſcht,
Das männlich mit dem Herzog Ihr geführt.
Der Zeitlauf mahnt zur ungeſäumten Eile;
Entflieht der Herzog, flieht die Hoffnung mit.
D'rum fort von hier; ich ſtehe wie auf Neſſeln,
Die That allein kann ihn an Frankreich feſſeln.

Cadoudal.

Eu'r Wort erfreut mich, ſchöne Frau; allein
Vergönnt, daß ich erfahre, wer Ihr ſeyd? —

Baronin v. Reich.

Baronin Reich, des Prinzen Enghien Freundin,
Beſitzerin von dieſem Ahnenſchloſſe.

Ein Ruf aus den Barrièren von Paris,
Von unbekannter Hand, bestärkte mich
In dem Entschluß, an Herzog Enghiens Heil
Das meinige zu wagen. — Saget selbst,
Ist's werth nicht, an den köstlichen Gewinn
Den kleinen Einsatz: Leben, kühn zu wagen? —
Verhaßt ist mir dies Ausserdaseyn längst,
Wo man den Leichnam für die Made füttert,
Und jede Terzie eine Faser reißt,
Daß man in millionenfachen Zügen
Gefoltert wird, zu der Vernichtung Graus.
Betäubung will ich für des Lebens Hohn,
Im Glanze mag mein Auge gern erblinden,
Ich werd' den Weg zum Königsthrone finden,
Find' ich das Corsenherz in Malmaison.

Cadoudal.

Ich bin entzückt von solchen hohen Worten.
Und ist es Ernst, was Eure Lippe spricht?

Baronin v. Reich.

Beim höchsten Gott, es ist. (Sie zeigt ihm einen verborgen gehaltenen Dolch.) — Seht hier den Stahl,
Der Euch ein einzeln fallend Haar zerschneidet.
Er ward für des Tyrannen Herz geschliffen. —
Doch sprecht: — kam dieser Brief an mich
Aus der Verschwornen Hand? — und woher ward
Euch meiner Seele Thatlust offenbart? —

Cadoudal (besieht ihn außen.)

Mir unbekannt, Baronin, ganz und gar,
Obgleich des Netzes Fäden alle schon

Seit einem Jahr in meiner Hand ſich kreuzen.
Doch dürft' ich ſehn? (lieſt) — Geheimnißvolle Schrift! —
Sehr wahr indeß, ſehr richtig; — ohne Scheu
Geſteh' ich, daß der Sender, wer er ſey,
Die Dinge würdigt, wie ſie es verdienen. —
Zu rechter Zeit iſt er für uns erſchienen,
Denn was der Kraft des Mannes nicht gedieh,
Vollbringt das Weib durch Macht der Sympathie.

Barbaroux v. Reich.

Wohlan denn, Königsfreund, ſo kehrt zurück,
Wo Eurer Hand das große Werk bedarf.
Das Saatkorn unſrer That iſt nun gelegt,
Und Hoffnung lebt, daß es zur Reife komme.
Noch heut' am Tage laß ich Ettenheim,
Um auf der Thaten Schauplatz zu erſcheinen.
Nichts And'res, Höhres feſſelt mich auf Erden;
Ich ſchwör's, Charlotte Corday Euch zu werden.

(Sie entläßt Cabaudal.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

Wilde Seeküſte in der Normandie. Dunkle Gewitternacht. Es blitzt von Zeit zu Zeit.

Scene I.

Zwei Mouchards, in Mäntel gehüllt, kauern auf einem Stück Felſenſtein und zünden ſich Pfeifen an.

Erſter Mouchard (feuerſchlagend).

Der Schwamm iſt meiner Treu wie Royaliſten-Hirn, es will ſich kein vernünftiger Funke in ihm verfangen.

Zweiter Mouchard.

Iſt nun einmal Alles verkehrt in der Welt: auf der andern Seite ſind die Gehirnkäſten wie Pulvertonnen, und der erſte vernünftige Funke, der vom Himmel herunter hinein fällt, macht das Ganze verpuffen. — Gieb mir einmal, Du bringſt doch nichts zu Stande.

Erſter Mouchard.

Da, verſuchs, Beſſerkönner. — Aber ſage mir nur einmal, Georg, ich weiß oft nicht, was ich von dieſer curioſen Welt denken ſoll. Da ſteht der ganze Himmel im Feuer, und man kann ſich nicht einmal eine Pfeife dabei anzünden.

Zweiter Mouchard.

Iſt wahr: ein Weltmeer rauſcht oft zu den Füßen, und ein verſchmachtender Menſch kann nicht einmal ſeinen Durſt daraus löſchen.

Erſter Mouchard.

Felder voll Korn; Triften, wimmelnd von Heerden, und Einer kann ganz gelinde dabei verhungern.

Zweiter Mouchard.

Städte mit einer halben Million Häuſer, und ein armer Schlucker kann kein Obdach finden.

Erſter Mouchard.

Was ſoll man davon denken?

Zweiter Mouchard.

Man ſoll gar nicht denken, damit Einem der Verſtand nicht ſtehen bleibt.

Erſter Mouchard.

Weißt Du was, Georg? — Wir ſind ein Paar geſcheute Leute.

Zweiter Mouchard.

Ja, weil wir Mouchards bei der Polizei ſind, die ein Jeder ſcheut, und wenn er auch ein Patent auf die Ehrlichkeit genommen hat.

Erſter Mouchard.

Meinetwegen; die Furcht iſt meiſt einträglicher wie die Liebe. Frage einmal den erſten Conſul.

Zweiter Mouchard.

Dem möchte ich in dieſem Augenblicke doch nicht unter die Augen treten. Was meinſt Du, wenn er eben jetzt hier erſchiene.

Erſter Mouchard.

Ah bah! — Was wir thun, muß Fouché verantworten; ich wenigſtens bin einmal gewöhnt, ihn als mein

Gewiſſen zu betrachten. Iſt er nun freilich kein Polizei-Miniſter mehr, ſo iſt er dafür ein Mann, der privatim dreimal mehr zahlt, als unſere ordentliche Löhnung beträgt, nebenbei in Malmaiſon aus- und eingeht, und für Alles ſeine ſehr guten Gründe hat, wenn unſereins ſie auch eben nicht mit Händen greifen kann.

Zweiter Mouchard.

Ich meine doch, daß ich in dieſem Stücke nicht ganz ohne Begriffe geblieben bin.

Erſter Mouchard.

So? — das lüſtet mich doch zu erfahren.

Zweiter Mouchard.

Ja ſieh: — Fouché war ein Polizei-Miniſter, daß man ein Schock Regniers daraus ſchnitzen konnte. Dennoch ſchob ihn der erſte Conſul bei Seite. Warum? — Klugheit iſt Macht. — Fouché aber iſt klug, und der Conſul iſt klug; zwei Mächte aber neben einander taugen nicht; eine muß weichen. — Das kränkte Fouché nun; er ging, weil er mußte, nahm aber ein gutes Stück von dem Zügel mit, den er geführt, und nebenbei auch ſo einige Milliönchen als Geſchenk vom Conſul. — Gut! — Wir alle blieben ihm ergeben, weil er ſich's etwas Rechtes koſten läßt, und wenn Bonaparte, der ſeiner nicht entbehren kann, ihn um geheime Dinge befragt, ſo weiß er mehr und Beſſeres wie alle Anderen. — Was ohne ihn in's Werk geſetzt wird, mißlingt, weil er es hintertreibt. Dadurch muß ſeine Unentbehrlichkeit und ſeine Wiedereinſetzung immer gewiſſer werden, und unſer Auftrag hier an der Küſte iſt ganz ſo etwas Aehnliches.

Erſter Mouchard.

Wer aber hat Dir das Alles geſagt?

Zweiter Mouchard.

Ich habe es aus guter Hand. — Fouché hat ſelbſt in England ſeine dienſtbaren Geiſter, die ſcheinbar den Royaliſten dienen, eigentlich aber in ſeinem Solde ſtehen und über Alles berichten, was Bezügliches vorgeht. So weiß er denn auch, daß in dieſer Nacht und an dieſem Punkte der Herzog v. Berry zu landen beabſichtigt, und der Prinz wäre verloren, wenn Fouché den Auftrag hätte, ihn zu faſſen. Da aber Savary das Werkzeug iſt, ſo wird der Prinz gewarnt und entkommt. Wer iſt Savary? Wir kennen Savary nicht. — Fouché iſt einmal unſer Meiſter; ihm gehorchen wir.

Erſter Mouchard.

Rede nur leiſe, denn wer weiß, ob die Felſen nicht auch ihre Ohren haben.

Zweiter Mouchard.

Thorheit; wir eben ſind ja die Ohren, die wie Holzwurm und Heimchen in allen Wänden niſten. — Aber horch! — Hörſt Du nicht Etwas?

Erſter Mouchard (lauſchend).

Das ſind wahrhaftig Ruderſchläge. — (Pauſe.) Ohne Zweifel! — — Komm, wir müſſen uns verbergen, damit man ungeſtört lande.

(Sie ziehen ſich zurück. — Gleich darauf erſcheint ein Boot, aus dem mehrere in Mäntel gehüllte Geſtalten an's Land treten. Die beiden Mouchards kommen zurück, worauf die Fremden ihre Degen ziehen.)

Scene II.

Vorige und die Fremden.

Erſter Mouchard.

Im Namen Ludwigs! —

Ein Fremder.

Des Märtyrers! — (Die Fremden ſtecken die Degen ein.) Ihr ſeyd Royaliſten?

Zweiter Mouchard.

So etwas ungefähr.

Erſter Mouchard.

Hier iſt ein Zeugniß. (Er überreicht ein Schreiben.)

Fremder

(nimmt von einem Zweiten eine Blendlaterne, die dieſer unter dem Mantel verborgen trug, und lieſt; dann:)

Fort in See! — Die Gefahr iſt groß. — Ich danke Euch, wackere Männer, die Ihr das Aeußerſte für mich gewagt. Nehmt dieſen kleinen Lohn bis zu beſſern Zeiten. — Ihr habt dem Herzog von Berry das Leben gerettet. — Lebt wohl.

(Die Fremden beſtiegen das Boot und verſchwinden.)

Scene III.

Die beiden Mouchards.

Erſter Mouchard.

Du, Georg, wir ſpielen hier eine zweideutige Rolle.

Zweiter Mouchard.

Verdienten aber applaudirt zu werden. Die Sache ging wie am Schnürchen. Was der Prinz hier in Frankreich nur verloren haben mag?

Erſter Mouchard.

Und das weißt Du nicht? — So etwas von einer Krone.

Zweiter Mouchard.

Und die ſucht er Nachts mit der Blendlaterne? — O über die Verblendung!

Scene IV.

Vorige. Savary, nebſt einigen Begleitern in Uniform und Mänteln treten auf.

Savary.

Ah! — Seyd Ihr wach, Leute?

Erſter Mouchard.

Wir ſtehen auf einem Beine wie die Kraniche, General.

Savary.

Brav, auch thut es Noth. — Das Wetterleuchten zeigt uns ein brittiſch Fahrzeug im Geſicht; es kreuzt in dieſer Richtung und eine Barke iſt ſeit einer Stunde flott gemacht. Jeden Augenblick kann man hier landen. — Thut darum Eure Schuldigkeit, wackere Bürger. — Unter der Maske von Royaliſten werden durch Euch die Landenden in den Hinterhalt gelockt. Ihr leiſtet der Nation dadurch einen ausgezeichneten Dienſt, der erſte Conſul zählt auf Euch und wird das Gelungene zu belohnen wiſſen.

Zweiter Mouchard.

Er darf ganz auf uns zählen, General.

(Savary mit Begleitung ab.)

Zweiter Mouchard
(zum Erſten, parodirend).

Er darf ganz auf uns zählen! —

Erſter Mouchard.

Nun ja, er darf auf uns zählen; aber der größte Rechenmeiſter auch kann ſich verzählen. Komm, Georg, das Gewiſſen zähnklappt in mir, wir wollen uns durch Bewegung zu erwärmen ſuchen, bis die vergebliche Hoffnung an den Tag kommt.

Zweiter Mouchard.

Recht! — Der Morgen kann nicht allzufern mehr ſeyn.
(Beide ab.)

Scene V.

Bürgerliches, faſt dürftiges Zimmer mit Tiſchen und Bänken an den Seiten. Montgaillard, Joyaut und mehrere verſchworne Leute, denen man das Verkappte anſieht, treten ein und laſſen ſich nieder; Aufwärter bringen Wein und füllen die Gläſer.

Montgaillard.

Ein jeder merke auf ſeinen Nachbar, ob auch ein Ungeweihter unter uns iſt. — (Er erhebt hoch ſein Glas.)
Blut! —

Alle Uebrigen.

Wolfsblut! —

Montgaillard.

Tod!

Alle Uebrigen.

Tyrannen-Tod! —

Montgaillard.

Heil! —

Alle Uebrigen.

Königsheil!

Montgaillard.

Sind alle Geweihte? —

Mehrere Stimmen durcheinander.

Beim Himmel, nein! — Hier iſt ein ungeweihter Milchbart unter uns. Verderben über ihn! — Wir ſind verrathen.

Montgaillard.

Verrath? — Unmöglich! — Wie konnte er ohne Parole hier eindringen? — Tritt vor, Ungeweihter.

Baronin v. Reich
(männlich in einen Mantel gehüllt, tritt vor).

Montgaillard.

Wer biſt Du, Jüngling? —

Baronin v. Reich.

Ein Königsfreund bin ich, bei Gott, nicht minder
Wie Ihr, die Ihr bei loſem Weingelag
Und müßigem Geſchwätz die edle Zeit
Verpraſſt, die nach der Thaten größter lechzt.
Die Zeit, da eure edlen Königshäupter
Von Gram und Leid gebeugt in fernen Landen
Die thränenfeuchten Blicke ſehnſuchtsvoll
Nach ihrer Heirath ſchönen Fluren richten,
Und ſchaudernd vor dem ſchreckensvollen Bilde
Des corſiſchen Soldatengünſtlings ſtehn,
Der tauſend Leben ſchon ſtatt eins verwirkt;

Und den ihr Feigen dennoch immer nur
Mit ſpitzen Worten hinter Riegeln traft.
Schämt Euch! — Franzoſen, die das ſanfte Joch
Der Könige mit Vorwitz abgeſtreift,
Die laſſen ſich in ſcharfe Ketten ſchmieden,
Und lezen heimlich ſich an ſüßem Wein,
Anſtatt in Conſulblut ſich zu berauſchen.

Joyant.

Der Burſche wagt uns zu verhöhnen; ſtecken wir ihn zum Fenſter hinaus.

Montgaillard.

Gemach! — Sag' an, du junger Königsfreund, wer nannte dir den Ort, wo die Geheimen ſich verſammeln? wer gab das Wort, das dir den Einlaß verſchaffte? —

Baronin v. Reich.

Georg Cadoudal, Eu'r Haupt, hat mich geladen,
Damit die That, die zur Erlöſung führt,
Nicht länger mehr verſchoben werden möchte.

Montgaillard.

Das iſt mit Eurer Erlaubniß eine himmelſchreiende Unwahrheit; heute erſt kehrt Cadoudal aus weiter Ferne nach Paris zurück.

Baronin v. Reich.

Ganz recht! — Auch ſendet mich die Ferne her,
Weil nah nur Feigheit wohnet und Verrath.
Der Ew'ge muß, will er ſein Werk vollenden,
Vom Himmel ſelbſt oft ſeine Boten ſenden.

Ein Verſchworner.

Das Bürſchlein iſt keck wie ein Spatz. — Ich ſchlage vor, Herrn Cadoudal den Brocken aufzubewahren; er muß der Zuſage nach ohnehin hier bald erſcheinen.

Montgaillard.

Wohl recht. Bringt den Zungenhelden nur immer bis dahin unter Schloß; nachher wird ſich die Auslegung finden.

Baronin v. Reich.

Was ſich der Herr für ſeinen Rath erſehen,
Das ſchließt nicht Schloß, nicht Gitter gnügend ein. —
Doch freudig duld' ich jegliche Beſchwerden,
Zum Märtyrer am Königthum zu werden.

(Man führt ſie ab.)

Scene VI.

Vorige ohne die Baronin.

Montgaillard.

Hat ſich Erhebliches zugetragen, ſeit letztem Eidestage?

Joyaut.

Fouché durchkreuzt täglich zweimal die Gemächer von Malmaiſon, ſeit ihn der Corſe zuerſt wieder zu ſich rufen ließ. — Es ſollte mich nicht wundern, wenn er in dieſem Augenblicke hier aus dem Boden hervorſtiege.

Ein Verſchworner.

Dazu bedürfte es des Portefeuilles; Fouché hat Ehrgeiz.

Montgaillard.

So ſteigt er denn vor der Hand hier nicht aus dem Boden. — Uebrigens wird der Herzog von Berry in dieſer Nacht bei Biville gelandet ſeyn. Er kommt in der Maske eines Douaniers nach Paris. In wenig Tagen geht der Conſul nach Boulogne. Die That mahnt gewaltig; ſie will geboren ſeyn.

Joyaut.

Wo weilt Georg Cadoudal?

Montgaillard.

Er kehrt zu dieſem Eidestage noch aus Ettenheim zurück. — Seine Ankunft muß entſcheidend werden. — Was giebt es für neue Pläne? (Er ſetzt ſich und ſchreibt.)

Ein Verſchworner.

Stephan hat ſich zur Conſular-Garde gemeldet.

Montgaillard.

Iſt Etwas. — Naheſeyn iſt halb getroffen. — Iſt Hoffnung zur Aufnahme da? —

Ein Verſchworner.

Gewißheit.

Montgaillard.

Weiter.

Joyaut.

Ein neuer Sattel für den Conſul iſt in Arbeit. Ich habe Freundſchaft in der Werkſtatt angeknüpft. — Ein wackerer Geſell iſt gewonnen. Für hundert Louis bringt er hinlänglich Niederſchlag in die Höhlung, beim erſten

Trab den Reiter sammt seinem Roß zu zerschmettern. — Auch Arbeiter in den Höfen Malmaisons sind zum Austausch gewonnen. Vorläufig zwei Holzschläger.

Montgaillard.

Die Sache gedeiht. Die Republikaner mögen für Trauerkleider sorgen.

Scene VII.

Vorige. Cadoudal.

Alle (erheben sich).

Ah! — Willkommen Cadoudal! —

Cadoudal
(winkt zum Niedersitzen; Alle setzen sich.)

Der Eidestag hat zahlreich Euch gerufen,
Und unbekannt erscheint mir manch Gesicht.
Hat auch die Vorsicht, die uns Leben ist,
Ihr Recht bei den Novizen wohl geübt?
Ist auch der Eid in strengster Form gegeben?
Und herrscht Begeist'rung für die hohe That? —

Montgaillard.

Von Allen, die Eu'r Auge überzählt,
Beschritt nicht Einer dieses Hauses Schwelle,
Der nicht mit Königsliebe groß gesäugt,
Und dem nicht das Verständniß aufgegangen,
Es sey die That, die unser Aller Ziel,
Den gottgeweihten Werken beizuzählen,
Von denen sich die Weltgeschichte nährt.

Cadoudal.

Was iſt geſchehen, ſeit ich Euch nicht ſah? —

Montgaillard.

Hier ein Bericht, durch Wen'ges zu ergänzen,
Was Euer Kommen ihm noch vorenthielt.
Auch Pichegru war hier, der General,
Der zwar der Königsſache herzlich fremd,
Wie Alle, die in ſeinem Solde ſteh'n;
Allein die Brücke, die nach zweien Polen führt,
Wird doch von einem Pfeiler nur getragen.

Cadoudal.

So lange noch das Mittel ungeboren,
Soll der Endzweck die Freundſchaft nicht betrüben.
Noch iſt kein Raum für unſern Kampf gefunden,
Indeß die Schwerdter roſten darum nicht.
Die That erſt bricht des Manifeſtes Siegel;
Die Wahlſtatt iſt des Conſuls Todtenhügel.

Montgaillard.

Ein Ungeweihter, der auf Euch ſich ſtützt,
Ward unter uns entdeckt und abgeführt;
Ein Jüngling iſt's, der kecke Worte redet.

Cadoudal.

Ich kenne ihn und bürge ſeine Treue.
Sein Werth iſt groß; führt ihn herein.

Scene VIII.

Vorige. Pichegru.

(Alle erheben ſich und bleiben ſtehen.)

Pichegru
(in einen braunen Reitermantel gekleidet, reicht Cadoudal die Hand).

Willkommen Cadoudal, und Gruß Euch Allen.
(Er überſieht einen Augenblick die Anweſenden.)
Die Zahl der treuen Bündner, ſcheint es, wächſt;
Gedeiht Euch auch die Hoffnung gleichermaßen,
Den Schandfleck Frankreichs gnügend zu vertilgen?

Cadoudal.

Die Hoffnung, mein' ich, trieb ſchon längſt zur Blüthe,
Und ſelbſt die Frucht Gewißheit ſetzt ſchon an.
Der Himmel ſelbſt will ſich in's Mittel legen,
Damit ein Ende Frankreichs Schmach gewinne.
Er ſendet ſeine Boten uns entgegen.
Und eh' man's ahnt, beginnt das große Werk.

Pichegru.

Ich will nicht fragen, wo die Boten weilen,
Ich will nicht wiſſen, wer die Helden ſind;
Denn wer die Erde funfzig Jahr durchmeſſen,
Und hellen Auges, leiſen Ohres war,
Wer in dem tollen Wirbel der Geſchichte
Unheimlich ſchwindelnd, fortgeriſſen wurde,
Der kann nicht ohne Mißtrau'n aufwärts blicken,
Wo Gunſt und Groll in ewig regem Wechſel.
Wer etwas will, der ſoll an Körper glauben,
Die Thorheit mag in Schattenbildern klauben.

Baronin v. Reich
(die zurückkehrte, tritt vor).

Da seht und hört den Guillotinen-Mann! — (zu Pichegru)
Habt Ihr wohl kaum die Gottheit dekretirt,
Und reut Euch schon des Irrthums Widerruf? —
Habt Ihr das Tollhaus wirklich schon vergessen,
Wo vierzig Millionen Irre ras'ten,
Weil, was Ihr Schattenbild zu nennen Euch
Erfrecht, den Hallen räuberisch entführt? —
Hat jeder Schatten nicht auch seinen Körper? —
Und jeder Körper wirkend seinen Geist? —

Pichegru (kalt).

Ich glaube: — ja! — und dieses Wirkende,
Der Geist, wie es zu nennen Euch beliebt —

Baronin v. Reich (heftig).

Verläuft sich in die Wurzel, in das All;
Ein Geisterquell ist es, der Alles nährt;
Und aller Wesen tausendfach Getümmel
Hat eine einz'ge Heimath nur: — den Himmel.

Pichegru.

Wie süß doch klingt die Weisheit solcher Kinder. —
Was sagt Ihr von dem Geist der Guillotine? —
Vom Körper habt Ihr sicher schon gehört. —
Wie ein Saturn nach rothem Safte lechzend,
Setzt er in Frankreich sich zum feisten Mahle,
In Strömen füllte sich die eh'rne Schale,
Und wie man auch im eifrigen Gebete
Zum Geist der Geister um Erlösung flehte,
Nichts störte ihn im schwelgenden Gelage,

Weil ſtets ein Geiſt nach eignem Sinnen thut.
Ja, letzt' ihn nicht an einem Ehrentage
Sogar ein Reich gefüllt mit Königsblut?
Und dieſer Geiſt —

Baronin v. Reich.

Halt' ein, unſel'ger Spötter! —
Ich weiß wohin Eu'r gift'ger Stachel zielt.
Doch wiſſen ſollt Ihr, Mann der Republik,
Daß, wenn die Gottheit Kön'gen Lehren giebt,
Geſalbten, die auf Thron ſie vertreten
Und öfter an der Weisheit Quelle dürſten, —
So ſchreibt ſie die mit warmem Völkerblut
Auf's jüngſte leere Blatt der Weltgeſchichte;
Denn um das Große herrlich zu geſtalten,
Muß ſie das Kleine tauſendfach zerſpalten.
Ein Gott zwar iſt der Fürſt in ſeinem Wirken,
Doch menſchlich Werkzeug ward ihm nur verliehn,
Und nächſt dem Göttlichen in ſeiner Bruſt
Hat auch der Menſch ſich ſeinen Sitz erbaut.
D'rum hat das Ungeheure er zu löſen,
Anbetungswürdig, wo es je gelingt;
Ja, ſelber noch im leidigen Mißlingen
Muß ihm der Weiſe ſeinen Lorbeer bringen;
Und hält der Ew'ge über ihn Gericht,
Zählt ihm zur Sühne Völkerleben nicht.

Pichegru (zu Cadoudal).

Ich weiß nicht, Cadoudal, wer dieſer iſt;
Allein nach Allem, was ich ſo vernehme,
Scheint mir es, hat der heil'ge Loyola
Sich unſres Werkes gnadenreich erbarmt.

Cadoudal.

Wenn Einer nur; denn da Erbarmen noth,
So denk' ich, wollen wir es Niemand wehren.

Baronin v. Reich.

Auch wehrt sich's gegen höh're Absicht schlecht. —
Doch sprecht, habt Ihr der Worte Sinn gefaßt? —

Pichegru.

So ungefähr, wie man das Nichts begreift,
Ein rundes Viereck oder trocknes Wasser. —
Vor allem weiß ich nicht, wie Ihr es eint,
Daß jener Geist, den Ihr die Wurzel nennt,
Die Lehre, die in seiner Weisheit er
Dem hohen Fürstenliebling zugedacht,
Auf jenes jüngste Blatt der Weltgeschichte
Mit dessen eignem Herzblut niederschrieb,
Das stets zum Lesen so ersprieslich war.

Baronin v. Reich.

Kurzsichtiger Republikaner, wisse,
Daß auch der Fürst, wie Gott, unsterblich ist.
Habt Ihr ein Auge, weiser General,
So tragt Euch an den Strom der Ewigkeit:
Die Welle kommt — die Welle rauscht vorüber,
Und immer neu erscheint das bunte Spiel.
Der Strom verbleibt, ob auch die Welle eilt,
Ein König stirbt — allein der König weilt. —

Pichegru.

Kann seyn; doch um den Himmel solcher Müh'
Für aller Zeiten Lauf zu überheben,

Und um dem Volk' das Liebſte, was es hat,
Den Kopf, an ſeinem Orte zu erhalten,
Wohin mit weiſer Abſicht die Natur
Am ſechsten Schöpfungstage ihn geſtellt,
So ſind wir alſo, mein' ich, ganz im Rechten,
Den Mann, der doch ein Meiſter heißen ſollte,
Und der ſo theures Lehrgeld noch bedarf,
Von ſeinem Amte gnädig zu entlaſſen,
Und des Regierens Mühe ſelbſt zu tragen,
Das heißt: — die ew'ge Republik zu ſiften.

Baronin v. Reich.

Unſel'ger Wahn, der Menſchenſinn bethört! —
Blickt nur hinaus, ihr ſtolzen Weisheitkrämer,
Zur ewigen Natur, auf die Ihr pocht,
Als auf den Schild, der euren Dünkel ſchirmt:
Tritt Euch das hohe Bild der Monarchie,
Wo ſich's um Wohlfahrt der Geſellſchaft handelt,
Nicht unverkennbar tauſendfach entgegen?
Vom Bienenſtock in ſeiner Spanne Welt,
Bis zu dem Sternenheer am Firmamente,
Steht in des Kreiſes Mitte eine Regel,
Der Kraft ſo wie der Ordnung ew'ger Quell.
Die Urſach' iſt es, die gewalt'ge Feder,
Der Wirkung Born, des Zweckes erſtes Mittel;
In jedem Wurme iſt es angedeutet;
Ja, ſelbſt indem Ihr ſteht und klügelnd ſinnt,
Mit ſcharfen Gründen meinen Witz zu ſchlagen,
Iſt Euer Schädel wieder der Monarch,
Der jetzt wie immer Euch regieren ſoll,
Damit das Rechte, wie Ihr wähnt, geſchehe.

Ein Kopf nur ziemt für eines Leibes Glieder;
Wer mehr begehrt, erſchafft ſich eine Hyder.

Pichegru.

Und wenn ich nun, um Eurem Scherz zu gnügen,
Das Herz mit in Berechnung ziehen wollte?

Baronin v. Reich.

So ſey's das Parlament. Es mag berathen,
Mag näher zum Gefühl der Glieder ſtehn.
Doch nur dem Schädel ziemt die Kraft der Thaten,
Der Fürſt ſey Herr; nie darf er untergehn.

(Man hört plötzlich eine Glocke ſchallen. Alle bewegen ſich erſchrocken durch einander.)

Mehrere (ängſtlich).

Ha!

Montgaillard.

Es iſt Gefahr, die Fallthüren müſſen ſich öffnen.

(Er ſtampft in ungewöhnlicher Art mit dem Fuße, geht dann hinaus und kehrt bald zurück. Während dem öffnen ſich die Verſenkungen, und die Verſchwornen, außer der Baronin, ſteigen hinab. Letztere zieht ſich in den Hintergrund zurück.)

Cadoudal.

Eilt, eilt, das Warnungszeichen mahnt uns dringend.

Pichegru.

Verwünſchtes Kriechen zwiſchen Mauerſpalten!
Ich lechze nach des Blachfelds freiem Plan. —
Geſchaffen zu der Schlachten kühnem Streite,
Muß man wie Ratten ſich in Höhlen bergen.

Montgaillard (zurückkehrend).

Fort, fort! — um Gotteswillen eilt hinab.
Fouché mit ſeiner Rotte ſchleicht herbei.

Der schrecklich Schlaue hat uns ausgewittert;
Ereilt er uns, ist alles Heil zersplittert.
(Er ist der letzte, und die Thüren schließen sich.)

Scene IX.

Fouché in Begleitung einiger Mouchards erscheint. — Die Baronin.

Fouché.

Ein Zaubrer wahrlich sollt' ich fast mich wähnen;
Denn wie mein Fußtritt kaum erschallt, verschluckt
Die Erde plötzlich Haufen munt'rer Zecher.

Erster Mouchard.

Soll man das Haus umstellen, Bürger? —

Fouché.

Nein! —
Was ich hier suche, ist bereits gefunden.
Geht nur; doch führt des Hauses Wirth zu mir.
(Mouchard ab.)

Fouché (zu der Baronin).

Mein Herr! — es scheint, daß mein Besuch Sie vom
Genuß des edlen Weines aufgestört.
Ich bitte, lassen Sie sich ja nicht irren;
Und da nach Allem, was sich zeigt, zu schließen,
Sie wirklich auf Gesellschaft rechneten,
So lad' ich selber mich zum Gaste ein,
Des Morgens feuchter Kühle zu begegnen.
Nicht wahr, — Sie heißen freundlich mich willkommen?

Baronin v. Reich
(nicht ohne einige Aufregung).

Auf Freundlichkeit will ich mich doch erſt noch
Beſinnen, Bürger Fouché! — Doch es ziemt
Ein Glas wohl unbedingt ſo ſaurer Pflicht, (betonend)
Als wie ein Mouchard-Häuptling Eurer Art
Sie gegen ſeinen Herrn und Meiſter übt.

Fouché
(nachdem er verſtohlen ein Miniatur-Gemälde mit der Baronin verglichen hat).

Sie haben völlig recht, Baronin Reich,
Ganz leicht iſt's eben nicht, den ſelt'nen Kern,
Nach dem mich's ſchon ſo lange Zeit gelüſtet,
In dieſer wunderſamen Hülle aufzufinden.

Baronin v. Reich (halb für ſich).

Ich bin verrathen worden; bin verlohren! —

Fouché (nimmt ihre Hand).

Wer ſagt denn das, verehrte Baroneß? —
So lang' ein Freund wie ich, bewährt und treu,
An Ihrer Seite wirkt, iſt nichts verloren,
Was jederzeit nicht wieder aufgefunden
Und auch zurückgegeben werden könnte.
Nur eines rathe ich ſofort als Freund:
Die ſchönen grazienhaften Glieder nicht
Alſo durch ſchnöde Maske zu entſtellen,
Und überhaupt mit dieſem Nachtgeſindel
Von Royaliſten, deren Nacken alle
Seit Tagen ſchon in meiner Schlinge ſtecken,
Gemeinſchaft nicht zu pflegen. — And'rer Art,

Verehrte Baroneß, iſt die Miſſion,
Die Ihnen vom Verhängniß aufgetragen.
Indeß — (Ein Mann, der Wirth, tritt höchſt niedergeſchlagen ein.)
Ah ſieh! — Entſchuld'gen Sie, Verehrte.
(Zum Wirth)
Euer Haus, Bürger Chopelle, wird von einer Geſellſchaft Leute beſucht, zu denen ich in einiger freundſchaftlichen Beziehung ſtehe. Ihr habt demnach Sorge dafür zu tragen, daß dieſe Leute hier durch nichts verſcheucht werden, und zu ſolchem Ende für die Sicherheit ihrer Perſonen zu garantiren. — Wollt Ihr die Thüren-Verſchwendung bis auf die Fußböden ausdehnen, ſey es Euch unverwehrt; jedoch habt Ihr in ſolchem Falle die Souterrain-Ausgänge heimlich zu vermauern. Euer Kopf haftet mir für den Gehorſam. — Geht! — (Wirth ab.)

Baronin v. Reich.

Ich muß geſtehn, mein Herr, daß ſehr begierig
Ich zu erfahren bin, wer Ihnen ſagte,
Daß ich an dieſem Ort, in dieſer Maske
Zu finden ſey.

Fouché.

Sie ſcherzen, Theure,
Verwandte Seelen führt die unſichtbare
Und unerforſchlich ſtarke Hand zuſammen,
An die nicht nur des Weibes zarter Sinn,
An die gelegentlich auch unſereins wohl glaubt;
Da keine Hand uns zu Gebote ſteht,
Die nützlicher, uneigennütziger
und mächtiger, wie ſie, erfunden würde.

Baronin v. Reich.

Sie weichen aus; allein was mich betrifft,
Da mein' ich, wär' noch eine and're Hand
Im Spiel, wo sich's um Kopf und Krone spielt,
Und wo Sie einen leidlichen Gewinn
Jetzt eben einzufädeln im Begriff;
Vielleicht besitze ich von dieser Hand
Zufällig eine kleine Federprobe,
Durch die Sie dem Verständniß, und auch ich,
Auf leichte Weise näher kommen können.
(Sie zeigt ihm einen Brief.)
Gehört die Schrift zu den bekannten Zügen? —

Fouché (der sie ansieht.)

Ich sage nein, weil ich nicht lügen will.
Bekannt setzt Fremdgewesenes voraus.

Baronin v. Reich.

Sehr gut. — Und dieser hier, wie eine Glosse,
Am Rande sich verlorne Name: Fouché?

Fouché.

Gedeiht wie Sand am Meer in den Provinzen.

Baronin v. Reich.

Der Brief kam aus Paris.

Fouché.

Ich zweifle nicht.

Baronin v. Reich.

Es könnte sich ereignen, lieber Herr,
Daß ich noch höhern Orts versuchen würde,

Die Quelle dieſer Handſchrift zu ergründen;
Am erſten, wenn mein freier Wille litte.
Ich bitte d'rum, mich gütigſt zu entlaſſen.

Fouché.

Nur einen Augenblick Verzug noch, Theure.
Sie wiſſen, daß Verhaftung der Perſon
Sich auch auf Schrift und Ferneres erſtreckt;
So hätt' es mit der Quelle gute Wege.
Jedoch uns Beiden frommt die Freundſchaft beſſer,
Als Hader, der vom Ziele abwärts führt.
Ich darf vermuthen, daß in unſrer Stadt
Ein Freund, wie ich, für Sie erſprießlich iſt,
Und rechne mir's zur Freude wie zur Ehre,
Mein Haus für Sie in jeder Art zu öffnen.
(Er nimmt ihr den Brief, den ſie ſpielend in der Hand trug, ſpielend ab.)
Es birgt Paris des Int'reſſanten viel,
Wofür es eines Cicero's bedarf.
Zum Beiſpiel, unſres erſten Conſuls Haus;
Er ſelbſt und Madame Bonaparte auch,
Die allerliebenswürdigſte der Frauen;
Das iſt für eine deutſche Baroneß,
So reich an Geiſtesgaben mancher Art,
Ein edl'rer Cirkel, als dies ſchlechte Haus,
Wo große Buben ihr Verſtecken ſpielen.
D'rum nehmen Sie getroſt jetzt meinen Arm,
Auf den noch manche and're Dinge warten.

Baronin v. Reich.

Man muß geſtehn, daß Sie mit Artigkeit
Sich des Begehrten zu bemächt'gen wiſſen.

Fouché.

Die Artigkeit iſt eine Macht, Madame,
Die ich von allen Mächten, die mir dienen,
Vor allen gern bei ſchönen Damen übe.

Baronin v. Reich.

Sehr gütig. — Doch mit gleicher Macht zu dienen,
So bitt' ich artigſt mir den Brief zurück,
Den Sie vorhin aus meinen Händen nahmen.

Fouché.

Ich werd' ihn ſorgſam zu bewahren wiſſen,
Indeß er Ihnen leicht verloren ginge.
Jetzt unterwerfen Sie ſich einer Macht,
Die ungern einer andern Raum vergönnte.
(Er bietet ihr noch einmal ſeinen Arm.)

Baronin v. Reich.
(mit halb erhobener Hand).

Gott, gieb mir einen Wink in dieſem Zweifel;
Gedenkſt du meiner helfend nicht im Böſen? —

Fouché
(nimmt halb mit Gewalt ihren Arm).

Die Zeit, Madame, wird alle Räthſel löſen.
(Beide ab.)

Scene X.

Park zu Malmaiſon.

Bonaparte (tritt nachdenkend auf).

In dieſer Nacht muß er gelandet ſeyn.
(Er ſieht nach der Uhr.)
Die Uhr iſt ſechs, und immer kein Bericht! —

Indeß — wer weiß! — vielleicht verzögerte
Die Landung ſich. — Der Wind geht hohl. — Vielleicht —
Verwünſchtes Marterwort: Vielleicht. — Ich muß
Gewißheit brauchen zum Regieren. — Das Volk,
Das man mit Gütern und mit Ehrenſtellen,
Um ihrer Dienſte froh zu ſeyn, beſchenkt,
Ergötzet ſich an Stickerei'n, an Wein,
An Weibern, Roß und andern Tändelei'n,
Als ob man tauſend Jahre Zeit beſäße,
Die Welt in ihren Angeln zu bewegen.

(Nachdenkende Pauſe.)

Und wenn der Prinz nun eingefangen ward,
Als er, ein Staatsverräther, ſeinen Fuß
Auf Frankreichs hochverpönte Küſte ſetzte: —
Werd' ich das Ungeheure thun und ihn
Zur Frevelſühne meinem Heile opfern? —

(Kleine Pauſe.)

Des Urtheils Kette will den erſten Ring
In die vollbrachte That befeſtigen. —
Eins nur ſteht feſt: es iſt ein neuer Grund
Für Feindſchaft gegen England aufgefunden;
Denn wer uns Kön'ge einzuſchwärzen ſucht,
Der reißt uns ſelbſt die Schwerter aus den Scheiden.

Scene XI.

Bonaparte. Regnier.

Bonaparte.

Nun endlich einmal, Regnier! Allen Martern
Der quälendſten Erwartung preisgegeben,

Harr' ich ſeit einer Stunde des Berichts.
(Er nimmt ihn Regnier haſtig aus der Hand.)
Ihr Menſchen ſchleicht wie faules Sumpfgewäſſer. —
Iſt der Gefang'ne ſorgſam auch bewahrt? —

Regnier.

Ich muß bedauern, Conſul, daß das Glück
Für dies Mal nicht mit unſern Schritten war.
Indeſſen iſt die Hoffnung nicht verloren;
Die Royaliſten werden den Verſuch
Erneu'n, und wir mit ihnen; glücklicher
Vielleicht, als dieſesmal.

Bonaparte
(zerreißt den Bericht und ſtampft zornig mit dem Fuße).

Vielleicht! — Vielleicht!
Zur Hölle mit dem Worte, ſag' ich Euch! —
Ich treib Euch alleſammt vielleicht zum Henker.
Glaubt Ihr, ich könne mit dem Teufelsworte
Ein Volk von vierzig Millionen bänd'gen? —
Was für Geſindel habt Ihr ausgeſandt,
Um an den Küſten ihre Jagd zu machen? —
Schandhaft, fürwahr, vollzieht man meine Ordres,
Seit Fouché nicht die Miſſionen gängelt. —
Sie haben Ueberfluß an Einfalt, Bürger Regnier,
Sie ſind, gelind geſagt, ein Schaaf, das nichts
Gebiert, als eitel Böcke. Gehen Sie,
Ich muß mich beſſer zu berathen ſinnen.

Regnier.

Entſchuld'gen Sie, mein Conſul General.

Bonaparte.

Schweigt, ſag' ich, Bürger Regnier, — Lotterbuben
Entſchuld'gen ſich, wenn die gerechte Peitſche
Sich hülfreich ihrer Beßrung unterzieht. —
Wie lange ſollen dieſe Länderhungrigen,
Die ſtets wie Wölfe um den Schaafſtall ſchleichen,
Die Ruhe ſtören, deren ich bedarf,
Um eine Welt, die harrend auf mich blickt,
Mit neuer Thaten Sonnenglanz zu blenden?
Ich will, ich muß der Wölfe einen treffen;
Ich muß mit meinem Donner ihn zerſchmettern,
Damit ich meiner Hürde Frieden ſchaffe. —
Allein was hilft's, dem Idioten pred'gen,
Der nicht das Einmaleins der Politik begreift?
Man ſoll die Leute zum Verhör verſammeln;
Ich ſelber will nach dem Beſtande lauſchen,
Und wehe, wen ein Stäubchen Schuld beſchmutzt!

Regnier.

Es ſey. — Ich habe Vidocq ſelbſt entſendet,
Der Meilen weit ſein Wildpret immer wittert.
Wenn eine Schuld beſteht, ſo iſt es die,
Daß an der Küſte ſeine Leute nicht
Wie gute Pudel flugs zu Waſſer gingen
Und den begehrten Prinzen apportirten.

Bonaparte
(ſieht ihn eine Weile ſtarr an).

Wär' Euch die Kraft zu handeln ſo verliehn,
Wie es die, ſinnreich zu entſchuld'gen, ward,
Ich ſteckte England ein, wie eine Muſchel,

Die wohlgenährt an unſrer Küſte ſchwimmt.
Doch ſeht, dort naht ſich Fouché eben jetzt.

Scène XII.

Vorige. Fouché.

Fouché (verneigt ſich).

Mein Conſul!

Bonaparte.

Gut daß Sie erſcheinen, Fouché,
Zur Hälfte den Verdruß mit mir zu tragen;
Vielleicht erfuhren Sie bereits —

Fouché.

So eben
Erſt überſchreit' ich die Barrièren; nicht
Ein Wort, das neu und von Intereſſe wäre,
Erreichte mich. Der Küſtenfang iſt, hoffe
Ich, doch geglückt? —

Bonaparte.

Empörend iſt's, zu ſagen: nein! —
So eben ſendet Savary Bericht.
Man ſah die Brig beim hellen Wetterleuchten,
Um Mitternacht, ganz nah' der Küſte kreuzen.
Ein Boot ward flott, man ſollte darauf ſchwören,
Der Herzog ſey zu landen ausgeſchifft.
Doch keine Seele hat den Strand betreten,
Und wie der Morgen dann die Fernſicht öffnet,
Sieht man das Fahrzeug ſchon in weiter See,

Verfolgt von unſrer trefflichſten Fregatte;
Allein was frommt's? ich wette meinen Kopf,
Daß wieder eine Dummheit erſter Gattung
Dem Schurkenvolke drüben günſtig war.
Und wo dergleichen einmal Unkraut ſäete,
Das rauft ſo ſchnell und leicht ſich nicht mehr aus.
An ſolchem Tage ſchmollt alsdann das Glück.
Ein Thor, der da noch weiter Rechnung macht. —
Ein Unglück, dem die Klugheit unterliegt,
Hat keine Wurzel, und kann plötzlich enden:
Doch wenn die Dummheit um den Sieg betrügt,
Solch Unglück kann der beſte Kopf nicht wenden.
(Auf Regnier deutend)
Da ſteht die Einfalt nun! —

Regnier
(die Hand auf's Herz legend).
Bei meinem Leben! —

Bonaparte (ihn heftig unterbrechend)
Ihr ſeyd ein Schaaf, ich will's Euch ſchriftlich geben.
(Er kehrt ihm den Rücken zu.)

Fouché.
Ich muß geſteh'n, mein Conſul, daß Ihr Zorn
Mir nie gerechter ſchien, als eben heute.
Die Landung war in dieſer Nacht beſchloſſen;
Und Alles möcht' ich an die Wette wagen,
Daß der Verſuch ſogar nicht unterblieb.

Bonaparte.
Beim Teufel, Herr! ſo bin ich denn betrogen;
Wie? — oder wiſſen Sie ſonſt einen Grund

Im Reich der Möglichkeiten zu erſinnen,
Der minder mir das Herz zerſpaltet,
Und alle Galle durch die Adern peitſcht.

Fouché.

Je nun, warum nicht, Conſul? Konnte denn
Daſſelbe Wetterlicht, das unſern Spähern
Das Schiff, die Barke und ſo weiter zeigte,
Der wachenden Bemannung dort am Bord
Nicht auch die Lauſcher an der nahen Küſte
Durch irgend Unvorſicht gar leicht verrathen? —

Regnier.

Ganz ähnliche Vermuthung wollte ich,
Als man mich unterbrach, zur Sprache bringen.

Bonaparte.

Ich bin um ſolche Weisheit hinterher
Nicht eben ſehr verlegen, Bürger Regnier.
Sie ſind, ich weiß es wohl, ein Januskopf,
Der vorne eine grüne Brille trägt. —
Jetzt handelt ſich's um einen Plan,
Das Ungeziefer möglichſt auszurotten,
Das mich im freien Wirken teufliſch ſtört.
Ich will nicht früher nach Boulogne gehn,
Als bis die frevle Hoffnung der Factionen
Durch einen mächt'gen Schlag erſchüttert ward.
Wenn nur die Hyder ihrer Köpfe einige
Herein zu den Barrièren ſtrecken wollte.

Fouché.

Und iſt denn ſolches nicht bereits geſchehen? —
Allein wie kann ich nur ſo thöricht zweifeln;

Gewiß erfuhren Sie durch Regnier ſchon,
Daß Cadoudal, ſo wie auch Pichegru,
Die beiden ſchlauen Häupter der Factionen,
Seit einiger Zeit ſich in Paris befinden,
Und emſig an dem großen Netze ſpinnen,
In dem man Frankreichs Stolz, den erſten Conſul,
Zu fangen ſucht; um hinterher alsdann
Auf ſeinem Grab den Kampf um Königsthron
Und neue Republik neu zu beginnen.

Bonaparte.

Ihr ſeltenes Talent in Ehren, Fouché,
So haben Sie, ſey's auch zum erſten Mal,
Sich diesmal wie ein Gimpel äffen laſſen.
(Er klopft ihm auf die Schulter.)
Mit Pichegru zum mind'ſten iſt es nichts.

Fouché (bei Seite).

Mein Plan gelang! — (laut.) Ich muß geſtehen, Conſul,
Daß mich der zuverſicht'ge Spott frappirt,
Mit dem Sie meinem Wort entgegen treten;
Und tief verletzt ſolch herbes Mißtrau'n mich.
So muß ich denn, den Gimpel abzuſtreifen,
Mit dem noch Niemand jemals mich beehrte,
Schon etwas thun; und bitte darum nur,
Mir eine Vollmacht gütigſt zu verleihen,
Die beiden Herren in Verhaft zu bringen.
Nach dreißig Stunden ſtehn ſie zu Befehl,
Ich ſetze meinen Kopf zum Unterpfand!

Bonaparte
(ſieht einen Augenblick frappirt auf Regnier).

Regnier.

Da wäre diesmal leichtes Spiel zu machen;
Doch lüstet mich's nicht sehr nach dem Gewinn.

Bonaparte.

Je nun, ich weiß, Sie sind kein Geizhals, Regnier,
Doch thät' es Manchem, daß er's wäre, noth,
Damit man nicht so oft mit leerer Hand
Von ihm zu scheiden sich genöthigt sähe! —
Indeß zur Sache wieder. — Dieses Mal
Muß ich, mag ich nun wollen oder nicht,
Partei für Regniers Ansicht einmal nehmen,
Indem die Times neusten Datums meldet —
Sie mögen selber sich davon belehren —
(Er nimmt ein Zeitungsblatt hervor.)
Es sey beim britt'schen Staatsminister Pitt
Der Pichegru, den Sie seit langer Zeit
In unsern Mauern wissen, und den Sie
Noch heute zu verhaften sich vermessen,
Zu einem Gastmahl eingeladen worden,
Das Seine Herrlichkeit zum Angedenken
Der Schlacht bei Trafalgar zu heute giebt. —
Nicht wahr, Fouché, jetzt, denk' ich, wär's gescheut,
Den Einsatz zeitig noch zurück zu nehmen?
Denn wer den Kopf verliert, war niemals wohl
Berathen.

Fouché

(der das Blatt genommen und nachdenkend gelesen, schüttelt bedeutsam den Kopf).

Regnier.

Nicht wahr, fataler Streich,
Dem prahlerischen Mund so unverhofft

Solch zähes Pflaster aufgelegt zu sehn?
Jetzt ist mir doppelt bang' um Ihren Kopf. —
Auch kluge Hühner legen in die Nesseln.

Fouché.

Viel besser doch, als wenn man gar nicht legt,
Und leere Eier nur zu Markte bringt.
Noch gilt die Wette, Herr, ich halte Wort.
Ihr Portefeuille gegen meinen Kopf,
In dreißig Stunden sind die Meutrer fest;
Ich bring' ihr Haupt, wenn's seyn muß, auf der Schüssel.
(Pause.)
Nun? — Sind Sie schon mit Ihrem Witz zu Ende? —
Und dünkt der Einsatz, den ich will, zu hoch? —

Bonaparte.

Nur eingesetzt; sonst seh' ich mich gezwungen,
Den Satz, den Fouché will, für Sie zu thun.

Regnier.

Was will man gegen Wahnsinn pointiren;
Durch dieses Blatt hat er ja schon verloren;
Denn Täuschung durch Personen nützt ihm nicht.
Ich kenne Pichegru zu gut. Darum
Mag solcher Tand, der uns nicht ziemt, verbleiben.

Fouché.

Wenn der Regierung wichtigstes Organ
Verhaftung zweier der gefährlichsten
Rebellenhäupter Tand benennt: — dann freilich
War der Begriff von Ernst mir nie erschlossen,
Und gern bescheid' ich mich, von Politik

Sey ein Verſtändniß mir nicht aufgegangen.
Ich hab' hier ſomit weiter nichts zu thun.

(Er will ab.)

Bonaparte.

Sie ſollen bleiben, Fouché, ſage ich. —
Sie gehn in Ihr Bureau, Regnier, um dort
Des weiteren Befehls von mir zu harren.
Sie haben ganz nichts weiteres zu thun.
Kein Schritt, kein Wink in der Verſchwörungsſache
Geſchieht von Ihnen ohne meine Ordre.
Was hier geredet, deckt ein zehnfach Siegel,
Damit nicht Ihre täpp'ſche Hand verdirbt,
Was der geübteſte Verſtand erſann.
'S iſt an der Zeit, ſich beſſer zu berathen.

(Er entläßt ihn.)

Scene XIII.

Bonaparte. Fouché. Talleyrand.

Talleyrand

(verneigt ſich, und dann auf den Abgehenden deutend).

Der Atlas geht gebeugt, als ob die Wucht
Von Frankreich wirklich ſeine Achſeln drückte.

Bonaparte.

Wer geiſt'ge Dinge zu verladen hat,
Der möge ſich vor breiten Schultern hüten;
Ich werde künftig wirklich darauf ſehn. —
Was giebt es Neues, lieber Talleyrand? —

Talleyrand.

Zuvorderſt bring' ich meinen Glückwunſch dar.

Bonaparte.

Ich danke ſehr; doch haben Sie die Güte,
Mir auch das angehör'ge Glück zu bringen.

Talleyrand.

Verſtehn Sie recht, mein Conſul, weil es fehlt,
So wünſch' ich, daß es bald erſcheinen möge. —
Es thäte Noth, der Biſchof von Paris
Ertheil' in allen ſeinen Diöceſen
Befehl, um Segen für den Strand zu flehn.

Bonaparte.

Sie wiſſen alſo ſchon? —

Talleyrand.

Seit einigen Tagen.

Bonaparte.

Wie ſo? —

Talleyrand.

Je nun, man ſchließt
Von den Beauftragten auf den Vollzug.
Dergleichen auch hat ſeine Arithmetik,
Nur daß ſie meiſt ſich gegen Zahlen ſträubt. —
Indeſſen iſt darum noch nichts verloren.
Iſt ja doch nicht beſtimmt, daß eben Berry
Der werdenden Cäſaren-Dynaſtie
Mit ſeinem Blut den Markſtein übertünche,
Der auf dem Grenzrain zwiſchen Alt und Neu
Jahrtauſenden Geſchichte pred'gen ſoll.

Bonaparte.

Wo liegt der Grund, daß überall es Noth?

Talleyrand.

Im Kronenhunger der Vertriebenen;
In Ehr- und Geldgeiz ihrer Vielgetreuen,
In dem Begriff der Legitimität,
Im Wankelmuth des Volkes selber auch,
Das zwischen Königthum und Kaiserreich
Zu unterscheiden erst noch lernen muß:
Und so, mein Consul, hundert Dinge noch
Gebieten, mit dem alten Königshause
Für ew'ge Zeit die Rechnung abzuschließen.
Durch Ludwigs Tod that es die Republik,
Wie jede Macht, die nur durch Macht regiert,
Mit der Besiegten Einem immer thut.
Es muß uns eine Kluft des Hasses trennen,
Die der Gemeinschaft jeden Vorwand nimmt.
Man muß erzittern, nur an uns zu denken,
Und Frankreichs Grenzstein muß sie schaudern machen;
Denn wohl bedenken mögen Sie, mein Consul,
Daß selbst wenn die Faction erdrosselt ward,
Die and're, die uns keinen Nacken beut,
Die Millionen Drachenzähne sä't,
Und schier in jedem Winkel hockt und brütet:
Daß sie uns Arbeit noch die Fülle giebt,
Als daß man nicht zuvor beenden sollte,
Eh' noch der große Werkeltag beginnt,
Was sich durch einen Schlag beenden läßt.

Bonaparte

(sieht beide Anwesende sehr nachdenkend an. Pause).

Fouché.

Nicht leicht wohl mahnt die Zeit zu gröss'rer Eile.

Der Strand iſt nicht ergiebig, wie wir ſehn.
Dazu erfahr' ich heute, daß Enghien,
Der Himmel weiß, wodurch ſo ſchnell vermocht,
Nach Oeſterreich um Päſſe ſich gemeldet;
Die Zeit iſt kurz, den Burſchen einzufangen.

Talleyrand.

Und ſeine Nähe unſerm Reiche iſt
Des Vorwands g'nug, ſich ſeiner zu bemächt'gen;
Doch bitt' ich, nicht die Eul' nach Licht zu ſenden. —

Bonaparte.

Die Gründe, meine Herren, die Sie geben,
Für einen Schritt ſo ungeheurer Art,
Sind allerdings für mich beachtenswerth.
Allein bedenken Sie, daß ſolche That,
Wie ſie geboren wird, nicht eher ſtirbt,
Als bis der letzte Menſch der Erde geht. —
Mir ſind die Gründe klar, die Sie erſannen,
Doch werden ſie es auch der Menſchheit ſeyn? —
Der Nachwelt, die ſtets fern und ferner eilt? —

Talleyrand.

Die Nachwelt, Conſul, ſieht mit klaren Blicken;
Die Gegenwart, die hat man zu berücken.

Bonaparte.

Berücken aber will ich einmal nicht. —
Allein was nützt es, in Ideen klauben,
Wo Thaten mächtig an die Pforte klopfen. —
So nehmt denn die Entſcheidung jetzt von mir,
Daß, wie Ihr mir Beweis von Enghiens Schuld,

Von ſeinem Theil an den Factionen bringt,
So iſt er meinem Schwerdte dann verfallen,
Mag auch die That durch alle Zeiten hallen. —
Sie, Fouché, haben Ihre eingegangne Wette
In allen Fällen möglichſt zu gewinnen.
Ich ſtehe für den Satz. Verliere ich,
So iſt ein halbes Kaiſerreich gewonnen. —

Fouché.

Ich halte Wort; doch ſoll es nützen, Conſul,
So falle über Moreau auch die Schlinge.
Er iſt mit Pichegru's Faction im Bunde;
Ein Giftkraut muß man an der Wurzel tödten.

Bonaparte.

Die Zeit zum Ebnen iſt hereingebrochen;
Ich werde Jeglichen zu finden wiſſen,
Der mir den Weg zu meinem Ziel vertritt.

Talleyrand.

Doch wer die Eiche fällt, der ſehe zu,
Daß unverwahrt ihr Sturz ihn nicht zerſchmettre.

Bonaparte.

Wo Kraft und Vorſicht ſich die Hände reichen,
Da ſteht der Stern in einem guten Zeichen.

(ab.)

Scene XIV.

Talleyrand. Fouché.

Talleyrand.

Was hat die Wette zu bedeuten, Fouché?

Fouché.

Die Weisheit Regnier's möglichſt ſcharf zu äffen,
Ließ ich durch meinen Londoner Agenten
Der Times eine Nachricht einverleiben,
Daß Pichegru, der längſt ſchon in Paris,
Bei Pitt, dem Staatsminiſter, eingeladen
Zu einem Gaſtmahl ſey. — Ich ward darum
Verlacht mit meinem Anerbieten, ihn
In dreißig Stunden mindeſtens zu fahn.
Ein Portefeuille gegen meinen Kopf,
Und umgekehrt, ſo ſteht die Wette nun;
Ich hoffe nicht, daß ich daran verblute.

Talleyrand.

Gefahrvoll Spiel auf alſo ſtraffem Seile
Der Polizei mag Andern Freude machen;
Nicht allzugern mag ich mit Meuterern
Der zweiten Gattung mich im Ernſt befaſſen.

Fouché.

Ich nicht im Scherz. Iſt Ihnen doch bekannt,
Daß ſieben Weſpen Stachel g'nug beſitzen,
Das kräftigſte der Roſſe zu erlegen.

Talleyrand.

Ein einz'ger Löwe auch hat Krallen g'nug
Zu gleichem Zweck; und ſolchen zu vernichten,
Iſt würdiger als Ihre ſieben Weſpen.

Fouché.

Vielleicht weil eine Haut zu Markt' er trägt,
Die zur Umhüllung weich und wärmend nützt —

Talleyrand.

Ich liebe nicht ſolch ſpitzes Zungenfechten,
Wenn man die Feinde auf der Schwelle weiß.
Verlieren Sie bei Ihrem Wespenkriege
Nur möglichſt auch des Löwen Fährte nicht.
(vertraulich auf ſeine Schultern gelehnt.)
Wir ſtehen jetzt am Ambos des Geſchickes;
Das Erz erglüht, wir ſchwingen unſre Hämmer,
Damit ein Meiſterſtück geboren werde.
Nie that Geſchicklichkeit den Meiſtern größer noth;
Denn was vollbracht wird, gilt für unſern Kopf.
Zwei Dinge bietet das Geſchick uns feil:
Das Diadem — und auch ein Henkerbeil.

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt.

Malmaiſon. Im Hintergrunde der Park. Links die Façade eines Gebäudes. — Rechts Hofraum, mit Haufen von Holzſcheiten.

Scene I.

Vidocq.

(als Holzſchläger verkleidet, mit einer Axt auf der Schulter tritt auf, ſieht ſich verſtohlen umher, dann auf das Gebäude deutend)

Da liegt der Tiger jetzt in ſeiner Höhle,
Und ſinnt, wie er am Blut ſich fürder letze,

Das Frankreichs tapfrer Söhne Adern ſchwellt. —
Verräther an der Freiheit unſers Volkes,
Die wir mit Millionen Menſchenleben
Dem Zorn der Götter mühſam abgerungen! —
Aus jenem Samen, den die Guillotine
In Frankreichs Boden tauſendfältig ſtreute,
Iſt der verruchteſte der Menſchenköpfe,
Zu unſrer Schande, unſerm Fluch erkeimt. —
Du haſt den Bund mit der Nation gebrochen;
Der Meineid ſteht an deiner Stirn geſchrieben,
Und jedes redlichen Franzoſen Herz
Hat ſich mit Grauſen von dir abgewendet.
Wo iſt der ſüße Traum der Freiheitswonne,
Wo iſt der Stern, der über unſern Fluren
Ein Himmelslicht beſel'gender Verkündung,
Der Erde Völkern, die in Knechtſchaft leben,
In niegeſeh'nem Strahlenglanze winkte,
Und Hoffnung rings in alle Herzen goß? —
Schon wird des Zepters Schaft auf's Neu geſchmiedet;
Die Krone wölbt ſchon des Verräthers Hand;
Und ob das Blut in unſern Adern ſiedet:
Der Freiheitsbaum verdorrt im Vaterland. —
O, könnt' ich aus des Grabes finſtrer Oede
Doch euch, Triumvirn, einmal noch erwecken,
Um mit der Keule Eurer Donnerrede
Den falſchen Corſen in den Sand zu ſtrecken! —
Doch — immer leben Männer noch im Volke; —
Bläht auch mit ihrer Farben buntem Schimmer
Die Schlange ſich im hellen Sonnenglanze,
Es wird der Kopf des Mannes Ferſe treffen:

Das höchſte Glück will oft am erſten äffen;
Und dieſer Boden trinkt das blut'ge Gift,
Wenn meine Art des Unholds Schädel trifft.
Fluch dir, du Freiheitsſchänder, ew'ger Fluch! —
Gebenedeit die Art, die dich erſchlug! —

Scene II.

Pichegru. Cadoudal.

Cadoudal (in gleicher Verkleidung).

Geordnet iſt die That nach allen Seiten:
In unſrer Nähe weilen die Getreuen,
In mannichfacher Hülle ſchlau verſteckt.
Die Garde ſelber birgt uns ihrer Ein'ge,
Die ſo gezählt ſich in die Reihen ſtellten,
Daß ſie die Wache an des Ausgangs Pforte
Im Wechſel nur alleinig zu beſetzen.
Wir ſteh'n am Eingang eines großen Aktes;
Der Kampfmuth ſchauert mir durch alle Nerven;
Mir iſt's, als ſtünd' ich auf der Menſchheit Zinne.
(mit erhobenen Händen)
Herr, ſey im Bunde, daß er nicht entrinne! —

Pichegru.

Alfanzerei! — Die Fäuſte, Cadoudal,
In prächt'gem Trotze, felſenfeſt verſchlungen,
Das iſt der Bund, das Glück an uns zu ketten.

Cadoudal
(ſchüttelt ihm die dargebotene Hand).

Beim ew'gen Gott! ihn ſoll kein Teufel retten.
Schon daß wir hier ſind, iſt ein göttlich Zeichen.

Faſt unbegreiflich waltet das Geſchick. —
Mir ſagt's mein Herz, wir werden ihn erreichen,
Und trunken macht mich dieſer Augenblick.

Pichegru.

Jetzt an die Arbeit, die die That verdeckt!
Die Stunde naht, wenn uns kein Dämon neckt.
(Beide ziehen ſich ſeitwärts zurück.)

Scene III.

Joſephine
(ſteigt traurig und nachdenkend die Stufen herab).

Hier find' ich Raum, mich ſattſam auszuweinen.
Dank, heilige Natur, für dein Geſchenk. —
Ich kann, ich will nicht länger glücklich ſcheinen;
Die weite Welt iſt meinem Schmerz zu eng. —
Wo ſeyd ihr, Tage jener ſtillen Wonne,
Als aus der Ferne, von geliebter Hand,
Bei jeder neuerwachten Morgenſonne
Ich Kuß und Schwur der zart'ſten Liebe fand. —
Als ihm die Welt mit Staunen Beifall nickte,
Von Pol zu Pol des Ruhmes Hymne drang,
Und in den Lorbeer, der die Stirn ihm ſchmückte,
Ich zärtlich eine Maienroſe ſchlang. —
Wo iſt der Wohllaut jener ſüßen Rede,
Mit der er Joſephinens Reize pries,
Wo iſt der Blick, der ſelbſt in einer Oede
Mir eines Himmels Seligkeit verhieß? —
Verſchwunden ſind die heilig frommen Träume;
Ein Schattenbild hat grauſam mich geweckt,

Der Ehrſucht Fackel hat die Himmelsräume
Mit ſchadenfrohem Hohn in Brand geſteckt.
Ich ſtehe einſam unter Millionen;
Kein Weſen lebt, das meinen Schmerz ermißt.
Ein Dämon zeigt mir hämiſch goldne Kronen,
Indeß mein Herz der Myrte nicht vergißt.

Scene IV.

Joſephine. Hortenſie.

Hortenſie.

Gott ſey gedankt, daß ich Dich endlich ſehe,
Damit im Troſt ich ſelber Tröſtung finde.
O rede, Mutter, was iſt vorgegangen? —
Der Conſul grollt, gleich einem grimmen Löwen,
Er ſtürmt im heft'gen Lauf durch die Gemächer,
Und wie ich ſchüchtern ſeinen Anblick mied,
Hört' ich im Monologe Deinen Namen nennen.

Joſephine.

Hortenſie, rede, warum nenneſt Du
Ihn nur den Conſul, nimmer Deinen Vater,
Wie er ſo gern es hört? — Ich trage d'rum
Den bittern Vorwurf oft, daß lieblos Du
Von dem Dich wendeſt, der ſich hülfreich einſt
Der dürftigen Familie Beauharnais
Erbarmte. — Zwinge Dich, Hortenſie,
Und nah' Dich ihm, wie er es wünſcht, in Liebe.

Hortenſie.

Ich kann nicht, theure Mutter. — Glaube mir,
Daß ich den kalten Tod viel eh'r umarme,

Als ihn, den Du zu meinem Vater machteſt.
Ein unbegreiflich Etwas iſt es ſtets,
Das mich in ſeiner Nähe zittern macht.
Und ob ich eigenſinnig alle Kraft
Zur Stütze meines Willens gleich verwende,
Die unſichtbare Hand behält den Sieg:
Ich muß entweichen; — ja ich muß ihn haſſen.

Joſephine.

So ſchwindet auch der Hoffnung letzter Schimmer,
Und tödten wird mich Aermſte bald der Kummer. —
Sieh her, Hortenſie, der Mann des Ruhms
Erblickt in mir ein Hemmniß ſeiner Pläne;
Veraltet iſt ihm ſeine Joſephine,
Und neue, friſche, jugendliche Bande
Zu knüpfen, treibt's ihn immer fort und fort.
Entfremdet wandle ich vor ſeinen Augen,
Und kalt und heftig trifft mich ſeine Rede.
Nur Du, Hortenſie, im Strahl der Jugend,
Haſt Gnade längſt vor ſeinem Blick gefunden.
Du könnteſt ihn auf's Neue an uns feſſeln,
Könnt'ſt vor Verirrung liebend ihn bewahren,
Und ſeine jugendliche Joſephine,
Die er verloren hat, gar leicht erſetzen.

Hortenſie.

Befiehl der Taube einen Aar zu lieben;
Befiehl der Roſe, daß ſie Lorbeern trage;
Laß Ströme rückwärts ihre Quellen ſuchen,
Zerreiße das Geſetzbuch der Natur:
Dann erſt befiehl, daß ich den Conſul liebe. —

Der Furcht zwar kann die Liebe noch entſprießen;
Nie kann der Haß den zarten Keim umſchließen.

Scene V.

Vorige. Fouché.

Fouché.

Den ſchönſten Morgengruß. — — Allein was iſt's? —
Steht in den Zügen Kummer nicht geſchrieben,
Die die Natur zur Freude nur erſchuf?

Joſephine.

O laſſen wir die Schmeichelreden, Fouché;
Nie ward ein Herz für Freude nur geſchaffen;
Und keines wahrlich wen'ger, als das meine. —
Am letzten, denk' ich, ſollten Sie erſtaunen,
Wenn heiße Thränen meine Bruſt erleichtern.
Denn Niemand kann den Kummer beſſer deuten,
Der heimlich meines Lebens Keim zernagt.

Fouché.

Bevor wir dieſen dunkeln Pfad verfolgen,
Muß kürzlich einer Dame ich gedenken,
Die eben jetzt in einem prächt'gen Wagen
Ganz nahe an der Gartenpforte hält.
Sie iſt, wenn ich nicht irre, eine Deutſche;
Denn als mir unſtät ihre Lage dünkte,
Und ich der ſeltnen Schönheit meine Dienſte bot,
Erfuhr ich, daß die Baroneſſe Reich
Nach Audienz beim erſten Conſul trachte,
Doch gern den Weg dazu durch Joſephine,

Die ſie im Geiſte längſt verehre, fände,
Weil ſtets ihr Herz dem Unglück offen ſtände.

Joſephine.

So eile denn, Hortenſie, die Fremde
Wie eine Freundin freundlich zu empfangen.

(Hortenſie ab.)

O die Bekümmerte iſt nicht mehr fremd,
Wenn ſie des Kummers Schwelle überſchritt;
Und wenn ſich Leidende die Hände reichen,
Das iſt der Beßrung erſtes Lebenszeichen.

Fouché (heimlich, vertraulich).

Wir ſind allein. — Ich habe Wichtiges
In wenig Worten kürzlich zu bereden.
Spät geſtern Abend ſah ich noch den Conſul;
Er war geſprächig, offen, wie faſt nie,
Und gleich wie ſchauerliche Rieſen traten
Mir die Geſtalten ſeiner Pläne jetzt
In hundertfachem Bilderwerk entgegen.
Er ſprach von Joſephinen auch, und ließ
Aus ſeiner Seele dunklem Hintergrunde
Hervor, das Wörtchen: — Scheidung einmal fallen.

Joſephine (erſchrocken).

Ha! — Fouché — wollen Sie in's Grab mich legen?!

Fouché.

Den Tod verhüten iſt des Arztes Pflicht,
Doch ſeine Mittel gleichen oft dem Tode. —
Ich litt das Wort zum andern Male nicht.
Faſt tändelnd führt' ich ihn zurück zur Quelle,

Die den Entſchluſs in ſeine Seele warf,
Und zeigte ihm im Spiegel ihrer Fluth
Das Bild von ſeiner theuren Joſephine,
(ſehr langſam redend)
Die unter eines Schleiers dichter Decke
Hervor, den neugebornen, legitimen Erben
Von ſeiner Größe, ſeinen Ruhm ihm reichte.

Joſephine.

Iſt's möglich, Fouché, wagten Sie's? — Nun, und?

Fouché.

Ein lächelndes Gedankenſpiel erfolgte;
Erwägend wiegte er das Haupt; ergriff
Dann ſchweigend meine Hand und — winkt' Entlaſſung.

Joſephine.

Gefährlich Spiel, das Sie zu ſpielen wagen. — —
O, wär' ich eines Bettlers Weib geworden!

Fouché.

Nur im Vertrau'n auf Joſephinens Muth,
Dem Schickſal kühn die edle Stirn zu bieten,
Wagt' ich die erſten Fäden anzulegen
Zu einem Netz, den Dämon einzufangen,
Der böslich an der Zeiten Pforte lauſcht. —
Des Conſuls Herz muß jetzt ein Spielzeug haben,
Das mit uns im gewagten Wurfe ſpielt;
Und jene Deutſche, die im Parke weilt, —
Ein ſelt'nes Ideal der höchſten Schöne, —
Geſtehen will ich nur, daß meine Hand
Mit klarer Umſicht ſie dazu berief,

Den erſten Zug auf unſerm Damenbrette
In dem gewagten Spiele zu eröffnen. —
Werd' ich in allen Wechſelfällen auch
Auf Joſephinens Beiſtand zählen dürfen? —

Joſephine.

Ich bin ein ſchwankes Rohr im Sturm der Zeit,
Und ſchmiege mich an den, der mich beſchützt.
(Durch einen Handwink oder ſonſt auf Bonaparte deutend.)
Ihm iſt der große Inhalt ganz erſchloſſen
Und ihr Geſetz lenkt ſeiner Thaten Wohl.
Drum, was er auch beſchließt — ich will vertrauen,
Ich will auf ſeiner Weisheit Felſen bauen,
Will unverzagt mit ihm nach aufwärts ſtreben,
Und ob er mir den Kelch voll Gift auch beut:
Ich wehr' ihm nicht, — darf ich für ihn nicht leben
Was iſt das Opfer einer Spanne Zeit? —
Nur fern, getrennt mein Daſeyn zu verweinen,
Das tauſendfach mein Herz in Kummer bricht,
Solch grauenhaftes Loos muß ich verneinen,
Denn lebend laß ich von dem Theuren nicht.

Fouché.

Wohlan, ſo iſt das Bündniß denn beſiegelt,
Und auf dem Schilde glänzt der Hoffnungsanker.
Von zweien Uebeln wählt der Thor das kleinre,
Der Weiſe wehret beide klüglich ab. —
Vertretung unſrer Art war niemals Uebel;
Die Götter ſelber laſſen ſich vertreten,
Und wo ein Weib wie Joſephine denkt,
Iſt Alles leicht in's rechte Gleis gelenkt.

Joſephine.

Das rechte Gleis iſt immer das zu nennen,
Das möglichſt früh zum ſtillen Friedhof führt.
Mein beſtes Theil hab' ich vom Glück empfangen;
Denn wo man erſt durch künſtliches Gewebe,
Zu mannichfachem Netz verſtrickt, die Gaben
Mit Sorg' und Mühen einzufangen ſucht,
Da iſt die Schöngeſtalt des Glücks verſchwunden;
Nie ward Natur durch Künſte überwunden.

Fouché.

Doch wird auch nimmer wohl Nothwendigkeit
Der Kunſt durch die Natur vernichtet werden.
Darum erlauben Sie, Verehrteſte,
Daß ich im Dienſte unſrer Schickſalskunſt
Sie der Baronin Reich entgegenführe,
Damit der zweite Zug im Spiel beginne.

(Er führt ſie Parkwärts ab.)

Scene VI.

Bonaparte, gleich darauf Regnier, ſpäter Fouché.

Bonaparte

(ein Papier in der Hand, in dem er bald aufmerkſam lieſt und notirt, bald die Hände auf dem Rücken nachdenkend auf und ab ſchreitet. — Einige Male bei paſſenden Anläſſen werden die beiden Verſchworenen zwiſchen den Seitencouliſſen ſichtbar).

So iſt denn Zeit und Raum gezählt bis Ettenheim,
Und jede Brücke, jegliche Barrière
Dient in des Planes Uhrwerk einem Zeiger.
Ein Meiſterſtück der Vorſicht darf man's nennen,
Wie die Befehle ich zum Plane ordnete. —

Ein Wink — und über Enghiens Haupte fällt
Das feingeſponn'ne Todesnetz zuſammen. —

(nachdenkend.)

Das Todesnetz! — — Was wird Europa ſagen,
Wenn ich das Völkerrecht der Ländergrenze,
Das Menſchenrecht des Wehrloſen mißachte? —

(Pauſe; dann:)

Der Meutrer und der Meutrerhehler ſtellt
Sich außerhalb der Linie des Geſetzes,
Dorthin, wo das Geſetz der Nothwehr ſpricht. —
Iſt mir zur Klarheit ſeine Schuld gediehen: —
Kein Gott ſoll ihn dem Todesſtreich entziehen.

Regnier (tritt ziemlich haſtig auf).

Mein Conſul General, beglückt bin ich,
Entdeckungen der wunderſamſten Art
Aus dem famoſen Meutrerbündniß jetzt
Des Staates Oberhaupt behändigen zu können.

Bonaparte.

Beunglückt aber, Herr, bin ich, daß Sie,
Des Staates Oberhaupts Befehl mißachtend,
Sich immer noch mit Dingen neu befaſſen,
Für die nun einmal — wie Erfahrung lehrt
Ihr Kopf mit Scharfſinn nicht gerüſtet wurd
Beachten Sie fortan die Regel, Regnier,
Daß, wem Natur die hohe Kraft verſagte,
Dem Lauf der Dinge ſeine Bahn zu zeichnen,
Nur durch Gehorſam noch ſich nützlich macht;
Und dieſemnächſt durch Nichtsthun fördern kann.
Denn nur wo Nichts im reinſten Sinn zu ſchauen,

Iſt Raum gefunden, ſchöpfriſch aufzubauen. —
Doch laſſen Sie von Ihrer Weisheit hören.

Reguier.

In warmem Eifer für des Staates Wohl
Ließ ich nicht ab, die Ruhe einer Nacht
Und Alles, was das Leben da erquickt,
Im ſtrengſten Sinne meiner Pflicht zu opfern,
Und der Verſchwörung unheilvollen Fäden
Bis in die dunkelen Gemächer nachzulauſchen,
Wo im Verborgnen man die Pläne brütet,
Die ohne Schauder man nicht nennen mag.
(heimlich wichtig)
In einem tief verborgnen Winkel, Conſul,
Verſammeln ſich — ſo lautet ein Gerücht —
Die Häupter der Verſchwörung wöchentlich,
Um über Mord und Aufruhr zu berathen,
Und mehrfach ſchon erſchien in ihrer Mitte
Ein Mann in einem braunen Reitermantel,
Bei deſſen Eintritt Männiglich erſtand,
Um erſt beim Abgang wieder Platz zu nehmen.
Die Ehrerbietung, Conſul, deutet an,
Daß ein', in ihren Augen wichtige Perſon
Zu der Verſammlung alſo kommt und geht.
Dazu ergiebt ſich's, daß Enghien, der Prinz,
Sechs Tage oft aus Ettenheim verſchwand;
Hinlänglich Zeit, um nach Paris zu kommen,
Durch ſeinen Anblick die Faction zu feuern
Und die Geſchäfte ordnend zu beleben.
Kein Zweifel, ſcheint mir's, kommt dagegen auf;
D'rum, mein' ich, thut es Noth, den Kopf

Zu fah'n, damit die Glieder in ſich ſelbſt
Zerfallen. Fouché aber bleibe fern;
Sein prahleriſch Geſchwätz iſt eitel Trug;
Denn ſicherer, als je, erfuhr ich heute
Auf's Neue wieder, daß der Pichegru,
Den er verhaften will, in London lebt.

Bonaparte.

So wichtig der Bericht auch immer ſcheint,
Iſt dennoch keine Folge d'rauf zu bauen.
Weit beſſer wär's, der Mann im braunen Mantel
Sammt Allem, was vor ihm ſich ſcheu erhebt,
Wär' ſorglich für uns eingefangen worden,
Anſtatt daß man ſich mit Gerüchten ſpreizt.
Gerüchte kann man nicht erſchießen laſſen. —
Harrt ſonſt noch etwas der Entdeckung? —

Requier.

Nein;
Nichts mehr, doch ohne Zweifel auch genug,
Um lauſchend ſolche aufgefundne Spur
Bis zu dem Ungeheu'rſten zu verfolgen.
Enghien, mein Conſul, darauf läßt ſich ſchwören,
Weilt eben jetzt ganz heimlich in Paris,
Dagegen Pichegru und Cadoudal
Bis heute immer England nicht verließen.
Viel günſtiger erſcheinen ſo die Dinge;
Denn iſt der Prinz einmal in unſrer Hand,
Die Suite treibt man wunderleicht zu Paaren,
Und wenig iſt von da an noch zu fürchten.

Bonaparte.

Ich fürchte nichts, als Weisheit ohne Kopf;
Sie taumelt wenig Schritte, um zu enden. —
Doch, irr' ich nicht, ſo naht ſich Fouché dort;
Wir woll'n an dem Probirſtein doch ſofort
Die Echtheit Ihrer gold'nen Weisheit prüfen.
(Zu Fouché:)
So eben, Fouché, bringt, — trotz dem Verbot
Von geſtern — Regnier mir entſchiedne Neuigkeiten,
Die ein'ges Licht auf die Verſchwörungsſache
Zu werfen ſcheinen. — Meinem Blick indeß
Will irrlichtartig die Beleuchtung ſcheinen,
Und wundern müßte mich's, wenn Sie von dem
Entdeckten mehr und Beß'res nicht, wie er,
Zu ſagen wüßten. — Merken Sie jetzt auf,
Miniſter Regnier, wie durch wenig Fragen
Sich wahre Meiſterſchaft und Schülereinfalt
In ſchneidendem Contraſt begegnen werden.

Fouché (einfallend).

Ich bitte, Conſul! — ſcheint es doch vermeſſen,
Allwiſſenheit mit Sterblichem zu einen.
Auch blinde Hennen finden oft ihr gutes Körnchen.

Bonaparte.

Sehr wahr; doch ſehende unſtreitig eher.
Ich wag' es immer, unſrer blinden Henne
Das Körnchen, das ſie fand, zu unterſuchen,
Ob's wirklich mehr als taube Hülſe war.
So laſſen Sie nach beſtem Wiſſen hören:
Wo halten die Verſchwornen ihre Sitzung?

Fouché.

Beim Bürger Chapelle, Vorſtadt St. Antoine.

Bonaparte
(ſieht fragend auf Regnier).

Regnier (nickt bejahend).

Bonaparte.

Wie zeigt ſich die Perſon, die ſpät erſcheint,
Und ehrerbietig ſtets empfangen wird?

Fouché.

Ein Mann in einem braunen Reitermantel.

Bonaparte.

Jetzt, Regnier, bitt' ich, ſorgſam Acht zu geben.
(Zu Fouché:)
Wer iſt der Mann, der alſo kommt und geht?

Fouché.

Erſt dieſe Nacht erfuhr ich's: Pichegru,
Der General der Republik und der
Verſchwornen Häupter eins, erſcheint alſo
Von Zeit zu Zeit im Bund der Royaliſten,
Um Einheit der Factionen zu bereden.

Regnier.

Ein Irrthum, Conſul, iſt's, der Fouché thört.
Ich wette meinen Kopf, 's iſt Prinz Enghien,
Der öft'rer als man glaubt, Paris beſucht.

Bonaparte.

Ereifern Sie ſich nicht! — (zu Fouché) Wie lang' entfernt
Prinz Enghien ſich von Ettenheim zur Zeit? —

Fouché.

Sechs Tage etwa, Conſul.

Bonaparte.

Und wodurch
Iſt dieſes Fernſeyn g'nügend zu erklären?

Fouché.

Prinz Enghien liebt die Jagd. Von Ettenheim
Enteilt gen Straßburg heimlich er, um dort
In der Umgebung Wildpretreichen Wäldern
Der edlen Jagdluſt unerkannt zu pflegen.
Das iſt's, und für die Wahrheit kann ich bürgen.

Bonaparte.

Geſteh'n Sie, Regnier, daß die Meiſterſchaft
Im Wiſſen uns bedeutend doch frappirt.
Was ſagt' ich? — Werfen Sie die Hülſe fort;
Ein blindes Huhn muß keine Körner ſuchen;
Es laſſe ſich in Einfalt ruhig füttern.

Regnier.

Wer bürgt die Wahrheit denn von dem, was Fouché
Im langgewöhnten Ton der Prahlerei
Zu glauben uns bereden möchte, Conſul? —
Trieb nicht ſein Mund daſſelbe freche Spiel
Bis zu der Spitze einer Lebenswette,
Mit Pichegru's und Cadoudal's Verhaft?
Iſt's recht, daß ſolchem argen Lügenmund
Man fürder unbedingten Glauben ſchenkt,
Indeß das redlichſte Beſtreben And'rer
Mit bitt'rem Spott und Hohn vergolten wird?

Ich ſehe ſchärfer, Conſul, als man glaubt,
Und ſcheu' mich nicht, ihn eig'nen Angeſichts
Des ſchändlichſten Verraths an Staat und Conſul
Mit beſtem Grunde peinlich anzuklagen.
Er will Enghien, den frechſten unſrer Feinde,
Von dem Verderben, das ihm droht, erretten.
Er wagt's, ein Ausgeſchloßner der Regierung,
Nach eignem Dünken, ungefragt zu handeln,
Und der Befugten Pläne zu durchkreuzen. —
Ich werd' ihn öffentlich der Lüge zeih'n,
Und Schand' und Spott auf ſeinen Namen häufen,
Wenn er ſein frech gegeb'nes Wort nicht löſ't
Und jener Meutrer-Häupter ſich bemächtigt,
Die wohl und warm auf Englands Küſten ſchmauſen.
Nur wenig Stunden fehlen noch an dreißig;
Ich bin doch lüſtern, wie's der Zaub'rer treibt.

Bonaparte.

Der ſchwächſte Geiſt hat irgend eine Stärke,
Wie jedes Würmchen ſeine Waffe führt.
Wer nicht die Keule zwingt, greift nach dem Stachel.
Und ſehr begierig, Fouché, bin ich, wie
Dem Anfall dieſes Stachels Sie begegnen.

Fouché.

Auf eine Weiſe, Conſul, wie ſo leicht
Noch keinem Weſpenſtich begegnet wurde.
(Er nimmt eine imponirende Stellung gegen Regnier an.)
Wenn ich mir das Inſekt ſo recht betrachte,
Das Gott in ſeinem Zorne einſt erſchuf,
Damit es eines Conſuls Rath bedeute;

So will mir's kaum der Rache würdig ſcheinen,
Die ich nicht ohne Fleiß erſann und ſchuf.
Doch meinen Conſul würdig zu ergötzen,
Will ich gemüthlich es zu Tode hetzen. —
Der Wahrheit treu, nicht eitlem Ruhm zu fröhnen,
Behaupt' ich kühn, daß nur durch mich allein
Der Stolz der größeſten Nation der Erde,
Der General und Conſul Bonaparte
Bis heute unter den Lebend'gen weilt.
Mein Auge wachte ſtündlich über ihn;
Der Tod in hundertfacher Schreckgeſtalt
Ward mehr, als irgend Jemand weiß und ahnt,
Durch mich vom theuren Haupte abgewendet.

Regnier.

Iſt jemals frech're Prahlerei geredet! —

Fouché (ignorirend).

Um nun mit Inhaltleeren Worten nicht,
Um mit Entſcheidung für mich aufzutreten,
Und für das frevelhafte Sorgloſeyn
Der Sicherheitsbehörde einen Maaßſtab
Der unerhört'ſten Weiſe darzubieten,
Zugleich auch ein Verſprechen wahr zu machen,
Das Andern eine Tollkühnheit erſchien,
Bring' ich im Beiſeyn meines großen Conſuls
Die Häupter einer raſenden Verſchwörung,
Die bis in des Bedrohten Schattennähe
Zum Handſtreich tollkühn vorzudringen wußten -
In dieſem ſelben Augenblick zur Haft,

Damit der Brut einmal ein Ende werde,
Die lang', allein mit Recht, der Schwäche ſpottet.

(Er klatſcht ein- und dann zweimal in die Hände; worauf von allen Seiten, auch durch die Schloßthür, bewaffnete Mouchards ſich um ihn ſammeln.)

Bemächtigt Euch der bärt'gen Männer dort,
Die allzu ungeſchickt die Aexte ſchwingen;
Doch ſeht Euch vor; die Aexte nicht allein
Habt Ihr als Waffen ihrer Hand zu fürchten.

(Die Mouchards gehen ſeitwärts ab. Man hört verworrenes Getöſe, Waffengeklirre, einige Schüſſe ꝛc.)

Bonaparte.

Bei meinem Schwert! den Feldherrn hätte ich
In unſerm Fouché nimmermehr geſucht. —
Die Schlacht bei Malmaiſon entbrennt, und wenn
Auch Niemand, wird doch Regnier, fürcht' ich, fallen.

Fouché
(gegen Bonaparte in paſſenden Zwiſchenräumen).

Seht dort! — der Große, das iſt Pichegru! —
Der Holzſcheitſpalter wird zum General.
Ein grimmer Löwe kämpft er um ſein Leben. —
Ha! — jetzt! — ein Terzerol! — er zielt auf hier! —
Ihr Leben, Conſul! — (Schuß.) Ah! — ein Mouchard fiel.
Er ſtellte ſich dem Wüthrich in den Weg. —
Das werden Sie ihm nicht vergeſſen, Conſul. —
Jetzt iſt's geſchehn! — gefeſſelt kommen ſie. —

Scene VII.

Vorige. Vorführung der beiden Gefangenen. Ein Gefallener wird über die Bühne getragen.

Bonaparte.

Iſt die Verwundung tödtlich geworden?

Erſter Mouchard.

Es iſt wohl kaum daran zu zweifeln, Conſul; doch athmet er noch ſchwach.

Bonaparte.

Hat er Familie?

Mouchard.

Leider, ja! — Ein art'ges Häuflein Kinder wird mit der Mutter um den Getödteten weinen.

Bonaparte.

Man ſoll alles Erdenkliche verſuchen, ſein Leben zu erhalten. Ein reiches Jahrgehalt wird jedenfalls die Familie zu entſchädigen ſuchen. Ich will genau vom Verlauf unterrichtet werden. — Geht, um Sorge für den Unglücklichen zu tragen. Senden Sie auch Militair zur Abführung der Verſchwornen.

(Mouchard ab.)

Fouché
(reißt den Gefangenen die falſchen Bärte ab).

Ich bitte, Regnier, ſich durch Augenſchein
Von dem gewonn'nen Spiel zu überzeugen.
So, Freund, übt Fouché ſeinen Hochverrath. —
Ein Beiſpiel wäre füglich d'ran zu nehmen.
Der Zufall, ſcheint es, wechſelt unſere Rollen;
Denn, können Menſchen dieſer Teufelsgattung
Bewaffnet in des Conſuls Nähe bringen,
So iſt daraus nur auf Verrath zu ſchließen;
Des Staates Wohlfahrt ward zum Poſſenſpiel,
Und jeder nächſte Augenblick vielleicht

Stürzt wie ein Kartenhaus die Republik
Zuſammen.

Regnier.

Dieſes Gift kann mich nicht treffen;
Befehl des Conſuls ward mir, nichts zu thun.
Und wär' ganz Frankreich in die Luft geſprengt,
Mich konnte nicht der kleinſte Splitter treffen.

Bonaparte.

Wir kommen einmal zu gelegner Zeit
Auf dieſen Splitter hoffentlich zurück.
Entfernen Sie ſich, Bürger Regnier, jetzt.

(Regnier ab.)

Scene VIII.

Vorige, ohne Regnier.

Bonaparte (zu den Gefangenen).

Wer ſeyd Ihr? — Welche Namen ſchändet Ihr? —

Cadoudal.

Mein Nam' iſt Cadoudal; doch Schande nicht,
Nur Ehr' und Ruhm gebührt dem Königsfreund,
Der Höh'res nicht, als Fürſtendienſte kennt,
Und ſeine Hand durch theuren Schwur geweiht,
Für Ludwigs Thron den höchſten Kampf zu wagen.

Bonaparte.

Ein Königsfreund auch kann ein Schurke ſeyn.
Ein wahrer König ſoldet keinen Meutrer;
Und ohne Zweifel ließ' Euch jeder hängen,

Den Angeſichts mit Eurer Diebesfreundſchaft
Ihr ſchmählich zu beſudeln wagen könntet.
Ich werde diesmal der Vertreter ſeyn.
(Zur Wache:)
Entfernt ihn.
(Wache mit Cadoudal ab.)

Bonaparte
(ruht einen Augenblick ſchweigend auf Pichegru.)
Und welcher Name ward durch Euch
So ſchmerzlich tief gekränkt? —

Pichegru
(imponirend ſich aufrichtend).
Ich heiße Pichegru, der General,
Sieger vor Hagenau, Courtrai, Montcaſſel,
Menin und Bortel; der Eroberer Belgiens
Und Hollands; einſtmals Chef und Commandant
Von dem, der mit der ſchadenfrohen Miene
Des ſattgewordnen Haſſes vor mir ſteht,
Sein Aug' an dem gefallnen Löwen weidend,
Der in dem Netz des Fuchſes ſich verſtrickte.

Bonaparte.
Was wollten Sie mit dieſen Waffen, Bürger?

Pichegru.
Ha, Conſul! — wagſt Du's, mich darnach zu fragen? —
Befreien wollt' ich Frankreich vom Tyrannen,
Der trüg'riſch ſchlau in einer Conſulmaske
Den Blutdurſt des Caligula verſteckt.
Den Schurken ſag' ich Dir auf Deinen Kopf;
Biſt Du ein Mann, ſo ſteh' im Zweikampf mir.

Bonaparte (kalt ruhig).

Sie haben in Cayenne ziemlich gut
Der Schlangenbrut das Ziſchen abgehört.
Viel ruhiger pfleg' ich mich auszudrücken;
Und Stoff zum Denken in der Einſamkeit
Des Kerkers biete Ihnen dieſe Wahrheit:
Daß der, der ſeines Pfades dahin kam,
Durch einen einz'gen kleinen Federzug,
Was ihm im Wege ſteht — ſo Freund als Feind, —
Aus dem Verzeichniß der Lebend'gen ſtreichen
Zu können, — ferner nicht mit Spielerei
Des Zweikampfs kindiſch thöricht ſich befaßt.
Ich kenne nur den Kampf mit Hunderttauſend;
Daß Sie's verlernt, und jetzt Komödie ſpielen,
Wird wohl Ihr Schädel zu entgelten haben. -
Ein General muß nie Holzſpalter werden;
Dem Leben eh'r entſagt, als wie dem Stolz;
Das höchſte Ziel muß unſer Ringen zieren,
Man darf das Herz — doch nie den Kopf verlieren.

(Er winkt, ihn abzuführen.)

Pichegru (im Abgehen).

Auf Wolken bauen, iſt des Hochmuths Trachten.
Er wählt den Bettelmann zu ſeinem Bürgen.
Viel Tauſend magſt Du Deinem Heile ſchlachten,

(nach oben deutend)

Doch Einer lebt — den kannſt Du nicht erwürgen.

(ab mit Wache.)

Bonaparte (reicht Fouché die Hand).

Fouché, den Dienſt vergeß' ich Ihnen nicht! —
Ideologen dieſer Gattung ſind

Gleich gift'gen Thieren, die man tilgen muß.
Sie ſpritzen ihren Weisheitsgeifer ſtets
In jede kleine Wunde der Nation,
Und was vernarbt ſo gern man wiſſen möchte,
Das erbt ſich von Geſchlechte zu Geſchlechte.

Fouché.

Ich habe meine Pflicht erfüllt, — nichts mehr,
Und werde nicht ermüden, fort und fort
Für meines Conſuls Wohlfahrt wach zu ſeyn. —
Ich bitte jetzt, mich gütigſt zu entlaſſen.

Bonaparte (entläßt ihn winkend).

Scene IX.

Bonaparte. Joſephine.

Joſephine.

Welch' ein Entſetzen hat mich doch ergriffen!
O ſieh', wie ich vor Angſt und Furcht erzittre.
Im friedlichen Aſyl zu Malmaiſon
Muß ſelbſt der Unthat Grauen uns verfolgen! —
So rede doch, was haſt Du denn gethan,
Das dieſen ſchauderhaften Haß erweckte,
Der nur in Deinem Blut ſich kühlen will? —

Bonaparte.

Ich hab' dem Kind' den ſcharfen Stahl entrungen,
Mit dem an ſeiner Bruſt ſich's blutig ritzte.
Darüber flucht mir jene Ausgeburt;
Und da Armeen nicht zu offnem Kampf

Für abgelebte Thorheit aufzutreiben,
So kauft für Gold man feile Meutrer ſich,
Damit ich ihrem Dolche unterliege.
(er nimmt exaltirt Joſephinens Hand)
Ha, Joſephine, glaube ſicherlich,
Als noch die Völker in den Wiegen lagen,
Und ſich an jedem Flitter baß ergötzten,
Da war es Spiel, die Maſſe zu gewinnen,
Und ſich zu ihrem Götzen zu erheben.
Aus ihren Herzen bauten ſie die Throne,
Aus tauſendfachem Schmuck entſtand die Krone,
Und ihrer Hände, ihres Feldes Segen,
War Gottesdienſt zu Füßen ihm zu legen.
Jetzt iſt der Fürſten Frühling lang verblüht;
Will man vom ſtarren Winter was erringen,
Thut's noth, zum Firmament' ſich aufzuſchwingen,
Der Sonne neue Bahnen vorzuſchreiben,
Ein Gott zu ſeyn — und doch ein Menſch zu bleiben.

Joſephine.

So ſey ein Gott, der menſchlich fühlt und denkt.
Bau' Dir im Herzen einen Thron des Guten.
Dein Lorbeerkranz genüge Dir als Krone,
Dein Zepter ſey der mächt'ge Feldherrnſtab.
Erkenn' in Deiner treuen Joſephine
Den Schutzgeiſt an, der Dich zum Rechten lenkt.
Laß mich Dein Weib, und nichts darüber ſeyn;
Der einz'ge Name gnüget meinem Stolz.
Verſuche nimmer der Natur zu trotzen;
Was Du des Winters ſtarrem Eis entringſt,

Gleicht nie des Frühlings heiteren Geſchenken;
Verdorren wird es unter Deinen Händen,
Und Niemand kann den Spruch des Schickſals wenden.
Verſprich mir, höher auf nicht mehr zu klimmen;
Du mißt im Steigen Deines Falles Raum.
Dem Sterblichen ward ſeine Bahn gemeſſen;
Der Adler ſelber, der im Aether ſteigt,
Mit kräft'gem Flug, auf glänzendem Gefieder,
Kehrt an der Grenzmark einer Wolke wieder.

(zärtlich)

O glaube, was ſich liebend zu Dir neigt.

Bonaparte.

Ich glaube Nichts mit frommem Mährchenglauben;
Was mir von außen kommt, iſt nicht'ger Tand.
Von innen kommt's, was meine Bahn erleuchtet;
Mein Stern, an dem ich nicht verzweifeln will. —
Auf meinem Pfad, den ich durchmeſſen habe,
Liegt abgenoß'ne, ausgepreßte Schale.
So lang' ſich lockend friſche Früchte zeigen,
Laß' ich nicht ab, genießend nachzuſteigen.
Frei iſt die Bahn dem Muthigen erſchloſſen;
Herr iſt zuletzt — wer Kraft hat, Herr zu ſeyn.
Der Weiſeſte iſt der, der Viel genoſſen,
Das höchſte Glück — der höchſte Menſch zu ſeyn.
Denn nur von oben geht der Blick in's Freie;
Er tilgt der Ländergrenze farbig Band;
Und wenn ich meinen Arm der Menſchheit weihe,
Erſchaff' ich ihr ein großes Vaterland.

Joſephine.

Wie ein Geſpenſt im ſchauerlichen Dunkel,
Schleicht ſchreckensvoller Sinn durch deine Rede.
Du zieht mit ſchadenfroher Hand den Schleier
Von eines ungemeßnen Abgrunds Rand.
In ſeiner Tiefe wohnt ein Ungeheuer,
Das ſchnaubend ſeine gift'gen Nüſtern ſpannt.
Vor ſeinem Hauche wird dein Stern erbleichen;
Des Ruhmes Hymne wandelt ſich in Spott;
Der Fels, auf dem Du fußeſt, wird zu Leichen; —
Denn wenn auch nichts — ſo glaub': es lebt ein Gott.

Bonaparte.

Du führſt geſchickt des Eheweibes Sache;
Du predigſt Thorheit zwar — doch klingt ſie ſchön;
Und dieſes Zeugniß mag als Lohn Dir gnügen;
Denn ſchöner Thorheit ziemt nicht andrer Lohn.

Joſephine.

So baut der Menſch mit ſtarrem Sinn zumeiſt
An ſeines Daſeyns grauenhafter Folter: —
Gelegenheit des Guten viel zu thun,
Das iſt ein Ziel, nach dem man ringen ſollte;
Und wie in einem einz'gen raſchen Wurf
Hat an dies Ziel Dich das Geſchick geſchnellt.
Mich ſelber ſendet es in dieſer Stunde,
Dein Herz für Menſchenwohlſeyn anzurufen;
Und wenn vorhin ich Deinen Unmuth regte,
So bitt' ich, mir die kleine Schuld zu tilgen,
Und wieder ſanft und gut wie ſonſt zu ſeyn,
Da ſich's um Gunſt für eine Fremde handelt.

Bonaparte (ſcharf fixirend).

Seit wann beginnt denn meine Joſephine
Für fremde Damen ſich zu int'reſſiren? —

Joſephine.

Seitdem die erſte ſich an mich gewendet,
Damit durch mein Vermitteln möglichſt ihr
Geheime Audienz beim Conſul werde,
Dem ſie Geheimnißvolles mitzutheilen,
Und auch für ſich wohl zu erbitten habe.

Bonaparte.

Und dürft ich nicht erfahren, wer ſie iſt,
Und wie in dieſem großen Labyrinth
Sie einen Schutzgeiſt, Joſephine, fand? —

Joſephine.

Sie heißt Baronin Reich, von Deutſchem Adel;
Erſt wenig Tage weilt ſie in Paris. —
Sieh' — dort beſchreitet an Hortenſiens Arm
Sie auf und ab des Parkes Schlangenpfade.
Geſtatteſt Du's, daß ich ſie zu Dir führe? —

Bonaparte (in die Ferne ſchauend).

Ihr Aeußeres verſpricht.

Joſephine.

Und hält auch Wort.
Doch wo das Unglück einen Wohnſitz ſucht,
Da, mein ich, ſoll das Auge nimmer meſſen. —
Man naht ſich uns. — Darf ich der Fremden ſagen,
Daß ihre Bitte freundlich Du gewährt?

Bonaparte.

Ich finde keinen Grund, Dir zu verſagen,
Was Du im Dienſt der Menſchlichkeit begehrſt.
Du magſt ſie immer mir entgegen ſenden,
Und Möglich's iſt zum Voraus ſchon gewährt.

(ab ins Schloß)

Scene X.

Joſephine. Hortenſie. Baronin v. Reich.

Joſephine
(freundlich entgegen gehend.)

Viel freundlicher, als ich es ſelbſt gedacht,
Gewährte mir der Conſul meine Bitte;
Und ſelbſt was Sie von ihm erflehen wollen,
Iſt ſchon zum Voraus mehr wie halb gewährt.
O, ganz gewiß! — ſein Herz iſt mild und gut;
Nur allzudrückend ſeines Amtes Würde.
Man muß mit Vorſicht ſeinen Willen lenken,
Mit Nachſicht ſein Beſchließen überdenken,
Was man begehrt in gute Worte kleiden,
Und ruhig ſeines Blickes Flamme leiden. —
Allein Sie zittern, theure Baroneß! —
Darf denn die Freundin gar nicht tragen helfen? —

Baronin v. Reich.

Iſt's wahr? — erzittre ich? — o feige Glieder! —
Die an des Geiſtes Kraft zum Lügner werden.
Ich will nicht — nein, ich darf nicht weibiſch beben.
Ich ſteh' an Gottes Statt; ich muß ihm gleichen;

Das Menſchliche muß alles von mir weichen;
Denn eine große Stunde ſoll ich leben.

Hortenſie (heimlich).

Mir zagt vor ihrem grauenvollen Blick.
Ich, Mutter, ließ' ſie nicht zum Conſul gehn.

Joſephine
(ſtatt Antwort begütigend winkend, zur Baronin).

Geheimnißvoll iſt Ihrer Rede Sinn,
Und ſchmerzhaft muß der Seele Regung ſeyn.
Kann denn des Conſuls Wille ſicherlich
Des Schickſals Kränkung, wie Sie hoffen, wenden? —

Baronin v. Reich.

Gewiß! — ich ſchwör', es liegt in ſeinen Händen. —
O haltet mich nicht auf, Ihr lieben Frauen.
Es treibt mich fort; ich muß ſein Antlitz ſchauen. —
Was nun auch kommt; erhebt den Blick nach oben;
Vertrauet feſt des weiſen Vaters Hand.
Er hat zu ſeiner Botin mich erhoben;
Er hat die Kraft zur That in mir erkannt. —
Lebt wohl! — Bald beugt kein Kummer mehr mich nieder;
Bald ſeh'n wir uns in Glanz und Glorie wieder.
(ab ins Schloß.)

Scene XI.

Joſephine. Hortenſie. Mad. Remuſat.

Mad. Remuſat.

O ſagt, — wohin entfernte ſich die Fremde,
Der Ihr ſo freundlich Euren Handgruß botet?

Joſephine.

Wie ſo? — was iſt denn, liebe Remüſat? —

Mad. Remuſat.

Nicht plaudern nützt uns, liebe Joſephine;
Wir nähren das Verderben ſonſt mit Worten.
So eben bringt ein Diener mir Bericht;
Der Meutrer Häupter wurden eingefangen,
Und vor des Pöbels grimmer Rache kaum
Beſchützen ſie die dichten Wachenreihen.
Da murmelt plötzlich durch des Volkes Mund
Ein dumpf Gerücht: was jene Zwei verfehlt,
Das werde bald ein einzeln Weib vollbringen,
Das eben jetzt geheime Audienz
Beim erſten Conſul zu erlangen wußte. — —
O Joſephine, ſagt Dir nicht Dein Herz,
Daß Du am eigenen Verderben bauteſt? —

Hortenſie.

Ha, meine Ahnung! ſchreckensvollen Wahnſinn
Verkündete der Fremden irrer Blick.

Joſephine.

Er iſt ein Mann, ein Held; — ſeid nur getroſt;
Der Conſul ſtirbt durch Weibes Hände nicht.
So klein kann allenfalls ein Marat enden;
Ihm muß die Hölle andre Boten ſenden. —
Doch laßt von fern die Fäden uns belauſchen,
Die eben jetzt das Rad des Schickſals ſpinnt.

(alle drei ins Schloß ab.)

Scene XII.

Zimmer des Conſuls.

(Die Baronin wird durch einen Diener eingelaſſen, der gleich durch eine Seitenthüre abgeht, um die Fremde anzumelden; darauf zurück kehrt und ſich durch den Haupteingang entfernt.)

Baronin von Reich, hernach Bonaparte.

Baronin v. Reich
(ſinkt erſchöpft auf die Kniee, erhebt die gefalteten Hände und ſpricht inbrünſtig mit halber Stimme)

Herr! Herr mein Gott, ich ringe meine Hände;
Zu Dir erhebt ſich inbrunſtvoll mein Flehn.
Den Engel der Vollſtreckung zu mir ſende;
Laß den Verfluchten durch mich untergehn! —

Bonaparte
(erſcheint durch eine Seitenthür und bleibt, durch den Anblick frappirt, ſtehen; für ſich).

Ha! — eine Betende! — mit welchem Reiz
Doch Andacht ſtets die Schönheit neu beſtrahlt! —
Nur ſchade, daß ſie ſelber meiſtens weiß,
Es kleide unvergleichlich ſolch ein Nimbus.

(Er macht ein leiſes Geräuſch, worauf die Baronin ſchnell ſich erhebt, und den Blick ſtarr, wie bezaubert, auf Bonaparte gerichtet, unbeweglich ſtehn bleibt; der ſeinerſeits ſie in einer imponirenden Stellung mit einem ſiegenden Blicke fixirt.)

Baronin v. Reich.

Ich bitte zu entſchuld'gen, Conſul General! (ſie ſtockt)

Bonaparte.

Daß Sie mein Haus zu einem Bethaus weihen? —
O gern! — Ich muß bedauern nur, daß ich
Der Andacht Thau der matten Blume raubte.

Dem Dürſtenden muß jede Quelle dienen;
Und da der Andacht Born ſich überall
Ergießt, warum nicht auch in Malmaiſon? —

Baroyin v. Reich.

Sie glauben wirklich einen Gott, mein Conſul? —

Bonaparte
(ſie einen Augenblick zweifelhaft meſſend).

Wo man dem Göttlichen ſo nahe ſteht,
Da möchte jeder Zweifler ſchier erröthen.
Und hohe Andacht iſt es, wenn ich frage:
Womit ich Gott in ſeinem Werke dienen kann? —

Baronin v. Reich
(zagend vor ſeinem durchdringenden Blick).

Conſul! — mich trieb ein glühendes Verlangen,
Den Ruhmgekrönteſten der Zeit — zu — ſehn. —
Man ſendet mich aus meinem — Vaterlande
Zu dem Vertreter einer Republik.
Geſchriebne Wünſche trag' ich heimlich — mit;
Man nährt die Hoffnung, — Conſul, — leſen Sie. —
(Sie zieht, den Blick ſtarr auf ihm, und dadurch verwirrt, mit der Papierrolle einen verborgenen Dolch hervor, und reicht beides dem Conſul dar. Als ſie es bemerkt, haſtig:)
Herr Gott! — was that ich? — Alles iſt verloren,
(ſie ſchleudert beides weit von ſich.)
Vor ſolchem Blick muß in den Staub ich ſinken! —
(ſie ſinkt auf die Knie)
Vergilt der Schwachen ihre Abſicht nicht;
Laß Du mich aus dem Born der Gnade trinken,
Und geh' mit Deiner Magd nicht ins Gericht!

Scene XIII.

Vorige. Fouché.

Fouché (ſtürmt heftig herein).

Um Gottes Willen! Conſul, dieſes Weib —

Bonaparte.

Liegt ſchon entwaffnet mir zu Füßen, Fouché.
Dein Conſul ſtirbt durch Weiberhände nicht. —
Doch jetzt erheben Sie ſich, Frevlerin!
(ſie erſteht.)

(zu Fouché)

Nun, Fouché? — reden Sie! was war es denn,
Das Sie mit ſolchem Eifer zu mir trieb?

Fouché.

Herr, die Gefahr, für die mit tauſend Augen
Man zum Begegnen ausgerüſtet ſeyn muß,
Weil ſie ſich tauſendfach und mehr verlarvt,
Und endlich doch um eine Terzie Zeit,
Gleich einem Wettroß, ihren Sieg gewinnt. —
Dies Weib, mein Conſul, liefert Enghiens Schuld.
Er iſt der Rache unſers Schwerdts verfallen.
Sie iſt des Prinzen Freundin, die Geliebte;
Er ſchliff den Dolch, den ſie am Buſen wärmte;
Sie iſt die ſchlaue Botin der Faction.

Baronin v. Reich (heftig).

Verworfner! — nein, Du lügſt; Prinz Enghien weiß
Von meiner Abſicht nichts; ich ganz allein
Beſchloß im Stillen meine Schreckensthat;

Die Rache treffe mich; ihn darf ſie nicht! —
Verderben breche über mich herein;
Ich bin ein elend, unnütz, feiges Weib!
Fluch meinem Geiſte, der ſich irren ließ!
Fluch meinen Händen die mir nicht gehorchten!
Prinz Enghien ſchont. — Er iſt ein ſtolzer Mann;
Er hat die That verflucht; das muß ihn retten. —
Mich Conſul, mich, nicht ihn ſollſt Du verderben.
(Mit erhobenen Händen)
Gott ſey mir nah! laß mich für Enghien ſterben.

Fouché.

Ein liebend Weib weiß ſchmeichelnd zu betrügen.
In ihrer Schale wiegt das Leben leicht.
Allein nicht immer iſt durch Opfertod
Die Schuld des Dritten gnügend zu verſöhnen;
Zu lange ſchon wagt man uns zu verhöhnen,
Und nicht das Werkzeug — die lebend'ge Hand
Iſt uns mit Recht der Thaten Unterpfand.

Bonaparte.

Der Hader g'nügt! — Was immer hier geſchah,
Es wird durch unſern Willen ungeſchehn.
Nur ungern ſtänd' vor Volk und Nachwelt ich
In der Umrahmung eines Marat da. —
D'rum, Baroneß, der Schwur in meine Hand,
Mit ew'ger Nacht die Abſicht zu verdecken,
Die frevelnd Sie nach Malmaiſon geführt,
Trägt Freiheit Ihnen ein zu dieſer Stunde,
Und keine Folge, als Paris zu meiden,
Hat Ihre Schuld. — Jetzt mögen Sie entſcheiden.

Baronin v. Reich (exaltirt).

Iſt's Wahrheit, Conſul? — Biſt Du groß genug,
Des Todfeinds Blutſchuld durch ein Wort zu tilgen? —
Wohlan denn, ſo vernimm den hohen Schwur:
Bei allem Heil'gen, was die Zunge nennt,
Eh' theilt man lebend zu Atomen mich,
Eh' ich der freveln Abſicht mich berühme. —
Umſonſt, daß man nach Deinem Blute läſtet;
Dich hat ein Gott für's Höchſte ausgerüſtet.

Bonaparte (zu Fouché).

So iſt denn das Ereigniß tief verſenkt
In eine Nacht, die keinen Morgen findet. —
(zur Baronin)
Verlaſſen Sie das Schloß. — Ich ſah Sie nie;
Und das Erlebte möge Sie belehren:
Nie ſoll ein Weib durch Heldenruhm ſich ehren.

(Er entläßt ſie. — Sie dankt noch abgehend durch ſtummes Händeringen. Fouché folgt. Bonaparte geht durch eine Seitenthür ab.)

Scene XIV.

Großer Saal.

Cambacerès, Lebrun, Talleyrand, Savary, Berthier und einige Andere treten ein, ſpäter Bonaparte durch einen andern Eingang.

Bonaparte
(nach der gehörigen Begrüßung).

Ich rief der Republik bewährte Männer,
Damit für eine folgenreiche That
Sich der Entſchluß aus ihrem Rathe bilde.

Das Haus Bourbon, durch England aufgehetzt,
Wirft ſtets nach Frankreich Blicke des Begehrens. —
Im Dienſte der Faction umſchleichen Mörder
Mich, als den erſten Bürger Frankreichs; und
Erſt heute ſah'te man in Malmaiſon
Die Häupter Cadoudal und Pichegru.
Allein nicht gnügt das Opfer dieſer Häuptlinge;
Der Prätendenten Gold erkauft ſich neue.
An ihrem eignen Herde muß der Blitz,
Soll es genügen, ziſchend niederſchmettern. —
Da weilt nun in vermeßnem Hochmuthsdünkel
Prinz Enghien übernah an unſ'rer Grenze,
Und mannichfach entſendet Boten er,
Mich, Euren Conſul, tödtlich abzurufen.
Er oder Keiner iſt dem Schwert verfallen,
Und ihn zu fah'n d'rum, plangemäß beſchloſſen.

Cambacerès.

Doch ſchützt, ſo viel ich weiß, ihn fremd Gebiet.

Bonaparte.

Mich aber ſchützt nicht fremd Gebiet vor ihm.

Talleyrand.

Sehnt ſich der Prinz ſo innig nach Paris,
Warum ſoll man die Freude ihm verſagen?
Er mag mit ſicherem Geleit' erſcheinen.

Lebrun.

Die Nothwehr ſchafft ſich eigene Geſetze,
Die man in keiner Schrift verzeichnet trifft.
Der Meutrer darf auf keine Rechte pochen;

Wer kann die Grenze nennen, die ihn ſchützt? —
Trägt ihn die Erde, iſt er im Bereich. —

Savary.

Die Republik erkennt nur ein Geſetz:
Es iſt die Kraft; und um ſie auszuüben,
Muß man nach Vortheil, nicht nach Grenzen fragen.

Berthier.

Wer gegen den verkappten Feind die Waffe
Im Licht des öffentlichen Urtheils führt,
Bei dem verzwieſacht immer ſich der Sieg;
Er hat des Gegners Ehre mit beſiegt.
Enghiens Verhaftung iſt uns Ehrenſache.

Cambacerès.

Wo finden wir den Zeugen ſeiner Schuld? —

Bonaparte (heftig).

In mir; mein Leben haftet Euch dafür. —

Cambacerès.

Sie ſind gereizt. — Die Schuld wird kalt gewogen.
Und immerhin, geſetzt, es wäre ſo,
Wer bürgt uns, daß der Ueberfall gelingt?
Und wenn nun nicht, — wer wehrt dem bittern Spott,
Mit dem die halbe Welt uns höhnen wird? —
Ich ſtimme der Gewaltthat nimmer bei.

Bonaparte (heftig).

Seit wann geizt Cambacerès denn ſo ſehr
Mit der Bourbonen Blut? (Er nimmt ein Papier hervor.)
Empfangen Sie,

Berthier, die Ordre zum Verhaft des Prinzen;
Sie iſt mit großer Sorgfalt überdacht;
Nur im Vollzug beruhet das Gelingen. —
Den Dank, verehrte Herr'n, für Ihren Rath,
Und die Betheurung, daß des Prinzen Schuld
Nicht eines Zweifels Schimmer übrig läßt.
Was unſre Feinde immer unternommen,
Die Rache muß auf ihren Schädel kommen.

Alle Anweſende.

Es lebe die Republik! Es lebe der erſte Conſul! —

Der Vorhang fällt.

Fünfter Akt.

Zimmer in Ettenheim. — Es iſt Abend. — Kerzen brennen auf dem Tiſche. — Zwei Terzerole hängen an der Wand.

Scene I.

Enghien. Sandré.

Enghien
(ſitzt in einem Armſeſſel; Sandré ſteht zu ſeinen Häupten. — Der Prinz ſieht nach ihm um).

Warum gehſt Du nicht, Alter? —

Sandré.

Dreimal ſchon, Hoheit, habe ich mir dieſelbe Frage vorgelegt; aber keine Antwort iſt aus mir hervorzubrin-

gen. — Wie gebannt ſtehe ich hier und kann nicht fort. — Aber ſo iſt nun einmal eine alt gewordene Menſchennatur: ſoll ſie aus dem gewohnten Gleiſe, ſo wird ſie ſtörriſch und bäum..t ſich. — Laſſen Ew. Hoheit mich hier immer noch ein wenig wachen.

Enghien.

Gewohnheit, Alter? — Alſo die wenigen Monate Schlummerleben hier in Ettenheim, wo Einen regelmäßig der Abend fein ſpießbürgerlich in Federkiſſen verpackt, — nennſt Du Gewohnheit? — Und weil ich heute einmal die Schlafſtätte verſchmähe, beunruhigſt Du Dich? — — (aufſpringend) Was für Wetter iſt es, Sandré? —

Sandré.

Regen und Sturm, Hoheit; das Thermometer erholt ſich in dieſem Leben nicht mehr.

Enghien
(iſt an's Fenſter geeilt, das er öffnet und hinaus ſieht).

Der Himmel hat ſeine ſchwärzeſte Trauerfahne ausgehängt; er weint Bäche von Thränen in das große Schmutztuch: Erde, und ein Spaziergang gehört zu den unmöglichen Dingen.

Sandré.

Gott ſey uns gnädig! woran denken Hoheit, bei mitternächtlicher Weile. — Es iſt eine ſchauerliche Nacht, die man am geſcheuteſten zu guter Erquickung verträumt; und wenn ich meinen ehrerbietigſten Rath äußern dürfte —

Enghien.

Ich kann nicht ſchlafen, Alter; die Welt laſtet auf meiner Bruſt; ich kann nicht athmen. Meine Pulſe hetzen einander zu Tode. Oeffne die Fenſter, daß der Sturm mich kühle.

Sandré (zögernd).

Ach! — Hoheit — die Luft iſt ſo feucht und rauh. Nicht wahr? — ich werde den Arzt wecken.

Enghien (heftig).

Nein! — Seit wann gehorchſt Du Deinem Herrn nicht mehr? — Die Fenſter öffne, ſage ich Dir. —

Sandré (gehorcht).

Enghien.

Horch! — War das nicht Trompetenton? —

Sandré.

Der Wetterhahn, Hoheit.

Enghien.

Er ſoll ſchweigen. — Es iſt nach Mitternacht; ich will verſuchen zu ſchlafen. (Er ſetzt ſich wieder in den Seſſel — kleine Pauſe.) Setze Dich zu mir, Alter. (Es geſchieht.) Haſt Du die Piſtolen ſelber geladen? —

Sandré.

Vor einer Stunde.

Enghien.

Lege ſie vor mich auf den Tiſch.

Sandré (zögernd).

Aber warum dieſes Alles? —

Enghien (heftig).

Weil ich es befehle! — (ſanfter) Es iſt Mitternacht, lieber Sandré; die iſt keines Menſchen Freund, und ich bin doch auch nur ein ſterblicher Menſch. (Nachdem der Befehl befolgt) — So! — Jetzt ſetze Dich wieder zu mir; recht nah; — und nun erzähle mir noch einmal: wann ſaheſt Du die Baronin zuletzt? —

Sandré.

Es war um Sonnenaufgang, Hoheit. Ich ſtand meiner Gewohnheit nach ſchon im Garten, um nach meinen Blumen zu ſehen; — da, plötzlich, ſtreifte ſie, in einen Mantel gehüllt, an mir vorüber und der Pforte zu. — Ich redete ſie an; ſie erſchrak; denn ſie ſchien mich vorher nicht bemerkt zu haben. — Sie weinte. — Ich fragte, ob ich ihr denn in etwas behülflich ſeyn könnte; ob ich ſie etwa begleiten dürfe? — aber ſie verneinte Alles. Grüßet mir den Herzog, ſprach ſie, und ſagt ihm, daß ich immer ſeiner würdig bleiben werde. Dann verſchwand ſie. —

Enghien
(die gefalteten Hände ringend).

Sie verſchwand! — (nachdenkende Pauſe.) Sie wollte meiner würdig bleiben? — — Lügnerin! — Ungeheuer! — Du ſprichſt Dir ſelber das Gericht! — (heftig) Sandré, rede, darf man eine Mörderin lieb behalten? — Du ſollſt mir antworten; Ja oder Nein. — Aber Gott begnadige Dich, wenn Du lügſt.

Sandré.

Ja, man darf! — Denn wer Gottes, der Menſchen und des Thrones Feind erwürgt, den tragen die Engel

auf ihren Händen; und ob der Tod ihn beſiegte, ſo hat er doch einen Ort im Himmel, da er könnte ſelig ſeyn.

Enghien.

Pfaffenknecht! — wer hat Dich im Lügen unterrichtet? — Gehe, und trage Deine Weisheit vor den Pöbel; — ich weiß es beſſer. — O Charlotte! (Er verhüllt ſein Geſicht, dann haſtig ablaſſend). — Sandré, haſt Du den Moniteur geleſen? —

Sandré.

So neu er zu uns kam, Hoheit.

Enghien.

Lebt der Conſul noch? —

Sandré.

Nach Allem zu ſchließen, hat ihn der Teufel noch immer nicht in Empfang genommen.

Enghien.

Gott ſey gedankt! — Geh, Sandré, laß anſpannen; ich muß nach Paris; ich will nach Paris. — Ich will Charlotte warnen; — ich kann nicht leben ohne ſie; ich muß ſie ſehen; ich muß ſie lieben dürfen. — Aber keine Blutſchuld! — kein Verbrechen darf ſie beflecken. — Fort nach Paris. — — O nein! — nein! — ich bin ja exilirt. — Fußangeln legte das Vaterland für mich auf ſeine Grenzen. — Ich bin geächtet, ausgeſtoßen, und ſelbſt die Liebe ſtößt mich von ſich. — Ah! — Die Menſchheit iſt ein Rudel wilder Beſtien; ausgehungert, gierig, freßſüchtig! Pfui! — Ich laſſe morgen alle Spiegel zerſchlagen, damit ich nicht zu erröthen brauche. — Höre, Alter,

— bringe mir Wein; — die Nacht iſt lang und kalt. Schließe die Fenſter, und bringe mir Wein.

Sandré (bittend).

Ew. Hoheit ſollten ſich wirklich lieber zu Bette legen; der Schlaf beſiegt Kälte und Langeweile.

Enghien.

Gehorſam! grauer Bube! — Was berechtigt Dich zu widerſprechen? — Wein, ſage ich, ſollſt Du bringen! Der Wein ſoll mir die böſen Geiſter aus der Knochenhöhle peitſchen. — — Nein! — laß ab! — keinen Wein! — Geſellſchaft will ich haben — Deine Geſellſchaft iſt ungenießbar, Alter. — Wo ſind die Herren? — der Marquis? der Abbé, und wie die Canaillen alle heißen mögen! He? — Schnarchen die Hamſter ſchon in ihren Schlupfwinkeln? —

Sandré.

Ich vermuthe ſie noch am Spieltiſch verſammelt, Befehlen Ew. Hoheit, daß ich ſie rufe? —

Enghien.

Zur Hölle mit ihnen! — Kurzer Prozeß. (Er nimmt ein Piſtol und ſchießt es durch den Ausgang ab.)

Scene 11.

Vorige. Marquis Thumery, Frau v. Rohan, und überhaupt die Perſonen des zweiten Aktes ſtürzen höchſt aufgeregt herein. — Enghien und die Gekommenen ſtehen ſich eine Weile ſtumm gegenüber.

Enghien.

Unwürd'ge, die Ihr's wagt, Euch meine Freunde
Zu nennen, ſprecht, warum verlaßt Ihr mich

In dieſer Nacht, die nimmer enden will? —
Mir iſt, als ob des Dachſtuhls Fugen wichen,
Um über mich im Sturz hereinzubrechen.
Des Buſens Wände droht das Herz zu ſprengen;
Ein unſichtbares Etwas ſchwirrt um mich,
Und keine Ruhe gönnt ſein Stachel mir.
Ihr aber ſchwelgt aus ſchaumgeſäumten Bechern
Und buhlet tändelnd um Fortuna's Gunſt.
Euch muß die Luſt in Nacht und Graus umgaukeln,
Indeß mich Sorg' und bange Ahnung foltert.
Das iſt das Loos der Meiſterſchaft auf Erden,
Ein Sclave der Genießenden zu werden.

Marquis Thumery.

Die Hoheit zürnt, und zwar mit großem Recht,
Wenn es der üblen Laune Ausgang ſchafft. —
Die üble Laune, gnäd'ger Prinz, entſteht
Aus einer Indiſpoſition des Bluts,
Das zwiſchen Herz und Kopf nicht rapportirt,
Weil es, mit Brennſtoff allzu überhäuft,
Nicht leicht und frei in den Kanälen rinnt;
Wofür ein Aderlaß am Halſe, ſagt man,
Die wundergleichſten Dienſte leiſten ſoll.

Enghien (packt ihn hart).

Am Hals? — ein Aderlaß? — was ſagſt Du, Menſch? —
Soll ich denn mit Gewalt in Wahnſinn fallen? —
Schwirrt ſeit der Sonnenneige nicht den Rabenſang,
Ein ſchauerlich Geſpenſt, mir vor die Ohren? —
Boshafter Mann, was hab' ich Dir gethan? —

(Er ſinkt in den Seſſel.)

Frau v. Rohan.

Mit Geiſteskraft, mein Prinz, beſiegt man leicht
Die Schwäche, die vom Ammenſtübchen ſich
So gern in's bunte Lebensſpiel verſchleppt.
Aus einem einz'gen Tropfen Blut zu viel
Erbaut die zauberiſche Phantaſie
In unſrer Spanne Schädel ſich die Welt,
Die einer Hölle gleicht, mit Furien
Und Geiſtern, dienſtbar jeder Qual, bevölkert.
Ein Prinz ſoll mannhaft ſeyn, und ſeine Stirn
Mit kühnem Trotz den Wechſelfällen bieten.

Enghien.

So lang' ein Prinz noch in den Windeln liegt,
Darf allenfalls ein Weib ihn meiſtern wollen,
Und ſeine böſen Sitten corrigiren;
Dem Manne dient die Afterweisheit nicht,
Die zwiſchen Schminke und Pommaden wächſt,
Und arg nach hundert Schönheitswaſſern riecht. -
Man kann an Eurem guten Rath erſticken. —
Bei meinem Gott, ihr Menſchen alleſammt
Seyd Thiere mit gelöſten Zungen nur,
Wißt mit geſott'nen Speiſen umzugehn;
Doch was darüber liegt, das iſt vom Uebel.
(Pauſe, dann aufſpringend)
Fort! -- fort von hier! — die Stelle brennt
In meine Sohlen, wo ich immer ſtehe. —
Enthält mir Oeſtreich gleichwohl ſeine Päſſe,
Mag man gleich einem Vagabonden mich,
Den Herzog, in der Kerker tiefſten ſchicken.

Die faule Luft dort wird mich neu beleben. —
Hier droht mich Frankreichs Grenzluft zu erſticken. —
Fort, ſag' ich! — ſeht mich nicht ſo gläſern an.
Der Morgen darf mich nicht in Ettenheim
Mehr finden. —

Scene III.

Vorige. Baronin v. Reich, in derangirter Toilette, ſtürzt herein und vor Enghien nieder. — Die Umgebung weicht ſcheu zur Seite. — Sie iſt außer Athem.

Baronin v. Reich.

Flieh! — Enghien! — Hinweg! — Hinaus!
Um Gottes Willen, eile! eile! — ſchnell! —
Die Henker ſuchen ſchon des Hauſes Schwelle.
Der blut'ge Würfel iſt gefallen. — Flieh!
(Sie umſchlingt ſeine Knice.)
Hör'! — Enghien! — ich — ich habe Dich verrathen.
Dein Fluch hat meine That im Keim erſtickt.
Vergieb mir meine Schuld — dann rette Dich.

Enghien (erhebt ſie).

Steh' auf, Charlotte, und dann rede weiſe.
Woher? — wohin? — was iſt es, das Dich treibt? —
O dieſe Nacht! — was wird ſie noch gebären? —

Baronin v. Reich
(hat ſich wider Enghien's Schulter gelehnt; ſie weint).

Marquis Thumery.

Baronin ſcheinen merklich alterirt.
Ich rathe etwas Cremortartari.

Frau v. Rohan (ſanft bittend).

Charlotte, faſſe Dich, und laß den Sinn
Von Deiner wirren Rede uns erfahren.

Baronin v. Reich
(auffahrend, wild umher ſehend, dann auf Enghien).

Biſt Du noch da, Enghien?! — um Gottes Willen! —
Fort, ſag' ich, fort! — — Horch! — ſtille! — hört Ihr nichts? —
Hört Ihr die Ruder nicht im Rheine plätſchern? —
Sie ſind's — des Conſuls Schergen nahen ſich.
(Sie zieht die Anweſenden zu einem Halbkreiſe um ſich zuſammen.)
Hört! — hört! — Ich ſtand ihm nah', ganz nah', dem Conſul.
Des Dolches Schaft war ſchon in meiner Hand.
Da ſtiert der Mann des Ruhms mich forſchend an,
Mit ſeinen Feuerblicken, ſchärfer noch
Als jener Stahl, den ich am Buſen wärmte,
Und der des Mannes Herz zerſchneiden ſollte. —
Dem ungeheuren Blick zu widerſtehn
Vermocht' ich nicht. — Verräth'rin an mir ſelbſt,
Sank in den Staub ich vor dem Götzen nieder,
Und — ſchon zu ſpät — fand ich mich ſelber wieder. —
Ich hielt im Geiſte Alles für verloren,
Mich ſelbſt dem Henkertode Preis gegeben;
Da regte ſich in ſeines Buſens Tiefe
Ein wunderſam, vergebendes Erbarmen.
Nur mit des Handſchlags heiliger Beſieglung
Mußt' ich ihm ſchwö — — ren.
(Sie hat die letzte Silbe zagend und ſtockend geſprochen.)
Nein! — o Gott, nein, nein! —

Was ich erzählt, iſt Lüge — eitel Lüge! —
Phantaſterei! — mein armer Kopf iſt wirr;
Ich habe Malmaiſon, den Conſul und
Auch Joſephine nicht geſehen. — Nichts,
Gar nichts! — ein Traum, ein Hirngeſpinnſt. — Nicht wahr,
Enghien, was man durch heilgen Schwur betheuert,
Das muß man Jedem, auch dem Böſ'wicht, halten? —

Enghien.

Ich denke wohl, Charlotte, daß man's ſollte,
Obgleich der Pfaffen Witz viel Klauſeln weiß. —
Doch ordne nun die Fächer Deines Kopfes,
Und rede Narrentheiding nicht, Geliebte.
Laß uns erfahren, wenn Du's anders weißt,
Mit welchem Unheil dieſe Stunde kreiſt? —

Baronin v. Reich.

Auf zwanzig unterlegten Rennern flog
Ich von Paris nach Ettenheim. —
O, Enghien, flieh' doch, flieh, — dies eine Wort
Der Rettung in Dein Ohr zu gellen Dir,
Hab' ich das Ungeheure ja gethan;
Und immer ſtehſt Du noch, und ſtaunſt mich an.
(gegen die Umſtehenden:)
O helft mir bitten doch, Ihr kalten Fröſche;
Ich habe Uebermenſchliches vollendet;
Ich bin am Ziel — ich kann — ich kann nicht mehr. —
(Sie ſinkt unterſtützt in einen Seſſel.)

Sandré (tritt haſtig ein).

Herr Gott! was will die Nacht uns noch gebären! —
Ein Haufen fremder Krieger, hoch zu Roß,

Gezückte Waffen in den Händen, reih'n ſich
Rund um das Schloß, und ihre Führer ſteigen
Bereits zu uns die Stufen ſchon herauf.
Flucht, Hoheit, Flucht allein kann Sie noch retten.

Scene IV.

Vorige. Ein Offizier, begleitet von mehreren Dragonern mit entblößten Waffen treten ein.

Enghien
(ergreift das noch geladene Piſtol und ſpannt, gegen den Offizier gerichtet, den Hahn).

Wer wagt's, des Unglücks friedliches Aſyl
Durch räuberiſchen Einfall zu entweihen? —
Zurück, ſag' ich, verwegner Räuberführer,
So lieb Dein Leben Dir! — Nicht ſchützen ſoll
Des ehrenwerthen Kriegers Maske Euch
Vor einem Kampf, den man mit Dieben kämpft.
Zurück, ſag' ich, eh' ich den Funken ſchlage;
Wer vorwärts ſich bewegt, löſt ſich die Kugel.
(Der Offizier winkt ſeinen Leuten vorzugehn.)

Marquis Thumery
(hält Enghien den Arm).

Ich bitt' Euch, Hoheit, macht nicht Uebel ärger;
Beim hohen Gott, es iſt die Uniform
Der Republik, die wirklich vor Euch ſteht.

Ein Soldat
(bemächtigt ſich des Piſtols).

Offizier.

Ich bitte, mir gefälligſt anzudeuten,
Wer von den Herr'n, die hier verſammelt ſind,
Sich vormals Herzog von Enghien benannte? —

Enghien.

Wer hat ein Recht, danach zu fragen, Herr? —

Offizier.

Das Recht des Stärkern iſt ein altes Recht,
Das auf der Waffenſchmiede Ambos ſich
Die Fragezeichen eigens hämmern läßt.
Ich frage einmal noch: — wer von Euch hier
Iſt Ludwig Anton Heinrich von Bourbon,
Herzog von Enghien einſt, aus Chantilly? —

Enghien.

Ich finde ziemlich albern ſolche Frage;
Wenn Ihr ihn ſucht, ſo müßt Ihr ihn doch kennen.

Offizier.

Wer mag der Erde Unkraut alles kennen! —
Indeß im Grunde kümmert's mich auch wenig.
Beſchluß der Republik iſt's einmal doch,
Des ganzen Raupenneſtes Herr zu werden.
Somit erklär' ich die Geſellſchaft denn
In Bauſch und Bogen für Gefangne jetzt,
Und bitte, mich durch art'ge Folgſamkeit
Der Strenge möglichſt ganz zu überheben.

Enghien.

Mit welchem Rechte darf die Republik
Auf deutſchem Boden ſich Gefangne rauben? —

Kennt Ihr das ABC des Völkerrechtes,
Die Heiligkeit der Ländergrenze nicht? —
Seyd Ihr zu wilden Irokesen worden? —
Iſt Frankreich wirklich eine Räuberhöhle,
Die nächtlich ihre finſtern Larven ſendet,
Und Recht und Menſchlichkeit den Krieg erklärt? —

Offizier (unterbrechend).

O haltet ein, lebend'ges Fragenbuch;
Ein Kriegesknecht, wie ich, kennt keine Fragen,
Als die, die mit dem Schwert zu löſen ſind.
Fort jetzt! — ſag' ich. — (Zu den Soldaten) Umſchließt die
Leute rings.
In wenig Stunden ſehen wir Paris.
(Die Soldaten gehorchen.)

Baronin v. Reich
(ſich an Enghien anklammernd).

Dahin, mein Enghien, mußte ich Dich bringen! —
So ſchrecklich ſoll ich meinen Frevel büßen! —
Nein! — läge eine Welt zu ihren Füßen,
Ein Weib ſoll nie nach Heldenthaten ringen.
(Ab.)

Scene V.

Zimmer in Vincennes mit Haupt- und Nebenthüre.

Fouché
(tritt aus einer Seitenthür).

Bei allen Teufeln! — einen Löwen gängelt
Man nicht mit ordinär geſchlitztem Zügel.

Den will ich ſehn, (auf die Thür, aus der er trat, deutend)
der dieſen Conſul mir
In dem belieb'gen Gleiſe traben läßt,
Wie ich; die Zügel ſtraff in meiner Hand,
Und dennoch keiner Leitung leiſe Ahnung.
(er ſieht nach der Uhr.)
Die Uhr iſt fünf. — Viel muß ſich noch geſtalten,
Eh' dieſe Nacht dem Morgen unterliegt.
Doch ſoll man, hoff' ich, ihrer noch gedenken,
Bis daß der letzte Buchſtab' der Geſchichte
Des Wurmes Fraß, ein Sold der Zeiten wurde.
(auf die Erde deutend)
Vincennes wird ſich einen Namen machen.

Scene VI.

Fouché. Ein Mouchard tritt durch eine entgegengeſetzte Seitenthür vorſichtig ein.

Fouché
(zieht ihn haſtig erwartungsvoll auf die Seite).
Vom Conſul trennt die ſchmale Thür uns nur,
D'rum rede leiſe. — Nun? — iſt's Dir gelungen? —

Mouchard.
Das Hochgericht iſt Pichegru'n erſpart;
Hier unten wird er keine Akten füllen.

Fouché.
Du biſt ein ganzer Held! — Doch rede nun,
Wie ging des ſtolzen Meuterers Tod in Scene? —

Mouchard.

Vor des Miniſters Ordre öffnete
Sich alſobald des Kerkers eh'rne Pforte.
Ich ſchlich behutſam mich an ſeine Lagerſtatt,
Und bei dem Schimmer meiner Blendlaterne
Erblickte ich den Tiger ruhig ſchlafen. —
Die ſtarken Arme waren ſchon gefeſſelt,
Als er erwachte, und mit Rieſengrimm
Der glatten Schnur ſich zu erwehren ſuchte,
Die bald den Umfang ſeines ſtarken Halſes
In alſo hohem Grade moderirte,
Daß auch ein Räumchen nicht für Luft ihm blieb;
Er hatte gar ein blaues Wunder d'rüber,
Und ſtreckte mir, als ob ein Arzt ich wäre,
Die falbe Zunge ellenlang entgegen. —
Je nun, ich hatte ihn, nach Doctor Art,
Von allen Uebeln gründlich bald geheilt;
Was war's denn mehr? — Das grelle Hochgericht,
Das ſeiner harrte, ward zum Tiefgericht.
Wie dort, ſah mir auch hier beim Lampenſchimmer
Ein artig Häuflein Ungeziefer zu,
Und Tod iſt Tod; ob man an einem Kuſſe,
Ob man an einer Schnur erſtickt, iſt gleich. —
Dann that ich Pichegru'n annoch die Ehre,
Ein ſeidnes Tuch mit einem Knebel ihm
Um ſeinen Nacken kunſtreich zu verknüpfen,
So daß den Muth der eignen, freien That
Die Nachwelt ihm nicht wohl beſtreiten kann.
Und ſomit hat die Klätſcherin: Paris
Ein gut Stück Arbeit morgen zu behecheln.

Fouché.

Vortreffliche Novelle das. — Allein
Vergeſſen ſollſt Du ſie für alle Zeiten. —
Die Weltgeſchichte auch bedarf der Räthſel,
An denen ſich der Zahn der Nachwelt übt. —
Geh nun; ein reicher Lohn wird Dich erfreu'n;
Als Aufgeld gelte Dir das Lob des Tapfern.

(Mouchard ab.)

Scene VII.

Fouché. Talleyrand.

Talleyrand
(aus einer andern Thür, als Fouché).

Die Nacht, ſcheint's, hat ein Tagwerk übernommen.
So ſchwirrt Lebendigkeit durch alle Räume.
Der Conſul will erfahren, wer ſich hier
In alſo eifrigem Geſpräch erging.

Fouché (heimlich).

Der Todesbote war's, den ich geſandt,
Um Pichegru'n das Halstuch umzuknüpfen.
Der Morgen wird mit ſeinem Dämmerlicht
Die int'reſſante Leichenſchau eröffnen.

Talleyrand.

Und an dem Selbſtvernichter wird der Witz
Auf unſ're Koſten ſeinen Stachel üben.

Fouché.

Mag er. — Wir dürfen ruhig es erwarten:
Denn wo der Geiſt die rechten Schwielen hat,

Da mag des Vorwurfs Weſpe ruhig ſtechen.
Den Conſul ſelber, hoff' ich, freut das Ding.
Doch ſoll ſich unſre Kunſt vor ihm nicht brüſten.
Mag der Verzweiflung raſende Natur,
Die dem Verblichnen ziemlich ähnlich ſieht,
Im großen Schuldbuch ſich verzeichnen laſſen.

Talleyrand.

So wäre damit nun die kleine Hälfte
Des großen Werkes glücklich denn vollbracht.
Fürwahr, nicht läßt ſich hohe Weisheit leugnen,
Wo die Natur ihr Räderwerk bewegt.
So iſt die edle Schweigſamkeit des Todes
Ein ſchätzenswerthes Ordnungsglied der Kette.
Viel ruh'ger jetzt beginnen wir das Weit're.
Wann meinen Sie, daß Enghien hier erſcheint? —

Fouché.

Das Kriegsgericht hat ſich bereits verſammelt,
Und ſchon in dieſem ſelben Augenblicke
Steht vor ihm peinlich angeklagt der Herzog.
Beharrt die Welt zwei Stunden noch in Regeln,
So ſieht der Prinz der Sonne Licht nicht mehr.

Talleyrand.

Sind denn nun auch zum Nachgericht bereits
Die Mittel alle weislich angeordnet? —
Iſt Savary mit ſeinen Truppen ſchon
Zu der Vollſtreckung bei uns eingerückt? —
Man muß das Eiſen ſchlagen, da es glüht,
Vor allem, wenn ein Schwert man ſchmieden will.

Fouché (führt ihn an ein Fenſter).

Dort reihen ſich die Schaaren ſtattlich ſchon,
Und Savary, der Commandant, verfügt
So eben ſich in's Schloß, damit auch er
Am Kriegsgericht erwünſchten Antheil nehme.
Dort, weiter unten, in der ſchmalen Tiefe, —
Wenn Ihr Geſicht vielleicht bis dahin trägt —
Erblicken Sie in Grau auf grünem Grunde,
In mäß'ger Höhe einen Erdehügel;
Es iſt das Grab des Herzogs von Enghien, —
Ein traulich Plätzchen, Ehrgeiz zu verträumen.

Talleyrand.

Aus allen dem drängt ſich der Schluß mir auf,
Daß der Prozeß vortrefflich zugeſchnitten.
Und zeigt ſich nicht ein unerwartet Häkchen,
So, denk' ich, wird das Ding ſich regelrecht
Bis hinter jenen Hügel wohl verlaufen.
Das Häuflein Erde deckt dann Alles zu,
Und hoffentlich wird keine Immortelle
In dieſem magern Sande Wurzel ſchlagen.
Mag man die Prinzen dutzendweis begraben,
Wenn wir nur unſern Kaiſer einmal haben.

Fouché (ſich umſehend).

Der Conſul! —

Scene VIII.

Vorige. Bonaparte.

Bonaparte.

Nun? — Verſchlang das Zwiegeſpräch
Denn die Erinn'rung an den Auftrag ganz? —

Was hat die Nacht Erhebliches geboren? —
Und worauf zeigt ihr dunkler Finger jetzt? —

Talleyrand.

Conſul, Gering'res nicht, als daß ſo eben
Der Meutrer Pichegru am eignen Leib
Gericht geübt. — Er ſchlang ein ſeidnes Tuch
So eng um ſeinen Hals, daß nicht ein Fünkchen
Von ſeiner ſchlechten Seele Raum behielt.
Das Volk wird ſich gar ſehr verwundern, denk' ich.

Bonaparte
(mit einem ſcharf fixirenden Blick, abwechſelnd auf Beide).

Ein kleiner Theil nur, Freunde, fürchte ich;
Der größ're, der Euch Beide gnügend kennt,
Und weiß, wie viel ſich Eu'r Talent von mir
An Macht und Anſehn zu erringen wußte;
Wem da bekannt, wie Pichegrü's Verhör
An dieſem oder jenem Schleier zerren konnte,
Der, glaub' ich, wird ſich wenig d'rüber wundern;
Er wird vielmehr ſich Schlüſſen überlaſſen,
Die leicht des Tempels ſchwere Riegel ſprengen,
Und jenes grauenhafte Bild entſchleiern,
Wie nächtlich — fremde Hand — den Mann
erdroſſelt.

Talleyrand.

Conſul! —

Bonaparte (unterbrechend).

Bemühen Sie ſich weiter nicht;
Wir kennen uns; was nützt das Widerreden.

Ich ſelber auch gehöre zu der Klaſſe,
Die ziemlich weit im richt'gen Schließen kam;
Ich kenne und ich ſchätze Euren Werth;
Ihr operirt mit ziemlich ſcharfem Meſſer
Krebsſchäden, die am Staat ſich offenbaren.
Ich möchte Euch um Alles nicht entbehren;
Doch hätt' ich zwei von Jedem, müßte ich
Nothwendig eine Hälft' erſchießen laſſen. —
Allein bekümmern ſoll Euch dieſes nicht.
Ich folge gern dem Gang der Weltregierung;
Auch ſie läßt Dinge mancher Art geſchehn,
Die Maulwurfsaugen Jahrelang beweinen. —
Auch Tiger, Schlangen nennt der Herr die Seinen.
Gern möcht' ich eine Straße mit ihm gehn.

Fouché.

Conſul, Verſtändniß läßt ſich immer nicht
In zeitverſchwendendem Geſchwätz berathen.
Auch wir nur folgen der Natur; ſie ſpricht
In Worten nicht, ſie redet ſtets in Thaten.

Bonaparte.

Genug von dem jetzt, Fouché; laſſen wir
Der Weisheit und den Todten ihren Schlummer.
Wie weit ſind mit dem Herzog wir gediehn? —

Fouché.

Vom Sitzungsſaal trennt dieſe Thür uns nur.
Verhör und Klage hat bereits begonnen,
Und keck und ſtörriſch, dünkt mich, zeigt ſich Enghien.
Indeß nicht allzuviele Bogen, hoff' ich,
Wird der Prozeß an Akten-Nonſens füllen.

Talleyrand.

Man ſollte, mein' ich, Meutrer-Proceduren
Auf eines Daumens Nagel zeichnen können.

(Eine Ordonnanz tritt ein.)

Ordonnanz.

Der Angeklagte, Herzog von Enghien,
Begehrt mit großem Ungeſtüm, daß man
Ihm eine Unterredung mit dem erſten
Conſul geſtatte.

Bonaparte
(einen Augenblick zögernd).

Sagt dem Prinzen nur,
Daß mit dem erſten Conſul nicht, daß er
Mit dem Geſetz und mit dem Kriegsgericht
Zur Unterredung einberufen ſey.

(Ordonnanz ab.)

Bonaparte
(geht tief ſinnend auf und ab).

Hm! — Ja! — wenn nun der Herzog doch vielleicht
So ſchuldig nicht, wie wir es wähnen, wäre?
Wenn dieſes Weib den teufliſchen Entſchluß,
Mich meuchlings zu vernichten, nur allein
Aus ihrer ſchwarzen Seele Born geſchöpft?
Wenn Stolz und Ehrſucht ihr — da ſie geliebt
Von Enghien ward — die Königskrone Frankreichs
Vor die bethörten Sinne gaukelte,
Und dieſes Traumes Schattenbild, nicht er,
Den Dolch in ihre Hand gegeben hätte? —
Darüber könnte man den Prinzen hören. —

Fouché.

Conſul, bedenken Sie, wie weit geſtreckt
Der Lüge Feld ſich dehnt, das der Verbrecher,
Des Todtenhügels ſchreckend Bild im Auge,
Nach allen Richtungen durchkreuzen wird. —
Wer hat Gelüſt, ihn haſchend zu verfolgen? —
Der erſte Conſul, glaub' ich, doch wohl nicht,
Den mit dem Schwert umgürtet man gewöhnt,
Nicht mit dem Gänſekiele hinterm Ohr,
In Rabuliſten-Künſten ſich ergehend.

Bonaparte.

Der Prinz wird ſtets als hohen Muths gerühmt;
Von edlem Fürſtenſtolz die Bruſt geſchwellt.
Leicht, mein' ich, ſey ein fürſtlich Ehrenwort
Von eines Bürgers Gleis zu unterſcheiden. —
Wir ſteh'n vor einer drohend ernſten Stunde;
Iſt ſie verrauſcht — wir holen ſie nicht ein;
Und aus dem Sand, der blutbeſpritzt verrann,
Fürcht' ich, geſtaltet ſich im Fluge uns
Ein ehern Schandmal für die Ewigkeit.

Fouché
(auf den Hauptausgang deutend).

Dort ſitzen ſieben ehrenwerthe Männer,
Der braven Krieger auserleſ'ne Schaar.
Das Leben haben ſie, und auch den Tod geſehn.
Sie hatten Zeit, das Daſeyn durchzuſchmecken,
Und auch der Menſchheit bunte Muſterkarte
In allen Farben gnügend zu beſchauen.
Der Prinz Enghien iſt nur ein Menſch, er kann,

Und auch die Klage Männer nicht bethören,
Die auf dem Richterſtuhle ſitzen, wiſſend,
Daß ſie der Welt, ja, weiter noch vielleicht:
Dem Ordner aller Dinge Rechenſchaft
Von ihrem Spruche werden geben müſſen.

Bonaparte (zu Talleyrand).

Was halten Sie von dem Begehr des Prinzen? —

Talleyrand.

Daß er begehrt, die Schuld, die er gehäuft,
Und deren Schlamm uns zu erſticken drohte,
Mit einer matten Thräne abzuwaſchen.
Nein, General, ein Mann des Staates hat
Mit einem Eid ſich der Nation verſchworen,
Und frömmelnd zagen darf er nicht, wenn die
In ſeine Hand den Schaft des Schwerdtes ſchiebt,
Das den entlarvten Feind zu treffen hat,
Stand deſſen zartgeflocht'ne Wiege gleich
Ganz nah' den Stufen eines Königsthrons.
Noch iſt die Zeit der Gnade nicht erſchienen.
Die Republik, ſo lang' ihr Name gilt
Und ihre Herrſchaft noch in Kraft beſteht,
Iſt kaltem Räderwerke gleich zu achten,
Das der Geſetze ſtarrer Noth gehorcht. —
Wer in das Mühlrad fällt, der wird zermalmt,
Und Holz und Stahl zieht nicht das Käppchen ab,
Und fragt in tiefgebückter Demuth an,
Ob dieſes Ding vielleicht ein Herzog ſey,
Und wenn, ob man ihn retten oder ob

Man ihn tief unterthänigſt rädern ſolle.
Er wird zermalmt — und fiel ein Gott hinein,
Wär' er kein Nichts — er könnte eines werden.
(Pauſe.)

Bonaparte
(ſchreitet heftig auf und ab).

Ordonnanz (kommt).
Der Präſident des Kriegsgerichts vermag
Des Herzogs Bitten nicht zu widerſteh'n,
Und deſſen Fleh'n um eine Audienz
Bin ich geſendet worden, einmal noch
Um möglichen Erfolg zu widerholen.

Bonaparte.
Sagt nur dem Präſidenten des Gerichts,
Daß ſich die Nacht bereits zu Ende neige,
Und daß ſich's nicht um Audienz bei mir,
Daß ſich's bei einem Dritten darum handle.
Auch meldet Savary, die Nacht ſey kalt,
Und ſeine Truppen ſtünden lange ſchon
Vor Froſt erſtarrt, im Schloßhof aufgeſtellt.
Er habe ihre Dienſte zu beſchleun'gen.
Das ſagt ihm warm. (winkt ab; Ordonnanz geht) Die Sache
ſchläfert mich. —
Jetzt bin ich feſt; auf Erden keine Macht,
Die ihn noch retten könnte. — Folget mir.
(Alle ab durch die Seitenthür.)

Scene IX.

Gerichtssaal. Die Richter sitzen versammelt an einem halbmondförmigen Tische. — Enghien steht in halber Wendung vor demselben. Wache an den Ausgängen. — Savary steht an einem Kaminfeuer.

General Hüllin (als Präsident liest:)

Im Namen des französischen Volkes.

Heute am dreißigsten Ventose, im zwölften Jahre der alleinigen und untheilbaren Republik, hat dieses, aus der ersten Kriegsdivision gebildete Gericht sich versammelt, Kraft des Beschlusses der Regierung. — Präsident und Mitglieder sind weder verwandt noch verschwägert unter einander, noch mit dem Angeklagten in dem durch das Gesetz verbotenen Grade.

Dieses Kriegsgericht hat sich auf dem Schlosse zu Vincennes versammelt, um zu richten den Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, geboren zu Chantilly den 2. August 1772. — Er ist angeklagt und einstimmig schuldig befunden

1) die Waffen gegen die französische Republik ergriffen,
2) Seine Dienste der englischen Regierung, dem Feinde der französischen Republik, angeboten,
3) Kundschafter bei sich aufgenommen und beglaubigt, ihnen, mit Frankreich Einverständnisse zu unterhalten, Mittel verschafft, und mit ihnen sich gegen die innere und äußere Sicherheit des Staates verschworen,
4) Sich an die Spitze einer Verbindung französischer Ausgewanderter, welche sich an Frankreichs Grenze gebildet, gestellt, und

5) Einverständnisse in Straßburg angestiftet zu haben; endlich aber

6) Einer der Begünstiger und Mitschuldiger der gegen das Leben des ersten Consuls angezettelten Verschwörung zu seyn, und im Falle des Erfolgs in Frankreich eindringen gewollt zu haben.

In Folge dieser erwiesenen Beschuldigungen, verurtheilt dieses hier versammelte Kriegsgericht den Angeklagten Ludwig Anton Heinrich Bourbon, Herzog von Enghien zum Tode, um der durch obgenannte Verbrechen gefährdeten innern und äußern Sicherheit des Staates Genugthuung zu verschaffen.

Geschehen, beschlossen und gerichtet ohne Verzug an dem bezeichneten Tage in geheimer Sitzung. — (er reicht Enghien das Papier) Prüfen Sie Schrift und Unterschrift.

Enghien
(nachdem er das Papier überflogen).

Ha! — Männer! — Ihr, aus Frankreichs Blut erzeugt,
Des Kriegers Schmuck an Farb' und Narbe tragend,
Erhebt den Blick, wenn Ihr es könnt, und seht
In's Auge mir, dem Königssohne Frankreichs,
Auf dessen Wimper nicht der schwere Fluch
Des furchtbar richtenden Gewissens lastet.
Hier steh' ich, angeklagt, belogen und
Verdammt von Euch zum Tod' des Missethäters!
Wißt, knechtgesinnte Krieger, daß um uns
Ein unsichtbarer, höhrer Richter schwebt,
Zu dem sich meine Hand im Schwur erhebt,
Und bei dem ungeheuren Namen, der ihn nennt,

Und bei des Todes angſterfüllten Schauern
Betheure ich den kommenden Geſchlechtern,
So lang' ein Buchſtab der Geſchichte lebt,
Daß Ihr, des blutbefleckten Tribunals
Verworfne, feige Diener, heute mich
Schuldlos — hört Ihr's! — ſchuldlos verurtheilt habt.
Der Fluch, der leiſe lauſchend durch die Erde,
Ein unerbittlicher Vollſtrecker, zieht,
Und in den Giftkelch jeder Sündenblüthe
Die unſichtbare Larve niederlegt,
Auf daß die Schuld den Wurm der Rache brüte;
Der Fluch komm' über Euch und Eu'r Geſchlecht;
Er ſoll an Eures Hauſes Schwelle haften,
Bis Eures Samens letzte Spur getilgt;
Und aus dem Blut, das Frankreichs Erde düngte,
Weil Eure Fürſten Ihr geſchlachtet, ſollen
Der Zwietracht Drachenzähne ewig keimen.
Und wohnt' der Friede überall auf Erden,
In Frankreich ſoll es nimmer Friede werden. —
Mich kann Eu'r Schwert, mich Eure Kugel treffen;
Der Fluch wird ewig Eure Vorſicht äffen.

Hullin.

Bezähmen Sie des Unmuths Groll, mein Prinz.
Wir Alle ſind nur des Geſetzes Werkzeug.
Wir ſind die Wolke, die den Blitz entſendet,
Der Sturm, der brauſend ſeine Schleuder wirft.
Wer kann die Schlange, wer die Schleuder lenken? —
Zerſtörung heißt der Zeiten Loſungswort. —
Was Ihr gethan, gebot des Hauſes Ehre,

Das einſtmals Frankreichs Stolz und Freude war.
Dort nennt man Ruhm, was hier Verbrechen heißt.
Ein Tropfen Zeit und eine Spanne Erde
Verwandeln Ehrenthat in Schand' und Schuld;
Der Lorbeer dort verartet hier zur Diſtel. —
Ertragen ziemt des Mannes hohem Sinn,
Wenn das Verhängniß ſeine Feſſeln ſchlang,
Und Freiheit nicht das Schwert zum Kampfe beut.
Nie ließ ein Unheil ſich durch Schmähen wenden;
Man ſchärft den Stachel mit dem böſen Wort.
Nicht groß zu leben nur, auch groß zu enden,
Trägt Heldenruhm zu den Geſchlechtern fort.

Enghien.

Nicht zittre ich vor meinem Todesengel;
Ich ſah im Waffentanz und Schlachtgewühl
Schier oft genug in's blaſſe Antlitz ihm.
Mein Leben gilt mir nichts als eine Münze;
Doch was ich dafür kaufe, will ich wiſſen.
Man zahlt ein Goldſtück nicht für eine Binſe;
Man wirft die Perle vor die Säue nicht.
Darum, mein General, geſtatten Sie,
Daß ich dem erſten Conſul einmal noch
Mit eigner Handſchrift meine Bitte ſende,
Sein Antlitz mir im friedlichen Geſpräche
Vor meinem heißen Todesgang' zu zeigen.
Mein Stand, Geſinnung, meine Schreckenslage
Berecht'gen mich dazu, den Mann zu ſehn,
Den des Geſchickes launenhafte Macht
So wunderſam aus tiefſter Nacht zum Licht

Aus Nichts zu Frankreichs Oberherrn erhob,
Daß in dem Winke ſeines Auges ſelbſt
Entſcheidung über Fürſtendaſeyn liegt. —
(kleine Pauſe.)
Ha, ſchrecklicher Gedanke, deſſen Wirbel
Des Schädels Fugen mir zu ſprengen droht. —
(Er hält den Kopf einen Augenblick in beiden Händen; dann ſchnell)
Gebt her die Feder, daß ein Tropfen Saft
Das lecke Schifflein meiner Hoffnung trage.
(Hüllin reicht ihm die Feder, die Savary indeß, ſchnell herbeieilend, ergreift.)

Savary.

Das iſt jetzt meine Sache, General! —
Das Urtheil iſt gefällt, und ſomit nun
Des Kriegsgerichtes Auftrag ganz vollendet.
Ich denke, Männer werden mich verſtehn,
Die nicht ſeit geſtern Epaulette tragen.
Gehorchen iſt des Kriegers erſte Pflicht.
Der Morgen tagt. (zu der Wache) Führt ihn hinweg.

Enghien.

Ha! — ſo frohlockt die Hölle alſo doch,
Daß ihre Boten dieſen Sieg gewinnen! —
Was grinſeſt deinen Jubel du, Verworfner?! —
Des heil'gen Ludwigs Söhne zagten nie,
Die Erde mit dem Himmel zu vertauſchen.
Noch lebe ich; und hat Frankreichs Tyrann
Ein Fünkchen Weisheit nur, ſo wird mein Blut
Des Vaterlandes Boden nicht beflecken.
Ein Oberherr iſt rechtlich zu beſiegen,

Das beſte Recht muß Schergen unterliegen.
Jetzt kommt. — (ab mit Wache.)

Scene X.

Zimmer der vorhergehenden Scene.

Bonaparte durch den Seiten-, Savary durch den Haupteingang eintretend.

Savary.

Die Stunde des Vollſtreckens iſt
Gekommen, Conſul; kein Lebend'ger weilt,
Der auch nur eines Pulsſchlags zehnten Theil
Des herzoglichen Meutrers Leben zulegt,
Wenn nicht mein Conſul General es will.

Bonaparte
(ſieht ihn finſter an, — dann abgewendet, mit einem Handwink indem er mit der andern eine Rührung zu verbergen ſucht).

Zum Tode! —

(Savary ab; in der Thür begegnet ihm Joſephine.)

Scene XI.

Bonaparte. Joſephine.

Joſephine.

Dank ſey es Gott, daß meines Herzens Angſt
In heißem Flehn zu Dir Erlöſung findet.
O, ſtrafe Lügen das Gerücht, Geliebter,
Das lieblos zu beſchuldigen Dich wagt,
Du hab'ſt den Tod des Herzogs von Enghien
Beſchloſſen, jetzt, in dieſem Augenblick
Der Dämmerung führe in die Gräben von

Vincennes man das edle Opfer ab,
Damit das Blei ſein junges Herz durchbohre.
Nein! — nein! — das kannſt Du nicht! — man lügt;
o ſage,
Betheure, daß man frevelnd Dich belügt;
Nimm dieſe Felſenlaſt von meiner Bruſt;
Dein Weib darf ja an ſolche Schuld nicht glauben.
(Pauſe.)
Du ſchweigſt? — Du zagſt des Auges ſcheuen Blick
Zu Deiner Joſephine zu erheben? —
O dieſer Ahnung ungeheurer Krampf,
Der fieberhaft die Nerven mir durchzuckt! —
Iſt es denn wahr, was man verſtohlen flüſtert? —
So ſprich es aus, daß Ungewißheit nicht
Mich auf des Abgrunds Brücke ſchwindeln macht.

Bonaparte (erhebt ſich ſtolz).

Man führet Ludwig Anton Heinrich von
Bourbon, Herzog von Enghien eben jetzt
Zum Tode des Erſchießens ab, weil er
Gefährlich war für Frankreichs Heil. — Gerichtet
Wurd' er von ſieben braven Kriegern. —
Ich möchte wahrlich ſehen, welcher Mann
Dem Weibe ſo viel Auskunft giebt von Dingen,
Die ihn allein berühren nur, und denen
Sie kaum bis an die Ferſe reicht. — Geh' jetzt,
Laß mich allein.

Joſephine.

Umſonſt verſtellſt Du Dich;
Umſonſt verlarvt Dich Stolz und bittre Härte.

Dein Herz iſt gut, Dein Sinn iſt weich und mild;
O laß das Eis der Politik Dich nicht
Mit dieſem ſtarren Eigenſinn umrinden.
Nicht immer iſt es groß, das Schwert zu führen,
Das Zufall in die Hand des Mächt'gen gab.
Viel größer iſt's, den Zorn, der es gezückt,
Beſiegen können, und den ſcharfen Stahl,
Der einer blut'gen Rache dienen ſollte,
Zurück in ſeine Scheide zu verſenken.

(ſchmeichelnd)

Nicht wahr, Du wirſt Enghien das Leben ſchenken? —
Er iſt ſo jung, ſo voller Daſeyns Gluth;
Er iſt der Welt ſo wenig froh geworden.
Wirf zwiſchen Euch des Oceanes Fluth,
Allein verſprich mir, nicht ihn zu ermorden.

Bonaparte.

Du biſt ein Weib, und ſprichſt nach Kinder Art,
Die nicht das Räderwerk der Welt begreifen. —
Wer iſt, der eines Ruhmes Pfad beſchreitet,
Wo ihm am Ziel der Größe Thaten winken:
Der einen Wurm, den ſeine Ferſe tritt,
In thränenreicher Litaney beklagt? —
Zerſtören muß, wer aufzubauen trachtet;
Der Adler ſteigt, wenn er das Lamm geſchlachtet.

Joſephine.

So regt denn kein Erbarmen Deine Bruſt? —
Konnt' ſo Dein Herz der Waffenruhm durchkälten? —
Iſt Menſchentödten wirklich Deine Luſt? —
Und muß Enghien die Schuld allein entgelten? —

O Bonaparte, — laß die Noth Dich jammern,
Es gilt nicht ihm, es gilt Dein eigen Glück.
(ſie ſinkt ihm zu Füßen.)
Sieh Deine Kniee flehend mich umklammern;
Begnad'ge ihn! — nimm Dein Gebot zurück! —
Ich höre ſchon den Todesengel rauſchen,
Nur wenige Secunden ſind noch Dein;
Der Hölle Boten ſeh' ich heimlich lauſchen,
Verſchmäh' die Wonne nicht, ein Gott zu ſeyn.

Bonaparte (erhebt ſie).

Steh' auf, Du retteſt nicht ihn vom Verderben;
Der Herzog ſoll den Tod des Meutrers ſterben.
Wenn die Natur durch ihres Tempels Hallen
Des Blitzes Schlange zum Befruchten ſendet,
Wer klagt ſie an, wohin der Strahl ſich wendet? —
Sieht man nicht Prieſter am Altar ſelbſt fallen? —
Das Kleine muß dem Großen ewig dienen;
Auf Leichenhügeln will der Lorbeer grünen.
(Er geht in ſein Zimmer zurück. Joſephine folgt ihm mit Geberden des tiefſten Schmerzes.)

Scene XII.

Schluß-Tableau.

Ringgräben von Vincennes. — Es iſt Morgen, und die aufgehende Sonne vergoldet die in der Ferne ſichtbaren Thürme von Paris. — Etwas näher erheben ſich die Baſtionen der Feſtung, auf denen gegen den Schluß hin, die Baronin von Reich in verklärter Geſtalt er-

ſcheint. — Militair, unter Savary's Commando ma
ſchirt auf und nimmt ſeitwärts Stellung. — Enghi
wird gebunden zum Tode vorbei geführt. Man hö
Kommando und Schuß hinter der Scene, worauf ſich d
Baronin in den Abgrund ſtürzt.

Der Vorhang fällt.

Nachwort.

Jeder, der Geistesregheit genug besitzt, einen beschaulichen Blick auf die vor- und gleichzeitigen Geschichts-Vorgänge der Menschheit zu richten, und dem zugleich der Sinn für Poesie und Literatur erschlossen ward, überzeugte sich längst, daß der Zeitraum, von Beginn der französischen Revolution bis zur zweiten Restauration, wie längst den Publicisten und Memoiristen, so auch für die nächste und allerfernste Zukunft, wenn erst die Nachtfröste der Zeit die herben Früchte dieser Periode gereift haben werden, dem begabten Dichter jeder Gattung, vor allem aber dem dramatischen ein reiches Feld der Ernte darbietet. — Stehen wir nun im Geiste staunend vor dem menschlichen Größe-Reichthum jener Zeiten, vor der Riesenschaar, welche die große Providenz am Morgen und Mittag ihres ernsten Arbeitstages erweckte, um das ungeheure Werk des Fortschritts beginnen und vollenden zu können, so ragt dann überall der geistige Koloß, Napoleon, über sie hervor, und das befähigte Auge eines empfänglichen Geistes hängt mit schauerlichem Behagen an dieser Spanne Mensch, in dessen Schädel ein Gott des neunzehnten Jahrhunderts seinen Wohnsitz nahm, um

hinter der Maske eines kleinen Corſen ſeiner Menſchheit der die Augenlieder bereits zum Schlummer ſanken, einen neuen Impuls zu geben. — Iſt es demnach einem literariſch Befleißigten wohl zu verargen, wenn er neidiſch auf die Geiſtesverwandten kommender Geſchlechter blickt denen die Stoffe in die Hände reifen, die wir keimen blühen und Frucht werden ſahen, und die uns wie unreife, kaum Farbe anſetzende Früchte vor dem Mund hängen? — Wohl weiß ich, daß Viele, vom Pariſer Hippiarch bis zum Waldecker Grabbe vorwitzig naſchten in dem Zaubergarten der Napoleonſchen Zeit; doch i meines Wiſſens noch nicht mit eigentlichem, würdige Bühnenernſt ein tragiſcher Stoff in das Gebiet der ſchönen Literatur eingeführt worden, und ein dramatiſcher Gourmand, der immer mit ſeltſamen Gelüſten zu kämpfen hat, wählte darum zum Vorwurf eines ernſten Dramas — für mich zugleich dieſer Gattung Erſtgeburt — den Tod des Enghien, deſſen Anlaß und Verlauf in den Hauptmomenten mir den Anforderungen eines tragiſchen Stoffes in aller Hinſicht zu entſprechen ſchien auch — wenn ich die verſchiedenen ſich durchkreuzende Ereigniſſe der Cadoudal'ſchen Verſchwörung, in die Enghiens beklagenswerthe tragiſche Vernichtung ihren unglückſeligen Impuls fand — zu der Handlung herbeizog, und dann zu gutem Ende der Phantaſie ihr gutes Anrecht an freies ſchöpferiſches Mitſchaffen gewährte — Stoff in Fülle zu einer vollen Tragödie darbot. — Somit entſtand vorliegendes Drama, das der ſceniſchen Verkörperung fähig, und wie ich mir ſchmeichele, auch würdig iſt. Die dramatiſche Oekonomie gebot auch mir

wie jedem Andern, derartiges Schaffenden, der geſchichtlichen Hiſtorie ehernem Schritt nicht allzu ſclaviſch zu folgen, ſondern, wo es Noth that, das Ideelle dem Wirklichen zu ſubſtituiren oder auch beizuthun; jedoch auch nur da, und habe ich namentlich keinen pikanten Zug aus der Begebenheit, ſo weit mir ſolche aus den zahlreichen bezüglichen Memoiren bekannt wurden, einzuſtreuen vergeſſen. — Was nun die innern Lebensorgane des tragiſchen Schickſals Enghiens, inſofern ſolches vom erſten Conſul ausging, betrifft, ſo iſt die Geſchichte in den 30—40 Jahren ihres Alters bis heute darüber noch immer nicht ganz im Klaren, und da die Behauptungen der einzelnen Theilhaber ſich öfter gegenſeitig aufheben, ſo habe ich es der Würde des Gegenſtandes am entſprechendſten gehalten, mich hinſichtlich der leitenden Grundidee an Napoleons auf St. Helena in ſeinem Teſtamente niedergelegte eigene Worte zu halten, wonach der Beſchluß, Enghien erſchießen zu laſſen, ſein eigner, wenn auch nicht ganz freier, Wille geweſen wäre, und er unter gleichen Umſtänden noch heute eben ſo handeln würde, mithin von einer, mit der Idee ſeiner Größe ohnehin unverträglichen gänzlichen Düpirung keine Rede ſeyn kann. — Napoleon leugnet mit jenen Worten jedoch nicht, daß der Einfluß ſeiner Rathgeber bei dem Beſchluß wirkſam geweſen ſey, und da die Herren Memoiriſten ſich gegenſeitig hierüber anklagen, ſo hieße es Thorheit, die Wahrheit ſolcher Beſchuldigungen überall zu bezweifeln und die Benutzung derſelben zu dramatiſchem Vortheil zu verſchmähen. — Eine einzige Hauptperſon der Begebenheit, die Baronin von Reich, iſt hinſichtlich

ihres Antheils an der Katastrophe fast ganz ein Geschöpf meiner Phantasie, da zu meiner Zufriedenheit die Geschichte, so weit ich sie kenne, außer daß diese Baronin Enghiens Geliebte war, wenig oder nichts über sie beibringt, weshalb ich sie denn nur um so freier zur Verflechtung in die Handlung nach Bedürfniß verwenden konnte, und sie vor allem benutzte, des Consuls gutes Recht — (worüber ja doch nun einmal geschichtliches Dunkel brütet) — zu jener vielfach mißdeuteten Handlung, meiner Absicht entsprechend, in ein helles Licht zu stellen.

Das Kriegsgericht, welches Enghien verurtheilte, und bei dem ich mich im Verlauf der Handlung nicht allzu lange aufhalten zu dürfen meinte, bestand übrigens, beiläufig gesagt, aus folgenden Personen:

Hüllin, Brigadegeneral, Anführer der Grenadiere der Garde zu Fuß. Präsident.

Guitton, Oberst, Anführer des 1. Kürassierregiments.

Bazancourt, Befehlshaber des 4. leichten Infanterie-Regiments.

Ravier, Oberst des 18. Inf.-Linien-Reg.

Barrois, Oberst, Anführer des 96. Linien-Reg.

Rabbe, Oberst, Befehlshaber des 2. Reg. der Gemeindewache von Paris.

Doutancourt, Hauptmajor der Kern-Gensd'armerie. Hauptberichterstatter.

Molin, Hauptmann beim 18. Inf.-Linien-Reg. Aktuar. — Alle vom Oberbefehlshaber Murat, Gouverneur von Paris und Anführer der 1. Kriegsdivision, ernannt.

Savary befand ſich als Anführer der Executions-Truppen nur eine kurze Zeit im Sitzungsſaale, und obgleich von ihm der Vorgang mit der, dem General Hüllin aus der Hand genommenen Feder, geleugnet wird, ſo betheuert es dennoch dieſer, den man überall als einen Ehrenmann geſchildert findet, ſehr ernſtlich. — Napoleon befand ſich freilich während der Todesnacht nicht in Vincennes; nichts deſtoweniger wird die Scene zwiſchen ihm und der herzensguten Joſephine als wahr erzählt. Es bleibt ſich aber gleich, wo ſie vorging, und da der Conſul den Herzog, wie es factiſch, auch nach meiner dramatiſchen Verſion, perſönlich nicht ſieht, ich ihn aber in Vincennes wirkſam verwenden konnte, ſo glaubte ich mir dieſe vielleicht etwas auffallende Abweichung von der Geſchichte, da ich Bonaparte in Vincennes anweſend ſeyn laſſe, mit gutem Gewiſſen erlauben zu dürfen. — Wem nun um fernere Belehrung über dieſe ewig denkwürdige Begebenheit zu thun iſt, der findet Bedeutſames in den Memoiren des Herzogs von Rovigo verzeichnet, die man jedoch, was ſeine Rechtfertigung betrifft, mit großem Mißtraun zu leſen berechtigt iſt, wie denn dieſer Mann überhaupt hinſichtlich der Moral in ziemlich zweideutigem Rufe ſteht.

In Beziehung Pichegru's bemerke ich, wie ich zwar ſehr wohl weiß, daß er der Königsſache nicht ſo gar fremd war, wie ich ihn hingeſtellt, vielmehr, obgleich vormals General der Republik, doch dieſer gänzlich abtrünnig und zum Royaliſten geworden ſeyn ſoll. Die Beſchuldigungen darüber ſind indeß auch theilweiſe widerſprochen worden, und da ich eines Repräſentanten der republikaniſchen Gegner Bonaparte's bedurfte, ſo wählte ich Pichegru

dazu, den ich der Idee einer reinen idealen Republik fähig und würdig erachtete.

Und somit möge meine Tragödie ihr Heil versuchen, und in eine Fremde hinausziehn, wo der Geschwister eine große Menge einherwanken, die Thore der Kunsttempel überall verschlossen finden und ihr junges Daseyn elend und unbeweint verhauchen. — Ich bin des sehr getrost, und lasse nicht ab in fernerem Schaffen, um des Sieges halber, grüße mir auch, wie immer, den wohlwollenden Leser mit vieler Herzlichkeit, und bitte, meiner im Kreise verständiger und gutgesinnter Menschen freundlichst zu gedenken.

Fr. Clemens.

Verbesserungen.

Pag. 60. Zeile 4 v. o. lies nur statt nie.

— — Z. 10 v. o. soll heißen: „Daß man das Allerklorst. oft nicht fasse".

— 92. Z. 6 v. o. lies einzusäckeln statt einzufädeln.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

5562

№ 4963

bezahlt ein wöchentliches Lesegeld von Mgl. Pfg. und jeder Leser hat die Bücher reinlich zu halten und für durch ihn beschmutzte, verdorbene oder beschädigte Bücher Schaden-Ersatz zu leisten.

Freude'sche Bibliothek.

Leben

Dr. Martin Luther's.

Bearbeitet

von

Friedrich Clemens.

Hamburg,
B. S. Berendsohn.
1840.

[Wohlfeilste Volks-Bibliothek. Bdch. 1.]

Sächsische
Landesbibliothek
- 2 JUNI 1959
Dresden

6

Martin Luther's Leben.

Keine Zeit ließ mehr das Daseyn wahrhaft großer Männer vermissen als eben die unsere, und keine erinnert darum lebhafter an dagewesene Größen als eben sie. Vor Allem in unsrer Glaubens-bewegten Zeit aber ist es jener kernhaft-kecke Mönch, jener in eigner Geisteskraft und Gelehrsamkeit kühne Dr. Martin Luther, der Fels, auf dem noch immer eine ungeheure Kirche steht, — an den wir uns lebhaft erinnern, und zeitgemäß, sollte man meinen, wäre es vor Allem, die Thaten und Schicksale des Gewaltigen, wie sie zwischen Wiege und Grab liegen, in einer gedrängten Darstellung dem empfänglichen Sinne des Volkes zu eigner Kräftigung und Ermuthigung entgegen zu führen.

In dem Dorfe Möhra, unweit Eisleben, wohnte ein Bauer, Hans Luther, mit seiner Frau Margarethe aus Eisleben, welche Letztere, obgleich hochbegabt schon, noch zu dem Jahrmarkte in ihrer Vaterstadt verreiſete und hier am 10. November 1483 Nachts um 11 Uhr im Hause ihrer Eltern von einem Knäblein genas, der schon am folgenden Tage in der Taufe, nach dem Heiligen des Tages, Martinus genannt wurde. — Alle Vorfahren von dem Vater Hans waren ebenfalls Bauern gewesen; bald aber nach Martin's Geburt zog der Alte mit Weib und Kind nach Mannsfeld und wurde daselbst Bergmann, wußte sich hier auch durch Fleiß, Geschick und Wohlverhalten so in Ansehen zu setzen, daß er bald darauf sich zu der bürgerlichen Ortsregierung herbeigezogen sah, wobei denn auch seine treue Margarethe sich des besten Rufes zu erfreuen hatte, wie denn Beide sich durch Einfachheit und Redlichkeit der Gesinnung auszeichneten. — Obgleich sie früher sehr arm gewesen, und nach des Sohnes Zeugniß

ihr Holz selber auf dem Rücken herbeigetragen, so änderte sich doch mit dem Wohnort ihre Lage merklich zum Bessern, auch war die Ehe mit vielen Kindern gesegnet, doch ist die eigentliche Zahl von M. Luther's Geschwistern unbekannt geblieben. Eine Schwester scheint die Gattin des Mannsfeldischen Kanzlers Rühel gewesen zu seyn, da Luther diesen später als seinen Schwager anredet.

Der kleine Martin wurde sehr frühe zur Schule und zur Gottesfurcht überhaupt angehalten, wie denn der Vater trotz seines niedern Standes ein großer Verehrer der Wissenschaft gewesen seyn soll, darum er auch zum öftern im Stillen vor dem Lager dieses schon früh viele Anlage verrathenden Knaben gekniet und Gott im Gebet angerufen hat, denselben doch zu einem Werkzeuge der Fortpflanzung der reinen Lehre ausrüsten zu wollen. Zu gleicher Absicht suchte Vater Hans mit Theologen und Schullehrern Freundschaft anzuknüpfen, lud die Herren zu sich ins Haus, und sorgte, daß der kleine Martin ihren gelehrten Gesprächen und Dispüten zuhörte. Auch ehrte und liebte man die Familie sehr, was schon daraus hervorgeht, daß Margarethe zu der Hochzeit des gelehrten Philipp Melanchthon eingeladen wurde.

Der Eifer indeß für des kleinen Martins zukünftige Berühmtheit — woran man in der That schon frühe dachte — verleitete die Eltern zu einer übertriebenen Strenge in Verweisung seiner kleinen Unarten sowohl als im Anhalten zum Lernen, und der gewiß nicht weichliche Luther äußerte sich bei aller Liebe und Anhänglichkeit an seine Eltern, dennoch als Mann mit tadelnder Freimüthigkeit über diese verfehlte Manier, ihn zu erziehen. Er wurde scheu und schüchtern dadurch und, nach seinem eignen Geständniß, eben hierdurch veranlaßt, endlich der Plackereien überdrüssig, zu entlaufen und Aufnahme in ein Kloster als Mönch zu suchen. — Zwar — fügte er mildernd hinzu — meinten die Eltern es gar gut mit mir, aber ihr Eifer verführte sie zu Härte.

Bis zu seinem vierzehnten Jahre blieb der Knabe in seiner Eltern Hause; dann veranlaßten die ermunternden Zeug-

nisse seiner Lehrer den Vater, ihn in Begleitung seines Schulfreundes Steineck nach Magdeburg zu schicken, wo er in der sogenannten Currendeschule zwar unentgeltlich aufgenommen wurde, dafür aber allerlei kleine Handreichungen, vornehmlich beim Gottesdienste, verrichten, auch vor den Häusern singen und so zu den Einkünften der Anstalt beitragen mußte. — Das kümmerliche Leben mißhagte ihm, und bald genug wußte er es zu veranlassen, daß er nach Eisenach kam, wo seiner Mutter Verwandten viele lebten; doch blieb seine äußere Lage fast dieselbe, bis das gekränkte Herz endlich Trost in der Freundlichkeit einer gottseligen Frau mit Namen Cotta fand, die, durch seine herrliche Gesangstimme gerührt, sich seiner annahm und durch milde Gaben dafür sorgte, daß er von nun an ungestört seinem Eifer zum Studiren folgen konnte.

Luther legte sich vor Allem außer dem Religiösen auf die Erlernung der deutschen und lateinischen Grammatik; zeichnete sich auch bald durch Fleiß und Geschicklichkeit, vorzüglich in Anfertigung lateinischer Verse vor allen andern Schülern aus und bereitete sich trefflich für die Universität vor. Nebenbei hatte er auch große Neigung für die Musik, lernte die Flöte blasen und auf der Laute seinen Gesang begleiten.

Solch Verhältniß und Beschäftigung bestand bis zum Jahre 1501, da er dann in seinem achtzehnten Jahre auf die hohe Schule nach Erfurt abging, um daselbst zuvörderst die Weltweisheit zu studiren, dann aber, nach dem Wunsche seines Vaters, der Rechtsgelehrsamkeit obzuliegen. — Ganz im Sinne dieser ehrenwerthen Absicht that Hans Luther alles Erdenkbare für seinen Martin, dessen Studien durch Geldzubußen zu fördern, so schwer er es auch durch seinen Schweiß verdienen mußte, was der Sohn einmal mit ergreifenden Worten höchlich anerkennt. Martin machte dem in ihn gesetzten Vertrauen durch Fleiß und gute Aufführung Ehre, erlernte die sogenannten sieben freien Künste und trieb dann auch eifrig die Rechtswissenschaft, weil sein Vater darauf drang. Sein eigenthümlicher Scharfsinn ließ ihn überall

Belehrung, vor allem auch bei andern Mitschülern finden, die er unaufhörlich mit Fragen anging, und sein gutes felsenfestes Gedächtniß half ihm Alles zu einem guten, gedeihlichen Schatze zusammentragen, um es später zu benutzen. Auch wußte er gar wohl das Echte von dem Unechten zu unterscheiden, und da er sich bei solchem Eifer um die Wissenschaft nicht selten in den öffentlichen Bibliotheken aufhielt, so traf sich's zufällig, daß ihm zum allerersten Male, da er eben zwanzig Jahre alt war, eine lateinische Bibel in die Hände gerieth, die er höchst aufgeregt und eifrig durchblätterte, und nun zuerst zu seinem nicht geringen Erstaunen bemerkte, daß die heilige Schrift außer den Evangelien und Episteln auch noch eine Menge anderer Schriften enthielt. Die erste ihm in die Augen fallende Geschichte war die von der Hanna und ihrem Sohne Samuel, die er mit großer Lust durchlas und fortan keinen sehnlichern Wunsch kannte, als einmal ein solches Buch sein nennen zu dürfen. Das also in sein Gemüth gefallene Saamenkorn schlug üppige Wurzeln, und bald stand sein Entschluß fest, das trockene Studium der Rechtswissenschaft zu verlassen und sich dem vielverheißenden der Theologie mit ganzer Seele zuzuwenden, darum er auch alsbald unter Anleitung des damals berühmten Jodokis Trautvetter das Studium der scholastischen Philosophie betrieb. — So geisttödtend dieses Studium für jeden unbegabten Kopf ist, so ersprießlich war es für den Feuerkopf Luther's, sich in den Spitzfindigkeiten der Gottesgelahrtheit, wie man sie damals trieb, zu ergehen, wodurch er schon frühe mit geistigen Waffen gegen spätere Angriffe ausgerüstet wurde, da die Kunst zu disputiren der ansehnlichste Zweig jener theologischen Scholastik bedeutete. Indeß erwuchsen dem Allzueifrigen nebenbei auch zwei bedeutende Nachtheile aus dieser Thätigkeit. Erstens nämlich eine gewaltsame Verödung der schöpferisch-poetischen Kraft und Tiefe, die die Natur dem wackern Jünglinge geschenkt, und dann auch eine Zerrüttung der körperlichen Gesundheit, die mit jedem Uebermaaß geistiger Anstrengung unzertrennlich ist. Beide Uebel, deren er sich wohl

bewußt war, verbitterten ihm das Leben, und bald nachdem er im Jahre 1503 die Würde eines Baccalaureus der Philosophie erhalten, überfiel ihn eine lebenbedrohende Krankheit. — Ein alter Priester war auf dem Schmerzenslager sein vornehmlichster Trost, und nie im Leben vergaß Luther die prophetischen Worte des Mannes, mit denen er ihn zu trösten suchte: daß nämlich der Kranke nicht sterben würde, weil Gott ihn noch zu außerordentlichen Dingen berufen habe.

Endlich erfolgte die Genesung, doch die Zufriedenheit blieb aus; dennoch aber studirte er mit erneutem Eifer weiter und gedieh im Jahre 1505 zu der Würde eines Doctors der Philosophie, und begann nun bereits selber lehrend aufzutreten, indem er Vorlesungen hielt über Naturlehre, altgriechische Sittenlehre und Weltweisheit überhaupt. — Bald darauf gab eine nicht ganz im Klaren liegende Begebenheit der Thätigkeit Luther's eine völlig veränderte Richtung. Die gewöhnliche Erzählung darüber sagt, daß er am Tage Mariä Heimsuchung mit seinem vertrautesten Freunde Alexius über Land ging, als ein Gewitter aufstieg und der Strahl den lieben Freund an seiner Seite tödtlich darniederschlug. — In seinem Innern mochte eine mächtige Umwälzung vorgegangen seyn, doch merkte seine Umgebung nicht eher etwas davon, als bis er am Tage Alexii, den 17. Julius, mehrere Freunde zu sich einlud, mit ihnen den Abend fröhlich durchlebte, Abschied von ihnen nahm und noch in derselben Nacht, in Folge längst geschehener Vorkehrung, zu den Augustinern ins Kloster ging. Von seinen Büchern nahm er nur den Dichter Virgil und Plautus mit sich, nahm am folgenden Tage schriftlich von seinen Freunden Abschied, und schickte ihnen Magister-Ring und Habit heraus. Vergebens eilten die tödtlich Erschreckten ins Kloster, in der Absicht, ihn eines Andern zu bewegen; sie wurden nicht eingelassen, und einen ganzen Monat lang hörte man von dem jungen Mönche nichts. Auch die Bemühungen seiner Eltern zu gleichem Zwecke blieben ohne Erfolg. Später erfahren wir die Gründe des jungen Trotzkopfes für diesen Schritt. Vor der Hand suchte er durch

strenge Ausübung seiner geistlichen Pflichten sein tobendes Gemüth zu beruhigen, dem von frühester Jugend an eine Angst und Scheu vor Gott als einen gestrengen Richter eingeprägt worden war, und mit dem, seiner vermeintlichen Sünden halber, er sich in freundliches Einvernehmen zu setzen bisher die Mittel: Gebet und Studiren vergebens versucht hatte, darum er nun noch das Aeußerste daran wagen wollte, Seelenruhe zu erkämpfen.

Die Behandlung der auf seine Gelehrsamkeit eifersüchtigen Mönche des Klosters war nicht eben geeignet, sein Gemüth aufzurichten, denn den niedrigsten Arbeiten eines Novizen, Betteln für den Orden und allerlei andern Plackereien mußte er sich geduldig unterziehen, und that es mit seltener Geduld und Ausdauer. Nebenbei unterzog er sich auch noch freiwillig der allerhärtesten Kasteiungen mit Fasten, Wachen, Beten und allerlei Martern, um der besten Katholiken Einer zu seyn, und den Frieden künstlich zu erzwingen, den er von Natur nicht finden konnte. — Ehe er sein Ordensgelübde ablegte, erbat er sich eine lateinische Bibel, die er zu seiner nicht geringen Freude erhielt und an der er sich wahrhaft erlabte; doch ließ man sie ihm nur kurze Zeit und hieß ihm dann sich an die Kirchenväter und Scholastiker halten.

Im Jahre 1506 legte er sein Gelübde als Ordensgeistlicher ab. Bevor es geschah, erbat er vom Vater Hans die Einwilligung dazu, der sie ihm jedoch hartnäckig versagte, bis sich die Pest ins Mittel legte, dem Alten Söhne raubte und ein Gerücht verkündete, sein Martin sey ebenfalls gestorben; als er dann dessen Leben und Wohlseyn erfuhr, gab er den Bitten seiner Freunde nach, dem Himmel durch Einwilligung dankbar zu seyn; und also geschah's endlich mit vielem Widerstreben. Er sattelte sein Pferd, kam ins Kloster geritten mit zwanzig Getreuen, schenkte dem Sohn 20 Gulden und setzte sich heiter mit Freunden und Mönchen zu Tisch. Als aber sein Sohn, der Doctor, nun meinte, das Wort vom Vater erbitten zu müssen, da hob der Alte keck vor allen Herren an: „Wißt Ihr nicht, was in der Schrift steht? —

Du sollst Vater und Mutter ehren?!" — Darüber erschrack Martin so sehr, daß er kein Wort ferner zu reden vermochte, und Andere für ihn das Wort nahmen; worauf denn der Alte endlich einlenkte und sagte: „Meinetwegen, gebe nur Gott, daß es kein Gespenst des Teufels ist," und weiter: „Ich muß allhier seyn und essen und trinken, wollte aber viel lieber ferne seyn." —

Einige Jahre noch blieb Luther als Mönch im Kloster zu Erfurt, immer eifrig studirend, und vor allem waren es die Schriften des heiligen Augustinus, in die er sich vertiefte, und denen er auch später in seinen Ansichten und Meinungen vielfach folgte. — Die Qualen seines Gewissens hatten noch immer nicht aufgehört, und sie nebst den gewöhnlichen Mitteln der Kasteiung dagegen, auch Mißachtung der nöthigen Lebensbedürfnisse brachten seinen Körper endlich gänzlich herab und zum Siechthum. Viele bedauerten, Andere verspotteten ihn, und selbst die Beichtiger fanden seine Gewissensscrupel thöricht. Es ging so weit mit ihm, daß er sich tagelang einsam einschloß, und als man einst seine Thür gewaltsam erbrach, lag er ohnmächtig da, und man mußte ihn mit Musik, die er sehr liebte, wieder ermuntern.

Der Churfürst von Sachsen, Friedrich, hatte schon im Jahre 1502 die Universität Wittenberg begründet, und da er tüchtige Lehrer suchte, so empfahl der General-Vikar der Augustiner, Dr. Staupitz, auch Martin Luther als solchen. Er wurde in Folge dessen 1508 als Professor der Philosophie berufen, und ging, jedoch fast mehr gezwungen als freiwillig; schied auch keineswegs hierdurch aus dem Klosterverband, sondern wohnte in Wittenberg wieder unter den Mönchen. — Sowohl in seinen Vorlesungen, als auch in öffentlich gehaltenen Predigten regte sich schon die evangelische Wahrheit, und die neue Manier, seine Kanzelvorträge immer auf die heilige Schrift zu stützen, fand gegen seine Erwartung großen Beifall und Zulauf. Die Universität blühete durch ihn sichtbar empor; er hielt Vorlesungen über das alte und neue Testament, und sein Ruf glich nur seiner

Thätigkeit, die ihm kaum Schlaf und Nahrung vergönnte. — Schon wurden die Gelehrten aufmerksam und sahen den gewaltigen Sturm von fern hereinbrechen. — Man verkannte indeß seine ungemeinen Verdienste nicht; auf Anstiften seines Freundes Staupitz wurde er erst zum Licentiaten und dann zum Doctor der Theologie befördert, und mußte bei letzterer Gelegenheit beschwören, sein Lebenlang die heilige Schrift zu studiren und zu predigen; ein Eid, der ihn nach seinem eignen Geständniß, in manchen Lagen des Lebens, wo ihm sein Gewissen über sein Thun zusetzte — (was er auch wohl Teufelsanfechtung nannte) — getröstet und aufgerichtet hat. Uebrigens war er so von den Außendingen abgezogen, daß er nicht einmal auf seine Kleidung achtete und der gute Churfürst ihm von Zeit zu Zeit seine zerfetzte Kutte mit einer neuen vertauschen mußte. —

Unterbleiben konnte nicht, daß nach und nach eine Menge Feinde gegen ihn erstanden, wie sie noch immer gegen jeden offenen Kopf sich erhoben, und vor allem waren es die Dominikaner, ein Mönchsorden, der mit dem Papst in Streit gerathen war, bei welcher Gelegenheit Luther auf die Seite des Kirchenvaters trat, weil dieser seiner Ansicht nach im Rechten war. Auch eine vor dem Herzog Georg gehaltene Predigt gab Anlaß zu Widerwärtigkeiten, weil man persönliche Anspielungen darin gewittert haben wollte. Das Volk in Wittenberg aber vergötterte den köstlichen Mönch, und gewiß ist, daß sich, ihm selber unbewußt, nun schon der Protestantismus völlig naturmäßig in ihm ausgebildet hatte.

Luthers ehrender Ruf veranlaßte den General-Vikar Staupitz, ihm während einer längern Abwesenheit die Oberaufsicht von vierzig verschiedenen Klöstern zu übergeben, und diese neue Thätigkeit, so sehr sie ihn auch belästigte, schenkte ihm doch auch Gelegenheit, sich eignen Angesichts von den Schattenseiten des Klosterlebens, von den Gebrechen und Mißbräuchen in demselben zu überzeugen, zugleich auch seinen Einfluß geltend zu machen, eifriges Studium der Schrift und Sorge für das geistige Wohl des Volkes durch Schul-

unterricht zu empfehlen. Seine Macht erstreckte sich sogar so weit, Priore ab- und einzusetzen, und in der That ernannte er zum Prior des Klosters zu Erfurt den Johann Lange. In andern Fällen übte er wieder Sanftmuth und Milde, und Strafen machte ihm keine Freude.

Seine Thätigkeit in dieser Zeit ging ins Ungeheure, wie er denn auch fortwährend zwei Schreiber beschäftigte, Vorlesungen hielt, predigte, Oekonomie und hundert andere Dinge trieb, worunter sein Körper freilich litt, sein Geist aber vom Selbstquälen abgeleitet wurde und sich somit wohl dabei befand. — Um diese Zeit trat die Pest wieder auf; man rieth ihm, wie Andere, zu fliehen, aber zornig fuhr er die übeln Rathgeber an, und meinte, die Welt wird doch stehen bleiben, ob Bruder Martin gleichwohl abfahre. — An Glaubensspaltung kam noch immer kein Gedanke in seine Seele, vielmehr hing er dem Papste mit glühender Ergebung an, und vertheidigte dessen Rechte bei jedem Anlaß.

Im Jahre 1510 sendete sein Orden ihn einer Angelegenheit halber nach Rom; zehn Dukaten waren seine Mitgift, dafür eine Fürsprache in Rom beim Papste zu erkaufen; ein Begleiter war mit ihm. Die Nachrichten über solche Reise sind dürftig. In Oberitalien zog ihn eine kecke Rüge klösterlicher Fastenverletzung den Versuch tödtlicher Rache von Seiten der Mönche zu; er wurde indeß gewarnt und errettet. In Bologna überfiel ihn eine schwere Krankheit, doch siegte auch diesesmal wieder seine starke Natur; er kam nach Rom. Als er die gewaltige Stadt mit ihren stolzen Kuppeln und Palläſten erblickte, in deren Mitte sein sichtbarer Gott thronte, fiel der von seinem Gefühl überwältigte Mann auf seine Kniee, erhob inbrünstig die Hände und sprach: „Sey mir gegrüßt, du heilige Stadt, ja, rechtschaffen heilig von den heiligen Märtyrern und ihrem Blut, das da vergossen ist!“ — Er zog ein in die gebenedeiten Mauern, er sah das Gepränge der Priester und ihres Fürsten und fühlte sich sehr enttäuscht, da statt geistliches oder vielmehr geistiges, fast nur weltliches Gepränge ihm entgegentrat, und z. B.,

wie er sagt, der Papst mit sechs weißen Hengsten daher fährt und das Sakrament auf einem solchen Hengst reitet." — Lange konnte er auch den Eindruck nicht verwinden, und über die Päpste seiner Zeit läßt er sich also vernehmen: „Der Papst Alexander war ein getaufter Jude, der an gar nichts glaubte; diesem war Papst Julius, der an seine Stelle kam, so feind, daß er alle Thüren und Fenster, darauf seine Wappen waren, ausbrechen und abscheuern ließ. Papst Leo ward von den Barfüßern bestochen mit 80,000 Dukaten, daß er sie nicht wollte reformiren; da er nun das Geld auf dem Tische liegen sah, sprach er: Wer wollte so vielen Gewaffneten widerstehen (auf das Gepräge anspielend). Den Papst Alexander VI. sammt seinem Sohne hatten alle Cardinäle der Colonneser zu Gast und wollten ihnen vergeben mit Gift, das in einer sonderlichen Flasche zugerichtet war, und welches wie von Ungefähr dem Papst und seinem Sohne eingeschenkt und gegeben ward. Der Vater starb davon, aber der Sohn soff Baumöl, ließ sich an den Beinen aufhängen und brachte das Gift also wieder von sich." — Auch über die Laster und Frivolität der niedern Geistlichkeit ereiferte Luther sich sehr, wie er denn einstmals mit eignen Ohren vernahm, daß Einer über das Sakrament spottete, indem er sprach: „Brod bist du, Brod bleibst du! Wein bist du, Wein bleibst du!" — Demunerachtet rettete er seinen unerschütterlichen Glauben an den Papst und seine Heiligkeit dennoch, und erklärte später, daß er damals noch Alles ehrlich geglaubt, obgleich es in Wahrheit erstunken und erlogen sey. — Er vollzog übrigens seinen Auftrag redlich und kehrte wohlbehalten wieder heim.

So kam das Jahr 1517 heran, und mit ihm eine Veranlassung zu allererst mit einem entscheidenden Schritte auf dem großen Wege der Reformation hervorzutreten. — Die Verschwendung der Päpste nämlich heischte längst auf neue Mittel und Wege zum Gelderwerb zu sinnen, und man war auf die Idee der verkäuflichen Sündenvergebung gekommen. Solches nannte man Ablaß, und die Päpste, um nur recht

ſchnell und ſicher Geld zu bekommen, ſchloſſen mit einzelnen ſichern Beauftragten Verträge ab, die Ablaßzettel in allen Ländern zu verbreiten und zu verkaufen; ſo ſchloß denn auch Leo X. mit dem Dominikaner Johan Tezel einen Vertrag ab, der mit ſeiner Waare in Jüterbock bei Wittenberg eintraf, und weil von Luthers Beichtkindern Einige gegen ſeine Ermahnung von dem Handelsmann Sündenvergebung und Fegefeuer-Erlaß eingehandelt, ſo gerieth Luther in Harniſch und verſagte ihnen die Abſolution. — Tezel wüthete ſeinerſeits wieder hierüber uud ließ ſogar ein großes Feuer anzünden, Alle damit bedrohend, die ketzeriſch ſeinem Ablaß ſich widerſetzten. — Luthers Klage bei den Biſchöfen blieb ohne Erfolg, und ſo nun begann er gegen den ſchmähligen Mißbrauch der Ablaßkrämerei öffentlich zu predigen und gab auch eine Schrift dagegen heraus, worin er zuerſt geradezu gegen Buße, Fegefeuer und andere Genugthuung als unbibliſch zu Felde zog. Noch kühner und folgereicher war ſein weiteres Verfahren, als er am Tage vor Allerheiligen, den 31. October 1517, fünfundneunzig ſogenannte Theſes oder Streitſätze gegen Tezel und ſeinen Handel an der Schloßkirche zu Wittenberg anſchlug und dieſelben gleicherweiſe an den Erzbiſchof von Mainz mit einem beſcheidenen Schreiben begleitet ſchickte, in welchen Theſes er denn nun zugleich Jedermann einlud, mit ihm mündlich oder ſchriftlich über dieſelben zu diſputiren. Uebrigens enthielten dieſelben im Ganzen nichts direkt Feindſeliges gegen den Papſt; ſie durcheilten aber wie auf Windesflügel ganz Deutſchland, und alle Welt ſtaunte den kecken Mönch an, als man ihr die urſprünglich lateiniſche Schrift ins Deutſche übertrug.

Luther ahnte die Größe und Wichtigkeit ſeiner That noch nicht, war aber geiſtig vollkommen zum Kampf gerüſtet, der nun damit begann, daß Tezel mit Hülfe des Theologen Konrad Wimpina 106 Gegenſätze herausgab, in welchen er nicht eben ſäuberlich mit ſeinem Gegner verfuhr, auch Manche einſchüchterte, wie denn Luthers geiſtliche Obere zu ihm kamen und flehentlich baten, der Sache keine weitere

Folge zu geben und Schande auf den Orden zu bringen; worauf Luther aber erwiederte: „Laßts gehen, lieben Leute, ists Gottes Werk, so wirds bestahn, ists nicht so, wird es untergahn.“ — Seine Sprache war überhaupt so bilderreich und kernig, das Jedermann fast ihn gern reden hörte, und vor allem die Wittenberger Studenten, die sich auch gelüsten ließen, die Tezelschen Gegen-Theses öffentlich zu verbrennen, was Luthern eben nicht ganz recht war, da er mit Recht besorgte, man werde ihm die Anstiftung in die Schuhe schieben.

Im Beginn des Jahres 1518 wurde eine Versammlung der Augustiner nach Heidelberg ausgeschrieben, wohin er, trotz Abmahnung seiner Freunde, zu gehen beschloß, auch zu Fuß den Weg dahin zurücklegte und seine Freunde Staupitz und Lange vorfand, auch seinen Lehrer Jodocus, der aber nicht sehr erbaut von des vormaligen Schülers Treiben war. Unter großem Beifall disputirte er hier öffentlich gegen fünf Heidelberger Doctores über 28 theologische und 12 philosophische Lehrsätze, und schlug sie sämmtlich darnieder, so daß der letzte, ein junger Doctor, als er nicht weiter konnte, bekümmert ausrief: „Wenn solches die Bauern vernähmen, sie würden uns steinigen!“ worüber ein groß Gelächter ausbrach. — — Heiterer wie je kehrte Luther nach Wittenberg zurück, fand der Arbeit viel und schrieb vor allen Dingen jene sogenannten Resolutiones oder nähere Erörterungen seiner aufzustellenden Lehrsätze, worin er sich vor allem gegen die Beschuldigung der Ketzerei verwahrte und das Wesen der Buße näher zu bestimmen suchte. Am 30. Mai 1518 schickte er diese Schrift dem Papste mit einem freundlich-demüthigen Briefe zu, worin er die Redlichkeit seiner Gesinnung mit rührender Herzlichkeit darzuthun suchte.

Nunmehr aber erstanden der Widersacher je mehr und mehr gegen Luther. Der Dominikaner Jacob Hochstraaten rieth in einer Schrift, ihn den Flammen zu übergeben. Der Angegriffene antwortete ihm derb und nannte ihn unter Anderem einen Esel und Bluthund; auch Johann Eck, den Kanzler aus Ingolstadt, welcher wüthend gegen Luther los-

zog, ließ er auf Anrathen seiner Freunde jämmerlich ablaufen; endlich begann auch ein Römer, Magister Palatin, gegen ihn zu schreiben, und dessen Vergöttlichung des Papstes trieb Luther endlich, in seiner Antwort zum ersten Male, jedoch noch ziemlich leise, gegen den Kirchenfürsten direkt zu Felde zu ziehen; er schloß seine Entgegnung mit den Worten: „Wir haben Babel geheilet, aber sie will ihr nicht helfen lassen; so laßt sie fahren, daß sie eine Behausung der Drachen und ein Behältniß aller unreinen Geister und aller feindseligen Vögel, Straußen, Geyer, Eulen, ein Behältniß der Marder, Feldtäufel, Kobolde, Igel und ihrem Namen nach eine einige Verwirrung sey und bleibe, voller geiziger Götzen, Meineidiger, Apostaten, Mörder u. s. w.“ — In Kurzem machte seine Kühnheit Riesenschritte; es war, als ob ihm im Kampfe die Schuppen von den Augen fielen, und vor allem trat ihm ins Bewußtseyn, daß übertriebene Heiligkeit des Priesterstandes eine Chimäre sey. — Der ganze Handel, je länger, je ernster werdend, machte endlich auch den deutschen Kaiser Maximilian aufmerksam, und er schrieb im August 1518 von Augsburg aus an den Papst, den Handel auf irgend eine Weise zu beseitigen, wolle ihm auch dabei in allen Beschlüssen behülflich seyn. — Der Papst, Leo X., ein in Religionssachen ziemlich flauer Patron, sah das Ganze als eine mönchische Spielerei an, die in sich selbst verpuffen werde, und begnügte sich, dem Churfürsten von Sachsen zu schreiben, daß er dem Mönch Martinus seinen Schutz entziehen solle. Als der Fürst darauf ausweichend, als verstehe er nichts von geistlichen Dingen, antwortete, beauftragte Leo den Cardinal Thomas Cajetanus, den ketzerischen Augustiner von seinem Landesherrn herauszufordern und ihn nach Rom vor ein apostolisches Gericht zu liefern, wo je nach seiner Reue oder Halsstarrigkeit, mit ihm sollte verfahren werden. — Der Churfürst sowohl wie Luther sträubten sich, der Ladung Folge zu leisten; dagegen erbot letzterer sich, vor einem unparteiischen Gerichte, aus geistlichen und weltlichen Herren zusammengesetzt, in Deutschland zu erscheinen, und so man

ihn aus der Schrift des Irrthums zeihe, wolle er von seiner Lehre lassen. — Die Universität entschuldigte des Doctors Ausbleiben zugleich mit seiner Leibesschwachheit, und es gestaltete sich dadurch die Sache so, daß Luther nach Augsburg geladen wurde. Es war übrigens im Laufe dieser Zeit der Kirchenbann schon über ihn ausgesprochen; anstatt aber vor dem Popanz zu erschrecken, trat Luther ihm keck entgegen und beleuchtete das römische Gespenst in einem eigends herausgegebenen Sermon von allen Seiten, und zeigte, daß es im Grunde eben nur ein Schemen sey.

Nun gings auf Herzog Friedrichs Befehl gen Augsburg, wo sich der Kaiser eben auch aufhielt. Luther hatte nicht einen Heller in der Tasche, Wenzeslaus Link hatte ihm seine Kutte zu der Reise geborgt, und der gewaltige Reformator wandelte zu Fuß bis drei Meilen vor Augsburg, wo ein mitleidiger Fuhrmann dem Ermatteten einen Platz auf seinem Wagen vergönnte und zur Herberge ins Augustiner-Kloster fuhr. — Die Rathsherren von Augsburg, viele Freunde, ja man sagt selbst einer von des Cardinals Leuten, riethen ihm, nicht ohne Geleit vor den geistlichen Herren zu erscheinen. Weil der Kaiser aber jagte, verzögerte sich das Gericht. — Bis dahin sah Luther den Cardinal zu dreien Malen, und beim ersten Erscheinen warf er sich nach erhaltener Anweisung vor dem Gewaltigen nieder, knieete dann und redete demüthig. — Der Cardinal war ebenfalls nicht hart, nannte ihn einen wackern Gelehrten, rieth ihm aber, der Glaubensstörungen zu entsagen, wenn er anders sich und das Land nicht unglücklich machen wolle. — Luther weigerte sich der Zusage, und trotz des Cardinals Absicht, sich nicht in einen Zungenkampf mit dem gewaltigen Mönch einzulassen, verlockte ihn dieser dennoch dazu, und sein Gegner sah sich öfter so in die Enge getrieben, daß er sich nur durch vornehmes Lächeln und Fallenlassen des Themas helfen konnte. Viele gelehrte Männer waren Zeugen dieses interessanten Kampfes, der sich am 13. October wiederholte, wo aber der Cardinal weniger freundlich erschien. Man disputirte hitzig,

kam aber zu keinem andern Zwecke, als des Cardinals absolutes Begehren eines Widerrufs. Ja, ob er auch einmal gestattete, Luther solle seine Behauptungen schriftlich gegen ihn wahr machen, so warf er dennoch, da solches geschehen und ihm die Schrift gebracht wurde, selbe ins Feuer, und erklärte, den Trotzkopf, der noch einmal wiederkehrend laut schrie, nicht ferner sehen zu wollen, es sey denn, derselbe verspreche zuvor zu widerrufen. So war die Sache abgebrochen und der Cardinal erklärte einem Vertrauten: „er möge die unheimliche Bestie nicht mehr sehen, sie habe tiefe Augen und wunderbarliche Spekulationen im Kopfe.“ Luther schrieb noch zweimal an ihn, rühmte seine Güte, entschuldigte die eigene Hitze und bat — obwohl vergebens — ihm ordentliche Vertheidigung zu gestatten. — Darauf zog er wieder gen Wittenberg. — Ueber diese Reise sagte er selber: „Dr. Staupitz hatte mir ein Pferd verschafft, und gab Rath, einen alten Ausreuter zu nehmen, der der Wege kundig; Rathsherr Langemantel half mir Nachts durch ein klein Pförtchen aus der Stadt; da eilte ich ohne Hosen, Stiefel, Sporn und Schwerdt und kam bis Wittenberg. Den ersten Tag ritt ich acht Meilen, und wie ich Abends in die Herberge kam, war ich so müde, stieg im Stalle ab, konnte auch nicht stehen, sondern fiel stracks in die Streu.“ — So kümmerlich mußten sich große Männer durch die Welt helfen um der Wahrheit willen! — In Nürnberg bekam er zufällig das päpstliche Breve zu Gesicht, so dem Legaten zu seiner Festnehmung ausgestellt, und sahe er erst jetzt die Gefahr, in der er geschwebt. Er gedachte dabei des Johann Huß, und sagte: „Gott hat länger die Tyrannei des Papstes nicht leiden können, sonderlich die er wider Joh. Huß geübt, da er die Asche und die Erde hat lassen drei Ellen tief ausgraben und in den Rhein schütten, darauf der liebe Huß ist verbrannnt worden. Gott aber rächt sein Blut und es wird sie schier erwürgen.“

Luthers Abreise aus Augsburg glich ganz einer Flucht, und der Legat beschwerte sich darüber bitter beim Churfürsten,

da er ihn vielleicht noch gern gefangen hätte. Luther mußte sich darüber rechtfertigen, und das ward ihm gar leicht; er bat auch seinen Herrn und Freund, ihn ja nicht nach Rom zu schicken, bedauerte das Ungemach, so er ihm bereite, und bat, ihm darob nicht zu grollen. — Der Fürst, obgleich schwankend, blieb dennoch heimlich sein Freund. — Luther mußte jetzt viele Hemmnisse seiner Thätigkeit erfahren; so wollte man ihm auch unter Anderm die Herausgabe seiner Augsburger Verhandlungen hintertreiben, doch war es zu spät. Immer noch drängte man ihn, nach Rom zu gehen; auch entschloß sich der Tollkühne endlich dazu, und war seine Abreise einmal schon so gewiß, daß er ein Abschiedsmahl hielt. Die Universität aber hintertrieb es allemal. Seine Entschlossenheit war groß, und beweist solches vor Allem die Stelle eines Briefes, ewig denkwürdig und also lautend: „Meine Feder geht schon mit viel Größerem schwanger; ich weiß selbst nicht mehr, wie die Gedanken kommen, doch hat die Sache noch nicht einmal ihren rechten Anfang genommen; ich werde Dir meine Einfälle schicken, damit Du sieheſt, der ächte Antichrist nach Paulus sey in der römischen Curie herrschend ꝛc.“

Rom war jetzt ziemlich stille, und sendete endlich einen deutschen Agenten, Carl von Miltitz, päpstlicher Nuntius und geheimer Kämmerer, von dem Luther lange vorher erfuhr, er habe geheime Instructionen, ihn festzunehmen und dem Papst zu überliefern. — Nach langem Harren erschien er endlich 1518; als Vorwand diente die Ueberbringung der goldenen Rose an den Herzog Friedrich, warum dieser lange geworben. Luther sagte sehr witzig darüber: Wäre sie 1515 gekommen, dürfte sie von angenehmem Geruch gewesen seyn, da sie aber so spät und langsam kommt, ist ihr aller Geruch entzogen. — Der Gesandte ließ Luther zu sich bescheiden, und gestand mit großer Freimüthigkeit den überraschenden Eindruck ein, den der herrliche Mann auf ihn machte, und daß das Volk, nach gepflogener Erkundigung, so ganz auf seiner Seite sey. Sie schieden mit einem Kusse, den Luther

indeß einen Judaskuß nennt, und der freundlichen Bitte um Widerruf abermals widerstand. — Auch Tezel mußte vor Miltitz erscheinen, und da dieser von des frechen Mönchs Schuld und allem Unheil überzeugt war, so putzte er ihn dermaßen herunter, daß der arme Teufel vor Verdruß krank wurde und starb, da ihn der gutmüthige Luther denn noch auf seinem Krankenlager tröstete und ihn bat, wegen seiner gutes Muthes zu seyn. — In der That wußte der schlaue Miltitz seinen Gegner durch Milde zu gleicher Milde zu bewegen, und Luther trat in dieser Zeit lange nicht mehr so ernst und hart auf, wie früher. Man kämpfte jetzt weit mehr mit Spitzfindigkeiten denn mit Gewalt, und einen nicht unwürdigen Gegner fand er in den schon genannten Dr. Eck, den Verfasser des Obelisken, der ihn mit großer Schlauheit so in die theologischen Händel verstrickte, daß ein großer Theil von Luthers Thätigkeit in Begegnung dieses Feindes darauf ging, was der päpstlichen Sache denn wohl zu Gute kam.

Es breitete sich im Verlauf der Dinge jetzt eine öffentliche Disputation auf der Universität Leipzig vor, wohinaus Luther zog, dort Carlstadt, Melanchthon und andere Freunde traf, und vom 27. Junius bis zum 13. Julius auf dem Schlosse Herzog Georgs sich gewaltig mit Eck und dessen Genossen herumbiß. Päpstlichkeit, Buße, Fegefeuer, Gnade u. dgl. waren die Gegenstände des Streites, und Eck bekannte sich in der dritten Woche als gänzlich geschlagen und scheinbar zu Luthers Ansichten bekehrt. Die Studenten nahmen Partei und rauften sich einander, so daß Bewaffnete in den Herbergen wachen mußten; ein Leipziger Magister ärgerte sich so gewaltig über Luther, daß er starb. — Herzog Georg hatte große Freude an dem Kampfe, lud die Hähne zu sich zur Tafel, und disputirte beim Becher nach seiner Weise ein wenig mit, neigte sich aber im Ganzen zu Eck's Ansichten.

Im Ganzen war Luther dennoch mit seinem Aufenthalt in Leipzig übel zufrieden, vornehmlich weil die Bevölkerung ihm herzlich gram, den Eck bevorzugte, diesem auch einen

neuen Rock ſchenkte, dagegen Luther und die Seinen vernachläſſigte. — Ein Augenzeuge berichtet aus der Zeit über Martinus Ausſehen alſo: „Er iſt von mittelmäßiger Statur, von Leib wegen vielen Studirens ſo mager, daß man ihm faſt alle Knochen zählen kann; übrigens im rechten Alter, von heller und klarer Stimme. Seine Gelehrſamkeit und Verſtand in heiliger Schrift iſt unvergleichlich, ſo daß er Alles im Griff hat. Griechiſch und Hebräiſch verſteht er ſo fern, daß er von den Erklärungen urtheilen kann. Im Leben und Umgang iſt er höflich und freundlich, hat nichts Hartes und Stolzes an ſich und iſt für Jedermann. In Beſtrafung ſeiner Gegner iſt er ſpöttiſch und ſtachelig, und wird ihm ſolches vielfach übel ausgelegt ꝛc.“

Zu Entſcheidern über die Diſputation wurde Erfurt und Paris erwählt, und iſt es bemerkenswerth, daß Luther zu den Schiedsrichtern auch Juriſten, Mediciner und Philoſophen herbeigezogen wiſſen wollte; ein Beweis, wie er da ſchon die Religion zum Gemeingut des Geſammtvolkes zu erheben gedachte. — Uebrigens beſchuldigte man ihn ſchon lange der Zauberei, wollte einen verdächtigen Ring an ſeinem Finger entdeckt haben, und deutete auch den Blumenſtrauß, ſo er gemeinhin in der Hand trug, als etwas Unheimliches.

Die Diſputationen wurden gedruckt, verkauft und verſchlungen. Luther hatte ſich außerdem auf zwanzig Stellen mit Gegnern herumzubeißen, da alle Pfeile ſich gegen ihn richteten, und ſein Freund und Mitkämpfer Carlſtadt konnte nicht eben Bedeutendes in gewohntem kräftigen Sinne thun, da er ſeine ſcharfen Waffen Anderen nicht mittheilen konnte. Unzählige Schriften entſprangen jetzt wieder aus Luthers Feder, worunter die wichtigſte über die Bedeutung des heiligen Sakramentes im Abendmahl handelte. Auch war er zu dieſer Zeit, nach ſeiner eigenen Ausſage, dahin gediehen, daß er die ganze Bibel faſt auswendig wußte. — Mit der Schrift über das Sakrament zeigte ſich ſein Landesherr Georg nicht ganz zufrieden, da er meinte, ſie würde der böhmiſchen Ketzerſekte, „dem Laienkelch“, die ähnlichen

Grundsätzen huldigten, Vorschub leisten. — Miltitz unterhandelte noch immer mit Luther über Widerruf, und als alle Bemühungen an dem harten Fels scheiterten, wußte er sogar einen freundlichen Brief von Papst Leo X. an Martinus herbeizuschaffen, woraus hervorging, daß Miltitz den Papst getäuscht, und Luthers Wiederruf als nahe in Aussicht gestellt hatte. Dieser erklärte sich darüber in harten Ausdrücken, machte dadurch den Geduldsfaden reißen und veranlaßte so, daß man daran dachte, den Donnerkeil der päpstlichen Bannbulle zu schmieden.

Luthers eifrigster Feind, der Dr. Eck, war nebenbei immer im Anschüren des Feuers thätig, und Carlstadt, im glühendsten Zorn darüber, verfaßte eine Schrift darüber unter dem Titel: „Wider den viehischesten Esel und angemaßtes Doctorlein u. s. w.", die Luther ihm nur mit Mühe ausreden konnte. — Eck ging nach Rom und war in seiner Feindschaft thätig. — Luther seinerseits ließ nicht ab, mit Wort und Schrift für die Wahrheit thätig zu seyn. Er schrieb auch einen langen, kräftigen, bilderreichen und versöhnlichen Brief in lateinischer Sprache an den Papst, konnte aber damit den Bannstrahl nicht von sich abwenden, der bereits unterm 24. Juni gegen ihn erlassen worden, da Luther zum letzten Male und ausdrücklich den Widerruf versagt hatte. — Eck, der boshafteste unter den Feinden, überbrachte selber die päpstliche Bulle nach Deutschland, in der 41 Sätze aus Luthers Schriften als ketzerisch bezeichnet waren, und er mit Huß, Wicleff und Hieronymus von Prag zusammengestellt wurde. Seiner Lehre zu folgen wurde bei Strafe des höchsten Bannes, Verlust von Würden, Aemtern und Beneficien, des geweihten Begräbnisses, bei Acht und Oberacht verboten; alle seine Schriften sollten verbrannt werden; zugleich aber forderte man ihn und die Seinen noch einmal auf, in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzukehren. Letztere sollten binnen 60 Tagen zu Rom sich einfinden, um zu widerrufen, widrigenfalls man sie und ihren Verführer fahen und nach Rom bringen würde. Alle Orte

aber, wo er oder die Seinen sich aufhielten, wurden mit dem Interdikt bedroht, welches ein Ausstoßen aus dem Rechts- und Kirchenverbande bedeutet.

Eck begann im September seine Bulle bekannt zu machen. Doch hatte es nicht sonderlichen Fortgang damit, indem die Studenten sie hie und da zerrissen, Protestationen an die Mauerecken schlugen, und selbst Bischöfe mit der Publikation zögerten. — Luther selber protestirte gegen die in des Papstes Schrift gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen; da man aber dennoch hie und da begann, seine Schriften, wie geheißen, öffentlich zu verbrennen, so that denn der schmählich Angegriffene nun auch einen entscheidenden Schritt, sagte sich öffentlich vom Papst und Papstthum los und schlug am 10. December an das schwarze Brett der Universität eine Einladung an, worin er die Studenten aufforderte, einer öffentlichen Verbrennung der päpstlichen Bannbulle beizuwohnen. — Es war Vormittags um 9 Uhr, als er mit einer bedeutenden Anzahl Doctoren, Magister und Studenten vor das Elsterthor zu Wittenberg hinaus zog. Ein Magister richtete eigenhändig den Scheiterhaufen zu, auf welchem erstlich das kanonische Recht, Emser's und Eck's Schriften, die Summa angelica und einige andere Bücher lagen, zündete auch denselben an, und als die Flamme lustig empor wirbelte, nahm Luther selber die Bannbulle und warf sie mit den Worten nach: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!"

Die schwachen Gemüther zagten jämmerlich über diese kühne That, die kräftigen aber glühten hoch auf, und Luther ermahnte die Anwesenden mit ergreifenden Worten, jetzt auch diese ganze so eben verbrannte Lehre aus ihrem Herzen zu reißen, und ja nicht zu glauben, daß nun etwa schon Alles gethan und beredet sey, vielmehr könnten sie erwarten, daß von nun an der Tanz erst recht beginnen werde. Nach seiner Weise ließ er auch eine Schrift ins Volk gehen, worin er sich über seine That aussprach und rechtfertigte. Ueberhaupt war dieses gänzliche Losreißen vom alten Glaubens-

ſtamm auf ihn von belebendem Einfluß, denn nun hieß es kämpfen oder untergehn. Alle bisher noch geübten Rückſichten hinderten und hemmten ihn nicht mehr, und kecker wie je redeten die Schriften, die er jetzt Schlag auf Schlag ins Volk ſchleuderte. — Dabei lag er ſeinen Pflichten als Profeſſor dennoch mit gleichem Fleiße ob, lebte übrigens immer noch als Mönch im Kloſter und folgte, wiewohl ungern — ſagend: er wiſſe nicht, welcher Satan ihm das anrichte — den Einladungen der Bürger in Ham zu leckern Schmäuſen und Gelagen. — An Geld fehlte es ihm immer, und bekam er etwas geſchenkt oder ſonſt, ſo gab er es dem erſten Beſten, der da bittend zu ihm kam, und hunzte das Volk aus, das ſo knauſerig war, einander in der Noth nicht beizuſpringen, da man denn zu ihm käme. — Aus dieſer Zeit (1520) berichtet die Chronik einen Luther betreffenden ſeltſamen Vorfall. Es iſt nämlich in Wittenberg ein Mann erſchienen, der ſich ein Kanzler des verſtorbenen Kaiſers Maximilian genannt. Da nun Luther von ſeinen Vorleſungen hat heimkehren wollen, iſt jener zu ihm getreten, hat ihm freundlich die Hand geboten, und gebeten, ihm eine Unterredung zu geſtatten, weshalb ihn der Doctor denn mit ſich auf ſeine Stube geführt. Darauf hat der Fremde begonnen zu reden, wie er ſich über Luther's Kühnheit höchlich wundere, der ſo ganz ohne Furcht einen Fremden bei ſich zulaſſe, da er doch deſſen Geſinnungen nicht wiſſe, und dieſer ihm ja leichtlich am Leben ſchaden könne. Darauf hat Luther erwiedert, daß er deß nicht furchtſam ſey, wer ſollte es denn ſeyn, der ſein Leben an ſolche That ſetze? — Der Fremde aber meinte, er ſolle darum nicht allzu ſicher ſeyn, denn wenn er ſelber nun z. B. die That beginge, ſo würde der Papſt ihn als einen Heiligen verehren und ſchützen, Luthern aber als einen Ketzer in die Hölle fahren laſſen. — Darüber iſt dieſer doch etwas zaghaft geworden und hat ſeinen Diener Wolf gerufen; worauf der Fremde ſich hinwegbegeben und bald nicht mehr in der Stadt iſt geſehen worden. Luther hat ihn für einen abgeſandten Mörder gehalten, der bei ſeinem Anblick verzagt worden ſey. — Oefter

auch hat man ihm gerathen, vor Gift auf seiner Huth zu seyn, desgleichen dazumal oft genug ist zum Morde benutzt worden.

Nach dem Tode des Kaisers Maximilian, der 1519 erfolgte, war Luther's Landesfürst, Friedrich von Sachsen, der nächste zur Kaiserkrone, und gewiß wäre es für Luther's Sache ein großes Glück gewesen, so er dieselbe angenommen; seines vorgerückten Alters halber aber lehnte der Herzog die Würde ab und sorgte dafür, daß Carl von Spanien solche erhielt, ein Fürst, von dessen feindseligen Gesinnungen der Reformator nur zu bald überzeugt werden sollte. — Großen Trost in seinem Drangsal gewährte dem edlen Glaubensstreiter die Theilnahme so vieler herrlichen deutschen Männer, worunter auch Ulrich von Hutten, der in einem langen herrlichen Briefe, welcher mit den Worten: „Wache auf, du edle Freiheit!" begann, Freude und Trost in das Herz des oft bekümmerten Luthers ausgoß, ihn zum Ausharren und zur Standhaftigkeit ermahnte, und großen Beistand und endlichen Sieg verhieß. Auch der edle Franz von Sickingen neigte sich zu dem kühnen Mann und ließ ihm durch Hutten eine Zuflucht in seiner festen Burg anbieten, damit man doch nicht endlich gar das Land durch List oder Gewalt um den größesten seiner Männer bringe. — Beide ritterliche Freunde waren der neuen Lehre mit Leib und Leben geweiht, und Sickingen, der schon einige kräftige Protestanten, wie z. B. Bucer und Oekolampadius um sich versammelt, besaß sogar eine kleine Druckpresse, wo freiheitsglühende Schriften gedruckt und dann im Volke verbreitet wurden. — Doch sagte Luther die kühne Hitze jener Männer nicht zu, indem er vor dem Gedanken an Blutvergießen zurückschauderte, und hoffte, seiner Lehre auf sanfte, gütige Weise zum Siege zu verhelfen. — Dennoch hatte die Aussicht, seine Schriften durch Sickingen der lästigen Druckbeschränkung enthoben zu sehen, viel Verlockendes für ihn, und er blieb, das persönliche Kommen ablehnend, in schriftlichem guten Einvernehmen mit den Rittern.

Bald hierauf gab Luther eine große und umfassende

Schrift, an den christlichen Adel deutscher Nation gerichtet, heraus, worin er diesem, als dem damaligen eigentlichen Kern des Volkes, in klaren bündigen Worten die unpriesterlichen Anmaßungen und Mißbräuche des Volkes ins grellste Licht stellt, und ihn im Namen Gottes und seines eigenen Rechtes auffordert, namentlich abzuschaffen: die weltliche Herrschaft des Papstes, die Wallfahrten, die Jubeljahre, die Bettelklöster, das sittenverderbende Cölibat, da die Priester keine Frauen, sondern Conkubinen halten; ferner die Jahrestage, Begängnisse, Seelenmessen, und die Strafe des geistlichen Rechtes zehn Ellen tief unter die Erde zu vergraben. Man solle allein den Sonntag und einige andere Festtage feiern, Fasten und Speisenverbote aufgeben, wilde Kapellen und Feldkirchen, d. i. die Wallfahrtsorte zerstören, vom Papste nicht Sünden- und andere Erlassungen erkaufen, den Geistlichen nicht mehr als eine Pfründe lassen u. s. w. u. s. w. — denn der aufgezählten und verpönten Mißbräuche war eine ungeheure Menge. Ferner geißelt Luther die Laster der Deutschen, Wucher, Völlerei, Luxus, Fressen und Saufen, und mahnt zur Besserung. Kein Gebrechen im Staatshaushalte sowohl als in den Familien und Gesellschaften entging seinem Scharfblick, und alle Rüge und jeder Vorschlag an Ritter und Herren ging einzig nur darauf hinaus, sein geliebtes Deutschland zu einem einigen, starken, großen und würdigen Staate zu erheben, darum es vor allen Dingen zuvor die geistige Knechtschaft, als woraus alle andere entspringe, abzustreifen habe. — Außer dieser großen sendete Luther zu gleicher Zeit noch viele kleine Schriften, eine noch kühner und kräftiger und witziger wie die andere, in die Welt; wie er denn in einer derselben unter anderm z. B. in Beziehung auf die päpstlichen Widersacher sagt: „Es waren gar viele Esel in der Welt zu Bileams Zeiten; noch redete Gott durch keinen, denn allein durch desselben Bileams Esel!“ — Wie sich fern auseinander liegende Zeiten oft gleichen, beweist der Umstand, daß, da seine Schriften hart verboten waren, man sogar in den Beichtstühlen und sonst nach deren Vorhandenseyn forschte,

und deren auf alle Weise habhaft zu werden suchte, als ob es nütze, einige Blumen auszureißen, um den Frühling zu unterdrücken! — Noch einmal kam Luther mit allem Ernste auf die Sakramente zurück, und sagte darüber: „Ich muß verneinen, daß sieben Sakramente seyen, und zu dieser Zeit nur drei setzen: die Taufe, die Buße und das Brod, wiewohl wenn ich nach dem Brauch der Schrift rede, ich nicht mehr denn ein Sakrament habe und darin sakramentirliche Zeichen." Darauf geht er dieselben einzeln durch. Will, daß man dem Volke den Kelch zurück gebe, den ihm die Päpstlichen vorenthalten, und lehnt sich gegen die Annahme der Verwandlung von Brod und Wein in Fleisch und Blut auf. — Die Taufe, sagt er, sey allein rein geblieben. Ueber Buße und Beichte kommt er erst nach und nach zur rechten Verständniß und läßt sie dann als Sakrament fallen. Die übrigen päpstlichen Sakramente: Ehe, letzte Oelung, Firmelung und Priesterweihe verwirft er unbedingt und kämpft wacker mit Gründen dagegen. Wer seine Sprache, seine Art zu denken und zu reden mit der dazumal gang und geben vergleicht, muß eingestehen, daß eine wundersame Begabung, die man nur mit Christus selber vergleichen kann, ihn zu dem ungeheuren Werke befähigte, das wir jetzt in seiner wahren Größe gar nicht zu würdigen verstehen. —

Die Zeit mahnte Luther's Gegner, etwas Entscheidendes zu thun. Der junge Kaiser Carl kam nach Aachen, sich krönen zu lassen, und der Papst hatte ihm aufgetragen, gegen die geistlichen Aufrührer ernstlich zu Felde zu ziehen. — Die Bulle sollte vollzogen und Luther und die Seinen gefänglich eingezogen werden. — Der Churfürst wurde zur Mithülfe aufgefordert, doch weigerte sich derselbe, so lange man ihm nicht von Luther's Unrecht mittelst der heiligen Schrift überzeuge. — Neben weltlichen sahen sich die Päpstlichen auch nach geistigen Waffen um, und suchten Einen, der in der Feder dem Augustiner gewachsen wäre; so kam man zu Erasmus von Rotterdam, und lud ihn vor den Churfürsten von Cöln, der mit ihm gelinde anhob, und fragte, ob er wohl

meinte, daß Luther im Rechte aber Unrechte sey. — „Da" — so erzählt Spalatin — „schmalzte erstlich Rotterdamus mit der Zunge, ehe er eine Antwort gab, und sagte: Luther hat nur in zweien Stücken Unrecht gethan, erstlich daß er des Papstes Krone und dann daß er der Pfaffen Bäuche angegriffen hat." — Den Antrag gegen Luther lehnte er, als solchem nicht gewachsen, ab. —

Der Papst drängte, und der Kaiser offerirte ihm, die Sache auf dem ersten Reichstage zu verhandeln. — Das aber wünschte jener nicht, theils weil die Sache dadurch zu wichtig erschien, theils weil er rechtliche Verhandlungen fürchtete. — Carl aber, obgleich streng rechtgläubig, hatte andere Ansichten, und ließ durch den Churfürsten bei Luther anfragen, ob er im Fall einer Ladung zum Reichstage nach Worms — (in Nürnberg war die Pest) — kommen würde. — Worauf Luther, obgleich der für ihn fürchtende Churfürst gelinde abrieth, in einem guten Briefe antwortete: daß, so ihn der Kaiser rufe, solches Gottes Stimme sey, der man folgen solle; derselbe habe schon ganz andere Männer wie ihn aus Noth und Gefahr errettet, wie uns die Schrift des Breiten erzählt; so aber auch sein Kopf fiele, wäre die Sache jetzt schon so weit gediehen, daß sie auch ohne den Bruder Martinus nicht mehr untergehn werde. — Mittlerweile kam dem Churfürsten schon wieder ein neuer Brief des Kaisers zu, besagend, so sich Luther des Widerrufs zum Voraus weigere, ihn nur ganz zu Hause zu lassen, da er jetzt bereits in höchster Acht verfallen; wenn er aber auch zu widerrufen erbötig, ihn nur bis Frankfurt zu bringen und dort Weiteres abzuwarten. — Dieses aber war ein Anstiften der Päpstlichen, die Erscheinung eines durch Acht rechtlos Gewordenen auf dem kaiserlichen Reichstag zu hintertreiben. — Der neue Bannfluch aber lautete schier entsetzlich und grauenhaft. Er besagte: „daß Luthern und allen die ihm anhingen, ob sie auch noch so hoch in Rang und Würden ständen, Namen und Stand zu rauben; für verfluchte, vom Rechte ausgeschlossene Leute, sie und alle ihre Nachkommen ihrer Ehren, Würden und

Güter verluſtig und der Schandthat beleidigter Majeſtät theilhaftig erklärt wären. Aller Orten, wo dieſe fluchwürdige Ketzerei ſich eingeniſtet, hätten die Prieſter ſolches öffentlich zu ſagen, auch an Sonn- und Feſttagen mit der Kreuzesfahne, Glockengeläute, Anzündung und Auslöſchung nebſt Hinwerfung der Lichter auf die Erde den Bannfluch zu ſagen und laut gegen die Ketzer zu predigen. Die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und andere Prälaten aber ſollten ſich zu einer Mauer aufwerfen und nicht ferner ſchweigen wie ſtumme Hunde, die nicht bellen können, ſondern vielmehr laut ſchreien ꝛc." —

So ſchrecklich dieſer Fluch lautete, ſo war doch Luther's Anſehn ſchon ſo groß, daß der Blitzſtrahl ohne Schaden an ihm niederfuhr, worüber er ſich in einem frommen, freundlichen Briefe an den Kaiſer dankbar ausſprach, und ſein Recht und ſeine gute, milde Geſinnung in rührenden Worten darthat. — Der Kaiſer wurde dadurch bewegt, Luthern nun dennoch die Ehre anzuthun und ihn nach Worms zum Reichstage zu berufen. Die Vorladung war vom 6. März 1521 datirt und ſo abgefaßt, daß Luther kein Bedenken trug, ihr zu folgen. Sie forderte ihn auf, innerhalb 21 Tagen in Worms zu erſcheinen, auch ja nicht auszubleiben, und des ſicherſten Geleites auf kaiſerliches Ehrenwort gewiß zu ſeyn. — Man muß geſtehen, daß der Charakter des jungen Kaiſers — über den man noch immer nicht ganz im Klaren iſt — hier als mit einem Anflug von Größe verſchönert erſcheint, und ſeine Handlungsweiſe ihn als keinen der Reformation abſolut Abholden denken läßt. —

Der Reichstag begann, und mit leichter Beſeitigung des Politiſchen nahm das Geiſtliche faſt alle Sorge allein in Anſpruch. — Luther hatte nicht ſobald die Einladung erhalten, als er auch trotz aller Abmahnung ſeiner Freunde beſchloß, derſelben zu folgen; denn mit ihm, meinte er, ſey Gott; auch hatte er ſich mit dem Gedanken des Märtyrertodes bereits ſo vertraut gemacht, daß nichts die Freudigkeit ſeiner Seele trüben konnte und er in Geſellſchaft von Juſtus Jonas, Nicolaus Amsdorf, Peter Suaven und Hieronymus Schurf,

einem Rechtsgelehrten, den er sich halb und halb zum Advokaten ausersehen, — nebst dem kaiserlichen Herold am 1. April 1521 seine Reise wohlgemuth antrat. — Noch einige Freunde gesellten sich ihm zu, und überall wo man eintraf, staunte man den wundersamen kühnen Mann an. In Weimar und Erfurt mußte er predigen, und in letzter Stadt ernannte man ihn feierlichst zum Rektor der Universität. Massen von Volk drängten sich, die kühnen Christen aus Sachsen zu sehen; viele unbekannte Freunde, auch Priester traten herbei, und als Einer derselben ihn bekümmert an Huß erinnerte, sagte Luther: „Und wenn sie gleich ein Feuer machten zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, wollte ich dennoch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul zwischen die großen Zähne treten und Christum bekennen und denselbigen walten lassen." — Der kaiserliche Herold selber wunderte sich über des Doctors Kühnheit, und wollte ihm vom Abziehn abrathen. — Auch krank wurde Luther unterweges und mußte ihm Blut gelassen werden; doch erholte er sich bald. Nun rieth man ihm, nicht direkt nach Worms, sondern zuvor nach Sickingen's Burg zu gehen, und sich mit dem kaiserlichen Beichtvater Glagio zu bereden. Luther aber antwortete: Nicht nach der Ebernburg, sondern nach Worms sey er geladen, und als ihm beim Städtchen Oppenheim ein Bote des Spalatin entgegen kam, vom Einziehen in Worms abzumahnen, gab er die weltbekannte Antwort: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, noch wollte ich hinein!" — „Denn" — sagte er kurz vor seinem Tode — „ich war unerschrocken und fürchtete mich nicht. Gott kann Einen wohl so toll machen. Ich weiß nicht, ob ich jetzt auch so freudig wäre." —

Am 16. April zog der Doctor auf einem sächsischen Rollwagen in Begleitung seiner Freunde in Worms ein; vor dem Wagen ritt der kaiserliche Herold im Prachthabit mit dem Adler-Wappen; ein Knecht in seinem Geleite. Viele vom Adel waren ihm entgegen gezogen, und um 10 Uhr

stieg er, umringt von bei 2000 Menschen in dem Quartier des Herzogs Friedrich ab. Viele Edle besuchten und unterhielten sich mit ihm, und schon am nächsten Tage wurde er vom Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim zum Reichstage abgeholt. Ehe er ging, betete er brünstig zu Gott, und verdient das Gebet wohl hier aufbewahrt zu werden. Er sprach mit lauter Stimme also:

„Allmächtiger, ewiger Gott, wie ist es nur ein Ding um die Welt! wie sperren sie den Leuten die Mäuler auf, wie klein und gering ist das Vertrauen der Menschen auf Gott! Wie ist das Fleisch so zart und schwach und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Apostel und Weltweisen! Wie ziehet so bald die Hand ab, schnurret dahin, läuft die gemeine Bahn und den weiten Weg zur Höllen zu, da die Gottlosen hingehören. Und siehet nur allein bloß an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist und ein Ansehen hat. Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ists mit mir aus; die Glocke ist schon gegossen und das Urtheil schon gefällt. Ach Gott! ach Gott! o Du mein Gott! Du mein Gott! Stehe Du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit! Thue Du es, Du mußt es thun, Du allein! Ist es doch nicht meine, sondern Deine Sache! Hab' ich doch für meine Person allhier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu thun; wollt' ich doch wohl auch gute geruhige Tage haben und unverworren seyn! Aber Dein ist die Sache, Herr, der Du gerecht und ewig bist; stehe mir bei, Du treuer, ewiger Gott! Ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergebens; es hinkelt Alles, was Fleisch ist und Fleisch schmecket. O Gott, o Gott! Höreſt Du nicht, mein Gott? — Bist Du todt? — Nein, Du kannst nicht sterben, Du verbirgst Dich allein; hast Du mich dazu erwählt, ich frage Dich, wie ich es denn gewiß weiß, ach so walt' es, Gott; denn ich mein Lebelang nicht wider solche große Herren gedacht zu seyn, habe es auch mir nicht vorgenommen; ach Gott, so stehe mir bei in dem Namen Deines lieben Sohnes, der mein

Schutz und Schirm seyn soll; ja, meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung Deines heiligen Geistes. Herr, wo bleibst Du? Du, mein Gott, wo bist Du? — Komm', komm', ich bin bereit, auch mein Leben darin zu lassen; denn gerecht ist die Sache und darum so will ich mich von Dir nicht sondern ewiglich; das sey beschlossen in Deinem Namen. Die Welt muß mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen, und wenn sie noch voller Teufel wär', und sollte mein Leib, der doch zuvor Deiner Hände Werk und Geschäft ist, zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen, dafür aber Dein Wort mir gut ist, und ist auch nur um den Leib zu thun, die Seele ist Dein und gehöret Dir zu und bleibet auch bei Dir ewig, Amen, Gott helfe mir, Amen!" —

Unter Begleitung des Reichserbmarschalls und kaiserl. Herolds begab er sich um 4 Uhr auf den Weg; doch mußte man vor Volksgedränge Nebenwege durch Gärten und Häuser gehen, und selbst die Dächer waren mit Neugierigen bedeckt. — Da er im Rathhaussaal eintreten wollte, klopfte ihn Georg Freundsberg, der berühmte deutsche Feldhauptmann, auf die Schulter und sagte: Mönchlein, Mönchlein, Du gehst jetzt einen Gang, desgleichen der Tapfersten unser einer nicht gegangen. Bist Du aber auf rechter Meinung, so sey denn getrost, Gott wird Dich nicht verlassen." Selbst viele von der Versammlung riefen ihm tröstliche Bibelworte zu. — Der Reichsmarschall erinnerte ihn, nur auf die vorgelegten Fragen zu antworten, und Joh. v. Eck, der Officiale von Trier, eröffnete die Sitzung mit der Frage, ob diese hier aufgehäuft liegenden Bücher von Luther verfaßt wären? — Auf seines Begleiters Schurf Begehren las man die Titel einzeln vor, und Luther bejahte die Frage. — Dann verlangte man seinen Widerruf; worauf er in gemessenen Ausdrücken ablehnend antwortete, jedoch sich einen Tag Bedenkzeit erbat, und obgleich der Kaiser im Tone des Vorwurfs sagte, die habe er bisher hinlänglich gehabt, so stand man ihm dennoch das Begehrte zu, und die Sitzung war für heute aufgehoben.

Bei 5000 Menschen begleiteten ihn jubelnd nach Hause, und die Verständigen gaben ihm Recht, daß er erst ruhen und sich zu sammeln begehrt, ehe er in die Hauptverhandlung sich eingelassen. — Am 18. April wurde er wieder um 4 Uhr vorgeführt, mußte aber unter einem mächtigen Volkshaufen bis um 6 Uhr auf Einlaß harren. — Im Saale brannten schon Fackeln, und wieder war es Eck, der ihn in lateinischer und deutscher Sprache um völligen oder theilweisen Widerruf der hier gehäuften Schriften befragte. — Luther hob mit klarer, sanfter und sittiger Stimme an zum Kaiser zu reden, indem er zuvörderst bat, jeden etwaigen Verstoß gegen Brauch und Sitte ihm als unwissend zu verzeihen. In Beziehung zu diesen Büchern gebe er zu bedenken, wie solche ihres Inhaltes nach sehr verschieden wären; einige wären so einfach und unschuldig, daß selbst der Papst sie nicht verdammet; die könne er schon einmal nicht verläugnen, ohne dem Christenthume zu entsagen. Der andere Theil wäre gegen die Mißbräuche des Papstes, und so er solchem entsage, öffne er aller Tyrannei, Gottlosigkeit und Bosheit Thür und Thor; darum könne er solches nicht. — Die dritte Gattung aber beziehe sich auf Widerlegung und Entgegnung von persönlichen Angriffen, die freilich möchten hart und scharf gerathen seyn; doch solle man ihm wo möglich der Lüge zeihen in diesen, so wie in allen anderen Stücken, und er wolle der erste seyn, der die Schriften den Flammen überliefere. — Als Luther seine ziemlich lange Rede deutsch abgehalten, forderte man ihn auf, solche um des Kaisers willen lateinisch zu wiederholen. Er schwitzte aber große Tropfen, vor Anstrengung in dem vollen Saale und vor Befangenheit, allso unter den Fürsten zu stehn, darum ein Edler von Tunau zu ihm sagte: Könnt Ihr es nicht thun, so ist es genug, Herr Doctor. — Luther aber entsprach dem Begehr zu großer Lust Herzog Friedrich's vollkommen. — Der Kaiser aber und die Seinen waren schlecht erbaut von solcher Rede, und meinte Ersterer, hier handele es sich nicht um Disputiren, sondern um die einfache Frage,

ob er widerrufen wolle. — Da erhob Martinus laut seine Stimme, und sagte: weil man eine schlichte Antwort begehre, so wolle er denn eine geben, die weder Hörner noch Zähne habe; nämlich, wenn man ihm aus den Evangelien und andern biblischen Büchern des Unrechts und Irrthums zeihe, so wolle er denn gern widerrufen, sonst aber könne er nicht wider sein Gewissen: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" — Luther hatte bei zwei Stunden geredet und war sehr erschöpft; darum sendete ihm der alte Herzog Erich von Braunschweig eine silberne Kanne mit Eimbecker Bier; Luther aber forschte, woher solches käme, und da er erfuhr, der Päpstlichen Einer habe selber aus dieser Kanne getrunken, that ers auch und dankte dem Herzog sehr. — Der Redner hatte Alle, selbst den Kaiser — der anfangs meinte, dieser könne ihn wahrlich nicht zum Ketzer machen — merklich imponirt, und er rühmte am Schlusse die Unerschrockenheit des Mönches. Dieser war der Held des Tages, und selbst die deutschen Fürsten enthielten sich nicht, dem Gewaltigen mit Lob und Beifall zu huldigen. — Der Kaiser ließ am folgenden Tage dem Reichsrath wissen: da Luther zu widerrufen sich geweigert, so sey er denn entschlossen, nach dem Beispiele seiner Vorgänger den katholischen Glauben zu schützen, und die Ketzer auch seinerseits in Bann und Acht zu thun, und Maßregeln zu ihrer Vertilgung zu ergreifen; doch sey er gesonnen, das zugesagte freie Geleit zu halten. Indeß hatte der Gewaltige verabsäumt, zu diesem Entschluß die Beistimmung der Fürsten einzuholen. Dies veranlaßte weitere Erörterung, wobei es denn auch zur Sprache kam, ob überall Ketzern Wort zu halten vonnöthen, und ob es nicht weit räthlicher sey, mit Luthern gleich wie mit Huß zu verfahren. — Pfalzgraf Ludwig am Rhein vor allem glühte bei solchen Worten hoch auf vor Unwillen und gerieth so mit dem Churfürsten von Brandenburg an einander, daß beide zu den Messern griffen. Der Kaiser selber wehrte dem Zwist, indem er für das Halten des Geleits war, was er freilich später im Kloster soll

bereut haben. — Indeß war auch das Gegentheil nicht einmal ohne Gefahr, da der Anhänger Luthers eine große Menge unter allen Ständen, vorzüglich Ritter, zu seinem Schutze sich verbündet hatten. — Einige, dem Luther gewährte Bedenkfrist-Tage verstrichen ohne Entscheidung; die Bischöfe von Augsburg und Brandenburg unterredeten sich freundschaftlich mit ihm, die Reichszerrüttung und alles Unheil ihm vostellend, und zum Widerruf mahnend. Luther verschanzte sich immer hinter die Bibel, und redete gewaltig in ihrem Sinn und nur ihr allein weichen wollend. — Mehrere solcher Zusammenkünfte mit Fürsten und Prälaten hatten keinen andern Erfolg. Somit denn erschien der triersche Official bei ihm in seiner Herberge und zeigte ihm an, daß der Kaiser als Vogt des katholischen Glaubens ihm befehle, binnen nun und 21 Tagen wieder in seiner Heimath zu seyn; auch sey es ihm hart verpönt, unterwegs zu lehren oder zu predigen. — So trat denn Luther am folgenden Tage, den 26. April, nachdem er seine Freunde in großer Menge bei sich gesehen, sie gesegnet und „ein Süpplein zum Frühstück zu sich genommen", Morgens um 10 Uhr seine Rückreise an; des Kaisers Ehrenherold aber, Caspar Sturm, geleitete ihn auf mündlichen Befehl seines Herrn.

So endete der Reichstag zu Worms, wo der wackere Doctor, aus den päpstlichen Schlingen glorreich hervorgegangen, der Welt ein neues Zeugniß von der Gewalt des Genius gegeben, da Gott selber durch den Mund seines menschlichen Werkzeuges redet. — Geistesfreudig, wie er gekommen, zog er auch wieder von dannen. — Trotz des Verbots, predigte er dennoch zu Hirschfeld, Eisenach und Möhren, und berief sich auf das am Reichstage abgegebene Decretum: Das Wort Gottes müsse überall ungebunden bleiben. — Bei dem Abte zu Hirschfeld fand der Doctor treffliche Aufnahme, Entgegenkommen bei Meilenweges, köstliche Speisen und Wein, und auch des Klosteroberſten eigenes Bett darin zu ruhen; mußte auch Morgens um 5 Uhr auf ausdrückliches Begehren predigen. — Darauf zog er weiter. In Eisenach

gleicher Empfang und Predigt. In Friedberg war der kaiserliche Herold umgekehrt; er trug zwei Schreiben Luthers heim, worin er Kaiser und Reich mit guten Gründen und sanfter Rede von seinem Thun und Wissen unterhielt, für alles Gute dankte und Wohlwollen erbat.

Auch an seinen Freund, den berühmten Maler Lucas Kranach, der durch seine Kunst das Werk der Reformation nicht wenig zu fördern wußte, schrieb er zur selben Zeit; der Brief aber schloß mit den Worten: „Sagt meiner Gevatterin, Eurem lieben Weibe, meinen Gruß, und daß sie sich derweil wohlgehabe. Es müssen die Juden einmal singen: Jo Jo Jo, der Ostertag wird auch kommen, so wollen wir dann singen Alleluja. Es muß eine kleine Zeit geschwiegen und gelitten seyn; ein wenig seht Ihr mich nicht, und über ein wenig, so sehet Ihr mich. Gottes Wille als der allerbeste geschehe hierin. Amen." — Da nun Kranach eben auch in Wittenberg wohnte, als wohin Luther scheinbar zog, so läßt sich aus diesem Briefe ungefähr abnehmen, daß er etwas wissen mochte von dem, so man mit ihm vorhatte. — Es war nämlich der Churfürst von Sachsen scheinbar immer gegen Luther, doch hatte er ein wachsam-schützendes Auge auf ihn, und wurde auf sein Veranlassen Luthern vertraulich der Vorschlag gemacht, sich irgendwo sicher bewachen zu lassen, damit die Feinde ihn nicht etwa am Ende doch aufhöben und tödteten. Luther, sagt man, willigte, obwohl ungern, ein, da er überall das offenbare und Kühne liebte. So kam es denn, da er von dem Besuche lieber Verwandten in Möhren in Gesellschaft Amsdorffs und des Bruders Jacob weiter zog, daß zwischen Altenstein und Waltershausen ein Haufe Reiter sie überfiel. Bruder Jacob nahm das Hasenpanier und floh, Amsdorff durfte seiner Wege ziehen, Luther aber wurde von seinem Wagen auf ein Pferd gehoben, erst eine Strecke im Walde umhergeführt und dann auf die Feste Wartburg unweit Eisenach gebracht, woselbst man Nachts um 11 Uhr anlangte. Scheinbar war der Entführte ein Gefangener, doch behandelte man ihn dafür allzuliebreich;

auch mußte er, um das Rechte in der Intrigue zu thun, Haar und Bart wachsen lassen, Waffen anthun und den Titel eines Junkers Georg annehmen. —

Man kann leicht denken, daß nach Luthers Abzug noch Mancherlei in Worms ist verhandelt worden über seine Sache. Man berieth sich eifrig über die besten Mittel zur Unterdrückung des „Glaubensfrevels", und einer der Päpstlichen, Alexander, wußte deren mancherlei anzudeuten, als auch unter Andern ein Edikt für alle Buchdrucker des deutschen Reiches, ihre Pressen bei höchster Pön an Gut und Leben keiner Schrift gegen irgend Glaubenssätze der katholischen Religion zu leihen. Ein noch jetzt beliebtes Mittel, die Wahrheit zu unterdrücken, obgleich ewig ohne Erfolg. — Der wackere Mann schrieb unter Anderm die denkwürdigen Worte: „Wenn gleich Ihr Deutschen, die Ihr am wenigsten der päpstlichen Kammer liefert, das römische Joch abwerfen werdet, so wollen wir doch machen, daß Ihr Euch unter einander selbst aufreiben und in Eurem Blute erstecken sollt." — Wahrlich, der prophetische Rabengesang tönt bis zu unsern Tagen herein. Schande genug für Deutschland, das einen Luther gebar, in dreihundert Jahren noch immer das Joch der römischen Geistesknechtschaft nicht völlig abgestreift zu haben, da man doch den Reformator vergöttert. —

Briefe und Verhandlungen der Fürsten unter sich thaten dar, daß sie selber nicht recht um Luthers Gefangennehmung wußten, außer Herzog Friedrich, der aber begreiflich that, als ob auch er nichts wisse. Viele waren herzlich bekümmert darum; die Feinde frohlockten; plötzlich aber war Allen geholfen, als Luther wieder Zeichen des Lebens von sich gab, und das Geschehene der Wahrheit nach ruchtbar wurde. Niemand indeß, außer den Vertrauten, wußte um seinen Aufenthalt, und so große Mühe man sich auch — (selbst der Papst, der Zauberer darum befragte,) — gab, denselben zu erfahren, blieb doch lange Alles vergebens, und Mancher, unter Andern Albrecht Dürer, der Maler, glaubte und beklagte seinen Tod; letzterer in einem langen trefflichen Briefe,

woraus hervorleuchtet, wie allmächtig Luthers Flamme in den Herzen des deutschen Volkes gezündet. — O Mann Wahrheit, könnte man dich doch heute aus deinem Grabe herauf beschwören! —

Die so plötzlich ganz veränderte Lage des an Thätigkeit und Mittheilung gewöhnten Mannes konnte ihm unmöglich auf die Dauer zusagen. Es überfiel ihn ein Trübsinn, vorzüglich darin wurzelnd, daß er in Worms nicht genug gethan und geredet, darum er sich in einem Briefe an Spalatin feige und verzagt schilt, seine jetzige Lage beklagt und unter anderm sagt: „Ich wollte lieber um der Ehre des göttlichen Wortes willen und sowohl Anderer als meiner eigenen Bekräftigung wegen auf glühenden Kohlen liegen, als allein und halb lebend und leider fast todt, stinkend.“ Die gute Pflege konnte einen Mann wie ihn nicht beschwichtigen, und Erdbeerensuchen und Jagd war keine genügende Thätigkeit für einen Feuergeist wie Luther. — Betrübend war ihm auch der Gedanke, daß er auf Kosten des Schloßhauptmanns sollte zehren, obgleich dieser ihm immer versicherte, es sey ein Fürst, der ihn also freigebig unterhalte, was Luther, so es wahr, allenfalls beruhigen konnte, „denn“ — sagte er — „einem Fürsten kann man nicht genug auffressen.“ — Auf der Jagd selbst hing er theologischen Gedanken nach und knüpfte an jedes Ereigniß derselben das Bild des Papstes und sein eignes; selbst als die Hunde ein in seinem Aermel verkrochenes Häschen zupften und ein Bein abbissen, waren es der Satan und die Päpstlichen, die keinen Unschuldigen unaufgestöbert lassen und zu zerbeißen trachten. — Auch Krankheit, vor allem Verstopfung, setzte ihm hart zu, und er meinte daran umkommen zu müssen. — Fleischliche und geistige Qualen brachten ihn fast zur Verzweiflung und seine Briefe darüber an Freunde sind herzzerreißend, wobei ihm dann immer der Teufel als Hauptanstifter im Sinne liegt. — Wer die Zeit, worin Luther lebte, seine Erziehung und die Leiden eines Hypochondristen

erwägt, darf sich nicht wundern, wenn er in Stunden der Qual, wo alles Erlebte und Gefühlte in seinem Schädel sich begegnete, wirkliche Visionen zu haben glaubte, wie die Sage berichtet, doch verrathen seine eigenen Briefe aus dieser Zeit nichts Derartiges. Auch siegte sein starker Geist bald wieder völlig über diese Betrübniß, und in Briefen, Schriften und vor allem in Predigten, die er jeden Sonntag seinem Wirth und dessen Freunden hielt, läuterte sich der Sinn des Gewaltigen zu früherer Klarheit und Kindlichkeit. Auch Streitschriften, z. B. gegen „die Pariser Esel" von Theologen gab er heraus, die, obgleich dem Papste abhold, doch auch dem deutschen Mönchlein nicht wohl wollten, ihn einen Ketzer hießen und seine Schriften mit dem Koran verglichen. — Sein Kampf gegen sie war ein gewaltiger, wenn auch mitunter in derben Ausdrücken abgefaßt, und der Gründe für die Gerechtigkeit seiner Sache nicht entbehrend. Mit den allergrellsten Farben schildert er die Niederträchtigkeit und Gemeinheit der Bischöfe, und hebt dann an: „Nun höret zu, ihr Bischöfe, ja Teufelslarven: Doctor Luther will Euch auch eine Bulle und Reformation lesen, die Euch nicht wohl lauten wird." Und nun fährt er über sie her, wie der Teufel unter die Säue, und treibt sie zu Paaren mit Scherz und Ernst, daß es eine Freude ist, wie er ihnen die Pelze wäscht. — Von Wittenberg aus, wo die Reformation wohl am tiefsten Wurzel geschlagen, mahnte man ihn — nachdem sein Aufenthalt denn doch zuletzt ruchtbar geworden — ernstlich zur Rückkehr, vorzüglich durch Melanchthon, da das Werk seiner Beihülfe bedürfe. — Er aber hieß sie Kleingläubige und Faule, zeigte auf die heilige Schrift, als worin hundert Martinus Luthers enthalten, und hieß ihm darnach zu lehren und zu thun, was in Gottes Sache Recht. — Aber von hundert andern Seiten her auch begehrte man seines Rathes in Sachen der Neuerung; vor allem war es seine Lehre von der Priesterehe, die anfing Verwirrung zu erregen, da mehrere Geistliche, unter andern der Probst zu Bamberg, sich bereits Frauen genommen, und die Sache drängte regulirt zu

werden. Seines Freundes Carlstadts öffentlich dafür abgegebenen Gründe erschienen ihm nicht bündig genug, obgleich die Sache an sich richtig, und er forderte Melanchthon auf, an seiner Statt dieselbe als echt christlich in ein helles Licht zu setzen. Indeß war er zu dieser Zeit selber noch weit entfernt, an eine Verehelichung seiner Seits zu denken, und alle darüber von seinen Gegnern vorgebrachten Beschuldigungen, als sey die ganze Reformation nur das Ergebniß einer unreinen Brunst gewesen, erscheint so kleinlich, schmutzig und eines solchen genialen Riesenwerkes unwürdig, daß die Schande davon auf der Feinde Häupter zurück fällt; denn, wahrlich, die Mönche dazumal hatten ganz andere, näher liegende Mittel, ihren Lüsten zu fröhnen, als den weiten und gefährlichen Weg der Reformation (vulga Ketzerei). Luther that nichts, gar nichts, ohne die tiefste Ueberlegung voran gehen zu lassen, und so auch dachte und schrieb er über Gelübde und namentlich über Priestergelübde, worüber er eine eigene Schrift — mit einer trefflichen Zueignung an seinen noch immer lebenden Vater geziert — herausgab, worin er die Lösung eines in Unwissenheit und Befangenheit der Jugend und der Verblendung gethanen Gelübdes als natürlich und zulässig bezeichnet, zumal solcher, die wider Gottes und der Vernunft Gebote laufen und der Menschheit zum Verderben gereichen. Darum man denn ein jugendlich und unerleuchtet Gemüth, auch wenn es alt geworden, kein Gelübde sollte beschwören lassen, ohne Vorbehalt, solchem später nach besserer Erkenntniß zu entsagen, damit dem Meineid allerwegen sollte gewehrt werden; und wäre solches in allen, auch in unsern Zeiten wohl zu beherzigen. — Daß Luther auch gegen andere Mißbräuche, gegen Messen, Fasten, Opfer und alle solche päpstliche Thorheit zu Felde gezogen, läßt sich leichtlich denken, und fielen jetzt wieder die Schriften aus ihm hervor, wie das Herbstlaub von den Aesten. Er schonte darin seiner eignen, früher aus Verblendung begangenen Mönchsthorheit nicht, und warnt Männiglich vor ähnlicher, um der spätern Bereuung halber.

Während Luther's Entfernung vom Schauplatze des Glaubenskampfes erhoben die Päpſtlichen wiederum keck ihr Haupt und ließ ſich ſogar der Erzbiſchof von Mainz gelüſten, neuerdings Ablaß zu verſchachern, einen Prieſter, der geheirathet, zu ſchlagen und ſein Weib zu verſtoßen. Da ſolches dem Luther zu Ohren drang, wollte er ſchier wild werden vor Zorn, daß ſein ſaures Werk alſo ſollte mit Füßen getreten werden, und ſchrieb einen erſtaunlichen Brief an den Churfürſten und Erzbiſchof von Mainz, darin er nicht nach ſeiner ſonſtigen Weiſe mit felſengroßen Worten und harten gewaltigen Reden um ſich wirft, ſondern mit einer herzbeſiegenden Sanftmuth und Gründlichkeit dem hohen Herrn ins Gewiſſen redet: doch erleuchtet zu ſeyn, dem Rechte und der Wahrheit die Ehre zu geben, und ſolchem ſataniſchen Unfug als ein rechter chriſtlicher Kirchen-Fürſt und als ein redlicher biederer Deutſcher zu ſteuern und zu wehren, ehe größeres Unheil der Empörung daraus entſtehe; drohte ihm aber auch, im Falle der Weigerung eine Schrift loszulaſſen, darüber den Päpſtlichen die Ohren gellen ſollten. — Wunderſam ſanftmüthig, wenn auch ausweichend, antwortete der hohe Herr auf dieſen Brief, und erſchien ſolche Antwort als ein ſchlagender Beweis, wie erſtaunlich groß ſchon die Macht und das Anſehn von Luther gediehen ſey, da ſelbſt ein ſolcher Herr vor ihm in demüthigen und gottergebenen Worten zu erſcheinen nicht unterlaſſen mochte.

Die erwähnte Schrift hatte Luther wirklich verfaßt, und päpſtliche Mißbräuche wie nie zuvor darin aufgedeckt und mit Farben der Hölle geſchildert. Spalatin ſollte ſie zum Druck befördern, hatte aber die Herausgabe verhindert, worüber ihm Luther ſehr gram geweſen. — Uebrigens entging dem lebendigen Geiſte unſers Martinus nichts, was auf ſeine Sache Bezug hatte, auch empfing er von Allem Nachricht; die Unruhen, die in Erfurt gegen den Kaiſer ausgebrochen, bekümmerten ihn tief, denn Blutvergießen war ihm ein Gräuel, und dennoch ſollte ſo entſetzlich viel um ihn vergoſſen werden. Nach Wittenberg vor allem richtete ſich ſein ſor-

gend Auge, und milde Briefe, namentlich an Melanchthon, sendete er hin, unter andern diesen seinen Freund — obgleich selbiger kein Geistlicher — zum Predigen vor Laien zu bewegen. Neben dem Größesten aber übersah er auch das Allerkleinste nicht und die geringste Familienangelegenheit nahm seine Theilnahme in Anspruch.

Im Jahre 1522 beschloß Luther seine Muße auf der Wartburg zu der Uebersetzung der Bibel zu benutzen, und schrieb er zu allererst zu seinem Freunde Amsdorf von diesem Riesenunternehmen, das manchem heutigen Gelehrten bei dem tüchtigen Vorgänger vielleicht nicht so ungeheuer erscheinen mag; wenn man aber bedenkt, daß unser Doctor im Ganzen nur schwach im Griechischen und Hebräischen war und erst noch tüchtige Vorstudien machen mußte, die evangelischen Begebenheiten auch in einem ganz fremden Lande unter fremden Völkern und Sitten sich bewegten, und das Material der deutschen Sprache erstaunlich dürftig war, so gestaltet sich die Sache ganz anders; Luther selber gestand das Riesenhafte seines Unternehmens schon zum Voraus ein, und bemerkte dabei, daß er unmöglich das alte Testament in dieser Einsamkeit ohne Beihülfe von Freunden werde zu Stande bringen können, jedoch in einem einsamen Stübchen bei ihnen auch einmal damit zu Ende zu kommen hoffe.

Mit größter Gewissenhaftigkeit hinsichtlich Treue und Schönheit der Sprache ging nun der Meister ans Werk der Uebersetzung, gegen das unsere moderne Belletristik-Uebersetzung wie Puppenspiel gegen Herkules-Arbeit erscheint. — Er theilte das Gefertigte seinem Freunde Melanchthon und auch Spalatin mit, damit sie säubern helfen möchten; studirte auch alle Dinge, so vorkamen, möglichst nach der Natur, und gab dann jedes Buch einzeln mit einer Vorrede heraus, daß es unter das Volk gehen und dieses lesen möchte, ob er Recht oder Unrecht habe in seinem Reformationswerke. — Er war sich aber auch seines Werthes in Beziehung zu dieser Arbeit wohl bewußt, und sagte frei, daß bei gänzlichem Darniederliegen der hebräischen Sprache, selbst unter den Juden, nur

Einer kommen möge, es beſſer zu machen wie er, ſintemal es denn wahr ſey, daß, ſo die Drucker ſie mit ihrem gewohnten Unfleiß nicht verderben, habe nunmehr die deutſche Sprache eine beſſere Bibel, denn die lateiniſche. „Nun" — ſchreibt er — „wird ſich auch der Koth ans Rad hängen und Keiner ſo grob ſeyn, der nicht hier wollte Meiſter über mich werden, und mich hier und da tadeln. Wohlan, die laſſe ich fahren. Ich habe es am Anfang wohl bedacht, daß ich Zehntauſend finden wollte, die meine Arbeit tadeln, ehe denn ich Einen fände, der mir das zwanzigſte Theil nachthäte. Iſt nun Jemand, ſo faſt über mich gelehrt, der nehme ihm die Bibel ganz für zu verdeutſchen, und ſage mir darnach wieder, was er kann. Macht er's beſſer, warum ſollte man ihn nicht mir fürziehn? — Ich meinte auch, ich wäre gelehrt, und weiß mich auch gelehrter, denn alle hohen Schul-Sophiſten vor Gottes Gnaden; aber nun ſehe ich, daß ich auch noch nicht meine angeborne deutſche Sprache kann. Ich habe auch bisher kein Buch noch Brief geleſen, da rechte deutſche Sprache inne wäre. Es achtet auch Niemand, recht deutſch zu ſchreiben, ſonderlich die Herren Kanzeleien und Lumpenprediger und Puppenſchreiber, die ſich laſſen dünken, ſie haben Macht, deutſche Sprache zu ändern, und dichten uns täglich neue Worte. Summa, wenn wir gleich Alle zuſammen thäten, wir hätten dennoch Alle genug an der Bibel zu ſchaffen, daß wir ſie an's Licht brächten; einer mit Verſtand, der andere mit der Sprache. Denn auch nicht allein hierinnen habe gearbeitet, ſondern dazu gebraucht, wo ich nur Jemand habe mögen überkommen. Darum bitte ich, Jedermann laſſe ſein Läſtern und die armen Leute ungewirrt, und helfe nur, wo er kann ꝛc."

Luther vollendete nun das neue Teſtament auf der Wartburg, und da er es 1525 herausgab, fügte er die Warnung bei: „Ich bitte alle meine Freunde und Feinde, meine Meiſter Drucker und Leſer wollten dies neue Teſtament laſſen mein ſeyn. Haben ſie aber Mangel daran, laß ſie ſelbſt ein eignes machen. Aber das Teſtament, ſoll des Luthers deutſch

Teſtament genannt ſeyn. Denn Meiſterns und Klügelns iſt jetzt weder Maaß noch Ende. Das aber merkt man wohl, daß die Papiſten aus meinem Dollmetſcher im Deutſch lernen deutſch reden und ſchreiben, und ſtehlen mir alſo meine Sprache, davon ſie zuvor wenig gewußt; danken mir aber wenig dafür, ſondern brauchen ſie lieber wider mich. Aber ich gönne es ihnen wohl; denn es thut mir doch ſachte, daß ich auch meine undankbaren Jünger, dazu meine Feinde, habe reden gelehrt." — Nicht zu zweifeln iſt, daß auch ohne Luther eine Ueberſetzung der Bibel-Bücher erſchienen ſeyn würde, doch gewiß nicht eine ſo poetiſch-ſchöne, körnige und volksthümliche, als dieſe von Luther gegebene, obgleich man zur Steuer der Wahrheit geſtehen muß, daß manche dogmiſche Befangenheit des Luther'ſchen Geiſtes Auslegungen des Urtextes veranlaßte, die den heutigen kritiſchen Forſchern als ſinnunrichtig oder mindeſtens als gewagt erſcheinen, und Anlaß zu theologiſchen Irrungen und Streitigkeiten vornämlich denen gegenüber gegeben haben, die auf Luther als auf einen Gott zu ſchwören gewohnt ſind, da er bei aller Größe doch auch nur ein zum öftern irrender Menſch war. So viel aber iſt gewiß, daß ſeine Sprache die aller gleichzeitigen Gelehrten weit überragte, und die unvergleichliche poetiſche Schönheit derſelben für alle Zeiten eine Fundgrube für Dichter und Proſaiſten ſeyn und bleiben wird, wie denn auch namentlich Schiller ſelber geſteht, daß er unendlich viel aus ihr gelernt.

Da nun der erſte und wichtigſte Theil ſolcher Arbeit vollendet war, hielt es Luther nicht länger in der Zurückgezogenheit der Wartburg, und wenn er auch, wie man ſagt, heimlich Ausflüchte in die Umgegend machte, ſo drängte ihn ſein Feuergeiſt dennoch öfter, wieder auf dem Kampfplatz zu erſcheinen, vor Allem, da zu ſeinem Leidweſen unter ſeinen geſtreuten guten Saamen auch das Unkraut aufzugehen anfing, und falſcher Eifer mißverſtandene Lehren zum Vorwande von Unruhen und Empörung benutzte. — Schon 1521

waren in Zwickau Leute aufgestanden, die da meinten, Luther sey lange nicht weit genug in seinem Verneinen gegangen. Es waren vornehmlich ihrer Drei, die sich für Propheten ausgaben, weissagen zu können behaupteten und namentlich die Kindertaufe verwarfen. Da man sie aus ihrer Heimath vertrieb, kamen sie nach Wittenberg, und einer von ihnen, Marx Stübner, fand Aufnahme in Melanchthons Hause, bis die Sache Aufsehen zu erregen anfing, Melanchthon scheu wurde und einen Brief an den Churfürsten schrieb, worin er diesen ersuchte, den Martinus doch frei zu lassen, damit er den Leuten, die sich auf ihn beriefen, die Köpfe möchte zurecht setzen. — Der Churfürst lehnte das Gesuch unter dem Vorwand der Gefahr ab, und ermahnte, auf andere Art nach dem Frieden zu sehen, damit in Wittenberg nicht gleicher Tumult, wie in Zwickau ausbräche. — Darauf wendete sich Melanchthon an Luther selbst um Rath, der ihn aber wegen seiner Verzagtheit den Kopf wusch, und ihm seine Gelehrsamkeit vorhielt, die doch wohl stark genug seyn müsse, die Propheten um ihre Echtheit zu prüfen. — Auch an Spalatin und Amsdorff schrieb Luther, und ermahnte vor allen Dingen, dem Blutvergießen zu wehren und die falschen Propheten und Aufhetzer hinauszuschieben, wo sie den Tempel verunreinigten. — Er nannte das Unheil ein Anstiften des Satans, der nun die Taufe benutze, im eignen Hause der rechten Christen Hader zu stiften; da müsse man denn trachten, ihn unter die Füße zu bringen. — Ueber Carlstadt, der sich den Hitzköpfen angeschlossen, war er sehr bekümmert. Derselbe war Priester und hatte kürzlich mit großem Gepränge geheirathet; dem Gepränge war Luther abhold, doch hatte er die Heirath gebilligt. Zu seiner Betrübniß aber gebehrdete sich Carlstadt in geistlichen Dingen jetzt schier toll, wie er sich denn unberufen in die Schloßkirche drängte, Bilder aus den Gotteshäusern warf, und Leuten ohne Beichte das Nachtmahl gab. Solche Dinge, zu Luthers Ohren gedrungen, hielten ihn nun nicht länger ab, und unbekümmert um seines Herrn Churfürsten Willen, zog

er am 3. März 1522 ab, um wiederum selbstthätig auf den Schauplatz der Ereignisse zu treten, komme auch darnach was da immer wolle. Unterwegs schrieb er an seine Churfürsten einen guten Brief, der eigentlich freilich eine Entschuldigung seines Schrittes enthalten sollte, aber über dem Schreiben zu einer so schwungreichen Glaubens-Epistel gerieth, wie nur je eine unter seiner Feder mochte hervorgegangen seyn.

In Jena angekommen, trat Luther im schwarzen Bären ab, woselbst eben auch zwei fahrende Studenten angelangt, die sich anfangs ihrer beschmutzten Kleider halber in einem Winkel hielten, allsobald aber ein Auge auf den Mann am Tische warfen, den sie seiner Tracht nach, da er in bloßen Hosen und Wamms, ein Schwert an der Seite, für einen Ritter hielten. — Endlich setzten sich die jungen Männer zu ihm, boten ihm einen Trunk Wein und knüpften ein Gespräch an, daraus sie erfuhren, er zöge nach Wittenberg, wie sie, und fragten ihm nach Luther und wo er jetzt hause? — Darauf Luther erwiedert, daß er sichere Kunde bekommen, der Mann sey eben jetzt nicht in Wittenberg, aber dennoch daselbst sicher bald erscheinen werde; rühmte ihnen auch Melanchthon und sprach mancherlei Gutes von der Reformations-Sache, darüber die Jünglinge so warm wurden, daß sie schwuren, nicht zu rasten, bis sie Luther gesehen, dessenthalben sie eigends von Basel heruntergekommen. — Dieser erkundete nun, wie es in der Schweiz in Glaubenssache stehe und was Erasmus treibe? — Sie gaben ihm Auskunft, verwunderten sich aber sehr, wie er so um Alles, auch von griechischer und hebräischer Sprache, zu reden wußte, dergleichen einem gemeinen Reiter nicht beizumessen. So ging die Unterhaltung wohlgeführt fort, zumal sie auch über Luthers Ruf daheim mußten Auskunft geben, wo er denn Freud und Leid erfuhr. Ueber dem Allen trat der Wirth zu den schweizer Herren und redete drein: „Liebe Gesellen, so Ihr wäret vor zweien Tagen hier gewesen, hättet Ihr den Dr. Martinus können treffen, maßen er zu der Zeit eben hier an demselben Tische gesessen.“ — Darüber

ärgerten ſich die beiden ſehr, und verwünſchten Weg und Wetter, das ſie ſo fern zurückgehalten. Darauf ſich der Wirth lachend entfernte; bald aber den einen, Keßler, zu ſich herauswinkte und ihm heimlich ſteckte, der Ritter drinnen ſey Luther ſelber, worüber derſelbe gar ſehr erſchrocken worden, und hineingegangen, es ſeinem Freund einzuflüſtern, der es aber viel weniger geglaubt, und gemeint, der Wirth habe wohl Hutten gemeint. — In demſelben Augenblick kamen nun auch zwei reiſende Kaufleute, die eben daſelbſt übernachtet, herein, von denen einer ein Büchlein trug. Luther erkundete, was es enthielte, und erfuhr: „Doctor Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Epiſteln, aufs neue gedruckt und ausgegangen. — Sind ſeldige Euch bekannt?“ — „Sie ſollen mir bald werden,“ entgegnete Luther. — Da nun der Wirth die Gäſte zu Tiſche rief, baten die vielleicht ſchlecht becaſſeten Schweizer, ihnen etwas allein zu geben. Luther aber lud ſie zu einem guten Schmauſe ein, den er ihnen wolle mit zum Beſten geben, worüber denn gar eine fröhliche Mahlzeit entſtanden, bei der Martinus herrliche Tiſchreden über Glaubens- und Lebensdinge geführt, daß Allen Liebe und Bewunderung zu dem Manne überkommen, und da die Kaufleute, fröhlicher Dinge, wollten ihr Mahl bezahlen, und gern bei zehn Gulden darüber, hat der Wirth ihnen wiſſen laſſen, wie der Fremde ſchon Alles berichtigt. Das haben die Herren ſich gefallen laſſen und für eine Ehre genommen; denn ſie hielten ihn für Hutten; der Wirth ſagte aber geradezu, daß er ihn für Luther halte, worüber derſelbe herzlich gelacht und geſagt: „Die halten mich für den Hutten, Ihr für den Luther, ich ſollte wohl gar bald Markolfus werden.“ Dann trank er ſeinen Gäſten, den Schweizern, in Wein zu, und trug ihnen auf, Grüße nach Wittenberg zu bringen. — Darauf wollten die wiſſen, von wem? — „Saget nur,“ antwortete Luther, „der da kommen ſoll, läſſet Euch grüßen! ſo verſtehen ſie die Worte wohl.“ Darauf zogen die Studenten ab. — Die Kaufleute erfuhren am andern Morgen, daß Luther mit

ihnen zu Tische gesessen, und grämten sich sehr, so frei über ihn geredet zu haben, baten auch um Entschuldigung bei ihm und ihnen nicht zu zürnen. Er aber verrieth sich nicht, sondern meinte, so sie, ihrem Vornehmen getreu, nach Wittenberg kämen, dem Luther zu beichten, werde es ihnen klar werden, ob er der Dr. Martinus Luther sey oder nicht. Darauf reichte er ihnen scheidend die Hand und trabte zu Roß gen Wittenberg.

Bald darauf sendete der Churfürst den Rechtsgelehrten Schurf ab, von Luther eine Erklärung über den gethanen Schritt einzuholen, doch schriftlich und so daß man sie öffentlich könne zeigen. Auch ließ er ihm sagen, hübsch friedlich zu seyn und nicht in der Schloßkirche zu predigen. — Luther antwortete in gewohnter Weise, sagend, daß Gott selber ihn zu solchem Schritt um des Evangeliums willen getrieben habe, auch werde er dem Herrn nicht widerstreiten ꝛc. — Der Churfürst war bis auf ein Weniges mit dem Schreiben zufrieden, und Luther begann mit aller Kraft acht Tage lang gegen die Bilderstörer zu predigen. Seine Reden waren gewaltig und mit den kühnsten und schönsten, oft aber auch den barockesten Wendungen geschmückt. So sagte er einmal: „Es ist gewißlich der Teufel vorhanden, aber wir sehen ihn nicht. Es muß Einer gar eine gute Kohle haben, wenn er den Teufel will schwarz machen. Denn er will auch gern schön seyn, wenn er auf die Kirchmesse geladen wird.“ Alle Mittel wendete der Treffliche an, um die Gemüther zu beschwichtigen, und es gelang ihm. Selbst mit den Schwärmern, die sich Propheten nannten, hatte er geheime Unterredungen in Gegenwart Melanchthons; doch war solches von geringerem Erfolg; namentlich war Carlstadt rein wie besessen, und hatte sogar vor, eine Schrift gegen Luther herauszugeben, da ihn Luther denn privatim bat, solches zu lassen, um ihn nicht zu einer harten Antwort zu reizen. Auch unterblieb es nun, doch nicht, ohne daß der Rector der Universität den Druck verhinderte, was Luther ihm sehr verargte, da er doch keineswegs Furcht vor

Carlſtadt habe. — Auf dieſe Weiſe war denn Luther nun durch die ewig ſich erneuernde Schwäche und Verkehrtheit der Menſchen zu einem neuen Kampfe neben dem päpſtlichen, gegen die eigene Partei, gedrängt.

So denn ging die Sache ihren Weg; Aufhebung der Meſſe, Prieſter- und Mönchs-Ehe und doppelte Geſtalt des Abendmahls hatten ſich nach und nach völlig geltend gemacht, und wenn ſie auch von oben her noch nicht genehmigt waren, ſo tolerirte man die Neuerungen doch. Alles Volk las die Bibel und die Reformation breitete ſich je mehr und mehr aus, ſo daß man ſich heute nicht genug verwundern kann, wie ſpäter und jetzt, da die Erleuchtung der Geiſter bis zur Sonnenklarheit gediehen, die Fortſchritte der Reformation faſt den Rückſchritten gleich zu achten. — Der Papſt Leo X. war unterdeß geſtorben und ſein Nachfolger Adrian, ſchwach, doch tüchtiger Ketzerfeind, veranlaßte einen Reichstag zu Nürnberg im November 1522; ſchickte auch einen Nuntius mit Anweiſungen dahin, wie die Fürſten auf Beilegung der Glaubenszwiſte mit Güte und Gewalt zu bringen, worin namentlich gegen den Churfürſten von Sachſen, Luther's Landesherrn, ſo harte Ausdrücke vorkamen, daß derſelbe darüber hart erzürnte, und die Päpſtlichen dadurch ihrer Sache ſchadeten. Nebenbei aber hatte der römiſche Abgeſandte auch Verſprechungen über Kirchenverbeſſerung, deren er eine gute Anzahl wörtlich aufrechnete, zu machen, dadurch das, was Luther wollte, theilweiſe auf geſetzlichem Wege ins Werk zu richten. — Es wurde in Folge deſſen auch ein Beſchluß von dem Reichsfürſten gefaßt, die Neuerungen zu unterdrücken, und vor Allem wurde den Sachſenfürſten aufgegeben, über den Vollzug zu wachen; dennoch blieb Alles beim Alten. Luther beleuchtete den Reichstagsbeſchluß milde und that, was ihm ſein Gewiſſen hieß. — Der Papſt Hadrian hatte überall keinen Dank von ſeinem Verſöhnungs-Werke und ſtarb an Gift im September 1522, worauf Clemens VII. an ſeine Stelle trat. — Mittlerweile war ein Türkenkrieg ausgebrochen, und die Sorge über politiſche Störungen mit der für Glaubens-

dinge so getheilt, daß nichts Energisches in letzterer Beziehung gethan wurde, wozu noch der durch die Reformation ausgebrochene Bauernkrieg die Fürsten aller Confessionen zur Wachsamkeit aufrief. Die Evangelisch-Gesinnten begannen übrigens schon mehr und mehr zusammenzuhalten, zumal da ein Gerücht umherschlich: man beabsichtige unter kaiserlichem Schutz sie heimlich zu überfallen und zu vernichten; darum sie sich trotz kaiserlicher Einsprache kriegerisch rüsteten und zu Speier 1529 einen Reichstag abhielten, wo sie ein Schutz- und Trutzbündniß unter sich aufrichteten, auch gewisse evangelische Glaubenssätze zu halten beschlossen, und da der Kaiser die nachgesuchte Zustimmung versagte, traten sie neuerdings zusammen und gaben am 19. April 1529 eine förmliche Protestation ab, darum sie von nun an mit dem gemeinsamen Namen der Protestanten bezeichnet wurden. Solche Protestation aber unterschrieben der Churfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, zwei Herzöge von Lüneburg, Landgraf Philipp von Hessen, Fürst Wolfgang von Anhalt und vierzehn Reichsstädte.

Gleichwohl war das Reformations-Werk noch immer zu keiner eigentlichen Selbstständigkeit gediehen, da der Churfürst von Sachsen sich scheute, offen und frei der katholischen Religion zu entsagen, und in den Kirchen zu Wittenberg und Altenburg noch immer Messen gelesen wurden. Ja sogar katholische Kirchenvisitation ließ der furchtsame Landesherr 1522 ungestraft abhalten; aber die damit beauftragten Bischöfe mußten sich überzeugen, wie weit nunmehr schon das große Läuterungswerk im Volke fortgeschritten sey. So trafen sie schon überall verheirathete Priester, die sie gern vertrieben hätten, wenn ihnen der Churfürst nur nicht die dazu erforderliche Gewalt versagt hätte. — Die Heiligsprechung eines vormaligen Bischofs von Meißen, Benno, durch Papst Hadrian VI. gab Luthern wieder vielen Anlaß zu Spott und Hohn, indem er dem Bischof historisch mancher Bosheit und Schändlichkeiten zieh. Auch die Verfolgung und Hinrichtung von Protestanten in den Niederlanden entfesselte seine Geissel

und zugleich seine Lyra, indem er den Tod zweier in einer herrlichen Hymne feierte.

Im Jahre 1524 gelang es Luthern, ein neues, mit für jene Zeit schönen und kräftigen Liedern gefülltes Gesangbuch, und im Jahre 1525 endlich einen neuen vereinfachten Gottesdienst in Wittenberg einzuführen, wozu ihm der in diesem Jahre zur Regierung gelangte Churfürst Johann die Hand reichte. Seine neueste Schrift über Priester und Mönche veranlaßte auch alle Letztern, dem Augustiner-Kloster in Wittenberg zu entsagen, und blieb nur der Prior und Luther zurück, Letzterer, wie man sagt, um nicht Anlaß zu der Beschuldigung zu geben, als sey er daraus verjagt worden. Dem Beispiele folgte rings umher eine Menge anderer Klöster, freilich nicht immer aus den reinsten Absichten, auch wurde Wittenberg und namentlich Luther von ganzen Horden solcher Flüchtlinge überschwemmt und geplagt, doch sind solche Uebel von Neuerungen, selbst der besten Gattung, unzertrennlich. — Auch Nonnen begannen Gottes freie Luft zu suchen, und erschienen einmal neun derselben auf einmal bei Luther, lieblich blühende Mädchen, die nun seine Fürsorge in Anspruch nahmen. Luther schrieb an deren Verwandten, verheirathete einige und brachte andere bei guten Leuten unter. Solcher Unterbrechungen, oft der delikatesten Art, traten viele bei seiner unendlich gehäuften ernsten Beschäftigung ein, mit der er nun die neue Kirche auf dem Fels des Evangeliums emporzubauen trachtete, und dabei in den Gemeinen, so zahlreich auch seine Anhänger immer waren, doch auch auf genugsame Strudelköpfe traf, die sich nicht fügen wollten, und die er nach verweigerter Besserung auszuweisen anrieth. — Eine große Kirchenvisitation wurde mit Hülfe des Churfürsten ins Werk gesetzt, vornehmlich um der Pfarrer willen, da sich's denn doch aber fand, daß im ganzen Altenburgischen nur noch vier derselben die Messe lasen. Viele derselben aber hielten sich Kebsweiber und soffen gräulich; dennoch wurden nur wenige abgesetzt, sondern mußten Besserung geloben und heirathen. — Freilich waren die Meisten dumm wie Stroh,

doch sorgte Luther dafür, ihnen gute Lehrbücher und Postillen zu schaffen, woraus sie alsdann nur vorzulesen bedurften, um erbaulich zu seyn. — Daneben schuf er den Kindern einen Katechismus, und sagte in der Vorrede die auch für unsere Zeit passenden Worte: den Kindern müsse man es, der Verwirrung zu steuern, bei einer Form lassen. „Wenn du aber bei den Gelehrten und Verständigen predigst, da magst du deine Kunst beweisen und diese Stücke so bunt und kraus machen und so meisterlich drehen als du kannst. Zum andern, wenn sie den Text wohl können, so lehre sie hernach auch den Verstand, daß sie wissen, was es gesagt sey ꝛc." — Und ferner spricht er in der Vorrede zum großen Katechismus: „Daß wir den Katechismus so fast treiben und zu treiben begehren und bitten, haben wir nicht geringe Ursache, dieweil wir sehen, daß leider viel Pfarrherren und Prediger hierein sehr säumig sind, und verachten ihr Amt und diese Lehre, etliche aus großer hoher Kunst, etliche aber aus eitel Faulheit und Bauchsorge. Ueber das schlägt mir zu das schändliche Laster und heimliche böse Geschmeiß der Sicherheit und Ueberdruß, daß Viele meinen, der Katechismus sey eine schlechte geringe Lehre, welche sie mit einem Male überlesen und dann alsbald können das Buch in den Winkel werfen und dann sich schämen, mehr darin zu lesen. Ja, man findet wohl etliche Rälze und Filze unter dem Adel, die fürgeben, man bedürfe hinfort weder Pfarrer noch Prediger, man hab's in Büchern und könne es von ihm selber wohl lernen, und lasse auch die Pfarrer getrost fallen und verwüsten und Hunger leiden, wie sich denn gebührt zu thun den tollen Deutschen; denn wir Deutsche haben solch schändlich Volk und müssen's leiden. Das sag' ich aber für mich: ich bin auch ein Doctor und Prediger, ja so gelehrt und erfahren, als die Alle seyn mögen, die solche Vermessenheit und Sicherheit haben; doch thue ich wie ein Kind, das man den Katechismus lehret, und lese und spreche auch von Wort zu Wort des Morgens und wenn ich Zeit habe die zehn Gebote, Vater-Unser und Glaube, Psalme u. s. w. Und muß noch täglich dazu lesen und studi-

ren und kann dennoch nicht bestehen, wenn ich gerne wollte und muß ein Kind und Schüler des Katechismus bleiben und bleib's auch gerne. Und diese zarten edelen Gesellen wollen mit einem Ueberlesen flugs Doctor über alle Doctors seyn, Alles können und nichts mehr bedürfen. — Wohlan, solches ist auch ein gewiß Anzeige, daß sie leider ihr Amt und des Volkes, ja dazu Gott und sein Wort verachten, und diese nicht etwa fallen, sondern sie sind schon allzu gräulich gefallen; derhalben bitte ich solche faule Wänste und vermessene Heilige, sie wollten sich um Gottes Willen bereden lassen, und glauben, daß sie wahrlich, wahrlich nicht so gelehrte und so hohe Doctores sind, als sie sich lassen dünken, und nimmermehr gedenken, daß sie dieses Stück ausgelernt haben." —

Wir haben hier diesen ganzen Passus als nicht unwichtig auch für unsere Zeit folgen lassen, da es mehr wie je eben jetzt der überklugen Gelehrten eine so große Menge giebt, die sich unter ihrem Doctorhute blähen wie die Truthähne, und geringschätzend auf das herabsehen, was sich zu den Schwachen in einer verständlichen Sprache neigt. Darin ähnelte Luther so sehr dem Christus, daß er mit demselben kecken Stolz dem Priester- und Pharisäerthum gegenübertrat, mit derselben Hand die päpstliche Bulle verbrannte (ähnlich wie Christus die Wechslertische umstieß), die sich zu dem Kinde und zu dem Volke neigte, und ihnen mit segnender Hand Lehre und Lehrbücher schenkte.

So sehr nun aber der neue Churfürst Johann von Sachsen Luther in seinem Werke zur Hand ging, um so grimmiger trat von nun an der ihm nie recht hold gewesene Herzog Georg entgegen, der sogar schon längst bemüht gewesen, das Wormser Edikt zu Luther's Vernichtung geltend zu machen. Er verbot jetzt Luther's Schriften und selbst das neue Testament; forderte sogar von seinen Unterthanen dessen Auslieferung und brachte den Martinus dadurch so in Hitze, daß dieser in einer gar nicht glimpflichen Schrift über den Feind herzog. Fernern Anlaß zum Zorn gab dieser durch ein Sendschreiben an den edlen Ritter Hartmuth von Kronberg, Sickin-

gen's Freund, welcher gleich nachdem der Reichstag in Worms beendet, dem Kaiser seinen mit 200 Dukaten botirten Dienst kündigte, und selber gar kühne Schriften gegen den Papst erließ; so wie auch ferner, daß der Doctor zur Flucht von Nonnen aus einem Kloster der herzoglichen Lande die hülfreiche Hand geleistet. — Solches alles hatte den Herzog höchlich in Zorn gebracht, und zu verwundern ist es, wie dennoch Luther den Muth hatte, in einem langen freundlichen Briefe an den hohen Herrn die Hand zur Versöhnung zu bieten. — Der Herzog antwortete nicht eben gnädig hierauf. Vorab verwahrt er sich gegen den Verdacht eines unbegründeten Uebelwollens, wovon ihn sein Gewissen frei sage. Dann beklagt er sich über Luther's spitzfindige und ehrenrührige Schriften wider ihn, worin er ihn einen Lügenbold und sonst geheißen, da er sich doch nicht bewußt, jemalen mit Absicht in heiligen und ernsten Dingen gelogen zu haben. — Zwar habe er im Anfang seinem Worte, Lehren und Disputiren vor allem in Leipzig viel Beifall geschenkt, maßen den Christen eine Reinigung ihrer Lehre und Sitte Noth gethan; doch habe Luther bald allem Maaß entsagt, den Kaiser und Alle, so nicht seiner Meinung gewesen, als doch nicht ein Jeder gekonnt, geschmäht und geschimpft, auch Huß, Wicleff und allé andern Pikharden gelobt und das Wort geredet. Ferner führt er ihm zu Gemüthe, wie nunmehr das Volk aller Scheu und Schaam gegen Priester und Obrigkeit entsagt, Entweihung und Widerspenstigkeit an der Tagesordnung, und Diebereien und Räubereien ein tägliches Brod. — So hebt er nun in einem Geifer alle mit Neuerungen unzertrennliche Mißbräuche hervor und läßt die Wohlthat hinten liegen. Schließlich aber singt er das alte Lied von Um- und Zurückkehren in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche, da er, der Herzog, sich dann für ihn bei Kaiser und Papst verwenden und Alles zum Guten kehren wolle.

Luther war natürlich gar schlecht erbaut von solcher bösen Antwort und schrieb darüber einen sehr hart und strafend lautenden Brief an einen Freund, der durch Unvorsichtig-

keit desselben abschriftlich in des Churfürsten Hände gerieth. Dieser brauste drob gewaltig auf, ließ das Schreiben kopiren, und sendete einen Expressen damit an Luther, fragend, ob er ein dieser Copie gleichlautendes Schreiben irgend abgefaßt? — Der Befragte fuhr den Boten hart an und schrieb dem Herzog, daß er bitte, ihn in Ruhe und Frieden zu lassen, auch nicht mit verfänglichen Fragen, gleich einem Gefangenen, zu turbiren, da er doch unmöglich auch von seiner Feder könne Rechenschaft geben, so sie privatim etwas mehr als gewöhnlich geredet. — Darauf schickte der Herzog einen Angestellten nach Nürnberg zu Link, der sich den Original-Brief zu verschaffen wußte, worauf Link aber solchen sofort den Flammen übergab. — Nun erfolgte eine Klage des Beleidigten bei Luther's Landesherrn, die indeß keine Folgen hatte, und die Sache legte sich zur Ruhe. — Aber die Händel schliefen nicht lange. Luther ließ eine Schrift über das Abendmahl ausgehen, worin auch des Mainzeschen, gegen ihn gepflogenen Bündnisses mit bittern Worten gedacht war. Der Herzog säumte nicht, eine Gegenschrift in 8000 Abdrücken anfertigen zu lassen, wovon indeß eine vor der Ausgabe zu erlangen Luthern gelang, der nun nichts Eiligeres zu thun hatte, als gleichzeitig eine Entgegnung ausgehen zu lassen, was ihn sehr ergötzt zu haben scheint. „Vielleicht" — sagt er — „wird die Furie zerbersten und der elende Trotzkopf sterben." — Die harten Worte darin und die vorschnelle Herausgabe der Schrift verdrossen den Herzog neuerdings über die Maßen, so daß er wiederum Klage beim Churfürsten führte, der zwar Luther tadelte, aber dem Vetter ebenfalls seinen Eifer verwies, und nach einigen gewechselten Briefen war auch diese Sache wiederum zum Besten geschlichtet.

Von jetzt an breiteten sich die Strahlen der Reformations-Sonne auch in andern, zum Theil entlegenen Ländern aus; Hessen, Böhmen, die Niederlande, ja selbst Schweden setzten sich mit Luther in Verbindung und begehrten Rath und Beistand in dem ernsten Werke der Kirchenverbesserung, und der wegen seiner Grausamkeit entfernte König Christiern

von Dänemark trat öffentlich sammt seinem Weibe zu der neuen Lehre über. — Höchst bedeutsam ferner war das, was des deutschen Ritterordens Hochmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg, 1524 that. Längst schon hatten die Ritter sich mit Luther in schriftliche Verbindung gesetzt. Er selber sprach während der Reise bei diesen ein, und wurde zugeredet, der Wahrheit und dem Recht die Ehre zu geben, die tolle Ordens-Regel fahren zu lassen, zu heirathen und Preußen zu einem weltlichen erblichen Fürstenthum zu erheben. — Dem Herrn leuchtete solches ein, und im Geheimen wurde Vorkehrung zum Vollzuge getroffen. Man ließ evangelische Prediger kommen, schloß Frieden mit Polen, bewegte die eigne hohe Geistlichkeit zur Annahme des verbesserten Cultus, und der Herzog heirathete — unbekümmert der drohenden Acht — eine dänische Prinzessin. — Solch glücklicher Erfolg ermuthigte Luther, auch andere hohe Orte zur Nachfolge zu ermahnen. — Der Bauernkrieg diente ihm zum Anlaß, einen energischen Brief an den Churfürsten von Mainz zu schreiben, worin er ihn ermahnt, mit einem guten Beispiele voran zu gehen, ein recht kräftiger weltlicher Herr zu werden, seinem Vetter, dem Hochmeister, zu folgen, und sich, wie der, ein recht ehelich Weib zuzulegen: „denn," schreibt er, „ich kann nicht einsehen, wie ein Mann ohne Gottes Zorn und Ungnade allein und ohne Weib bleiben mag. Und schrecklich ist's, so er ohne Weib sollte gefunden werden im Tode, zum wenigsten, daß er doch ernstlicher Meinung und Willens wäre, in die Ehe zu kommen. Denn was will er antworten, wenn Gott fragen wird: ich habe dich zum Manne gemacht, der nicht allein seyn, sondern ein Weib haben soll; wo ist dein Weib? — Dazu geben sich Ew. Churfürstl. Gnaden als ein treu fleißig Zeug ihrem Schöpfer, daß solch Werk desto eher und stattlicher gefördert werde." — Der Fürst war nicht abgeneigt, doch fragte er mit Recht, warum Dr. Luther nicht selber mit einem guten Heiraths-Exempel vorauf gehe? worauf solcher in einem Briefe an den Dr. Ruhl sich also ausspricht: „Und ob Se. Churfürstl. Gnaden abermal würde

ſagen, warum ich nicht auch eine Frau nähme, der ich doch Jedermann dazu reize, ſollet Ihr antworten: daß ich noch immer gefürchtet, ich ſey nicht tüchtig genug. Doch wo meine Ehe Sr. Ch. F. G. eine Stärkung ſeyn möchte, wollte ich gern bald bereit ſeyn, Sr. Ch. F. G. vorher zu traben, nachdem ich doch ſonſt im Sinn bin, eh' ich aus dieſem Leben ſcheide, mich in den Eheſtand finden zu laſſen, welchen ich von Gott gefordert erachte, und ſollte es nichts weiter denn eine verlobte Joſephs-Ehe ſeyn." — Indeß erlangte er bei dem Churfürſten ſeinen Zweck nicht, da derſelbe bald in ſeine alte Schläfrigkeit und Glaubensträgheit zurück verſank, der Bauernkrieg auch bald darauf ſeine Endſchaft erreichte, und Luther durfte ſich hernach ſeiner grimmigſten Feindſchaft verſehen.

Eine neue kühne That bezeichnete dieſe Tage unſers Luthers, indem er von dem grauſamen, wollüſtigen und eitlen König Heinrich VIII. von England — der von ſechs Gemahlinnen zwei enthaupten und von drei ſich ſcheiden ließ — den Fehdehandſchuh, den dieſer ihm hinwarf, aufhob und des königl. Gegners eitles Beginnen, vom Papſte, gleich den Herrſchern von Spanien und Frankreich, einen Ehrentitel zu erjagen, in einer deutſch und lateiniſch geſchriebenen Schrift, „die babyloniſchen Gefängniſſe" betitelt, zu Felde zog, ſich zuvörderſt über deſſen wirklich erlangten Ehrentitel: „Vertheidiger des Glaubens" luſtig macht und dann den „Herrn Henricus von Gottes Ungnaden" bei ſeiner lateiniſchen Schrift anfaßt. Er ſprudelt hier ſchier von Sarkasmen der buntſcheckigſten Art, da er ſich gegen den Fremdling nicht zu enthalten zu dürfen vermeinte, und ſagt unter Anderm: „Es meinen Viele, König Heinrich habe das Büchlein nicht ſelbſt gemacht. Da liegt mir nichts an, es hab's König Heinrich oder Kunz, Teufel oder die Hölle ſelbſt gemacht. Wer lügt, der iſt ein Lügner, darum fürchte ich ihn nicht. Mich dünkt wohl, König Heinrich habe eine Elle grobes Tuch oder zwo dazu geben und der giftige Bube Leus, der wider Erasmus geſchrieben hat, oder ſeines Gleichen, haben

die Kappen geschnitten und mit Futter unterzogen; aber ich will sie ihnen ausstreichen und Schellen daran schürzen, ob Gott will." Dann beleuchtet er sein eigen schriftlich Thun und Treiben, und klagt sich an, daß er gegen den Papst von Anbeginn lange nicht hart genug verfahren, sintemal das Papstthum des obersten Teufels giftigster Gräul sey. Auch in Worms nicht härter und strenger gewesen zu seyn, schien ihm Leid, da er es denn nun gegen Heinrich gar sehr zu seyn gedenke; geht ihm auch hart zu Leibe in Beleuchtung von dessen unbedründeten Beschuldigungen, mit denen er „lästert alle meine christlichen Lehren, und schmiert seinen Dreck an die Krone meines Königs der Ehren, nämlich Christi, deß Lehre ich habe. Darum soll's ihm nicht wundern, ob ich den Dreck von meines Herrn Krone an seine schmiere, und sage für aller Welt, daß der König von England ein Lügner ist und ein Unbiedermann." — So derbe nun gehts in mancherlei Weise fort und schließt mit den Worten: „Darum will ich's jetzt auf eine Weile hie lassen, denn es liegt mir die Bibel zu verdeutschen auf dem Halse, neben anderen Geschäften, daß ich jetzt nicht länger in König Heintzen Dreck mähren kann. Ich will aber, will's Gott, mir die Zeit einmal nehmen, und dem giftigen Lügenmaul und Lästerer König Heintz vollends aus antworten. Ich achte aber, er hat dieses Buch aus solcher Andacht für sich genommen, daß ihm sein Gewissen zappelt. Denn er weiß wohl, mit was Gewissen er das Königreich von England besitzt, nachdem der königliche Stamm ermordet und das königliche Blut vertilget ist. Er fürchtet seiner Haut das königl. Blut möchte an ihm gerochen werden. Darum gedenket er sich an den Papst zu hängen und ihm zu heucheln, auf daß er fest sitzen möge. So hing er sich auch weiland jetzt an den Kaiser, jetzt an den König von Frankreich: wie denn pflegen die tyrannischen und bösen Gewissen zu thun. Sie sind recht zusammen, Papst und Heintz von Engelland. Jener hat sein Papstthum wohl mit so gutem Gewissen, als dieser sein Königreich erobert. Darum jucket einer den an-

dern, wie die Mauleſel ſich unter einander jucken. — Wird mir aber Jemand Schuld geben, daß ich königl. Majeſtät nicht verſchont habe, und allzuhart angetaſtet, der ſoll wiſſen, daß ich's darum gethan habe, weil er ſein ſelbſt nicht verſchont hat. Leugt er doch ſo öffentlich und unverſchämt aus Fürſatz, als die Buben; ſo ſchilt er ſo bitter, giftig und ohn' Unterlaß, als keine öffentliche zornige Hure ſchelten mag, daß man wohl ſiehet, wie keine königliche Ader an ihm iſt. Könige pflegen nicht ſo bübiſch zu lügen, noch ſo weibiſch zu toben. Dazu treibt er ſolche Lüge und Schelte wider Gottes Schrift, und ſchändet mir meinen König und Herrn, daß er's wohl beſſer verdient hätte. Wenn er nur redlich geſcholten hätte und frei und fröhlich auf mich gehauen, wollt' ich's gern haben. Aber ſo wehmüthige und weibiſche Urſachen ſuchen wider Gottes Wort ſtehet ja nicht für einen Mann, geſchweige einen König. Ich habe auch um mich gehauen, aber es kann mich Keiner Lügen ſtrafen. Hat er es aber einen andern thun laſſen, ſo habe er es ihm. Warum läßt er es unter ſeinem Namen ausgehen?" —

Man muß in unſern Tagen billig über die Schriftfreiheit jener Zeit erſtaunen, und in ihr mit iſt der Erfolg für ein ſo ungeheures Werk, wie die kirchliche Reformation, zu ſuchen. Indeß läßt ſich leicht erachten, wie ſolch ein Brief dem „Heintz" an die Krone geſtoßen, darum er auch nicht allein in ſchmählichen Worten öffentlich dagegen ausgebrochen, ſondern auch an dem Churfürſten und deſſen Bruder Johann eigends Briefe geſchrieben, den „immer toller und giftiger werdenden Mönch" ſeiner Frechheit halber anzuklagen, und um Beſtrafung, vornämlich aber auch zu bitten, die von Luther angedeutete Ueberſetzung des alten Teſtaments zu hintertreiben. — Die hohen Herren antworteten ihm in einem ſinnigen, faſt ironiſch klingenden, aber ſanften Briefe, daß ſie ablehnen müßten, ſich in gelehrte Streitigkeiten zu wagen, vor Allem da ſie der Meinung, es könne die Schrift des, wie er ſelber behaupte, „verrückten Mönchs" einem ſo hohen Herrn, als er ſey, keinen Schaden, noch Gefahr brin-

gen. Wünschten ihm Friede und Wohlseyn und ließen den Brief geruhig abgehen.

Erklärlich ist es, daß selbst Luthers eifrigste Freunde den Ton, den er zuweilen in seinen Streitschriften all zu keck anschlug, nicht gut heißen konnten, und ihm ernstliche Vorwürfe darüber machten. Solchen begegnete er denn theils mit reinem, vollem Rechtgeben, theils aber auch mit den Gründen, wie er zum öftern gefunden, daß sein leises und zierliches Auftreten gegen so böswillige Feinde lange nicht den Erfolg gehabt, als wenn er — wie nun eben jetzt z. B. — auf den groben Klotz einen groben Keil gesetzt und mit der Keule drein geschlagen, daß die Funken gestoben, wie denn einige Menschen gar nichts Besseres werth, als ihnen geradezu die groben Worte hageldick auf den Kopf fallen zu lassen. Nebenbei solle man wohl bedenken, wie auch Christus, Petrus und Paulus keineswegs immer sanft und zimperlich geredet, vielmehr solche die Juden zum öftern Otterngezüchte, Mörder, Teufelskinder, Narren und sonstig nicht eben zärtlich benannt. Es werde wohl eine Zeit kommen — meint er — wo sie sein Recht, also zu schreiben, begreifen und einsehen werden, Summa er Alles aufbieten müsse, sein Werk bei Zeiten durchzusetzen, und dazu nicht immer gelinde Mittel ausreichend wären.

Schwerer wie der Vorwurf der Grobheit aber ist dem zu begegnen, daß Luther an denselben Monarchen 1525 einen übertrieben de- und sanftmüthigen Brief schrieb, da der König mit dem Papst in Zerwürfniß gerathen war, und Luther hieraus auf die Möglichkeit eines Herüberziehens zur Reformation schloß. Dieser Brief, worin der sonst so eisenfeste Mann sich krümmt und windet, seine vorige harte Schrift auch höchlich verwirft und bereut, ist so eine Schattenseite in seinem Bilde, daß man sich scheuen muß, eine Reihe daraus mitzutheilen; und selber der Eifer für sein göttliches Reformationswerk, das er dadurch zu fördern trachtete, hätte ihn nicht dazu bringen sollen, so knechtisch demüthig vor seinem einstigen Beleidiger zu stehen. Dazu erzielte dieses un-

würdige Schreiben den gehofften Zweck ganz und gar nicht, vielmehr frohlockte der hämische König, und zwar nicht im Stillen, sondern er ließ eine neue böswillige Schrift gegen Luther ausgehen und neben ihr den Brief als Beweis eines Widerrufs abdrucken. — Solches dem Martinus vor Augen gekommen, flammte er nun wieder wie ein Feuerberg auf, und ließ eine Schrift los, aus der man zum Troste ersah, daß jenes demüthige Schreiben nicht das Ergebniß eines eignen freien Willens, sondern höheren Einflusses gewesen. Er wird beißig und höhnisch, sagend, daß wohl nie einem hohen Kaiser oder sonst einem ein so vornehmen Scharfrichter geworden, wie ihm, dem armen geringen Mönchlein. Betheuert auch, wenn man meine, er habe je sein Werk bereuet oder widerrufen, „der betreugt sich weidlich und machet ihm selbst einen gülbenen Traum, da er eitel Dreck findet, wenn er aufwacht". — Der König Christiern von Dänemark, erfährt man, habe ihm die unnütze Demuth eingeblasen, derenthalben man ihm nun fälschlich des Kleinmuths zeihe; so sey es denn Trug, auf andrer Leute Rath zu hören, obgleich er wohl geglaubt, es werde der König Heinrich sanft und friedlich auf seine guten Worte eingehen, nun er sich doch so garstig betrogen. „Ich armer Trunkenbold," schreibt er, „speite den demüthigen verlornen Brief heraus; den fressen nun die Säue und zerreissen mich und ich meinte doch, es wären eitel Heilige. Habe ich doch leider Christi Vermahnung nicht gehalten, daß ich die Perlen nicht vor die Säue würfe." Darauf beklagt er sich, wie er sich nun zum Dritten — gleich wie gegen Herzog Georg und Cajetanus — hätte zur Demuth bewegen lassen, da es ihm doch nimmer genützt. „Was suche ich russiges Aschenbrödel zu Königs und Fürsten Höfe, da ich doch weiß, daß der Teufel oben an sitzt und sein höchster Thron ist! — Ich bin ein Schaaf und bleibe ein Schaaf, daß ich so leichtlich gläube, mich so führen und leiten lasse, solchen Junkern zu hofiren und nicht einmal meinem Sinne folge, daß wo ich einem Tyrannen oder Hochgelehrten einen Streich geben hätte und sie darum

zürneten, mich dreißig Streiche hie nachgeben zu Reue und Buße, so wüßten sie, wie ich widerriefe meine Lehre, sintemal ich doch weiß, daß die Tyrannen nichts, denn den armen Madensack, meinen Leib, und die Hochgelehrten meine Ehre nehmen können ꝛc." — Und weiter: „Wohlan, allzusammen, wie ihr zusammen seyd und zusammen gehöret, Teufel, Papisten und Schwärmer auf einem Haufen, nur frisch an den Luther! ihr Papisten von vorn her, ihr Schwärmer von hinten zu, ihr Teufel von allen Enden dran, hetzt, jagt, treibet getrost, ihr habt das rechte Wild für euch. Wenn der Luther liegt, so seyd ihr dann genesen und habt gewonnen. Ich sehe doch wohl, daß Alles verloren ist, es hilft kein Schelten, kein Lehren, kein Vermahnen, kein Dräuen, kein Verheißen, kein Bitten, kein Flehen, keine Geduld, keine Demuth, kein Heucheln, kein Locken, wie ich's auch versuche, wende und kehre, so geht's nicht. Wohlan, so gelte Trotz in Gottes Namen!" —

Armer, guter Luther! — es liest Niemand deinen Kummer recht in deinem Herzen, als der selber mit den großen Hänsen der Welt zu kämpfen hatte; sie, die dich peinigten und plagten und mürbe zu machen trachteten von außen, indeß die gute Sache dich trieb und quälte von innen und du nicht lassen konntest vom Rechten, und wie man nun witzelt und deutelt, Freund und Feind an deinen Worten, die doch draußen sitzen und nicht hineinsehen können in deinen Busen, wo das Gewaltige sich regt und brütet! — Heiliger Mann, du bist größer, als dein Ruhm! —

Nicht in Abrede zu stellen ist, daß es Luthers gewaltiger Geist war, der in jenen Tagen alle Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft so durchdrang, daß aus seinen verneinenden Glaubensschriften zugleich auch die Verneinung anderer bestehender, vornämlich politischer Dinge, wie sie sich eben jetzt geltend zu machen suchten, hervorging. Des Bauernkrieges gegen den Adel haben wir bereits gedacht; nunmehr aber rührte sich in den Häuptern Sickingen und Hutten auch von Seiten der Ritterschaft ein politischer Freiheitssinn,

um sich von der erdrückenden Oberherrschaft des Kaisers und anderer hohen Fürsten frei zu machen, zu welchem Ende Sickingen sich in gutes Einvernehmen mit den größern deutschen Städten zu setzen trachtete. Sein nicht ganz klar gewordener Plan scheint weitumfassender Art gewesen zu seyn, und er hatte sich im Geheimen eine Macht gebildet, mit der er es selbst gegen Fürsten aufzunehmen sich kräftig genug fühlte. Er versuchte es zuerst gegen den Churfürsten von Trier; doch lief der Kriegszug unglücklich für ihn ab. Er wurde erst in die Acht erklärt, dann verwundet, gefangen genommen und starb elendiglich. Luther, der Feind alles Blutes, hieß diese übermüthigen Versuche, die Politik mit der Religion zu vermengen, keineswegs gut, und rief, als er Sickingens Untergang vernahm, aus: Gott ist gerecht! — Man versuchte demunerachtet Luthern die Beschuldigung der Mitwissenschaft aufzubürden, doch ist solches von allen Vorurtheilsfreien als Verläumdung anerkannt. — Bald genug folgten diesem ersten Aufstande andere, vornämlich in Schwaben und dem Brandenburgischen. Massen von Bauern, unzufrieden mit den Abgaben und Bedrückungen, wehrten dem Predigen des Evangeliums und sonstigen Anordnungen, strömten bewaffnet zusammen und bildeten Läger, aus denen sie zwölf Artikel als Unterwerfungsbedingungen ausgehen ließen, enthaltend: die Forderung, sich eigne Pfarrer erwählen zu dürfen; den kleinen Zehnten nicht mehr zu entrichten, den großen aber für Arme und Geistliche zu verwenden; die Leibeigenschaft aufzuheben; freie Jagd- und Fischfang; Ermäßigung der Frohne, Zinsen und Steuern; verbesserte Gerechtigkeitspflege; Ordnung der Gemeindegüter; Abschaffung von Sterbefallsgesetzen, und schließlich Anerbieten, Belehrung aus der heil. Schrift über die Recht- oder Unrechtmäßigkeit ihrer Forderung anzunehmen. — Statt dessen bekamen sie theilweise Prügel, wurden hinters Licht geführt und zersprengt. — Schlimmer trieb es jetzt eine andere Schaar, die stärker, tapferer, aber auch grausamer, sich länger hielt, 71 in Weinsberg gefangene Adelige ermordete, Städte und Herr-

schaften sich unterwarf, und als sie dennoch endlich auch zersprengt wurde, sich auf Beutemachen und Räubereien legte. — Die Adeligen vergalten die begangenen Grausamkeiten mit zehnfacher Wuth und das Loos der armen Bauern wurde je länger je schlimmer.

Unter jenen Aufrührern zeichnete sich vor Allem ein trügerischer Bauer, Thomas Münzer, aus, der sich höherer Eingebungen rühmte und an die Spitze des Aufstandes stellte. — Derselbe hatte sich vorlängst schon einmal Luthern genähert, um ihm von himmlischen Offenbarungen vorzureden, gegen die Luther aber taub blieb und zu unterschiedlichen Malen an die sächsischen Herren schrieb, gegen diese Fanatiker auf ihrer Hut zu seyn und bei Zeiten drein zu greifen mit gewappneter Hand, anders ein solcher Tollhäusler wohl ein ganzes Volk könne in seiner Tollheit mit verstricken und großes Unheil anstiften. — Hier muß man den weit vorausſehenden Scharfblick Luthers bewundern, der sich leider nur allzuschrecklich bewährte, indem durch eben diesen Münzer unsägliches Leid über Thüringen und die angränzenden Länder gebracht wurde und Ströme Bluts flossen, ehe man den Aufwiegler endlich verkappt und auf einem Dachstübchen versteckt, gefangen nehmen konnte. Anfangs beriefen sich diese Bauern fortwährend auf Luther und seine Lehre, als die ihm von ihrem Rechte und deren Verletzung zuerst geredet, und der gute Martinus hatte genug zu thun, solcher Beschuldigung zu wehren; darum er denn auch eigends auf jene zwölf Artikel einzeln antwortete und ihnen bessern Unterricht über das, was sie zu thun und zu lassen, ertheilte. Aber auch zu den Fürsten und Herren redete er in ernster und sehr eindringlicher Weise über ihre Härte und die Bedrängnisse, so sie seit je über das arme Landvolk gebracht, als wodurch sie nun endlich so aufsätzig worden, daß sie ihr eigen Recht gebrauchten und Blut vergössen, derenthalben er noch gar als Anstifter angesehen werde, da doch nicht er und das Evangelium die Schuld tragen, sondern die Herren selber, die Gottes Hand gegen sich aufgebracht, daß er sie

ſtrafe ob ihrer Härte und Eigennutz, Schlemmerei und Völlerei, nebſt Menſchenverachtung, da doch die Bauern ebenfalls Geſchöpfe ihrer Art ſeyen, mit denen man glimpflich und liebreich umzugehen habe, dereinſt vor Gott zu beſtehen im Gericht. — Ermahnt ſie auch, die Warnung nicht zu mißachten, ſo in dieſem entſetzlichen Aufruhr für ſie liege, den zu ſteuern ihr eigen Dichten und Trachten ſeyn ſolle. — Dann redet er noch viel eindringlicher zu den Bauern und ermahnt ſie, doch nicht durch ihre Gewaltthaten das Uebel noch viel ärger zu machen, vielmehr in Güte ihre Händel ſchlichten zu wollen, auch kein Blut fürder zu vergießen, damit die Erde, ſo es trinken müſſe, nicht Rache ſchreie zum Himmel. Beklagt ſich auch, daß ihm endlich, nun die Päpſtlichen ihres Haſſes gegen ihn zu Schanden gemacht, der Feind zehnmal ärger im eignen Hauſe erſtehe, „ihn durch Mordpropheten und Rottengeiſter zu vertilgen und aufzufreſſen. Nun, er freſſe mich; es ſoll ihm der Bauch enge genug davon werden, das weiß ich; und ob Ihr's gewinnt, ſollet Ihr's doch auch nicht viel genießen." — Dann hadert er mit dem, ſo jene Artikel aufgeſetzt, und ſagt: „Es iſt kein frommer redlicher Mann geweſen; denn er hat viele Capitel aus der Schrift an den Rand gezeichnet, als wodurch die Artikel ſollen begründet ſeyn, und behält doch den Brei im Maule und läſſet die Sprüche außen, damit er ſeiner Bosheit und Eurem Fürnehmen einen Schein mache, Euch zu verführen, zu hetzen und in Gefahr zu bringen."

Man muß geſtehen, daß Luthers Stellung zu dieſer Zeit zwiſchen den gewaltigen Fürſten und den blutdürſtigen, durch ihre Fauſt nicht minder gewaltigen Bauern eine der ſchwierigſten ſeines Lebens war, und es der ganzen Aufbietung ſeines ſcharfſehenden Verſtandes bedurfte, das Rechte von dem Unrechten, wie es hier ſo verworren neben einander lag, zu ſondern, und nebenbei auch der Gewandtheit ſeiner Sprache, um alles das Gefundene dort bei den Fürſten in einem gemeſſenen, nicht allzuverletzenden Tone, hier aber bei

den Bauern in verſtändlichen Worten zu ſagen, die ihm einleuchtend das Wahre über dem Falſchen zeigten. — Mit großer Genugthuung empfing er endlich den ſogenannten Allgäuer — mit den ſchwäbiſchen Bauern abgeſchloſſenen — Vertrag, zu deſſen Herbeiführung ſein Wort und ſeine Schrift gewiß nicht wenig beigetragen, und ergriff die Gelegenheit, ihn mit einem gar derben Vorworte herauszugeben, worin er den Bauern vornämlich noch einmal faſt ungebührlich die Pelze wäſcht, daß ſie ſo gar blutdürſtig zu Werke gegangen, und ſich haben verleiten laſſen, auf die falſchen prophetiſchen Lügenmäuler zu hören, und redet mit andern Worten daſſelbe, was Schiller über das Schrecklichſte der Schrecken, über den Menſchenwahn, ſagt: „Darum ſoll hie zuſchmeißen, würgen und ſtechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts giftigeres, ſchändlicheres, teufliſcheres ſeyn kann, denn ein aufrühreriſcher Menſch; gleich als wie man einen tollen Hund todtſchlagen muß; ſchlägſt du nicht, ſo ſchlägt er dich und ein ganz Land mit dir.“ — Solche und viele mehr gegen die Geringen geredeten harten Worte aber erweckten dem Luther viele Tadler, da doch die Fürſten eben ſo große Schuld trugen, als jene, und es konnte nicht unterbleiben, daß ihm ſolcher Vorwurf hie und da zugetragen wurde, weshalb er denn auch hierwider eine Vertheidigungsſchrift ausgehen ließ. Man möchte bei Durchleſung derſelben den Verfaſſer nicht ganz von Rechthaberei und Sinnkünſtelei freiſprechen, auch gewaltſames Aburtheilen und Zurechtweiſen mit harten Worten ohne ſonderliche Begründung tritt einem eben nicht angenehm entgegen, da er ſich denn immer auf den Hauptſatz zurückzieht, daß jedes aufrühreriſche Auflehnen gegen die Obrigkeit, ſey ſolche auch noch ſo tyranniſch, etwas Verwerfliches und Strafwürdiges ſey, damit er freilich der Grauſamkeit der Obern nicht wolle das Wort geredet haben, es auch ſeine Schuld nicht geweſen, daß dieſe ſo bedrückend gewaltet, doch ſolle der Unterthan gütliche Wege einſchlagen, auf daß nicht kleines Unheil zu großem ausarte, dergleichen noch immer aus Rebellion hervorgegangen. Betrachtet man

nun den Standpunkt, wo der Reformator zu jener Zeit stand, und wo Aller Augen auf ihn gerichtet waren, Jeder an seinen Lippen hing und seine Worte drehte und deutelte, so muß man gestehen, daß das Zurückziehen auf einen allgemeinen Grundsatz des Rechtes das Einzige war, wodurch er sein fleckenloses Ansehen behaupten konnte, und jedes davon Abweichen, vor Allem zu Gunsten der Bauern, fähig gewesen wäre, neuen Schwefel in das kaum verglommene Feuer zu streuen. Wir erinnern, daß auch Christus zum öftern in so verfängliche Situation zwischen Hoch und Niedrig gebracht wurde, und mit welcher glücklichen Wendung er daraus hervorzugehen wußte. Darum dürfen wir über die einzelnen Ausstrahlungen der Worte nicht allzumäkelnd hergehen, sondern müssen uns, mit Rücksicht auf die gefährliche Situation, an den Grundgedanken und an die Absicht halten, damit von ihnen aus auch jene anscheinend ungerechte Ausstrahlung gerechtfertigt werde. — Ferner ist und bleibt ewiglich das Grundprincip jedes Richters — und zu solchem war Luther nun einmal über der Bauern Thun und Treiben berufen — Strenge, ja ein gelindes Hinausgehen über das Ziel selber, da von dem Princip durch Zeit und Umstände immer noch hinlänglich abgebungen wird. Auch mußten es die Zurechtgewiesenen gar arg getrieben haben, wenn Luther z. B. sich zu Worten angeregt fand, wie diese: „Die muthigen, rasenden und unsinnigen Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Blutes satt werden, habe ich mir nicht fürgenommen zu unterrichten. Denn solchen Bluthunden gilt es gleichviel, sie mögen schuldig oder unschuldig, es gefalle Gott oder dem Teufel, die haben das Schwerdt, allein ihre Lust und Muthwillen zu büßen, die lasse ich ihren Meister den Teufel führen, wie er sie führt. — Ich habe es leider besorgt: würden die Bauern Herren, so würde seine Mutter Aebtissin werden. — Hat Jemand nicht genug an dieser Schrift, der sey nunmehr weise und klug, fromm und heilig, und lasse mich einen Sünder und Narren bleiben. Wiewohl ich wollte, man ließe mich in Frieden, man wird

mir doch nichts abgewinnen und ſoll recht bleiben, was ich lehre und ſchreibe, und ſollte auch die Welt darüber berſten.“ — Ein großer Starrſinn zwar leuchtet auch hieraus wieder hervor; aber frage man nur einmal, wie weit Luther ohne dieſe ſtarre unbändige Kraft ſeines Willens in dem Reformations-Werke gekommen ſeyn würde? Und ferner, ob nicht Jeder noch, der etwas Großes vollbrachte, eine ähnliche Geiſtes- und vornämlich Willenskraft in die Wagſchale legen mußte, um das Unrecht, die Kleinlichkeit, die Lüge, den Trug, den Wahn und wie alle die ſchmutzigen hemmenden Erdendinge heißen, in die Höhe zu ſchnellen? — Man darf ſolche Männer nicht mit dem Maaßſtab eines Zolles Länge meſſen; große Männer ſind räthſelhaft, wie die Natur; wo wir ſie nicht verſtehen, da wollen wir uns beſcheiden, und glauben, es lag eine Nothwendigkeit in ihrem Thun, die mit dem Zweck in Harmonie ſtand, auch wenn Fernſtehende es nicht zu begreifen vermochten.

Wir haben ſchon mehrere Male früher eines Carlſtadt, Luthers anfänglichen Freundes und dann Widerſachers, gedacht, und kommen jetzt wiederum auf ihn zurück, da er je länger je mehr ſich von Luthers evangeliſcher Ruhe und Einfachheit abſonderte und ſo zu ſagen ein Reformator auf eigne Hand zu werden gedachte. Auf ſeinen Anlaß erhoben ſich die ſogenannten Bilderſtürmer und falſchen Eiferer, die, der Abgötterei zu wehren, gleich Moslims, keine Bilder in den Tempeln dulden wollten und ſolche überall vernichteten. Unordentliche Abendmahlsfeier machte ſich daneben geltend, und als Luther ſich auch gegen dieſen Unſinn mit Wort und That auflehnte, auch Carlſtadts ungemeſſenen Schriften hemmend in den Weg trat, entfernte ſich dieſer von Wittenberg, wo er eine Profeſſur bekleidete, ging als Prediger nach Orlamünde und eröffnete hier als ſolcher den Tummelplatz einer cultiſchen Narrheit, indem er die angeblich lutheriſche Gleichheit aller Chriſten ſo weit ausdehnte, daß er ſich z. B. (für

damalige Zeit höchſt auffällig) in einen grauen Rock und Filzhut gleich einem Handwerker kleidete und ſich Nachbar Andres nennen ließ. — Zur ſelbigen Zeit hatte Luther Verrichtungen in Jena, wohin er reiſete, und Gelegenheit nahm, gegen die Bilderſtürmer und inſonderheit Carlſtadts Thorheit zu predigen. — Dieſer war in der Kirche gegenwärtig geweſen, fühlte ſich, obgleich ungenannt, getroffen, und begehrte eine Unterredung mit Luther, die ſich machte, und beide Herren trafen im ſchwarzen Bären unter Beiſeyn vieler gelehrten und anderer Herren zuſammen. Sie ſetzten ſich einander gegenüber und geriethen — weſentlich über das Abendmahl — derbe an einander; Carlſtadt beklagte ſich, daß Luther ihm Schriften verwehrt und alſo gleichſam Hände und Füße gebunden und dann geſchlagen habe.

Luther. Schreibt wider mich öffentlich und nicht heimlich.

Carlſtadt. Wenn ich denn wüßte, daß Euch ſo jach darnach wäre, es ſoll' Euch wahrlich zu Theil werden.

Luther. So thut es.

Carſtadt. Wohlan!

Luther. Thut's, ich will Euch einen Gulden dazu ſchenken.

Carlſtadt. Einen Gulden?

Luther. Wenn ich's nicht thu', ſey ich ein Schalk.

Carlſtadt. Gebt Ihr mir ihn denn, ſo nehm' ich ihn wahrlich an.

Dr. Luther griff nun flugs in ſeine Taſche, zog einen Goldgulden hervor und reichte ihn dem Carlſtadt mit den Worten: „Nehmt ihn und greift mich nur tapfer an; friſch auf mich!"

Carlſtadt, nachdem er den Gulden Allen gezeigt, krümmte ihn, ſteckte ihn ein und ſagte: „Lieber Bruder, das iſt Arrabo, ein Zeichen, daß ich Macht hab' wider Doctor Luther zu ſchreiben, und bitt' Euch Alle, Ihr wollt' mir's bekenntlich und Zeuge ſeyn. — Luther aber betheuerte: Das bedürfe es nicht, gab Carlſtadt die Hand darauf und beide tranken mit einander.

Während Luthers Anwesenheit in Jena kam ein Brief an ihn vom Rath und der Gemeinde zu Orlamünde, darum, daß Carstadt ihnen gesagt, Luther habe sie für Ketzer und irrige Schwärmer gehalten, deshalb er kommen möge, sie des zu überweisen oder zu belehren. Solcher Einladung folgte Luther willig, und da er eintraf, holte man eilig den Bürgermeister und seinen Rath vom Felde, die den Doctor sehr höflich begrüßten; er aber war nicht eben leutselig gegen sie, behielt sein rothzipfliches Barret auf dem Haupte, lehnte auch die Bitte, zu predigen, ab, und ließ sich nur auf die Widerlegung ihrer in jenem Einladungsbriefe weitläufig enthaltenen Beschuldigungen ein. — Während er im besten Zuge war, trat Carlstadt herein, der aber auf Luthers heftiges Begehren sich entfernen mußte. — Nun stritt man sich über die Zu- oder Unzulässigkeit von Bildern, da denn der Doctor gar seltsame Reden anhören mußte, weshalb er ihnen mit kurzen Worten sagte, unter dem in der Bibel verbotenen Bilderdienst seyen nur abgöttische Bilder genannt. — Da erhob der Bürgermeister laut seine Stimme, meinend, man müsse sich strikte an Gottes Wort halten, denn es stehe geschrieben: „Du sollt weder dazu setzen, noch abnehmen.“ — Luther wurde über den ganzen Handel zornig und eilte hinweg, wurde aber unter großem Geschrei mit Scheltworten und Steinwürfen verfolgt und konnte kaum unverletzt entweichen. — Das Alles machte ihn gegen Carlstadt höchst aufgebracht, so daß er sagte, derselbe diene nicht Gott, sondern dem Satan. Als dieser verirrte Priester nun auch, trotz Befehl, nach Wittenberg zurückzukehren, sich dessen weigerte, wurde er auf landesherrliche Order aus den sächsischen Staaten verbannt. — Die Orlamünder Gemeinde erhielt noch zwei Briefe von ihm, welche öffentliche in der Kirche unter Glockengeläut und allgemeinem Geheul abgelesen wurden. — Bald darauf sah der Vertriebene sich in Untersuchung über den Bauernaufstand verwickelt, deshalb er an Luther einen de- und wehmüthigen Brief schrieb und denselben bat, für ihn beim Churfürsten zu bitten, daß er in

deſſen Lande leben dürfe, da er ſich denn gern zur Unterſuchung ſtellen und von der Beſchuldigung reinigen wolle. — Luther erfüllte ſein Begehren, weil ihn der nunmehr arm und unglücklich gewordene jammerte, zumal derſelbe ſich zu dem Verſprechen erboten, nimmermehr zu lehren und zu predigen, ſondern von ſeiner Hände Arbeit zu leben.

Der eindringliche Brief Luthers an den Fürſten bewirkte die Erlaubniß, daß Carlſtadt wieder ins Land kommen durfte, worauf er ſich 1525 in der Umgebung Wittenbergs niederließ, auch einen Widerruf ſeiner Irrlehre unterzeichnete, wie ſolches ſchwachen Köpfen, die unüberlegt in den Tag hinein reformiren, Sitte iſt. — Luther ſchrieb ein Jahr ſpäter über ihn: „Carlſtadt lebt bei uns in der Nähe von Wittenberg und führt ein Bauernleben in Bergwitz, eine Meile von unſerer Stadt. — Geſtern haben wir ihm ein Söhnlein getauft oder vielmehr umgetauft. Die Gevatter ſind: Jonas, Philippus, meine Käthe; ich und andere Gäſte waren als Zeugen dabei. — Wer hätte vor einem Jahre gedacht, daß das ſo kommen würde, daß die, ſo die Taufe ein Hundebad genannt haben, jetzt dieſelbe von ihren Feinden verlangt haben! Ob ſie das aus aufrichtigem Gemüthe thun, bleibe Gott vorbehalten.“ —

Carlſtadt lebte ſpäter arm und kümmerlich, und von dem Bewußtſeyn der Selbſtverſchuldung gedrückt, in Freiberg, ohne doch ganz ſchweigen oder von ſeinen Irrthümern laſſen zu können. Er gerieth darüber neuerdings mit Luther in heftigen Streit, lief Gefahr, ſeines Wortbruchs halber harte Dinge von oben herab über ſich ergehen zu ſehen, und entwich darum zuletzt nach der Schweiz, wo er 1528 in Baſel eine Profeſſur und Predigerſtelle übernahm und unbemerkt fortlebte.

Zeit möchte es ſeyn, von dieſer theologiſchen Zwiſtigkeit auch einmal wieder einen Blick auf Luthers Privatleben zu werfen. Erwähnt iſt bereits früher, daß alle Mönche bis auf den Prior und Luther das Auguſtiner-Kloſter in Witten-

berg verlassen hatten; so lag denn nun die Last der Verwaltung allein auf dessen Schultern, und da Luther nicht fürder Lust hatte, sich von solchen weltlichen Arbeiten in seinen anderweitigen, ihm viel wichtigern Beschäftigungen stören zu lassen, so überlieferte er das Kloster dem Churfürsten, legte auch zugleich am 9. Oct. 1524 zum erstenmale sein Mönchshabit ab und erschien im schwarzen Predigerrocke, wozu ihm der Fürst das Tuch geschenkt, in der Kirche. So oft man auch zu dieser Zeit ihn mahnte, sich gleichfalls, wie andere Priester, zu verehelichen, so lehnte er doch das Ansinnen ab, indem er keinen Sinn dafür zu haben gestand, sondern vielmehr hoffe und erwarte bald zu sterben. Wie sehr zu allen Zeiten die Verläumdung ihr giftig Spiel trieb, beweist der Umstand, daß ein Bote des Churfürsten heimlich nach Wittenberg kam, zu sehen, ob es wahr sey, was man dem Herrn hinterbracht, daß Luther an der Spitze bewaffneten Volkes in der Stadt umherziehe und ein ausgelassenes, liederliches Leben treibe, so wie man auch schon früher während seines Aufenthalts in Worms von ihm ausgesprengt, daß er trinke und in Würfeln spiele. — Luther lächelte zu diesen Böswilligkeiten, und ging eben jetzt mit sehr bürgerlich-ernsten Gedanken um. — Schon erfuhren wir, daß auf Veranlassung seiner Lehre viele Nonnen ihren Klöstern entliefen, von denen manche zu ihm kamen, um sich mit ihm über ihr weiteres Fortkommen zu berathen. Das Kloster zu Nimptschen war ebenfalls von seinen jugendlichen Bewohnern verlassen, und von diesen hatte Luther den größten Theil verheirathet, andern ein sonstiges Unterkommen verschafft, und war keine übrig geblieben als Catharina von Bora, die er ebenfalls für einen jungen Theologen Hieronymus Baumgärtner, der bereits der jungen Nonne Neigung sich erworben, zu verheirathen gedachte, darum er an selbigen schrieb: „Wenn Du Deine Käthe von Bora heimführen willst, so mache schnell, denn es ist ein Anderer bei der Hand, dem sie gegeben werden mag. Sie hat die Neigung zu Dir noch nicht überwunden; mich sollte fürwahr diese Heirath um beider

Theile halber freuen." — Indeß zerschlug sich diese Verbindung, trotz gegenseitiger Neigung, und gleichfalls eine andere, mit dem Dr. Glatz projektirte, weil Käthe den Mann nicht leiden mochte und Luthers Freunde, Amsdorff, geradezu gestand, daß sie sich viel lieber entschließen würde, ihm oder auch Luthern die Hand zu reichen. — Luther neigte sich auch merklich dem Entschlusse zu, und schrieb im Mai an seinen Freund Rühl: „Kann ich's schicken, dem Teufel zum Trotz will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe. Ich hoffe, man soll mir doch nicht meinen Muth und Freude nehmen." — Ferner soll ihm eine Rede des Hier. Schurf zum Trotze bewogen haben, da derselbe schrieb: „Wenn dieser Mönch ein Weib nähme, so würde die ganze Welt und der Teufel selber lachen, und er alle seine Sachen damit verderben." — Solchem Allem durch die That zu begegnen, verabredete er sich mit einigen vertrauten Freunden, die sich in des Stadtschreibers Reichenbach Hause versammeln mußten, und verlobte sich hier ohne vieles Vorherreden, ließ sich darauf am 13. Junius trauen und traf Vorkehrungen, am 27. einen Hochzeitschmaus zu halten. — Verschiedene Einladungsschreiben verdienen aufbewahrt zu werden, wie er denn z. B. an Michael Stiefel schrieb: „Bittet für mich, mein Herr, daß Gott der Herr meinen neu angefangenen Orden — den Ehestand — wolle gnädiglich segnen und heiligen. Denn die Weltweisen, auch unter den Unsern, sind heftig erzürnt darüber. Sie müssen bekennen, daß der Ehestand Gottes Geschöpf und Werk ist; aber die Larve meiner und der Jungfrau Person macht sie thöricht und treibt sie, wider Gott zu denken und zu reden. — Ist mein Ehestand Gottes Werk, was ist's Wunder, daß sich die Welt daran ärgert" ꝛc. — Und an die Freunde in seiner Heimath Mansfeld wieder schreibt er: „Weil sie denn toll und thöricht sind, will ich mich auch schicken, daß ich für meinem Ende im Stande vor Gott erschaffen gefunden werde und nichts meines vorigen papistischen Lebens an mir behalte, so viel ich kann, und sie noch toller und thörichter machen und

das Alles zu guter letzt und Ade. Denn es mir selbst ahnt, Gott werde mir einmal zu seiner Gnade helfen; so habe ich auch nun, aus Begehren meines lieben Vaters, mich verehelicht, und um böser Mäuler willen, daß nicht verhindert würde, mit Eile vollzogen, bin Willens auf Dienstag über acht Tage eine kleine Freude und Heimfahrt zu machen. Solches habe ich Euch als gute Freunde und Herren nicht wollen bergen, und bitte, daß Ihr den Segen helft darüber sprechen. Und dieweil die Läufte also stehen und gehen in den Landen, hab' ich nicht dürfen Euch dazu bitten und fordern zu erscheinen. Wo Ihr aber von gutem Willen selbst wollet oder könntet sammt meinem lieben Vater und Mutter kommen, möget Ihr selbst wohl ermessen, daß mir's eine besondere Freude wäre, und was Ihr mitbrächtet von guten Freunden zu meiner Armuth, wäre mir lieb" ꝛc. — So nun schrieb Luther auch an Spalatin, an Link und Andere, vornämlich an den Leonhard Koppe, der seiner Käthe zur Flucht aus dem Kloster war behülflich gewesen. Darnach wurde denn das Hochzeitmahl sittig und züchtig gefeiert. Der Stadtrath von Wittenberg verherrlichte dasselbe durch ein Geschenk von 14 Maaß verschiedener kostbarer Weine, und noch heute existiren der Eheleute köstliche Ringe, davon einer einen Rubin, der andere einen Rubin und Diamant faßt, mit der Inschrift: Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. — Luther war zu jener Zeit 42, Käthe v. Bora 26 Jahre alt; diese von lieblicher Gestalt und Gesichtsbildung, adeliger, aber armer Geburt. Leicht zu ermessen ist, daß Luthers Feinde aus diesem Schritte Veranlassung zu gehässigen Deutungen werden genommen haben. So erinnerten Päpstliche an die Sage, es solle von einem Mönch und einer Nonne der Antichrist geboren werden; worüber Erasmus seinen Witz losläßt, sagend: dann müsse der Antichrist schon viele tausend Male geboren worden seyn. — Selbst Luthers Freund Melanchthon — (über den Mehreres später) — billigte den Schritt nicht ganz, und wurde auch seines stillen, ernsten Wesens halber nicht zur

Hochzeit geladen. Derſelbe meinte ſpäter Niedergeſchlagenheit und Trübſinn an ſeinem Freund bemerkt zu haben, doch läßt ſich — ſelbſt wenn es gegründet — nicht auf Reue oder häuslich-s Unheil ſchließen. — Der Vorurtheilsfreie kann von dem Vollzug dieſes lange genährten und bedachten Entſchluſſes nur die vortheilhafteſten Schlüſſe auf Luthers Charakter als Menſch und Weltbürger machen. — Nie ſtrebte der kühne Mann — obgleich ſich ſeiner Kraft und Würde wohl bewußt — nach dem Range eines Propheten oder anderweitig vergötterten Heroen, der ſich von der Menſchheit und ihren bürgerlichen Beziehungen losſagen und der menſchlichen Bedürfniſſe und Empfindungen entſchlagen müſſe. — Luther wollte nichts anders, nicht mehr und nicht minder ſeyn, als ein ſich ſeiner Geiſteskraft wohlbewußter Menſch, der, an Scharfblick und Beredtſamkeit ſeine Zeitgenoſſen überragend, Mißbrauch und Laſter keck entgegen zu treten ſich nicht ſcheuen dürfe, im Uebrigen aber der Erdenbürger einer ſey, der von Luſt und Leid ſein beſcheiden Theil zu genießen und zu tragen. — Wie überall der Menſchen Irrthum, ſo ſtrebte er ſolchem auch in Beziehung zu ſich ſelber entgegen zu treten, und entſchloß ſich, durch die That zu beweiſen, daß das, was er lehre, ſein eigner heiliger Ernſt ſey.

Intereſſant iſt es wohl, nach einem ſo wichtigen Schritt, als Luther nun gethan, einen Blick in ſein Haus und ſein Gemüth zu werfen. Er ſchreibt bald darnach an einen Freund: „Ich bin nicht von unmäßiger Liebesbrunſt entflammt, ſondern halte mein Weib nur lieb und werth.“ — Ein andermal ſagt er: „Im erſten Jahre des Eheſtandes hat einer ſeltſame Gedanken; wenn er über Tiſch ſitzt, ſo gedenkt er: vorhin warſt du allein, und biſt jetzt ſelbander. Alſo ſaß meine Käthe im erſten Jahre bei mir, wenn ich ſtudirte, und da ſie nicht wußte, was ſie reden ſollte, fing ſie an und fragte mich: Herr Doctor, iſt der Hochmeiſter in Preußen des Markgrafen Bruder? — Es war aber eine und dieſelbe Perſon.“ — Luther betheuerte, ſeine Frau nicht gegen das Königreich Frankreich, noch gegen die Schätze

Venedigs vertauſchen zu wollen. Auch war er ſehr zärtlich gegen ſie, und ſchrieb auf die an ſie gerichteten Briefe: „Meiner freundlichen lieben Käthen Lutherin in Wittenberg zu Handen.“ — Gleich nach der Geburt ſeines erſten Sohnes ſchrieb er an Spalatin: „Gnade und Frieden! Ich ſage Dir Dank im Herrn, mein Spalatin, daß Du aus ſo vollem Gemüthe Glück wünſcheſt (möge es Gott gedeihen laſſen), mir glücklichem Ehemanne, als dem ein beſtes Eheweib und vielgeliebte Hausfrau ein Söhnchen, Johannes Lutherchen, durch Gottes Segen geſchenkt hat, und bin ſo Vater geworden durch Gottes wunderbare Gnade. Das gleiche wünſche und erflehe ich für Dich und mit um ſo glücklicherm und größerm Segen, je mehr Du beſſer biſt und größer denn ich. Bitte aber Du, daß mir Gott das Kind erhält gegen den Satan, der, wie ich wohl weiß, nichts verſäumen wird, mich in meinem Sohne zu verwunden, ſo Gott es ihm zuläßt. Denn ſchon hat das Kind allerlei, ich weiß nicht was für Krankheiten. Wann kommſt Du einmal zu uns, um auch einmal die alten Maale der vertrauten Freundſchaft anzuſehen? Ich habe einen Garten gepflanzt, einen Brunnen gebaut, und beides mit Glück. Komm, Du ſollſt mit Lilien und Roſen bekränzt werden.“ — Einem andern Freund ſchrieb er: „Es grüßt Dich Käthe, meine Rippe, und dankt Dir, daß Du ſie mit Deinem anmuthigen Briefe geehrt haſt. Sie befindet ſich wohl durch Gottes Gnade, und iſt mir folgſam und in Allem zu Willen und unterthänig, mehr als ich zu hoffen gewagt hätte, ſo daß ich meine Armuth nicht möchte mit den Schätzen des Kaiſers vertauſchen.“

1527 wurde ihm auch eine Tochter geſchenkt, Eliſabeth, die aber früh wieder dahinwelkte. Ueber alles dieſes, auch über ſeines Sohnes Krankheit, unterhält er ſich viel mit ſeinen Freunden ſchriftlich, und aus jedem Worte leuchtet der liebende, ſorgende und beſorgte Hausvater hervor. — Freunde und Gäſte in ſeinem ihm vom Churfürſten geſchenkten Kloſterhauſe zu ſehen, war ſeine größte Wonne, wußte ſie mit Speiſe und edlem Trank wohl zu bewirthen und vergaß

dabei auch der Kranken außerhalb nicht. So ernst auch sonst eigentlich sein Sinnen und Thun, ganz im Sinn seines großen heiligen Werkes, war, so aufgeräumt, gesprächig und scherzend wurde er doch im Kreise lieber Menschen, und seine heitern und witzigen Tischreden sind ihrer kernhaften Wahrheit und trefflichen Humors halber auf die Nachwelt gekommen und weltberühmt geworden. Dieses, im Bewußtseines reinen Sinnes sich Gehenlassen, unbekümmert, was engherzige Seelen auch darüber denken und sagen mochten, gehört mit zu den liebenswürdigen Eigenschaften des Reformators, der durch langjährige Erfahrung zu der Ueberzeugung gekommen war, daß er überall mit redlicher Keckheit weiter komme, als mit verzagter, furchtsamer Zurückhaltung; denn was er auch immer errungen und erkämpft, es war Alles seiner derben Gewalt, nicht seiner Bitte und Unterwürfigkeit gewichen.

Luthers Einkommen war im Ganzen nur dürftig zu nennen, und würde kaum für sein gewöhnliches Hauswesen, geschweige denn für Extra-Ausgaben und Gastereien ausgereicht haben, wenn nicht sein Churfürst und andere hohe Herren für ihn gesorgt und manche Vermächtnisse reicher Protestanten sein Vermögen verbessert hätten. Ein interessanter Zug seines Charakters ist der, daß er sich, trotz großer Anerbietungen, nie, weder für seine Vorlesungen, noch für seine Schriften wollte bezahlen lassen; auch der Freigebigkeit seines Fürsten suchte er zu wehren, und sind in dieser Beziehung herrliche Briefe von ihm an diesen aufbewahrt, worin er bittet, doch denen nicht ein Gehör zu schenken, die da sagen, er habe Noth, da er doch überschwenglich besitze, auch fürchte, dem Evangelium zu widerstreben, das da vor Reichthümern warnt; obgleich er leicht denken könne, wie leicht Seiner Churfürstl. Gnaden das Geben werde, „denn Zuviel zerreißt den Sack". — Dagegen legte er gern für Andere eine Bitte ein, half aber auch selber, wo er immer konnte, und da einstmals seine Käthe im Kindbette lag, und er um ein Darlehn angegangen wurde, im ganzen Hause aber nichts

fand, ging er über das Gevattergeld, und tröſtete die halb darüber erzürnte Frau, der Herr werde es wohl erſetzen. — Auf Hochzeiten und Kindtaufen durfte Freund Martinus ſelten fehlen, und da knauſerte er denn an Geſchenken nicht, ſo lange etwas da war; fand ſich nichts, ſo geſtand er es den Gaſtgebern geradezu, und ſchämte ſich ſeiner Armuth nicht. Auch über Land und nach andern Städten wurde er ausgebeten, mußte aber nicht ſelten — unter Anderen ſelbſt ſeinem Freunde Spalatin zur Hochzeit — abſagen, da böswillige Ritter und Edelleute ſeiner draußen harrten, Rache an ihm zu üben.

Luthers Glaube an Dämone, an Teufel und Satan erſcheint als eine der Nachtſeiten ſeines Charakters, iſt aber theils ſehr erklärlich aus der überſtrengen Erziehung, ſo ihm von ſeinen Eltern gegeben wurde, theils auch beruht er auf den felſenfeſten Glauben an die Bibel, ohne welchen er unmöglich ſein Reformationswerk hätte zu Stande bringen können. Er ließ auch nicht ein Tüttelchen derſelben fahren, und der Teufel war ihm und iſt jedem Bibelgläubigen noch heute etwas mehr, als ein Tüttelchen. Auch kommt es ja nur immer darauf an, was wir unter der Idee eines Teufels begreifen. Der Unterſchied eines philoſophiſchen und eines bibliſchen Teufels iſt gar ſo groß nicht. Jener iſt das in den Naturgeſetzen begründete, dem Wohle eines Einzelnen oder Mehrerer widerwärtige Zuſammentreffen von Naturkräften, fremd-menſchlicher Ueberlegung oder auch eigner Verſtandesbeſchränktheit und dadurch herbeigeführter unheilvoller Begebenheiten, die der Philoſoph von dieſem Geſichtspunkte aus auf den allgemein geſetzlichen Naturverband, der Gläubige aber auf eine der Ueberlegung fähige unſichtbare, aber erſcheinungsfähige Perſönlichkeit zurückführt, ohne zu bedenken, daß er dadurch Gott, als in ſeiner Vollkommenheit eines Gegenſatzes fähig, irdiſch vermenſchlicht und dem Begriff ſeiner Größe ſchadet, da derſelbe doch keinen abſolut wollenden, ſondern nur einen möglichen Teufel in ſeinen Naturverband aufgenommen. — Zu letzterer Anſicht konnte Luther ſich noch nicht erheben, weil er damit ſeinen

Fels, auf den er eine Kirche zu bauen trachtete, aufgegeben haben würde. — So sah er denn jede Widerwärtigkeit, aus welcher von jenen drei genannten Quellen sie auch entspringen mochte, als eine Einmischung des Teufels in sein heiliges Werk an, und nicht unmöglich — wenn auch unerwiesen — ist es, daß er in Zeiten der höchsten Aufregung, wie z. B. auf der Wartburg, wirkliche Visionen (Teufelserscheinungen) zu haben vermeinte, woraus sein angebliches Werfen mit dem Dintenglase nach ihm möglich, aber nicht historisch erwiesen ist. — Gegen solcherlei Teufelsanfechtungen fand er nichts ersprießlicher, als die edle Musika, und ganz natürlich, weil die Aufmerksamkeit und abgezogene Gedankenbeschäftigung das Gemüth beruhigt und ihm eine andere Thätigkeitsrichtung giebt, obgleich Luther meint, es könne sie der Satan als ein Traurigkeitsgeist nicht leiden, darum er jene edle Kunst auch so hoch hielt, daß er ihr nach der Theologie den ersten Rang anwies, wobei er denn an David als einen heiligen und berühmten Sänger und Harfenspieler erinnert. — Neben dieser edlen Unterhaltung liebte und ehrte er auch die Ritterspiele, Fechten, Ringen u. dgl. — Hinsichtlich der Tanzkunst ließ er sich so vernehmen: „Es fraget sich„ ob das Tanzen unter die Sünden zu rechnen? Ob bei den Juden das Tanzen im Gebrauch gewesen, weiß ich zwar nicht; weil es aber bei uns gebräuchlich ist, Gäste zu bitten, sich zu putzen, zu essen und fröhlich zu seyn, also auch zu tanzen, so sehe ich nicht, auf was Weise diese Gewohnheit könne verworfen werden. Doch muß man den Mißbrauch meiden. Daß Sünde und Böses begangen wird, ist nicht dem Tanze beizumessen. Wenn Alles ehrlich zugeht, wirst du mit den übrigen Gästen wohl tanzen können. Glaube und Liebe wird durch das Tanzen nicht vertrieben, sonst würde den Kindern der Gebrauch des Tanzes nicht können erlaubt werden.“ — Auch über Comödie sprach sich der weise Mann günstig aus, und zwar in Folge eines Anlasses, da ein schlesischer Schullehrer von seinen Schülern ein Schauspiel des Terenz hatte aufführen lassen. „Comödie zu

spielen," sagt Luther, „soll man um der Knaben willen in den Schulen nicht wehren, sondern gestatten und zulassen, erstlich, daß sie sich üben in der lateinischen Sprache; zum andern, daß in Comödien fein künstlich erdichtet, abgemalet und fürgestellt werden sollen Personen, dadurch die Leute unterrichtet und ein Jeglicher seines Amtes und Standes erinnert und ermahnet werden, was einem Knecht, Herrn, jungen Gesellen und Alten gebührt, wohl verstehen und was er thun soll; ja es wird darin fürgehalten und für die Augen gestellt aller Dignitäten Gnade, Aemter und Gebühr, wie ein Jeglicher sich in seinem Stande halten soll, im äußerlichen Wandel als in einem Spiegel. Item werden darin beschrieben und angezeigt die listigen Anschläge und Betrug der bösen Bälge, desgleichen was der jungen Eltern und Knaben Amt sey, wie sie ihre Kinder und jungen Leute zum Ehestand ziehen und halten, wenn es Zeit mit ihnen, und wie die Kinder den Eltern gehorsam seyn und freien sollen. Solches wird in Comödien fürgehalten, welches denn sehr nütz und wohl zu wissen ist, denn zum Regiment kann man nicht kommen, mag auch dasselbige nicht erhalten denn durch den Ehestand, und Christen sollen Comödie nicht ganz und gar fliehen, darum daß bisweilen grobe Zoten und Bübereien darin sind, da man doch um derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen. Darum ists nichts, daß sie solches fürwenden, und um der Ursach verbieten wollen, daß ein Christ nicht sollte Comödie spielen und lesen."

Nebenbei beschäftigte sich der fleißige Doctor auch mit Drechseln, mit der Bestellung seines Gartens, wobei er — spaßhaft genug — beklagte, „daß die Natur durch den Sündenfall so sehr verschlimmert und entstellt worden und ihre meiste Holdseligkeit verloren habe." Ein Irrthum, den man Luther nicht zutrauen sollte; wie denn seine Ansichten über die Natur meistens von jenem Nebel der grauesten Vorzeit eingehüllt erscheinen. So spricht er einst beim Anblick eines reichbehangenen Obstbaums: „Wenn Adam nicht gefallen wäre, so hätten wir alle Creatur allso angesehen; ein jeg-

licher Baum und Halm wäre ordentlicher und edler gehalten worden, denn wenn es gülden oder silbern wäre gewesen, denn nach Art der Ding, wenn man es recht bedenken will, so ist ein jeglicher grüner Baum viel herrlicher, denn so es ein güldner oder silberner Baum wäre. (Ganz recht und wahr.) Aber die Welt nach dem Fall Adam's kennt weder Gott ihren Schöpfer, noch seine Creatur; lebet drin wie ein Vieh, ehret und rühmet Gott nicht. — Ach wie würd ein Mensch, wenn Adam nicht gesündigt hätte, Gott in allen Creaturen erkannt, gelobt, geliebt und gepreiset haben; also daß er auch in den kleinsten Blümlein Gottes Allmacht, Weisheit und Güte bedacht und gesehen hätte. Denn wahrlich, wer kann das ausdenken, wie Gott aus dürrem Erdreich schaffet so manche Blümlein von so schöner Farbe und lieblichem Geruch, daß kein Maler noch Apotheker so machen könnte? — Doch kann Gott grüne, gelbe, rothe, blaue, braune und allerlei Farben aus der Erde bringen."

Man muß erstaunen, wie nahe hier Finsterniß und Licht in Luthers Schädel an einander gränzt, und muß, den kindlich frommen Nachsatz seiner Rede erwägend, bedauern, daß er nicht Gottes schöne Natur zu dem Fels gemacht hatte, einen neuen Tempel darauf zu bauen, was ihm freilich damals bei aller Kraft seines Geistes schwerlich würde gelungen seyn. —

Nur die weiseste Oekonomie mit seiner Zeit setzte den unermüdlichen Mann in den Stand, alles das zu leisten, was er leistete und wovon so vieles auf die Nachwelt und bis zu uns herüber gekommen ist. — Neben seinen Vorlesungen und Predigen — oft viermal des Tages — beschäftigte er sich um diese Zeit emsig mit Uebersetzung des alten Testaments, das ihm unselige Mühe verursachte und er oft Tage lang über ein einzelnes passendes Wort nachgrübelte und zu allerlei Handwerkern umherzog, die rechten Namen für die zu bezeichnenden Dinge zu erkunden. Daneben hatte er viel mit den Gewissen frommer und sündiger Menschen zu thun; denn seine Macht über die Gemüther war groß,

ſo daß einſtmals ein Mann ihm in der Beichte eine veruntreute Summe Geldes übergab, mit der Bitte, ſolche dem Fürſten zurückzugeben; ein andermal der berüchtigte Räuber und Mordbrenner Hans Kolhaas zu ihm kam und ſich von ihm das Abendmahl reichen ließ. — Dabei war er nicht ſelten körperlich leidend, litt an Schwindel, Ohrenreißen und Unterleibsbeſchwerden. — Er blieb aber doch immer gutes Muths und freudig, wich ſelbſt vor der Peſt nicht, ob auch Alle ihm dazu riethen, ſondern nahm noch Kranke in ſein Haus; darüber er an Amsdorf ſchreibt: „Mein Haus beginnt ein Spital zu werden. Hanna, des Auguſtiners Ehefrau, hat die Peſt innerlich gehabt, aber ſie erſteht wieder. Margaretha Mochimer hat uns wegen einer Beule und anderer Anzeichen Schrecken gemacht, obwohl ſie auch wieder geſund wird. Ich fürchte gar ſehr wegen meiner Käthe, die der Geburt nahe iſt ꝛc.“

Auch eine andere Art Lebensgefahr bedrohte Luther. Von einem wahrſcheinlichen Mordanſchlag redete man ſchon früher. 1520 warnte Hutten ihn, vor Gift auf ſeiner Huth zu ſeyn. Ein Arzt ließ ihn heimlich wiſſen, daß polniſche Biſchöfe einen Juden zu ſeiner Vernichtung gedungen. Auch erſchien einmal ein verdächtiger Fremder, der ſich aber bald wieder entfernte. 1525 erſchien ein gleichfalls verdächtiger Jude, den Luther verhaften ließ. Er gab ſich für einen Aſtrologen aus und trug alle diejenigen Merkmale an ſich, die man von Breslau aus warnend angegeben, ausgenommen, daß dieſer braunes Haar trug, darum Luther auf ein Gefärbtſeyn ſchloß, ihn entkleiden und mit ſcharfer Lauge waſchen ließ; doch beſtätigte ſich die Vermuthung nicht und man gab ihn frei. — Mehrere Jahre ſpäter jedoch ſoll der, wirklich für 2000 Goldſtücke Gedungene, gleichfalls ein Aſtrologe, in Wittenberg erſchienen ſeyn. Er nahm ſeine Wohnung bei Melanchthon, weil derſelbe ſich jener Geheim-Wiſſenſchaft zuneigte. Sein Umgang war ſo belehrend und heiter, daß ſelbſt Luther ſich zu dem Fremden hingezogen fühlte. Plötzlich aber — (durch Vermittlung von Engeln, meinte er) — ſchöpfte Luther Ver-

dacht, erinnerte sich an Warnung und Merkmaale, die zutrafen, zumal der Fremde sich bereits in Luthers Hause zu schaffen machte. Der Stadthauptmann ließ denselben arretiren und verhören, konnte ihm freilich nichts überweisen, doch machte sich derselbe gleich darauf ins Weite. — Luther meinte, es möge ihm wohl vielleicht oft Gift eingegeben seyn, doch habe es ihm nicht geschadet. Bei seiner Anwesenheit in Worms zersprang ihm einmal ein Glas in der Hand, da er eben trinken wollte, doch erklärte er diesen Zufall selber auf natürliche Weise.

Hinsichtlich seiner Gemüthsstimmung herrschte der auffallendste Wechsel, der von der höchsten Freudigkeit bis zur tiefsten Schwermuth variirte. Die heftigsten Anfälle letzterer Art wurden nach seiner Weise allemal dem Teufel in Rechnung gestellt, und einer der heftigsten, über den sein Freund Bugenhagen als über eine Anfechtung sonderlicher Art berichtet, verdient in der That angemerkt zu werden. — Es war am Sonnabend der Heimsuchung Maria 1527, als die Leiden beim linken Ohre begannen, worauf dann ein Brausen wie Meereswellen, und zwar außerhalb desselben bis zu der Kinnlade herunter begann. — Das, meinte Luther, sey übernatürlicher Art und unmöglich lange zu ertragen, sondern zum Sterben. Er lag fortwährend in großer Angst, betete lateinisch und empfahl dem Herrn das Fernere seines Reformationswerkes, da er meinte enden zu müssen. Bugenhagen redete ihm freundlich und tröstend zu, und er antwortete gefaßt und immer in Beziehung zu seinem Werke, sich mit den Aposteln vergleichend. Dann ließ er seine Käthe kommen und sprach zu ihr tröstende Worte, darauf auch zu seinem Kinde, dem kleinen Hänslein. Käthe war gefaßt und weinte nicht, sondern that vielmehr, was sie ihrem lieben Doctor für ersprießlich erachtete, legte ihm heiße Tücher auf den Leib und brachte ihn zuletzt in solchen Schweiß, daß Luther selber ihn mit der Hölle verglich; darnach ward es besser und der Kranke erstand am folgenden Tage. — Solchem leiblichen Uebel vorher aber war eine geistige Anfechtung gegangen, über

die Bugenhagen geheimnißvoll redet, so daß man nichts sonderliches darüber erfährt, außer daß der Meister von dem Schüler geistigen Trost verlangt, ihm gebeichtet und das Abendmahl zur Abwehrung bösen Geistes empfangen. — Diese sogenannten Anfechtungen, abwechselnd mit Ohnmachten und andern körperlichen Schwächen, hielten mehrere Wochen an und brachten große Bekümmerniß über sein Haus und seine Freunde, zumal man wohl einsehen konnte, wie der kräftige Mann sich Mühe gab, äußerlich heiter und wohlgemuth zu scheinen, obgleich er es im Innern nicht war. — Ob diese, selbst den Aerzten unerklärlichen Zufälle und Schwächen doch nicht am Ende Folgen genossenen Giftes waren, bleibt dahingestellt; jedenfalls waren solche nicht gewöhnlicher Art, und eben das Mysteriöse derselben läßt auf Ursachen schließen, die allen Theilnehmenden unbekannt waren. Gleichwohl aber läßt sich bei einem so gewissenhaften Mann, als Luther es war, auf unergründliche seelische Zustände schließen, insofern Erfahrung lehrt, daß die ersten Eindrücke der Jugend sich im ganzen Leben meist nie so ganz verwischen, daß nicht — selbst gegen den festesten Willen — Momente eintreten, wo jene Eindrücke in ihre alten Rechte eintreten, und so z. B. bei Luther sein grenzenloser Kampf gegen das Papstthum, und weil darin so viele Menschen waren getödtet und gequält worden, wohl sein gutes Gewissen in einzelnen schwachen Stunden mit der Frage konnte beunruhigt haben, ob es denn am Ende nicht doch viel besser gewesen, die Religion beim Alten zu lassen, und ob nicht am Ende das Blut der Erschlagenen über ihn kommen müsse. — Ja selbst seine oft auffallende Lustigkeit, seinen Gesang und Scherz nennt er mehr wie einmal nur ein gewaltsames Uebertäuben innerer Seelenleiden, und wir sehen hier in höchster Potenz die sich in jedem Menschen wiederfindende Doppelnatur, wo der durch Bildung gekräftigte Wille sich mit dem Unwillkührlichen im Kampf befindet, ohne daß man berechtigt wäre, jenes unwillkührlich störende Princip, das eben erst durch das Vorhandenseyn eines mächtigen Gegensatzes recht erweckt zu werden

scheint — Anfechtung einer teuflischen Persönlichkeit nennen zu dürfen.

Wenden wir uns nunmehr wieder den kirchlichen Interessen zu, so sehen wir 1530 einen durch Luthers Reformation hervorgerufenen Reichstag sich in Augsburg versammeln, bei welchem, nach einer achtjährigen Abwesenheit, der Kaiser zum ersten Male wieder persönlich erschien. Deutschlands Stände und mit ihnen der Churfürst von Sachsen wurden dringend aufgefordert, in Augsburg zu erscheinen, und obgleich letzterer wenig Neigung dazu in sich verspürte, so konnte er dennoch nicht wohl ausweichen, und trachtete vorher von den evangelischen Glaubensartikeln sich richtige Kunde zu verschaffen, damit er wohlgerüstet vor den hohen Gerichten erscheinen könne. — Luther sorgte dafür, daß ihm 17 Artikel übergeben wurden, welche schon im Jahre zuvor bei Anlaß des schwabacher Convents waren niedergeschrieben worden, die nunmehr die Grundlage der Augsburgischen Confession bilden sollten und unter dem Titel: „Dr. Martin Luthers Bekenntniß christlicher Lehre und Glaubens" — ohne desselben Vorwissen und Genehmigung im Druck erschienen. — Die Päpstlichen griffen die Artikel mit allerlei Waffen an, nannten einiges ketzerisch, anderes wicleffitisch, fanden vieles sonst Bekanntes ausgelassen u. s. w. Luther selber war mit der Herausgabe in dieser Gestalt unzufrieden, und erließ eine erklärende Schrift dagegen, sagte auch unter andern zu den Herausgebern, daß sie thöricht gehandelt, da es nichts helfe, den Papisten dergleichen vorzulegen. „Denn was fragen sie nach solchen schönen, hohen und göttlichen Artikeln? — Was soll der Sau-Muskaten? — Darum bitte ich die Drucker, daß sie nicht so zufahren mit ihrem unzeitigen Drucke, mir Unlust und den andern einen Affenschwanz zu machen ꝛc."

In Torgau wurden dem Churfürsten die Artikel eingehändigt, und er reiste am 3. April mit Luther, Spalatin, Jonas und Melanchthen ab; doch blieb ersterer in Koburg

zurück, wahrscheinlich weil man seines Geleits nicht recht sicher war. — Am 2. Mai langte der Churfürst (von Allen der Erste) — zur Freude der Protestanten in Augsburg an, und ließ seine Theologen auf Begehr predigen, bis es hernach vom Kaiser untersagt wurde. — Dieser traf erst später ein, und bis dahin beschäftigten sich die Evangelischen gemeinschaftlich mit Abfassung einer Bekenntnißschrift, die man dem Reichstage vorzulegen gedachte. Am 11. Mai wurde sie Luther zur Begutachtung zugeschickt, und derselbe war mit ihr gänzlich einverstanden. — Ueber das Abendmahl hinsichtlich der Wirklichkeit im Fleisch und Blut oder des nur Bedeutens desselben im Brod und Wein konnten sich die Protestanten auch hier nicht verständigen; der Landgraf von Hessen selbst weigerte sich lange, dem lutherischen Begriff beizutreten, und erst nach einem bündigen, auf Melanchthon's Veranlassung von Luther an ihn geschriebenen Briefe, entschloß er sich mit Widerstreben, des lieben Friedens halber von den Städten abzufallen und sich der lutherisch-evangelischen Sakramental-Lehre anzuschließen.

Am 15. Junius, dem Tage vor Frohnleichnam, hielt der Kaiser seinen Einzug; alle Fürsten zogen ihm entgegen. Die Katholischen knieeten vor dem begleitenden Cardinal Campegias, seinen Segen zu empfangen; aber die Evangelischen unterließen es, als ersten schlagenden Beweis ihrer Unabhängigkeit. Auch dem Ansinnen, der am folgenden Tage hergerichteten feierlichen Procession zu folgen, weigerten sie sich. — Am 20sten wurde der Reichstag eröffnet mit vorläufigen Beschwerungen der Katholischen über die Evangelischen. Am 21sten sollten diese ihre Glaubensartikel übergeben, doch brachten sie es nach vielfachen Protestationen dahin, daß dieselben am folgenden Tage öffentlich von ihnen selber vorgelesen werden sollten. — Der Saal faßte nur wenig Zuhörer, doch las der Dr. Christian Beier, sächsischer Kanzler, so laut und kräftig, daß jedes Wort im Schloßhofe konnte gehört werden. Die evangelischen Fürsten wollten sich beim Beginn der Vorlesung erheben, doch litt es der Kaiser nicht. Gegen den an-

fänglichen Willen desselben wurde dieselbe deutsch und nich
lateinisch verlesen und währte bei zwei Stunden. Darau
wurden die beiden Exemplare überreicht; der Kaiser nahm da
lateinische und stellte dem Churfürsten von Mainz das deutsch
zu, verlangte auch ausdrücklich, daß keine Abschrift davo
sollte genommen werden. — Die Schönheit, Faßlichkeit un
Wahrheit nach biblischem Begriff, wie solche aus der ver
lesenen Schrift hervorleuchtete, verhalf Manchem zu einer vie
bessern Meinung von Luthers Lehre, die man als gottes
läugnerisch, ruchlos und religionsschänderisch verschrieen hatte

Nach gepflogenem Rathe der Katholischen wurden di
Artikel den Theologen, davon mehrere hitzige Lutherfeind
nach Augsburg gekommen, zur Beantwortung und Begut
achtung überliefert. Diese fanden, daß an Luthers Lehrsätze
manches ausgelassen worden, und nach geschehenem Berich
wurde bei den Fürsten angefragt, ob sie es bei dem Einge
reichten wollten bewenden lassen, oder ob sie sonst noch meh
hätten? — worauf die Antwort: es solle dabei sein Bewen
den haben, da man um des lieben Friedens willen nicht all
Mißbräuche der Päpstlichen habe aufdecken mögen. — Di
nun von den Theologen erfolgende Antwort war so herbe un
bitter abgefaßt, daß der Kaiser, der gütlichen Vergleich wollte
solche verwarf und eine Umarbeitung anbefahl, die zum 3. Au
gust fertig und den Evangelischen vorgelesen wurde. Ein
getreue Abschrift verweigerte man, und Melanchthon mußt
sich bei einer beschafften gründlichen Widerlegung an die un
gefähre Nachschrift halten.

Der Kaiser versuchte nun gütlich und drohend die evan
gelischen Fürsten zur Nachgiebigkeit zu bewegen; als aber
Alle sich standhaft und die katholischen Fürsten selbst nich
viel Eifer für ihre Sache bezeigten, der Landgraf von Hesse
sogar plötzlich abreiste, und er sah, daß Alles vergebens sey
dachte man an gütliche und nachgiebige Schlichtung, ließ auch
zu dem Ende eine Commission von 16 katholischen Theologen
zusammentreten, die unter vielem Hader vorläufig die Evan
gelischen noch einmal zum Rücktritt aufforderten; abgelehn

sorgte man für eine Zusammenkunft beider Parteien im engen Ausschuß, wobei protestantischer Seits Melanchthon, Brenz und Schnepf anwesend.

Den Inhalt der in zwei Haupttheile zerfallenden Confession hier wörtlich anzugeben, würde zu weit führen; die Verhandlung währte mehrere Tage und die Protestanten bezeigten sich so auffallend nachgiebig, daß wir nicht umhin können, unsern gerechten Tadel darüber auszusprechen, woran wohl die fast an Schwäche grenzende Gutmüthigkeit Melanchthon's vornehmlich Schuld gewesen seyn mag. So gab man das Bestehen von Klöstern zu, insofern solche noch nicht aufgehoben, ja selbst die bereits verlassenen sollten wieder bevölkert werden dürfen, und die Einkünfte ungeschmälert bleiben; die Gewalt der Bischöfe wurde anerkannt und nur der Bann verworfen, sogar der Papst sollte sein Recht behalten und der weichliche Melanchthon schrieb dem Cardinal Campagius: „Wir haben keine von der römischen Kirche verschiedne Lehre; wir sind auch bereit, derselben zu gehorchen, wenn sie nur nach ihrer Gnade, welche sie stets gegen alle Menschen gebraucht hat, einiges Wenige entweder übersieht oder fahren läßt, was wir jetzt nicht mehr ändern können, wenn wir es auch ändern wollten. — Wir verehren den römischen Papst und die ganze Kirchen-Verfassung, wenn nur der Papst uns nicht verwirft. Es ist eine unbedeutende Verschiedenheit in den Gebräuchen, die der Ausführung entgegen zu stehen scheint."

Gestehen wir, daß dergleichen Reden der guten Sache unwürdig und gewiß nicht in Luthers Geiste geschrieben waren. Andere, von Melanchthon ausgegangene Ausgleichungs-Versuche zeugten von gleicher Schwäche; denn das nun noch Nachgebliebene war in der That nicht der ungeheuern Anstrengung eines Luthers und der Fürsten werth, auch wurde Melanchthon mit Recht von vielen Seiten seiner Schwäche halber heftig angegriffen. Glücklicherweise erschienen den Katholischen alle jene Zugeständnisse noch nicht ausreichend und annehmbar, vielmehr verlangten sie, bis zur Versammlung

eines beabsichtigten Concils sollten die Protestanten Alles wieder in den vorigen Stand setzen. — Ersteres wurde angenommen, letzteres verworfen. — Der Kaiser wurde heftig erzürnt, und auch die Fürsten aller Confessionen waren nicht wenig ungehalten, nach halbjähriger kostspieliger Anwesenheit im Ganzen so wenig ausgerichtet zu haben. — Gegen den vom Kaiser erlassenen Reichstagsabschied mußten die Evangelischen protestiren; doch blieb jener dabei und wollte nichts ändern. So kam der Trennungstag heran, und trotz allem Vorgefallenen schieden der Kaiser und der Churfürst von Sachsen mit friedlichem Handschlag, wobei jener sagte: „Ohm, Ohm, das hätt' ich mich zu Euer Liebden nicht versehen!" Johann antwortete nicht und reis'te ab, nachdem er noch von vielen katholischen Fürsten die Versicherung empfangen, daß man ihm nicht grolle. — Der Reichstag war damit aber noch nicht geendet, die nachgebliebenen Fürsten und Gesandten verhandelten hin und her, doch blieb es bei dem Reichstagsabschiede, worin die protestantische Lehre und Neuerung verworfen, alles in die vorherige Verfassung zu setzen anbefohlen, und beschlossen wurde: „Daß Kaiser und Stände Leib und Gut zur Beschützung des alten Zustandes der Kirche daran setzen und das Kammergericht gegen die Widerspenstigen exequiren solle." — Nebenbei wurde verheißen, daß man binnen einem halben Jahre ein Concil wolle einberufen.

Allem solchen Geschehenen lauschte Luther von Coburg aus, wo er sich, obwohl höchst kränkelnd, doch thätig und theilnahmvoll, aufhielt, wie er denn einen ununterbrochenen Briefwechsel mit dem Churfürsten Johann und Melanchthon unterhielt, und beide zum Ausharren und Standhaftseyn in rechten Dingen ermunterte. Obwohl immer mit dem Fürsten, so war er doch nur selten mit Melanchthons Gesinnung einverstanden, und rügte dessen Nachgiebigkeitssinn auf das entschiedenste, da er die Gegenpartei nur zu gut kannte, die bei einem dargereichten Finger gleich die ganze Hand ergreife. So schrieb er denn unter Anderm am 26. Juni an

Melanchthon: „Was nun Apologia Eures Stillschweigens betrifft, davon ein andermal, lieber Herr Philippo. Eurer großen Sorge, durch welche Ihr geschwächt werdet, wie Ihr schreibt, bin ich von Herzen fremd; daß sie in Eurem Herzen so überhand nimmt, ist nicht der großen Sachen, sondern unsers großen Unglaubens Schuld. Denn eben diese Sache ist viel größer gewiß zur Zeit Johannes Huß und vieler Andern, denn zu andern Zeiten. Und ob sie gleich groß wären, so ist der auch groß, der sie angefangen hat und führet, denn sie ist nicht unser. Was kränket Ihr Euch denn selbst so stets ohne Unterlaß? — Ist die Sache unrecht, so laßt sie uns widerrufen? — Es kommt mich auch oft ein Grauen an, aber nicht allweg. — Eure Philosophie, nicht Theologie plaget Euch also; dieselbe naget auch Eucrn Freund Joachim mit gleicher Sorge, g'rad als könntet Ihr mit Eurer unnützen Sorge etwas ausrichten. Was kann der Teufel mehr thun, denn daß er uns tödte? — Ich bitte Euch um Gottes Willen, weil Ihr doch sonst in allen Sachen Euch wehret, kämpfet wider Euch selbst; denn Ihr selbst seyd Euer größter Feind, weil Ihr dem Teufel so viel Wehr wider Euch selbst reichet. — Ich bitte wahrlich mit Fleiß für Euch und thut mir wehe, daß Ihr die Sorge so gierig wie der Wasserigel das Blut in Euch sauget und mein Gebet so kraftlos machet. — Ich zwar, so viel die Sache betrifft — (ob's aus Dummheit oder dem Geist herkomme, das weiß nur Gott) — bin nicht sonderlich bekümmert — Was? — ich habe eine bessere Hoffnung, denn ich gemeint hätte. Werde ich hören, daß die Sache bei Euch will übel stehen, so werde ich's kaum lassen, ich werde zu Euch eilen, auf daß ich sehe, wie schrecklich des Teufels Zeichen umher stehen." — So tröstend und ermunternd schreibt er noch in manchen Briefen, und schließt einer derselben mit den Worten: „Ich gehe Tag und Nacht mit der Sache um, ich denke, betrachte, disputire und durchsehe die ganze Schrift, so wächst mir auch je mehr und mehr der gewisse Grund unsrer Lehre; dazu werde ich von Tag zu Tag beherzter, daß ich mir, ob Gott will,

nichts mehr will nehmen lassen, es gehe darüber, wie es wolle. — Ich bin eben jetzt allhier ziemlich gesund; denn mich dünket, daß durch der Brüder und Eurer Bitte Kraft der Geist, welcher mich bisher angefochten hat, nachlasse; wiewohl mich's dünkt, es sey ein anderer an seiner Statt kommen, der mir den Leib matt mache. Doch will ich lieber leiden den Peiniger des Fleisches, denn jenen Henker des Geistes; verhoffe auch, Gott, der in mir überwunden hat den Vater der Lügen, der werde auch den Mörder überwinden. Er hat mir den Tod geschworen, das fühle ich wohl, hat auch keine Ruhe, er habe mich denn gefressen. Wohlan, frisset er mich, so soll er, ob Gott will, eine Purgation fressen, die ihm den Bauch zu enge machen soll." — Dergleichen schreibt er Manches und lehnt auch unter Anderm die geistige Oberherrschaft und Autorschaft in Protestationssachen bescheiden von sich ab, ermahnt aber immer, in keinem Stücke nachzugeben, so es der Schrift widerstreitet. So schreibt er unter Anderm: „Sehet Euch wohl für und gebet nicht mehr denn Ihr habt, daß Ihr nicht von Neuem an zu einem schweren und gefährlichen Kampf gedrungen werdet, das Evangelium zu erhalten. Ich weiß wohl, daß Ihr das Evangelium in solchen Verträgen allezeit ausnehmt, besorge aber, sie werden uns hernachmals für meineidig und unbeständig schelten, so wir nicht halten was sie wollen. Denn sie werden unser Nachgeben weitläuftig, noch weitläuftiger, aufs weitläuftigste annehmen, ihres aber werden sie enge, noch enger, aufs allerengste spannen. Summa Summarum, es gefällt mir gar nicht, daß man will von Einigkeit der Lehre handeln, weil dieselbe gar unmöglich ist, wo der Papst nicht will sein ganz Papstthum abthun ꝛc." — Und ein andermal: „Ich berste schier vor Zorn und Widerwillen: schneidet die Sache nur abe, höret auf, weiter mit ihnen zu handeln, und kommt nur heim." — Neben diesem unablässigen Hin- und Herverhandeln ließ er auch noch Schriften der festigsten Art in die Welt hinausgehen, wodurch er seinen Versteck in Coburg, da er von zwölf Bewaff-

neten gehütet wurde, mehr als gut verrieth, und es gerechtes Erstaunen erregte, wie der Mann, auf den Millionen Feinde ihr Augenmerk hatten, überall so ungefährdet geblieben. — So schrieb er an den Churfürsten von Mainz einen langen und gründlichen Brief, darin er ihn bat, wenn er sich auch nicht zu den Grundsätzen der Protestanten wolle bekehren lassen, so solle er denn doch dahin trachten, ihm Glaubensfreiheit zu verschaffen, da denn jeder in seinem Kreise denken und glauben dürfe, was ihm recht und wahr bedünke. Demselben hatte er eine Auslegung des zweiten Psalms angehängt, und Alles aufgeboten, des Fürsten Gemüth zu erweichen; denn immer war seine größte Sorge die, dem fremden, römischen Einfluß auf Deutschland zu wehren, und den Fürsten an seine Würde als Deutschen zu erinnern und an den Patriotismus zu mahnen. —

Zu gleicher Zeit arbeitete er auch in Coburg an seiner Bibelverdeutschung fort, so wie auch die Entstehung des bekannten Liedes: „Eine feste Burg ist unser Gott", in diese Zeit fällt. —

Haben wir den außerordentlichen Mann nun mehrentheils von seiner ernsten Seite kennen gelernt, so soll auch die scherzhafte, worin er eigenthümliche Gaben entfaltete, nicht ganz unberücksichtigt bleiben, und ist hier vor Allem ein Scherz über den zu beginnenden Reichstag zu erwähnen, wo er sich also vernehmen läßt: „Es ist ein Rubett gleich für unserm Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt, da ist solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, toll und voll, da gakt Jung und Alt durch einander, daß mich wundert, wie Stimm und Odem so lange währen möge. Und möchte gern wissen, ob auch solchen Adels und reisigen Zeugs Etliche bei Euch wären; mich dünkt, sie seyen aus aller Welt hier versammelt. Ich habe ihren Kaiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwenzen der Adel und große Hansen immer für unsre Augen, nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig in einer-

lei Farbe, alle gleich schwarz und alle gleich grauaugig, singen Alle gleich einen Gesang ꝛc." — Zu gleicher Zeit beschäftigte er sich auch mit den Fabeln des Aesop, die er aus dem Griechischen in seine deutsche Reimlein brachte und mit Bilder geschmückt herausgab, worüber sein Freund Matthesius berichtet, unter Anderm sagend: daß es die artigste und subtilste Weise sey, bittere und scharfe Wahrheit, die sonst feindselig und unangenehm, den Leuten, gleich wie den Kindern überzuckerten Wurmsaamen, beizubringen. —

In Coburg auch überkam ihm die Nachricht von seines Vaters Tode, die ihm seine treue Käthe mittheilte, und zugleich, um seinem Kummer in etwas zum Voraus zu begegnen, legte sie das Bild eines ihrer Kinder bei. — Luther, sobald er die Kunde vernommen, nahm einen Psalter, ging in die Kammer und weinte lange, so daß ihm am folgenden Tage der Kopf fast unwirsch geworden; darauf aber war es auch aus mit dem Harm. — Er blieb ein volles halbes Jahr in Coburg, und kehrte dann nach Wittenberg zurück.

Gegen den kaiserlichen Reichstag-Abschied erließ er eine Protestation, die von Hohn und Keckheit strotzte, da er den Kaiser als ein willenloses Werkzeug, gleichsam als eine Marionette des Papstes Clemens hinstellte und geisselte. — Auch an das Gesammt-Deutschland erließ er eine sogenannte Warnung, sich vor Krieg und Blutvergießen zu hüten; so es aber am Ende dennoch nicht anders wäre zu schlichten, denn mit Kampf und Krieg, so solle man dann nicht schreien: sehet, das hat Luthers Lehre gethan, sondern vielmehr: das ist der päpstlichen Lügen- und Truggeister Anstiften. — Darauf zieht er denn nun keck und freudig gegen die Trotzköpfe zu Felde, die keine so harte Schädel haben sollen oder seiner soll noch viel härter seyn; so sie ihn ins Grab bringen, will er der Feinde eine gute Anzahl mit hinunterziehen, und nach seinem Tode erst soll der Tanz recht losgehen; ist sein Leben ihr Henker gewesen, so soll sein Tod ihr Teufel seyn; und hadert dann mit allen den „Unseligen, die in Augsburgs auf des Papstes Seite gewesen!" — „Es werden," spricht er,

sich Eurer schämen inniglich alle Eure Nachkommen und nicht fröhlich hören Euch nennen, daß sie solche unselige Vorfahren gehabt haben! — O des schändlichen Reichstags, desgleichen wir gehalten und nie gehört und nimmermehr gehalten, noch gehört werden soll! Solcher schändlichen Handlung halber, da alle Fürsten in dem ganzen Reich ein ewiger Schandfleck seyn muß und alle uns Deutsche für Gott und aller Welt schaamroth machen. Was will hierzu der Türk sagen und sein ganzes Reich, wenn sie solche unerhörte Handlung von unserm Reiche hören werden? — Was werden die Tartaren und Moskowiter dazu sagen? — Wer will hinfort unter dem ganzen Himmel sich für uns Deutsche fürchten oder etwas Redliches von uns halten, wenn sie hören, daß wir uns von dem verfluchten Papst mit seinen Larven allso lassen äffen, narren, zu Kinder, ja zu Klötze und Böcke machen, daß wir um ihr lästerlich, schändlich Lehr und Leben willen so schändlich, ja über und über schändlich in öffentlichen Reichstagen wider Recht und Wahrheit handeln? — Es sollte billig einen jeglichen Deutschen gereuen, daß er deutsch geboren wäre und ein Deutscher heißen soll. — Weil ich der deutsche Prophet bin — (denn solchen hoffärtigen Namen muß ich mir hinfort selbst zumessen, meinen Papisten und Eseln zur Lust und Gefallen) — so will mir gleichwohl als einem treuen Lehrer gebühren, meine lieben Deutschen zu warnen für ihren Schaden und Gefahr, und christlich Unterricht zu geben, weß sie sich halten sollen, wo der Kaiser durch seine Teufel die Papisten verhetzt, aufbieten, wieder zu kriegen wider unsers Theils Fürsten und Städte. — Welcher Deutsche nun meinem treuen Rath folgen will, der folge; welcher nicht will, der lasse es ꝛc." — Im weitern Verlaufe dieses Schreibens entschuldigt er den Kaiser als leider dem Papste noch zum Gehorsam verpflichtet, sonst aber als einen sanftmüthigen und nachgiebigen Herrn; dagegen deckt er dem Papste sein ganzes Sündenregister mit unerbittlicher Strenge auf, weiß auch seines Zornes fast kein Ende, und fordert auf, des Teufels Reich zerstören zu helfen. —

Von nun an begannen unerquickliche religiöse und politische, sich lange hinziehende Erörterungen mit den Zwinglisch-Gesinnten über die sakramentalischen Unterschiede, wobei Luther das wirklich statt bedeutend, durchaus seine Ansicht nicht aufgeben wollte; — und ferner unter den deutschen Fürsten, die noch immer über Friedensvermittelung brüteten, und wo geistliche und weltliche Interessen sich so in einander verflochten, daß deren Mittheilung weder erfreulich, noch belehrend ist, und nur die alte Wahrheit bethätigt: daß viele Köche seit je her den Brei versalzten, der hier alsdann dem armen Volke schwer und unverdaulich genug im Magen lag. — 1532 wurde in Nürnberg vorläufig ein sogenannter Religions-Friede geschlossen, der Glaubensfreiheit, Eintracht und christliche Milde unter einander anbefahl, bis zum bald zu versammelnden Concilio. — Eine Frage wurde aufgeworfen, ob in der Glaubensfreiheit auch die etwa neubekehrten Protestanten einzuschließen? — und, ob auch die meisten Fürsten mit Eifer bejahten, ließ doch der Churfürst — seltsam genug durch Luther veranlaßt — die Frage fallen, nach dem Spruche des Salomo: „Wer zu hart schneuzt, der zwinget Blut heraus, und wer das Geringe verschmäht, dem wird das Größere nicht.“ — Der Landgraf von Hessen war vor Allem höchlich ergrimmt über diese ungerechte Klausel, und ließ den Churfürsten in einem Schreiben hart darüber an; der aber stützte sich auf seine Theologen, deren Ansicht er folgen müsse, verwies auch, des eignen hohen Alters halber, Weiteres an den Churprinzen, der in Folge dessen einen weitern Sturm abzuhalten, worin den Theologen Schwäche und Achselträgereien vorgeworfen wurden. Mittlerweile segnete der alte Churfürst das Zeitliche, und der Nachfolger antworte dem Landgrafen derb auf seine beleidigenden Briefe, und schlug ein schiedsrichterliches Amt zu berufen vor, welches genehmigt und geschehen, zum Frieden rieth, da die Protestanten der Einigkeit wohl vonnöthen, worauf der Landgraf nach vielem Hin- und Herreden eben der bedürftigen Einigkeit halber nachgab. — Luther handelte hier unstreitig einzig nur im Sinne seiner

Friedensliebe und um Blutvergießen — wo immer nur möglich — zu vermeiden, und nur in höchster Noth endlich mit dem Schwerte dreinzuschlagen; dennoch nannte der Landgraf das Geschehene einen Fehler, den ein dreifacher Doctor nicht wieder gut zu machen vermöge. —

Dem Churfürsten Johann dem Standhaften folgte Johann Friedrich, der Großmüthige, der zu Frommen des schmalkaldisch-protestantischen Fürstenbundes seinem Vater noch an evangelischem Eifer überbot, dabei starr und eigensinnig genannt wurde, und an Protestationslust selbst Luther weit überragte. — Die erste wichtige Handlung nach dem vom jungen Churfürsten angetretenen Präsidat des schmalkaldischen Fürstenbundes war die 1534 erfolgte förmliche Gehorsamsaufkündigung desselben gegen das kaiserliche Kammergericht; ferner die Wiedereinsetzung des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg in seine Fürstenrechte, dessen Anschließung an den schmalkaldischen Bund und Ausbreitung der evangelischen Religion. — Einem, auf Dringen des Kaisers nunmehr berufenen Concil fühlten die Bündner sich stark genug, im Widerspruch mit ihren früheren Wünschen, das Erscheinen zu versagen, da man schon zum Voraus überzeugt sey, es würden schriftwidrige Vorschläge gemacht werden. Papst Clemens VII. starb 1534, und sein Nachfolger Paul III. schickte 1535 einen eignen Gesandten, Paul Vergerius, nach Wittenberg, sich mit Luther zu bereden. Darüber erfährt man Folgendes:

„Es ist der Dr. Luther zu einer Unterredung zu ihm gefordert worden; alsbald den Sonntag früh hat Dr. Luther nach einem Barbier geschickt, daß er ihn barbieren und schmücken sollte. Als der Barbier kommen ist, hat er gesagt: Herr Dr., wie kommt's, daß Ihr Euch heute so früh wollt barbieren lassen? — antwortet Dr. Luther: ich soll zu des heiligen Vaters, des Papstes Botschaft kommen, so muß ich mich lassen schmücken, daß ich jung scheine, so wird der Legat denken: Ei der Teufel, ist der Luther noch so jung und hat so viel Unglück angerichtet, was wird er denn noch thun? —

Und als ihn der Meister Heinrich gebarbieret hat, da zog er an seine besten Kleider und hing sein gulden Kleinod um den Hals; da sagt der Barbier: Herr Dr., das wird sie ärgern! sagt Luther: darum thu' ich's auch. Sie haben uns mehr denn genug geärgert, man muß mit den Schlangen und Füchsen also umgehn. Da antwortet der Barbierer: so gehet in Gottes Friede und der Herr sey mit Euch, daß Ihr sie bekehret. Dr. Luther sprach: das will ich nicht thun, aber das kann wohl geschehen, daß ich ihnen ein gut Capitel lesen werde und lasse sie fahren. Und da Luther solches geredet, stieg er auf den Wagen und fuhr zu dem Legaten aufs Schloß, und als er im Wagen saß, lachet er und sprach: Siehe, da fahren der deutsche Papst und Cardinal Pommeranus; das sind Gottes Gezeuge und Werke. Und da fuhr er in das Schloß und ließ sich angeben, daß er da wäre; da ward er von Stund an eingelassen und empfangen und er empfing sie wieder, aber nicht allso mit herrlichen Titeln, wie man päpstliche Legaten vor Zeiten empfangen hat. — Und unter andern haben sie von einem Concilio zu reden angefangen, da hat Dr. Martin Luther gesagt zu ihnen allso: Es ist nicht Euer Ernst, daß Ihr ein Concilium halten wollt, es ist nur Euer Spott, und wenn Ihr gleich ein Concilio haltet, so würdet Ihr doch nichts handeln denn von Platten, Kappen, Essen, Trinken und dergleichen ander Narrenwerk, das wir vorhin wohl wissen und gewiß sind, daß nichts ist." — In solcher Weise redete Luther den Legaten unerschrocken an, doch erfährt man nicht, daß eben etwas Wichtiges außer der Zusage Luther's, daß er zu jedem Concilio zu kommen bereit sey, verhandelt worden. — Das beabsichtigte Concilium zerschlug sich an des Papstes Eigensinn, der durchaus Mantua dazu ersehen hatte, wohin die Deutschen zu kommen sich weigerten. —, Dennoch wurde selbiges zum 2. Juni 1536 ausgeschrieben, aber in Ausdrücken, die die Protestanten zum Voraus verscheuchen mußten, wie denn z. B. „die gänzliche Ausrottung der giftigen, pestilenzischen lutherischen Ketzerei" als Mitabsicht beigefügt war. —

Somit glühte der Zunder fort. Die katholischen Fürsten stifteten 1538 einen Gegenbund unter Protektion des Kaisers, der heilige genannt, und zur Aufrechthaltung der katholischen Religion bestimmt. — Bedrohungen von Seiten der Türken lenkten für einige Zeit die Blicke von innerer Angelegenheit ab, dann näherte man sich unter Einfluß eines neuen kaiserlichen Ministers wieder. Eine Zusammenkuft der Parteien in Speier zu religiöser Beredung wurde veranstaltet, und dann, weil in Speier eben die Pest, in Hagenau abgehalten. Dorthin zog Melanchthon mit einer Instruktion Luther's, worin dieser unter Anderm sagt: Es sey darauf zu halten, was einstmals in Schmalkalden beschlossen, und nicht davon zu weichen, „sintemal dem Teufel nun lange genug gehofirt und den Papisten so oft gepfiffen, so sie doch nicht tanzen; so oft geklagt, so sie doch nicht trauren, sondern die Weisheit Gottes meistern wollen ꝛc." — Nach langen vorläufigen Disputationen über Art und Weise der Verhandlung begann den 14. Januar 1541 eine Beredung zwischen Melanchthon und Eck (nicht der früher erwähnte) und stritten sie sich vier lange Tage über Erbsünde, ohne etwas anderes zu erlangen, als den Befehl des Kaisers, für diesesmal abzubrechen und bis zum kommenden Reichstage zu verschieben. — Der wurde in Regensburg abgehalten, und nach freundlicher Zurede von Seiten Carl's begann und gedieh die Verhandlung unter den Theologen in dreizehn Tagen dahin, doch wenigstens über vier Artikel in's Reine zu kommen. Aber auch von diesen, erfahren wir, daß es nur mit Mühe gelang, wie denn Luther z. B. an den Churfürsten darüber schrieb: „Ew. Churf. Gnaden haben recht geurtheilt, daß die Notel der Vergleichung ein weitläufig und geflickt Ding ist. Denn wir auch aus M. Philipps Schrift wohl vermerken, wie es sey zugegangen: nämlich daß M. Philipp zuerst eine rechte (?) Notel gestellet: „wie wir allein durch den Glauben ohne Werke gerecht werden". Diese haben jene nicht leiden können und eine andere gestellt: „Der Glaube ist thätig durch die Liebe." Diese hat M. Philipp auch verworfen. Zuletzt haben sie

beide Noteln zusammengereimt und geleimt, daraus ist diese weitläuftige geflickte Notel gekommen, darin sie Recht und wir auch Recht haben. Es ist eine Vergleichung wie Christus spricht: Matth. 9, ein neu Tuch auf einen alten Rock gelappt, da der Riß ärger wird." — Amsdorff wurde gen Regensburg nachgeschickt; Melanchthon gemahnt, vorsichig zu seyn. Da wurden die Verhandlungen hartnäckiger und zerschlugen sich an dem Unwillen des Kaisers. — Die Fürsten sahen wohl ein, daß viel des Hindernisses an Luthers Eigensinn lag, und auf Anrathen des Churfürsten von Brandenburg beschloß man, eine eigene Gesandtschaft an den Reformator zu senden, ihn zur Nachgiebigkeit in an sich bedeutungslosen Glaubens-Sätzen und -Formen zu bewegen. Man unterrichtete nun auch zuvor den Churfürsten von Sachsen von dem Vorhaben, der aber sehr ungehalten über das Begehren war, und selbst, im etwaigen Gegensatze zu Luther, nicht nachzugeben drohete. — Die Deputation, aus zwei Fürsten von Anhalt, dem brandenburgischen Rath Schulenburg und einem Theologen Aletius bestehend, besprach sich am 10. Juni 1541 mit Luther in den freundschaftlichsten Ausdrücken, und bat sogar flehend, die Lehre von der Rechtfertigung in gütlicher und verständiger Weise zu ordnen. Man wies auf die Gefahr des Zwistes, vor allem bei drohender Annäherung der Türken hin, und zeigte, wie nach Regulirung dieses Haupt-Glaubenssatzes das Andere sich dann wohl viel leichter ordnen lasse. — Luthers Antwort war freundlich, aber ausweichend und nicht klar, so daß am Ende nichts Segenbringendes aus diesem Schritte hervorging; denn da man, auch von Seiten des Kaisers, Luthers Antwort zum Günstigsten ausgelegt und meinte, wenigstens mit den vier Artikeln — worunter jener von der Rechtfertigung der vornehmlichste — im Reinen zu seyn, warf eine durch Luther veranlaßte Erklärung des churfächsischen Gesandten das ganze Werk wieder um, indem es hieß, man könne sich nur auf die Ergebnisse der Augsburgischen Confession verpflichtet halten. — Somit brach der Kaiser die Verhandlungen ab, ließ

des vergeblichen Mühen in dem Reichstagsabschiede erwähnen, die Gültigkeit des Nürnberger Religionsfriedens bis zum Concil anerkennen, und rüstete sich gegen Algier. —

1542 versammelte sich wieder ein Reichstag zu Speier, wo der Churfürst von Sachsen eine gar hohe und kecke Sprache dem, durch politische Niederlagen geschwächten Kaiser gegenüber führte. Es wurde unter Anderm ein Religionsfriede auf fünf Jahre geschlossen, auch ein Concil zu Trident angesetzt, wogegen aber die Evangelischen protestirten und zur anberaumten Zeit keiner erschien. — Die Protestanten wurden immer kecker, da der Kaiser sich mit Frankreich in Krieg verwickelt sah. Der Churfürst setzte, kaiserlichem Befehl entgegen, Amsdorff zum Bischof von Nürnberg ein, und ließ ihn durch Luther weihen. Heinrich von Braunschweig wurde wegen Bedrückung von Protestanten in Braunschweig und Goslar vom Bunde mit Krieg überzogen, aus seinem Lande vertrieben und dasselbe besetzt. — Nun gab es Hader überall; der Bund selber zerfiel unter sich in Zwietracht; ein Gewirre von Interessen, ein Spinnennetz der Politik spann sich über Deutschlands buntfarbige Ländergränzen; schon floß hie und da Blut; der Kaiser wehrte nur mühsam dem gänzlichen Bruche, und gab sich alle ersinnliche Mühe, das Concil in Trident zuStande zu bringen. Dagegen schleuderte Luther eine Schrift-Granate, die zerplatzend überall Verheerung anrichtete. Sie hieß: „Das Papstthum vom Teufel gestiftet", und war mit einem schimpflichen Kupfer begleitet. — Eine weitere Religionsbesprechung in Regensburg, ja selbst das denn doch endlich mühsam zusammengebrachte Concil fruchtete nichts zum Frieden, und drohender immer zog jenes Ungewitter heran, das dreißig lange, blutige Jahre über unser armes zerrissenes Vaterland hereinwüthete.

Werfen wir nun einen kurzen Rückblick auf Luther's Thun und Treiben in diesem gewaltigen Glaubenskampfe,

und überlesen wir seine zahlreichen bezüglichen Schriften, öffentlich und in Privatbriefen von ihm nach jedesmaligem Bedarf und Anlaß herausgegeben, und lassen wir uns Zeit, jedes Wort und jeden Gedanken sorgsam zu erwägen und zu zergliedern, so tritt uns denn die Wahrheit entgegen, daß dem Manne die Arbeit dermaßen über den Kopf gewachsen, daß es ihm unmöglich war, ohne ein allerstrengstes Festhalten an die unzweideutigsten Stellen der Bibel, wie er sie vor allem in Paulus fand — gleichsam wie an einem leitenden Faden, — er sich nicht aus dem Gewirre von Meinungen und Deutungen seiner Umgebung und weit darüber hinaus hätte zurecht finden können; darum ist ihm aber auch die Bibel — gleich wie es die Gesetze der Natur dem Philosophen sind — der letzte Grund, der einzige Fels im stürmenden Meere, worauf er, wenn es ihm zu arg wurde, den Fuß setzte, und ohne diesen Canon hätte er auch sicher nicht alle jene Fürsten und Weisen, deren religiöser Gedankenkreis mit den Blättern der Bibel rings begränzend eingehegt war, — zu sich herüber ziehen können, wobei indeß noch wohl zu bedenken ist, daß Luther die Verdeutschung der in fremder, todter Sprache verfaßten Bibel, in den vieldeutigen und oft in Glaubenssachen tiefbedeutsamen Stellen nach seiner subjectiven, ihm nun gerade als recht und wahr erscheinenden Ansicht ausgelegt und verdeutscht hatte, und sein ihm mit der Muttermilch eingeflößter Glaube an Dämonen und übernatürliche Einwirkung auf Schicksal, Gemüth und Rechtfertigung des Menschen ihm nun gerade das Wunderbarste als das Göttlichste erscheinen ließ, wie wir es z. B. bei der Lehre über die Rechtfertigung gesehen, wo man eingestehen muß, daß das vorgeschlagene katholische „die Liebe ist durch den Glauben thätig" — viel einleuchtender, viel christlicher, als sein „auch ohne die That macht der Glaube gerecht" — erscheint. — Somit können wir, um unparteiisch zu seyn, seine Größe nur dann ganz und vollkommen bewundern, wenn wir uns die Versunkenheit, die Macht und das Ansehen des Papstes ihm gegenüber recht vergegenwärtigen;

wohingegen aber sein strahlender Nimbus bedeutend erbleicht, wenn wir ihm die Bibel unter dem Arm wegziehen, und uns den stellvertretenden Papst zu einem einfachen Petrus denken. — Ich will damit sagen, Luther ist nicht eigentlich vom philosophischen, sondern nur vom geschichtlichen Standpunkte aus der große Mann, den wir in ihm verehren, sonst würde er uns wahrscheinlich den heutigen Hader unter den Theologen erspart und manchen Glaubenssatz anders und für die Einigkeit berechneter hingestellt haben. — Eben vom geschichtlichen Standpunkte aus aber sehen wir auch, wie ihm die Politik fortwährend störend zwischen die Glaubensdinge fuhr, und viel mehr wie ein Mensch müßte er gewesen seyn, wenn, neben seinen vielen körperlichen Leiden und den Spitzfindigkeiten zehnfach verschiedener Widersacher, er nicht hinsichtlich der Consequenz hin und wieder sollte schwankend geworden seyn. — Alles und Alles lag ja auch auf ihm, der innere Kern der neuen Religion: die Glaubenssätze sowohl, wie die äußeren cultischen Anordnungen; was sollte er vom Alten behalten, was fahren lassen? — Freilich schwebte ihm die alte einfache erste apostolische Kirche als Muster vor; konnte aber die jetzige Menschheit darnach zu einer Gemeinde geordnet werden, ohne überall anzurennen? — Hatte man da schon christliche Fürsten, die überall das erste Wort zu reden, und allmählig gewohnt wurden, sich zugleich neben dem Weltlichen auch als geistliche, als Kirchenfürsten anzusehen? — Ueberall traf bei Anlage des neuen Gottesgartens des Gärtners Schaufel noch auf einen Stumpf des ausgerodeten Katholicismus, und allein die Regulirung der Klöster und ihrer Bewohner, die sich auszuscheiden weigerten, erforderte Denkens und Redens genug, hundert Köpfe damit zu beschäftigen, da doch Alles aus Luthers Haupte hervorging, und er sich überall mit Widersetzlichkeit und Andersmeinen herumzubeißen hatte. Ueber Schule, Kirche, Ehe, Priesterweihe, Confirmation, Eid, Meineid, Scheidung und der Himmel weiß, über wie viele andere Lebens- und Glaubensdinge, die sich in dem unsichtbaren Kreis des menschlichen Gemüthes

verlieren, ſollte und mußte der Beginner und Vollender der Reformation Anordnungen zum Beſten der beſtehenden und kommenden Menſchheit treffen, immer gedenkend der Einwürfe unvorhergeſehener, möglich kommender Fälle, klügelnder Freunde und mäkelnder Feinde. Natürlich traf ſich's, weil ſeine Anordnungen vom kirchlichen in's weltliche Recht hinübergriffen, daß er mit Advokaten und Rechtsgelehrten in Häkelei und Colliſion gerieth, ſich auch mit ihnen herumbeißen mußte, und ihnen mehr wie einmal unter churfürſtlicher Zuſtimmung wacker die Pelze wuſch, zumal ſich die Herren Juriſten des lieben Schlendrians halber und aus träger Gewohnheit viel lieber an die alte päpſtliche Geſetzgebung, als an die neue halten mochten, die ſie erſt neuerdings erlernen ſollten, und koſtete es viele zornige Worte, ehe er die Trotzköpfe auf den neuen rechten Weg konnte geleiten.

Von jetzt an wurde es auch gebräuchlich, die neue Lehre die lutheriſche zu heißen; wogegen aber der beſcheidene Mann ſich heftig auflehnte, und ſagte unter Anderm: „Ich bitte, man wolle meines Namens ſchweigen und ſich nicht Lutheriſche, ſondern Chriſten heißen. Was iſt Luther? — Iſt doch die Lehre nicht mein. So bin ich auch für Niemand gekreuzigt. Wie käme denn ich armer Madenſack dazu, daß man die Kinder Chriſti ſollte mit meinem heilloſen Namen nennen? — Nicht alſo, lieben Freunde! Laßt uns tilgen die parteiiſchen Namen und Chriſten heißen, deß Lehre wir haben. Die Papiſten haben billig einen parteiiſchen Namen, dieweil ſie nicht begnüget an Chriſti Lehre und Namen, wollen auch päpſtlich ſeyn, der ihr Meiſter iſt. Ich bin und will Keines Meiſter ſeyn. Ich habe mit der Gemeine die einige gemeine Lehre Chriſti, der allein unſer Meiſter iſt.“ — Dennoch konnte er der Benennung nicht wehren, theils weil die Gewohnheit ſchon viel zu ſehr eingewurzelt, theils auch, weil ſein Wort und ſeine Schrift über Alles galt und man bereits dahin gekommen war, ſie für ein Orakel gelten zu laſſen, gleich dem pythagoräiſchen: „er hat es geſagt!“ — So iſt ſich die Gewalt des Geiſtes überall, zu allen Zeiten und unter

allen Völkern gleich. — Solchem Allem aber unerachtet strebte Luther nach keinem weitern äußern Range, sondern begnügte sich fortwährend mit seiner Stellung als Lehrer und Professor an der Universität Wittenberg. — Daß er aber dennoch auch ohne Titel mehr wie das, selbst in den Augen der Fürsten gegolten, beweiset unter Anderm der kitzliche Fall, wo der Landgraf von Hessen, der neben seiner Frau noch ein Edelfräulein seiner Schwester liebte, sich auch mit dieser wollte trauen lassen und allso zwei Weiber zu besitzen wünschte: an Luther, um Erlaubniß dazu zu erbitten, wendete. Sein Begehren war de- und wehmüthig und um Gewissensdinge halber gestellt, die er nur in der Beichte sagen konnte. Nachdem nun die rechte Gemahlin schriftlich in solche Doppelehe gewilligt, Melanchthon auch des Grafen Beichte empfangen und Luthern das außerordentliche Geheimniß mitgetheilt worden, haben beide Theologen unter Bedingung des größten Geheimnisses darein gewilligt, und ist solche 1540 in Rothenburg heimlich vollzogen worden, dennoch aber bald offenbar geworden und Luther und Melanchthon öffentlich Vorwurf über solche Beistimmung zur Vielweiberei gemacht worden, die man aber mit dem Angeben, daß um der kleinern Sünde viel größere wären verhütet worden, abgewehrt hat. — Ein andermal legte er bei Anlaß des sogenannten Fladenkrieges unter den beiden Herren von Sachsen ein so kräftiges Wort vor dem wirklichen Ausbruch des Kampfes ein, daß die Herren sich schämten, um einer elenden Türkensteuer ihrer Unterthanen Blut vergießen zu wollen, und ruhig nach Hause zurückkehrten. —

Noch ist in Kurzem des Meinungsstreites zwischen den lutherischen und schweizerischen Reformirten zu gedenken, der sich fast lediglich um den streitigen Begriff drehte, ob das Brod und der Wein im Abendmahl das wirkliche Fleisch und Blut Christi sey, oder nur solches bedeute. — Man veranstaltete dieserhalb eine Zusammenkunft zwischen von Basel abgesendeten Theologen und denen in Wittenberg, wohin jene einen Vorschlag zur Uebereinkunft mit sich brachten, der so

gestellt war, daß an eine Vereinbarung mit Grund zu glauben; dennoch fand sich, zu Bucer's und Capito's — der schweizer Theologen — Schrecken, Luther nichts weniger wie geneigt dazu. Wir finden aus dieser Zeit folgendes Gespräch aufgezeichnet, das in Wittenberg an einem Tage, da alle drei gepredigt und das Abendmahl genossen hatten, zwischen Luther und Bucer im Hause des Erstern beim Abendessen geführt wurde. Luther, nachdem er lobend über Bucer's Predigt gesprochen, meinte: „Ich bin ein besserer Prediger." Das gab Bucer zu, als sich von selbst verstehend. Jener aber entgegnete: „Ihr dürft nicht meinen, daß ich mich närrisch selber loben wollte; ich weiß meine Schwachheit wohl, und könnte keine so schöne und gelehrte Predigt thun, als wir heute von Euch gehört haben. Ich habe aber den Brauch, wenn ich auf die Kanzel komme, so sehe ich mich um, was für Leute da sitzen, und weil die meisten Wenden, die unverständige Leute sind, so predige ich ihnen wie ich denke, daß sie es verstehen können. Ihr fliegt aber allzuhoch im Geiste, darum schicken sich Eure Predigten für Gelehrte, aber unsere Leute können Euch nicht verstehen. Darum gehe ich mit diesen um, wie eine herzliche Mutter mit ihrem weinenden Kinde, dem sie die Brust, so gut sie kann, in den Mund giebt und mit ihrer Milch tränkt, welches ihm besser schmeckt und bekommt, als wenn sie ihm den köstlichsten Zucker und den niedlichsten Saft aus der Apotheke reicht." — Die Vereinigung zerschlug sich für dieses Mal, doch wurde die Unterhaltung auf Betrieb Bucer's fortgesetzt, und muß man vor Allem den Schweizern lobend nachreden, daß sie viel mehr wie Luther des lieben Friedens halber thaten. Bucer reisete später nach, traf ihn krank in Schmalkalden, und konnte ihn erst in Gotha sprechen: aber auch jetzt ohne sonderlichen Erfolg. Die Schweizer ließen mehrere Briefe an Luther abgehen, und legten ihm eine sogenannte Concordien-Formel vor, worin man sich über die streitigen Glaubensformen zu einigen trachtete. — Es währte lange, ehe der immer älter und kränklicher werdende Luther darauf antwortete,

und auch jetzt wieder ging er mehr in seltsamen Redeweisen um die Sache herum, als daß er sich geradezu erklärte, und man seine Worte eben so wohl für eine Einigung, als nicht annehmen konnte. — So verzögerte sich die völlige Verständigung von einer Zeit zur andern, und obgleich die Concordie ganz in friedlichem und versöhnlichem Tone lautete, so waren es die darauf bezüglichen Handlungen doch nicht immer, und ein inneres Grollen machte sich um so mehr bemerkbar, als die klare und verständliche Auslegung Calvin's sich immer mehr und mehr geltend machte und selbst in Wittenberg Freunde und Anhänger fand. Luther war darüber sehr ergrimmt, und nahm eine zu Zwingli's Schriften von einem Unbekannten verfaßte Vorrede, nebst Schwenkfelds Schriften zum Anlaß, mit einer Bekenntnißschrift über das heilige Abendmahl hervorzubrechen, wodurch aller Friede wieder über den Haufen geworfen wurde. Seines Zornes und seiner Verdammniß der Zwinglianer und Calvianer ist kein Ende, so daß es Einem schier wehe thut, den herrlichen Mann etwas so hart schelten zu hören, das es doch nicht verdient, wie z. B. Zwingli in einem Buche die Frommen der Schrift mit den frommen Heiden in gleiche Rechte gestellt, darum er Zwingli selber einen rechten Heiden nennt. — Bulliger, ein schweizerscher Theologe, beantwortete die Schrift so gar hart, daß in Sachsen und Hessen solche Entgegnung verboten wurde. — Dieser Zwist hat dem Luther ungemein am Herzen genagt, so daß er selbst mit seinen theologischen Freunden hie und da gegriesgramt, und in manchem einen heimlichen Abtrünnigen gewittert. — Selbst seinem getreuesten Mitstreiter Melanchthon hatte er dessen in Verdacht, und gedachte ihn deshalb in einer eignen Schrift zu behandeln, worüber der Churfürst Wind bekam und seinen Kanzler abschickte, sich in dieser Sache zu erkunden. Luther gründete seinen Verdacht auf ein Gutachten, so Melanchthon mit Bucer zusammen über die Reformation im Bisthum Cöln herausgegeben, und worin man sich zu den Calvinischen Ansichten über das Abendmahl hinneigte. Luther erklärte geradezu seine

Meinung, und daß er sie offenkundig zu machen gedenke, wogegen Melanchthon erwiederte, daß er alsdann lieber Wittenberg meiden wolle. Durch Vermittelung des Fürsten wurde die Freundschaft mittelst einer Entschuldigung Melanchthons wieder hergestellt. — Hinsichtlich seiner Lehre von dem Alleinseligwerden durch den Glauben, sollte Luther noch bei seinen Lebzeiten die traurigste Erfahrung machen; denn es fand sich ein Theologe, Magister Eisleben, genannt Agrikola, in Wittenberg ein, der sich auf die Kanzel stellte und diesen Lehrsatz so auf die Spitze trieb, daß er behauptete, ein weltliches Gesetz sey für nichts zu achten, und so man bis an den Hals im Pfuhl der Sünde stäke und nur an Christum glaube, so wäre man denn eben so tief in der Seligkeit versenkt; die zehn Gebote gehörten aufs Rathhaus, nicht auf die Kanzel; Alle, die mit Mose umgehen, müssen zum Teufel fahren ꝛc. — Darüber erschrak Luther gewaltig, und schrieb sechs streitende Lehrsätze, worin er seine Lehre von der Rechtfertigung erläutert und commentirt, und unter Anderm sagt: „Hörst du's, du willt ein Christ seyn und gleichwohl ein Ehebrecher, Unzüchtiger, volle Sau, hoffärtig, geizig, Wucherer, rachgierig und boshaftig bleiben? sondern so sagen sie: Bist du gleich ein Sünder, glaubst du mir, so bist du selig. Darfst dich vor dem Gesetz nicht fürchten, Christus hat Alles erfüllet. Aber unsere Gesetzstürmer sehen nicht, daß sie Christum predigen ohne, ja wider den heiligen Geist, weil sie die Leute wollen lassen in ihrem alten Wesen bleiben und gleichwohl selig sprechen." —

Was sagen unsere Altgläubigen, die sich immer auf Luther berufen, dazu? — Agrikola wurde bewogen, einen Widerruf seiner Lehre zu unterzeichnen, gerieth aber bald darauf dennoch mit Luther so in Streit, daß dieser eine fürchterliche Schrift gegen ihn losließ, ihn einen Narren und ohnmächtigen, elenden Mauskopf nannte und ihm vorwarf, er habe den Glauben stürzen wollen. Die Sache kam sogar bis vor die weltlichen Gerichte, doch wartete Agrikola den Entscheid nicht ab, sondern folgte einem Rufe des Churfürsten

von Brandenburg nach Berlin. Später sendete er, durch Melanchthon bewogen, noch einen Widerruf nach Wittenberg, ohne doch Luthers Vergebung damit erlangen zu können. Luther vergoß Thränen des Kummers über den Streit mit einem Manne, der einst sein liebster Freund gewesen, so daß er ihm während einer Reise Haus, Hof, Weib und Kind zum Schutze übergeben. „Doch," sagte er, „muß ich auch einen Präceptor und Hohenpriester haben, der mir den Vers im Psalm erklärt: „Der mein Brod isset mich mit Füßen tritt." —

Mit dem Herzog Georg von Sachsen hatte Luther großen Hader wegen der Leipziger Bürger, die, evangelisch gesinnt, dessen von ihrem Herrn gewehrt wurden zu seyn, sich keine Priester ihres Glaubens halten durften, und deswegen nach dem nahen Holzhausen gingen, daselbst die reine Lehre predigen zu hören und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu genießen. Der Fürst verbot solches, und die Bürger fragten bei Luther an, ob sie dem Gebot Folge zu leisten? Solcher gefährlichen Frage gab er mit Hinweisung auf Gott und die Gewissen eine bejahende Auskunft, und gerieth dadurch in große Händel mit dem hitzigen Fürsten. Ein kecker Brief Luthers circulirte unter den Leipziger Bürgern, darin es unter Anderm heißt: „Es will in diesem Fall das Beste seyn, daß man kecklich dem (Gewissens-) Mörder und Räuber unter Augen sage: Das will ich nicht thun! — Darum fahre hin, lieber Räuber! was du willt, das will ich nicht; was ich aber will, das wird Gott wollen, das sollt Ihr erfahren. Denn man muß dem Teufel das Kreuz in's Angesicht schlagen, und nicht viel hofiren, so weiß er, mit wem er umgeht." — Darum verklagte ihn der Herzog beim Churfürsten, als predige er Aufruhr und breche seinen zugesagten Frieden. Darüber bekam Luther einen derben Verweis, den er aber eben so derbe ablehnte, nachweisend, daß er keinen Aufruhr gepredigt, sondern in Diensten Gottes zum Rechten gerathen.

Dergleichen Zwistigkeiten — meist auf Anstiften Herzog

Georgs — hatte er manche, bis endlich dieser Fürst starb, und sein Bruder Heinrich das Reich antrat, der Luther im eignen Wagen nach Leipzig abholte und ihn daselbst predigen ließ, worauf denn nun auch in dem Herzogthum der Reformation die Bahn gebrochen wurde. — Dennoch war der alternde Mann den Kämpfen keineswegs überhoben, und wenn Alles schwieg, so fingen dann die Päpstlichen wieder an, ihn mit Schandschriften zu verfolgen, wie z. B. der Erzbischof von Mainz, und mußte der Vielgeplagte dann wieder in einer Antwort darauf um sich beißen, was ihm zuletzt zur Gewohnheit wurde und fast leicht abging.

Als Luthers vorzüglichsten Freund, neben Spalatin, Link, Jonas, Bugenhagen (Pomeranus) und Amsdorff, darf man Melanchthon nennen, der 1518, ein zwanzigjähriger Jüngling, als Lehrer der griechischen Sprache nach Wittenberg kam. Man beschreibt ihn aus der Zeit als ein kleines zartes Männchen, in einem langen, blauen, zusammengegürteten Rocke mit weiten Aermeln gekleidet, der Luther ungefähr bis an die Achseln reichte; dagegen beherbergte dieser kleine Körper einen großen Schatz von Gelehrsamkeit, vor allem war er des Griechischen so sehr kundig, daß er allen Zuhörern Liebe dafür einzuflößen vermochte, und Luther selbst nicht verschmähte, sich von ihm in dieser Sprache unterrichten zu lassen. Die Freundschaft wurde je inniger und inniger, indem Melanchthon von Luthers theologischen Grundsätzen, Luther aber von Melanchthons Gelehrsamkeit sich aneignete. Jener, der ältere, war überall um den körperlich schwächlichen Freund besorgt, da er einsah, wie nothwendig und nützlich dieser dem Reformationswerke werden müsse; strebte auch dessen Einkünfte zu verbessern, obgleich er nie für sich etwas erbat. — Was man über Melanchthons Milde im Gegensatze zu Luthers Heftigkeit zu erzählen pflegt, ist zwar an sich nicht ungegründet, doch beruht die Wahrheit mehr auf der Form, als im Geiste, da Melanchthons Lehre

und Meinung nicht selten weit heftiger und verneinender, als die Luthers selber war. — Am deutlichsten trat der Beweis gegenseitiger inniger Befreundung beider Männer bei leidenden Zuständen, z. B. bei Krankheiten, hervor. So unter Anderm, als Luther im Jahre 1537 in Schmalkalden am Stein darnieder lag und entsetzlich litt. Ein Augenzeuge berichtet darüber: „Am Sonntag Reminiscere sitzt M. Philipp und betrachtet Doctor Luther so kläglich, daß er darüber anfängt bitterlich zu weinen. Spricht Lutherus zu ihm: Hans Löser pflegt zu sagen, es wäre keine Kunst, gut Bier, sondern bös Bier wäre eine Kunst zu trinken. Eben so möchtet Ihr auch wohl von mir gedenken, daß ich jetzo mit den Apothekertränken lernen muß, dies Stück practiciren, und Gottlob, ich kann auch in diesem Todeskampf und neben meinem großen Schmerz gutes Herzens seyn.“ — Luther erstand, und bald darauf, 1540, erkrankte Melanchthon während einer Reise nach Hagenau. Er hatte vorher geträumt, daß er sterben werde, und darum sein Testament gemacht. Ursache der Krankheit, sagt man, war der Gewissensvorwurf, daß er des Landgrafen von Hessen Doppelehe seine Zustimmung gegeben. — Der Churfürst, da er von Melanchthons Leid hörte, ließ sofort in seinem Wagen Luther herbeiholen, der den Freund ohne Besinnung im Todeskampfe fand. Er erschrack so heftig, daß ihm die Worte entfuhren: „Behüte Gott, wie hat nicht der Teufel dieses Organon geschändet!“ Darauf wendete er sich ab und gegen das Fenster herzlich betend, worüber er selber hernach einmal redet: „Allhier mußte mir unser Herr Gott herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da mußte erhört werden, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Ein herrliches Bild, wie Luther am Todeslager des Melanchthon betet, wird Manchem bekannt seyn. Nach dem Gebet tröstete der Freund den Kranken mit herzlichen, ergreifenden, hoffnungsreichen Worten, wodurch Melanchthon

sich so gestärkt fühlte, daß er wie neu belebt Odem schöpfte, sich von Stund an besser fühlte und wirklich wieder genas, worüber er später einmal selber schreibt: „Ich war zu Thüringen von einer schrecklichen Krankheit befallen, die nur aus einer Bekümmerniß und Gram ihren Ursprung genommen, das mir ein fremder Handel hatte zuwege gebracht. Ich wäre gestorben, wenn ich nicht durch Dr. Luthers Ankunft aus dem Tode wäre gerissen worden." Luther bekennt einmal selber, daß er drei Personen: den Melanchthon, seine Käthe und Hieronimum, habe durch Gebet vom Tode errettet. — Daß eine Tröstung, gleich viel auf welche Weise eingeflößt, viel in menschlicher Seele zu bewirken vermag, bleibt unbestritten, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet mag Luther ganz recht haben. — Melanchthon überlebte Luther noch. Einige Notizen über diesen interessanten Mann möchten hier wohl am rechten Orte seyn. Er wurde am 16. Februar zu Brettern in der Pfalz am Rhein geboren. Sein Vater, Georg Schwarzerd, war ein Rüstmeister des Pfalzgrafen, und die Mutter, Barbara, eine nahe Verwandte des berühmten Humanisten Reuchlin. — Der Knabe zeigte bei schwächlichem Körper schon früh besondere geistige Anlagen, so daß er im zwölften Jahre auf der Schule zu Pforzheim schon die Aufmerksamkeit seines Lehrers Reichlin erregte, auf dessen Anrathen er nach damaliger Sitte seinen deutschen Namen: Schwarzerd, in den gleichbedeutenden griechischen: Melanchthon, umwandelte und solchen bis an sein Ende beibehielt. Schon 1510 ging er nach der Universität Heidelberg, überflügelte alle Studirende schnell und wurde daher schon im folgenden Jahre Baccalaureus der Philosophie und Lehrer einiger jungen Grafen. Da ihm die Universität Heidelberg wegen seiner Jugend die Magisterwürde versagte, so ging er 1512 nach Tübingen, wo er sich, neben seinen bisherigen Studien, vor Allem der Theologie ergab, und 1514 die Magisterwürde erlangte. Jetzt hielt er stark besuchte Vorlesungen über griechische und lateinische Schriftsteller, gab auch eine griechische Grammatik heraus, und wurde überall

wegen seiner Gelehrsamkeit und schönen Sprache und Stil bewundert. — Auf Reuchlins Empfehlung wurde er 1518 nach Wittenberg berufen, wo er bald die Richtigkeit und Nothwendigkeit der Reformation Luthers erkannte und ihr sich anschloß. In wie fern er thätig war, haben wir in allgemeinen Umrissen angedeutet; die von ihm verfaßte Augsburgische Confession trug seinen Namen durch ganz Europa, und wurde als die Grundlage der symbolischen Bücher von den Protestanten in großen, wenn auch vielleicht überschätzten Ehren gehalten. Mehr, wie wir in der Mittheilung über Luther's Leben und Wirken erwähnen konnten, wurde Melanchthon zu Gesandtschaften im Interesse der neuen Lehre verwendet, wobei die Gründlichkeit seines Wissens und die überlegende Ruhe seiner angebornen Schüchternheit die Wage hielten. Vielfach angefochten von starren Lutheranern, mußte er sich sogar 1551 in Naumburg einer Untersuchung über seine Rechtgläubigkeit unterziehen, aus der er jedoch siegend hervorging. — 1520 schon hatte er sich mit Catharina Crapp, einer Tochter des Wittenberger Bürgermeisters, verheirathet, und das schwache, ängstliche Gemüth dieser sonst herzensguten Frau störte nicht selten seinen häuslichen Frieden. Dennoch war er nirgend lieber, als unter den Seinen, wiegte und wartete in den ersten Jahren seiner Ehe die Kinder, und war ein lieber und fleißiger Hausvater. — Niemand suchte in dem kleinen anspruchlosen Männchen diesen Feuergeist, bis der Kenner seine hochgewölbte Stirn und sein blitzendes Auge wahrnahm. Heiterkeit, Gastfreundschaft, Redlichkeit und Mildthätigkeit bis zum Extrem zeichneten den liebenswürdigen Mann vor Allem aus, der 1560 in einem Alter von 63 Jahren zu Wittenberg starb, nachdem er Luther 14 Jahre überlebt.

Kehren wir zu diesem zurück.

Je älter der immer noch geistesstarke, thätige Mann wurde, um desto mehr wiederholten sich seine Krankheitszufälle, von denen er sich jedoch in der Regel immer bald wieder erholte. Er sagte selbst, daß er selten im Jahre einmal „rechtschaffen frisch" sey, und sich entweder am Leibe oder am Geiste schwach

befinde; doch war sein Geist dermaßen stark, daß der Wille geringere Unpäßlichkeiten besiegte und man es ihm kaum anmerken konnte, wie sehr sein Körper von Siechthum geplagt werde. — In Erwägung solcher körperlichen Schwäche entschloß sich Luther 1542, sein Testament zu machen, und verdient ein so merkwürdiges Actenstück wohl der Vergessenheit entrissen zu werden. Es lautet folgendermaßen:

„Ich Martinus Luther bekenne mit dieser meiner eigenen Handschrift, daß ich dieser meiner lieben und getreuen Hausfrauen, Catharinen, gegeben habe zum Leibgedinge, oder wie man das nennen kann, auf ihr Lebenlang, damit sie ihres Gefallens und ihrem Besten gebahren möge, und gebe ihr das in Kraft dieses Briefes gegenwärtiges und heutiges Tages: nämlich das Gütlein Zeilsdorf, wie ich dasselbe gekauft und zugerichtet habe, aller Dinge wie ich es bis daher gehabt habe. Zum Andern das Haus Bru zur Wohnung, so ich unter meines Wolfs Namen gekauft habe. Zum Dritten die Becher und Kleinode, als Ringe, Ketten, Schenkgroschen, güldne und silberne, welche ungefährlich bei 1000 Gülden werth seyn.

Das thue ich darum:

1) Daß sie mich als ein fromm, treu, eheliches Gemahl allezeit lieb, werth und schön gehalten und mir durch reichen Gottes Segen fünf lebendige Kinder (die noch vorhanden, Gott gebe lange!) geboren und gezogen hat. —

2) Daß sie die Schuld, so ich noch schuldig bin (wo ich sie nicht bei Leben ablege), auf sich nehmen und bezahlen soll, welche mag seyn ungefähr mir bewußt 450 Gulden; mögen sich vielleicht wohl mehr finden. —

3) Und allermeist darum, daß ich will, sie müsse nicht den Kindern, sondern die Kinder sollen ihr in die Hände sehen, sie in Ehren halten und unterworfen seyn, wie Gott geboten hat. Denn ich wohl gesehen und erfahren, wie der Teufel wider dieß Gebot die Kinder hetzet und reizet, wenn sie gleich fromm sind, durch böse und neidische Mäuler, sonderlich wenn die Mütter Wittwen sind, und die Söhne Ehe-

frauen und die Töchter Ehemänner kriegen: denn ich halte, daß die Mutter werde ihren eignen Kindern der beste Vormund seyn, und solch Gütlein und Leibgedinge nicht zu ihrem Schaden oder Nachtheil, sondern zu Nutz und Besserung brauchen, als die ihr Fleisch und Blut sind, und sie unter ihrem Herzen getragen hat

Und ob sie nach meinem Tode genöthigt oder sonst verursachet würde (denn ich Gott in seinen Werken und Willen kein Ziel setzen kann) sich zu verändern, so vertraue ich doch und will hiemit solches Vertrauen haben, sie werde sich mütterlich gegen unser Beider Kinder halten und alles treulich, es sey Leibgeding oder Anderes, mit ihnen theilen. —

Und bitte auch hiermit unterthänlich meinen gnädigsten Herrn Herzog Johann Friedrichen, Churfürstl. Sächsischen Gnaden, wollten solche Begebung und Leibgedinge gnädiglich schützen und erhalten.

Auch bitte ich, alle meine guten Freunde wollten meiner lieben Käthen Zeugen seyn und sie entschuldigen helfen, wo etliche unnütze Mäuler sie beschweren oder sie verläumden wollten, als sie etwa eine Baarschaft hinter sich haben, die sie den armen Kindern entwenden oder unterschlagen würde. Ich bin deß Zeuge, daß da keine Baarschaft ist, ohne die Becher und Kleinod, droben im Leibgedinge erzählt. Und zwar kann solches die Rechnung bei Jedermann öffentlich geben, weil man weiß, wie viel ich Einkommens gehabt von meinem gnädigen Herrn, und sonst nicht einen Heller noch Körnlein von Fremd einzukommen gehabt, ohne was Geschenk ist gewesen, welches droben unter den Kleinoden zum Theil auch noch in der Schuld stecket und zu finden ist, und ich doch von solchem Einkommen und Geschenken so viel gebauet, gekauft, große und schwere Haushaltung geführt, daß ich's muß neben andern selbsten vor einen sonderlichen und wunderlichen Segen erkennen, daß ich's habe können erschwingen und nicht wunder, daß keine Baarschaft, sondern daß nicht mehr Schuld dar ist.

Dieß bitte ich darum, denn der Teufel, so er mir nicht

könnte näher kommen, sollte er wohl meiner Käthen allein der Ursachen halber allerlei Weise suchen, daß sie des Mannes Dr. Martin eheliche Hausfrau gewesen und Gottlob noch ist.

Zuletzt bitte ich auch Jedermann, weil ich in dieser Begebung oder Leibgedinge nicht gebraucht der Juristen Form und Wörter (dazu ich Ursache gehabt), man wolle mich lassen seyn die Person, die ich doch in der Wahrheit bin, nämlich öffentlich und die beide im Himmel, auf Erden und der Hölle bekannt, Ansehens und Autorität genug hat, der man trauen und glauben mag mehr denn einem Notario. — Denn so mir verdammtem, armen, elenden Sünder Gott der Vater aller Barmherzigkeit das Evangelium seines lieben Sohnes vertraut, dazu mich auch treu und wahrhaftig darinnen gemacht, bisher behalten und gefunden hat, allso daß auch Viele in der Welt dasselbe durch mich aufgenommen und mich für einen Lehrer der Wahrheit halten, ungeachtet des Papstes Bann, Kaisers, Könige, Fürsten, Pfaffen, ja aller Teufel Zorn: soll man ja vielmehr wie hier in diesen geringen Sachen glauben, sonderlich weil hier ist meine Hand fast wohl bekannnt, der Hoffnung es soll genug seyn, wenn man sagen und beweisen kann: dieß ist Dr. Martin Luthers (der Gottes Notarius und Zeuge ist in seinem Evangelio) ernstlich und wohlbedachte Meinung, mit seiner eignen Hand und Siegel zu beweisen, geschehen und gegeben am Tage Euphanlä 1542. M. Luther."

Solches Testament wurde nach Luthers Tode, trotz mangelnder Förmlichkeit, vom Churfürsten bestätigt.

Immer deutlicher wurden nun die Anzeichen eines nahenden Krieges, und wenn Luther auch nach reiflicher Ueberlegung und eingedenk, daß die deutschen protestantischen Fürsten, als nicht mehr vom Kaiser abhängig, die Rechtmäßigkeit und Unzulässigkeit eines Krieges gegen denselben nicht in Abrede zu stellen vermochten, so bekümmerte ihn die Ahnung großen beginnenden Unheils doch bis in's innerste, tiefste Gemüth, und er suchte nach Gründen, die Unzulässigkeit selbst gegen seine Ueberzeugung darzuthun, und nährte wenigstens die

Hoffnung, es werde ihm der Himmel das Leid nicht anthun, noch bei seinen Lebzeiten den Religionskrieg, wozu er den ersten Saamen gestreut, ausbrechen zu lassen. — Dieser Friedensliebe gerade entgegengesetzt, äußerte er sich höchst mißbilligend über die nachlässige Betreibung des Türkenkrieges Seitens der Christlichen, und ließ eine eigends darum verfaßte, ermuthigende Schrift darüber in's Volk gehen. — Weitern Kummer verursachte ihm die Verschleuderung der Kirchen- und Klostergüter; die im Bewußtseyn des Volkes gesunkene Achtung der Geistlichkeit, besonders unter fremden Herrschaften; ja selbst die sich sogar in Wittenberg mehr und mehr verkündende moralische Verschlimmerung, Mißachtung kirchlicher Zucht und Hinneigung zu Völlerei und Ueppigkeit bekümmerten ihn sehr, und er sagte wohl mit Recht: Die Menschheit ist gleich einem betrunkenen Manne: hebt man ihn von der einen Seite auf das Pferd, so gleitet er dann an der andern Seite wieder herunter. — Er hielt zu jener Zeit eine Bußpredigt, ernst und eindringlich in ächtem Christus-Sinne, wo er dem Volke seine Schande und Laster offen und rücksichtslos aufdeckte und am Schlusse verhieß, dies werde seine letzte Rede seyn, und er von nun an sie ihrem Schicksale überlassen, komme darnach, was da immer wolle. Dennoch konnte es sein versöhnliches Gemüth nicht über sich gewinnen, ganz zu schweigen, und er setzte später seine Vermahnungen mit ganzem Eifer fort, wo er denn unter Anderm einmal sagte: „Wucher und Geiz sind wie eine Sündfluth eingerissen und eitel Recht worden. Muthwill, Unzucht, Uebermuth mit Kleidern, Fressen, Spielen, Prangen mit allerlei Untugend und Bosheit, Ungehorsam der Unterthanen, Gesinde und Arbeiter, aller Handwerke, auch der Bauern, Uebersetzung, und wer kann es alles erzählen, haben also Ueberhand genommen, daß man's mit zehn Concilliis und zwanzig Reichstagen nicht wieder wird zurecht bringen.“ — Abgesehen von solchem äußern Anlaß zu Verdruß und Kummer, hatte er selbst im eignen Hause von Freunden, die er gastlich auf- und angenommen, Undank und Verdruß zu er-

fahren, und entschloß sich aus solchen vereinten Gründen endlich, ganz und gar von Wittenberg fort und in eine andere Stadt zu ziehen. Er unternahm zur Inswerkrichtung dieses Entschlusses 1545 eine Reise, und schrieb an seine Käthe von Naumburg aus: „Ich wollte es gern so machen, daß ich nicht wieder dürfte nach Wittenberg kommen. Mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht gern mehr da bin; wollte auch, daß du verkaufteſt Garten und Hufe, Haus und Hof, so wollte ich meinem gnädigen Herrn das große Haus wieder schenken, und wäre denn Bestes, daß Du gen Zeilsdorf zögeſt, weil ich noch lebe, und könnte Dir mit dem Solde wohl helfen, das Gütlein zu bessern, denn ich hoffe, mein gnädigſter Herr soll mir den Sold folgen lassen zum wenigſten ein Jahr meines letzten Lebens. — Nach meinem Tode werden Dich die vier Elemente zu Wittenberg doch wohl nicht dulden, darum wäre es besser bei meinem Leben gethan, was denn zu thun seyn will. Vielleicht wird Wittenberg, wie sich's anläßt, mit seinem Regiment nicht St. Veitstanz, noch St. Johannistanz, sondern den Bettlertanz und Beelzebubtanz tanzen, und niemand iſt, der da strafe und wehre und wird Gottes Wort noch dazu gespottet. — Nur weg und aus dieſer Sodoma. Ich habe auf dem Lande mehr gehöret, denn ich zu Wittenberg erfahren, darum ich der Stadt müde bin und nicht wieder kommen will, da mir Gott helfe. Will alſo umher schweifen und ehe das Bettelbrod eſſen, ehe ich meine armen letzten Tage mit dem mordigen Wesen zu Witberg martern und verunreinigen will, mit Verluſt meiner sauern, theuern Arbeit. Magſt solches, wo Du willſt. Dr. Pommer'n und M. Philippus wiſſen besser, und ob Dr. Pommer wollte hiemit Wittenberg von meinetwegen gesegnen; denn ich kann des Zorns und Unluſt nicht länger leiden." — Wittenberg, und sonderlich die Univerſität waren über dieſen Entschluß dermaßen erschrocken, daß letztere sich an den Churfürſten wendete, ihn ersuchend, sich in's Mittel zu legen und den unerſetzlichen Mann zur Rückkehr zu bewegen. — Der leutſelige Herr ging gern auf das Begehren ein, und schrieb

folgendermaßen an den zürnenden Reformator: „Unsern gnädigen Gruß zuvor, Ehrwürdiger, Achtbarer und Hochgelehrter, lieber Andächtiger! Uns gelanget glaublich an, daß Ihr Euch vor etlichen Tagen gen Zeitz zu dem Bischof von Naumburg begeben, welches wir Eures Leibes Gesundheit und Recreation halber ganz gern gehört, wiewohl wir uns zu Euch gnädiglich versehen hätten, Ihr solltet uns solche fürhabende Reise zu erkennen gegeben haben, auf daß wir Euch mit lebendigem Geleit, auch Zehrung hätten versehen mögen, bis vorberührten Ort desto sicherer zu ziehen und durchzukommen; denn Ihr wisset, daß Julius Pflug nicht nachläßt, nach dem Stift Naumburg zu trachten und allerlei seltsame Praktiken derselben zu thun. Und wiewohl wir auch nicht zweifeln, der Allmächtige lasse auf Euer und der Kirchen Gebet seine heiligen Engel auf Euch warten und Euch in Euren Wagen geleiten, so erkennen wir uns doch schuldig, mit unserm fürstlichen und menschlichen Zuthun daneben vor Euch sorgfälig zu seyn, darum wir gnädiglich und wohl hätten leiden mögen, Ihr hättet uns Eure Abreise zuvor zu erkennen gegeben, als wir auch ganz gnädiglich begehren, daß Ihr uns Euer Wiederabreisen von Zeitz wollet zu erkennen geben, damit wir Etliche der Unsern Euch zuordnen, auch sonst bequeme Bestellung mögen thun lassen. Dieweil uns aber angelangt, als sollte Euch zu Wittenberg allerlei beschweren, darum Ihr daselbst hinfort nicht gern solltet seyn wollen, so mögen wir Euch in ganz gnädiger Meinung nicht bergen, daß wir solches in Wahrheit mit rechter Bekümmerniß und Mitleiden vernahmen; denn hätten wir die Ursachen Eurer Beschwerung in demselben vermerket, so wollten wir ja nicht unterlassen haben, für uns selbst das Einsehen und Verschaffung zu thun, so viel uns durch Gottes Hülfe immer möglich gewesen, damit wir es hätten abwenden mögen. — Nun haben wir dieselbe Eure Beschwerung bisher nicht vernommen, derowegen wir auch keine Verschaffung deroselben haben zu thun wissen. — Dieweil aber, wie wir vermerken, davon ein Gerücht und weite Ausbreitung auf jetzigem Reichs-

tage und auch ſonſt, zuförderſt bei des göttlichen Wortes Widerwärtigen und Feinden zu großer ihrer Frohlockung, davon entſtehen wird, wo ſolch Gerüchte nach- und volldrucken ſollte, ſo haben wir nicht unterlaſſen mögen, den Hochgelehrten, unſern Lieben, Getreuen Matthias Ratzenberger, der Arznei Doctor und unſer Leibarzt, mit dieſer unſrer Schrift, auch Nebenwerbung, zu Euch zu verordnen. Und begehren an Euch ganz gnädiglich, ihm gleich uns ſelbſt ſeiner Anzeigung gänzlichen und vollſtändigen Glauben zu geben, Euch auch darauf willfährig zu erzeigen, wie wir uns denn deſſen und alles guten Willens zu Euch ganz gnädiglich verſehen. Daran thut Ihr uns ein ganz beſonderes gnädiges Wohlgefallen und ſind Euch mit Gnaden und allem Guten geneigt."

Nach ſolch hoher freundlicher Zuſchrift konnte ſich Luther wohl nicht gut weigern, nach Wittenberg zurückzukehren. Man ſieht übrigens aus ſeinem Betragen, wie ernſt es ihm bis an ſein Lebensende um Beſſerung der Menſchen im Lehren und Leben zu thun war, da ihn der Kummer — (gleichſam wie Jeſus über Jeruſalem weinte) — aus ſeinem lieben Wittenberg verſcheuchen konnte; der Kummer über die Verſunkenheit von Menſchen, die ihm freilich größtentheils nicht einmal nahe ſtanden, denen er mit ſeinen gewaltigen Lehren und ſeinem ſchönen Beiſpiele aber ja doch nahe ſtand, und von denen er darum am eheſten einen ſittlichen Wandel zu führen mit Recht verlangen zu dürfen glaubte.

Luther hatte frühe gelernt, ſich mit ſeinem Ende zu beſchäftigen; der Tod hatte für ihn, der genugſam gelebt, um bei ſeinem Ende ſich freuen zu können, gelebt zu haben, nichts Schreckliches, und viele Jahre vor ſeinem wirklichen Dahinſcheiden glaubte er ſich ſchon oft ſeinem letzten Stündlein nahe. Schon 1535 ſchrieb er, veranlaßt durch die in Ausſicht geſtellte Vereinigung ſeiner Lehre mit der ſchweizeriſchen: „Wenn dieſe Concordia befeſtigt iſt, will ich mit freudigen Thränen ſingen: Herr, nun laß Deinen Diener im Frieden fahren! Denn ich werde der Kirche den Frieden hinterlaſſen. — Chriſtus regiere und vollführe dieſes Werk bei Euch, daß meine Freude

völlig werde und ich nach so vielem Kreuz und Höllen nur ein freudig Sterbestündlein erlange." — An die, nach seinem Wohlbefinden sich freundlichst erkundigende Churfürstin schrieb er: „Ich bin so fein und besser, als ich's verdiene, gesund; daß aber der Kopf zuweilen schwach, ist kein Wunder. Das Alter ist da, welches an sich selber alt und kalt, krank und schwach ist. — Der Krug ist oft zum Brunnen getragen worden, und wird auch einmal brechen. Ich habe lange genug gelebt; Gott bescheere mir eine selige Stunde, daß der faule unnütze Madensack unter die Erde sich sammle zu seinem Volke. Ich habe ohne Zweifel das Beste gesehen, was man auf der Welt sehen kann; es will nun, wie es scheint, alles ärger werden." — Der kränkliche Mann begann nun mehr und mehr von seinem nahe bevorstehenden Ende zu reden, sowohl von der Kanzel, als auch im gewöhnlichen Leben, bat auch die Wittenberger, bei einer etwa eintretenden Krankheit, nicht für seine Erhaltung zu beten, sondern ihn ruhig und in Frieden fahren zu lassen, „wie ein Gast seine Herberge quittirt", und 1546 schreibt er: „Wenn ich noch hundert Jahre sollte leben, und hätte nicht allein die vorigen und jetzigen Rotten und Sturmwinde durch Gottes Gnade erlegt, sondern könnte auch alle künftigen also legen: so sehe ich doch wohl, daß damit unsern Nachkommen keine Ruhe geschafft wäre, weil der Teufel lebt und regiert. Darum ich auch bitte um ein gnädiges Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr. Ihr unsere Nachkommen, betet auch mit Ernst und treibt Gottes Wort fleißig, erhaltet das warme Windlicht Gottes, seyd gemannt und gerüstet, als die alle Stunden gewarten müssen, wo Euch der Teufel etwan eine Scheibe oder Fenster ausstoße, Thür oder Dach aufreisse, das Licht auszulöschen." — So klagte er denn um diese Zeit auch über seine nicht ablassenwollende Beschäftigung: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugigter Mann schreibe an Euch, und da ich gehofft, man sollte mir abgelebtem Manne nunmehro und wie mich deucht, höchst billig, Ruhe gönnen: so werde ich dermaßen überhäuft

mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredet und gethan hätte."

Sein nahendes Ende konnte die Katholischen nur erfreuen, und in der That vermochten sie kaum die Zeit abzuwarten, wo sich sein Tod bestätigte, sondern verbreiteten schon lange voraus eine Sage, er sey gestorben, und gleich darauf habe sich der Teufel seinen Leichnam abgeholt, worüber Luther herzlich lachen mußte, und meinte: es sollte ihm der Bote, wenn's nicht anders wäre, schon recht seyn.

1546 den 23. Januar entschloß sich der immer schwächer werdende Mann, trotz allem Abrathen, zu einer Reise nach Eisleben. — Veranlassung zu diesem gewagten Entschlusse war ein zwischen dem Grafen von Mansfeld einer- und einigen Luther befreundeten und verwandten Unterthanen des Grafen andererseits ausgebrochene Zwistigkeiten über Erzgruben. Schriftliche Versuche zur Beilegung derselben waren mißlungen, und so ging man Seitens seiner Freunde den armen kranken Mann an, persönlich das Seine dabei zu thun. — Er sagte es zu, mit den Worten: „Es muß um einige Tage nicht Noth haben, wiewohl ich viel zu thun habe, die ich daran wagen will, damit ich mich mit Freuden in meinen Sarg legen möge, wo ich nur zuvor meinen lieben Landesherrn vertragen und freundliches, einmüthiges Herz gesehen habe."

Luther reisete und sollte vor seinem nahenden Ende noch das Leid erleben, bei Halle, wo ihn eine Wasserfluth drei Tage zu verziehen nöthigte, bei der Ueberfahrt über die Saale in Gefahr des Ertrinkens zu kommen. — Drei von seinen Söhnen, nebst dem Freund Jonas, Prediger zu Halle, begleiteten ihn, und der noch immer geistesmuthige Mann sagte fast scherzend zu diesem: „Lieber Doctor Jona! wäre das dem Teufel nicht ein fein Wohlgefallen, wenn ich Dr. Martinus mit drei Söhnen und Euch im Wasser ersöffe?" — Die Gefahr wirkte nachtheilig auf seinen Gesundheitszustand; dennoch erholte er sich in Eisleben so weit, daß er zu seinem Zwecke schreiten konnte. Es mag wohl seyn,

daß eine Freude über die ihm von dem Grafen von Mansfeld angethane Ehre viel zu seinem Wohlbefinden beitrug, da derselbe ihn mit 113 Pferden an Reutern und Wagen einholte und überall mit großer Auszeichnung behandete, wofür ihm Luther seinerseits wieder mit seiner geistigen Gabe vergalt und ihm zu Liebe viermal in Eisleben predigte, zwei Priester ordinirte und zweimal selber das Abendmahl nahm. — Man sahe es seiner Unterhaltung nicht an, daß er unwohl sey, vielmehr redete er munter und wohlgemuth an der Tafel mit Freunden und Bekannten, unterließ aber nebenbei nicht, oft und lange herzlich zu beten, wobei ihm dann eine solche Freudigkeit der Seele überkam, daß es nicht anders schien, als sey ihm nach vollendetem Gebet eine große Last von der Seele genommen. Ueberhaupt schien sein Geist gar kein Theil an der Schwäche seines Körpers zu nehmen, wovon unter Anderm auch die von hieraus an seine liebe Käthe geschriebenen Briefe zeugen, wovon einer am 25. Januar unterwegs geschriebener lautet: „Gnade und Friede im Herrn! Liebe Käthe! wir sind heut um 8 Uhr zu Halle angekommen, aber nach Eisleben nicht gefahren, denn es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckte; die bedrohete uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurückkommen von wegen der Mulda; mußten also zu Halle zwischen der Mulda still liegen; nicht daß uns darnach dürstete zu trinken, sondern nahmen gut torgisch Bier und guten rheinischen Wein dafür, damit laben und trösten wir uns dieweil, ob die Saale wolle wieder auszürnen. Denn weil die Leute und Fuhrmeister, auch wir selbst zaghaft waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben und Gott versuchen; denn der Teufel ist uns gram und wohnt im Wasser; und ist besser verwahrt, denn beklagt, und ist ohne Noth, daß wir dem Papst sammt seinen Schuppen eine Narrenfreude machen sollten. Ich halte, wärst Du hier gewesen, so hättest Du uns auch allso zu thun gerathen, so hätten wir Deinem Rathe auch einmal gefolgt.“ Und weiter

von Eisleben schreibt er wieder: „Der tiefgelehrten Frauen Katharina Lutherin, meiner gnädigen Hausfrauen zu Wittenberg. Liebe Käthe! wir sitzen hier und lassen uns warten und wären wohl gar davon; aber es kann noch nicht seyn, als mich dünkt in acht Tagen. M. Philippen magst Du sagen, daß er seine Postille corrigire, denn er hat nicht verstanden, warum der Herr im Evangelium den Reichthum Dornen nennt. Hier ist die Schule, da man solches verstehen lernt. Aber mir graut, daß allewege in der heiligen Schrift den Dornen das Feuer gedrohet ist, darum ich desto größere Geduld habe, ob ich mit Gottes Hülfe möcht etwas Gutes ausrichten. Deine Söhnlein sind noch zu Mansfeld. Sonst haben wir zu Fressen und zu Saufen genug und hätten gute Tage, wenn der verdrießliche Handel nicht wäre. — Du willst sorgen für Deinen Gott, gerade als wäre er nicht allmächtig. Denn der könnte zehn Doctor Martinos erschaffen, wo der einige alte ertränke in der Saale. — Laß mich zufrieden mit Deiner Sorge, ich habe einen bessern Sorger, denn Du und alle Engel sind; der liegt in der Krippen und hängt an einer Jungfrauen Brüsten, aber sitzt gleichwohl zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters; darum sey zufrieden. Amen! — Ich denke, daß die Hölle und die ganze Welt muß jetzt ledig seyn von allen Teufeln, die vielleicht Alle um meinetwillen hier zu Eisleben zusammen gekommen sind; so fest und hart stehet die Sache. So sind auch hier Juden bei funfzig in einem Hause. Bittet, bittet, bittet und helfet uns, daß wir's gut machen. Denn ich heute im Willen hatte, den Wagen zu schmieren in meinem Zorn; aber der Jammer, so mir vorfiel, meines Vaterlandes, hat mich gehalten. Ich bin nun auch ein Jurist worden, aber es wird ihnen nicht gedeihen. Es wäre besser, sie ließen mich einen Theologen bleiben. Käme ich unter sie, so ich leben soll, ich machte einen Vergleich, der ihren Stolz durch Gottes Gnade hemmen möchte. Sie stellen sich, als wären sie Gott." — Und ferner am 11. Februar: „Der heiligen, sorgfältigen Frauen, Katharina Lutherin,

Dr. Zülsdorferin zu Wittenberg, meiner gnädigen, lieben Hausfrauen. Gnad' und Fried' in Christo, allerheiligste Frau Doctorin. — Wir bedanken uns gar freundlich für Eure große Sorge, dafür Ihr nicht schlafen könnet: denn seit der Zeit Ihr für uns gesorgt habt, wollt uns das Feuer verzehrt haben in meiner Herberge hart vor meiner Stubenthür, und gestern ohne Zweifel aus Kraft Eurer Sorge hat uns schier ein Stein auf den Kopf gefallen und zerquetscht wie in einer Mausfalle. Ich sorge, wo Du nicht aufhörst zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen und alle Elemente verfolgen. Bete Du und laß Gott sorgen; es heißt: Wirf Dein Anliegen auf den Herrn, der sorgt für Dich. Wir sind Gottlob! frisch und gesund, ohne daß uns die Sachen Unlust machen. Wir wollten gern fort seyn und heimfahren, wenn Gott wollte."

Es war indeß mit seinem Wohl- und Frischseyn nur ein Trost für die liebe Käthe daheim, und konnte man sehen, daß ihm von Tage zu Tage unwohler und schwächer wurde, darum er sogar den zur Regulirung benannter Zwistigkeiten täglich gehaltenen Versammlungen am 17. Februar nicht ferner beiwohnen konnte, sondern auf Zurathen seiner Freunde daheim und auf dem Ruhebette liegend verblieb. — Sein ganzes Daseyn war jetzt fast nur noch ein, meistens stilles Gebet, das er nur von Zeit zu Zeit mit einzelnem Reden zu seinen Freunden unterbrach. „Es wäre seltsam," sagte er, „wenn ich, hier in Eisleben geboren, eben hieselbst auch bleiben sollte." — Seine Schwäche war sichtlich, dennoch ließ er sich nicht abhalten, zum Mittagsmahle in das gewöhnliche Speisezimmer zu gehen, und gesprächig wie immer zu seyn, wie er denn unter Anderm auch sagte: „so es ihm gelänge, die Streitsache mit seinem lieben Landesherrn zu schlichten, wolle er heimgehen, sich in den Sarg legen und den Würmern seinen Leib zur Speise geben." — Als der Abend herannahte, spürte er heftige Brustbeklemmungen; doch ging er, sobald solche nachließen, wiederum an den Speisetisch, da ihn die Einsamkeit vor Allem drückend be-

läſtigte. Es ſchienen ihm ſelbſt einige Biſſen gar wohl zu munden, doch entſtand darnach die Plage von neuem, ſo daß man ihn mit warmen Tüchern reiben mußte, und der Graf Albrecht ſelber war um den Kranken zu deſſen Pflege bemüht. — Etwas nach 10 Uhr legte ſich der Patient ſchlafen, und ſein Athemholen kündete nicht eben Beunruhigendes. Allein gegen 1 Uhr erweckte er ſeinen Freund Dr. Jonas mit ſehr ängſtlichen Worten: „O Herr Gott, Dr. Jona, wie iſt mir ſo übel, mich drückt es ſo hart auf der Bruſt, o ich werde zu Eisleben bleiben.“ — Der Freund rief jetzt Hülfe herbei und es erſchienen der Graf und die Gräfin Albrecht, ſeine Söhne und mehrere Freunde. Nach den vereinten Bemühungen gelang es, ihn in Schweiß zu bringen, woron ſich Jonas den beſten Erfolg verſprach. Nicht ſo Luther aber, der da ſagte: „Ja, es iſt ein kalt todter Schweiß, ich werde meinen Geiſt aufgeben, denn die Krankheit mehret ſich.“ — Darauf erhob er ein lautes und inbrünſtiges Gebet und rief zu dreien Malen überlaut: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geiſt!“ Als die Umſtehenden ſahen, daß der Kranke immer leidender und ſchwächer wurde, meinte Dr. Jonas, daß es Zeit ſey, ein letztes und wichtiges Wort mit dem Reformator zu reden, und fragte ihn darum mit leut erhobener Simme: „Ehrwürdiger Vater, wollet Ihr auf Chriſtum und die Lehre, wie Ihr ſie gepredigt, beſtändig ſterben?“ Worauf Luther mit heller Stimme „Ja!“ antwortete, und darauf, ohne Weiteres hinzuzufügen, in Schlummer verſank. — Obgleich man ſeinen Namen rief, ſo antwortete er doch nicht ferner, athmete tief, doch ſanft, und entſchlief mit gefalteten Händen in der Stunde von zwei zu drei des Nachts ruhig und ohne Qual.

Schließlich möge hier zur Charakteriſtik Lutherſcher Dichtweiſe jene ſchon erwähnte Hymne ihren Platz finden, die er, die Veranlaſſung bezeichnend, unter dem Titel herausgab:

Ein Lied
von den zwei Märtyrern Christi zu Brüssel, von den Sophisten von Löwen verbrannt,

geſchehen im Jahre 1523.

Ein neues Lied wir heben an,
Daß walt' Gott unſer Herre,
Zu ſingen, was Gott hat gethan,
Zu ſeinem Lob und Ehre.
Zu Brüſſel in der Niederland,
Wohl durch zween junge Knaben,
Hat er ſein Wundermacht bekannt,
Die er mit ſeinen Gaben
So reichlich hat gezieret.

Der erſt' recht wohl Johannes heißt,
So reich an Gottes Hulden,
Sein Bruder Heinrich nach dem Geiſt
Ein rechter Chriſt ohn' Schulden,
Von dieſer Welt geſchieden ſind,
Sie han die Kron' erworben,
Recht wie die frommen Gottes Kind
Für ſein Wort ſind geſtorben;
Sein Märtrer ſind ſie worden.

Der alte Feind ſie fangen ließ,
Er ſchreckt ſie lang mit Dräuen,
Daß Wort Gott's man ſie läugnen ließ,
Mit Liſt man wollt' ſie täuben;

Von Löwen der Sophiſten viel,
Mit ihrer Kunſt verloren,
Verſammelt er zu dieſem Spiel
Der Geiſt ſie macht zu Thoren
Sie konnten nicht gewinnen.

Sie ſungen ſüß, ſie ſungen ſau'r,
Verſuchten manche Liſten,
Die Knaben ſtunden wie 'ne Mau'r,
Verachten die Sophiſten;
Den alten Feind das ſehr verdroß,
Daß er war überwunden
Von ſolchen Jungen, er, ſo groß,
Er ward voll Zorn, von Stunden
Gedacht, ſie zu verbrennen.

Sie raubten ihn'n das Kloſterkleid,
Die Weih' ſie ihn'n auch nahmen;
Die Knaben waren deß bereit,
Sie ſprachen fröhlich: Amen;
Sie dankten ihrem Vater, Gott,
Daß ſie los ſollten werden
Des Teufels Larvenſpiel und Spott,
Darin durch falſch Geberden
Die Welt er gar betreuget.

Da ſchickt's Gott durch ſein Gnad' alſo,
Daß ſie recht Prieſter worden,
Sich ſelbſt ihm mußten opfern da
Und geh'n in Chriſten Orden,
Der Welt ganz abgeſtorben ſeyn,
Die Heuchelei ablegen,
Zum Himmel kommen frei und rein,
Die Möncherei ausfegen
Und Menſchentand hie laſſen.

Man ſchrieb ihn'n für ein Brieflein klein,
Das hieß man ſie ſelbſt leſen.
Die Stück ſie zeichn'ten alle drein,
Was ihr Glaub' war geweſen.
Der höchſte Irrthum dieſer war:
Man muß allein Gott gläuben,
Der Menſch leugt und treugt immerdar
Dem ſoll man nichts vertrauen;
Deß mußten ſie verbrennen.

Zwei große Feu'r ſie zündten an,
Die Knaben ſie herbrachten;
Es nahm groß Wunder Jedermann
Daß ſie ſolch Pein verachten.
Mit Freuden ſie ſich gaben drein,
Mit Gottes Lob und Singen,
Der Muth ward den Sophiſten klein
Für dieſen neuen Dingen,
Daß ſich Gott ließ ſo merken.

Der Schimpf ſie nun gereuet hat,
Sie wollten's gern ſchön machen,
Sie durft'n nicht rühmen ſich der That,
Sie bergen faſt die Sachen,
Die Schand im Herzen beißet ſie,
Sie klagen's ihr'n Genoſſen:
Doch kann der Geiſt nicht ſchweigen hie
Des Habels Blut vergoſſen,
Es muß den Kain melden:

Die Aſchen will nicht laſſen ab,
Die ſtäubt in allen Landen,
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden:

Die er im Leben durch den Mord
Zu ſchweigen hat gebrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit aller Stimm' und Zungen
Gar fröhlich laſſen ſingen.

Noch laſſen ſie ihr Lügen nicht
Den großen Mord zu ſchmücken,
Sie geben für ein falſch Gedicht —
Ihr Gewiſſen thut ſie drücken —
Die Heil'gen Gott's auch nach dem Tod
Von ihn'n geläſtert werden,
Sie ſagen: in der letzten Noth
Die Knaben noch auf Erden
Sich ſollen han umkehret.

Dieß laß man lügen immerhin,
Sie haben's doch kein Frommen;
Wir ſollen danken Gott darin,
Sein Wort iſt wiederkommen;
Der Sommer iſt hart vor der Thür,
Der Winter iſt vergangen,
Die zarten Blümlein geh'n herfür,
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.

Čarel Bohuslav Morawek
Žitawa leta Pane 1867.
20./12.

Jesus der Nazarener.

Des Weisesten der Weisen

Leben, Lehre und natürliches Ende.

Nach neueren historischen Quellen bearbeitet und dem deutschen Volke gewidmet

von

Fr. Clemens,

Verfasser des „Manifest der Vernunft" — „Friedensschluß zwischen Vernunft und Christenthum" — „Das entschleierte Bild zu Sais" — „Das Allbuch, eine Bibel" — „Natürliche Klänge des Herzens an die Gottheit" ꝛc.

Hamburg.

Eigenthum des Verfassers.

Theol. 8° 1082

Sächsische
Landesbibliothek
26. OKT 1979
Dresden

Inhalt.

		Seite
	Vorrede	
	Einleitung	1
1.	Charakter und Tendenzen der jüdischen Priesterkasten	15
2.	Politische Situation des jüdischen Volks zu Jesu Zeiten	18
3.	Weitere politische Verhältnisse der Juden zur Zeit der Jugendjahre Jesu und ferner	26
4.	Vorbemerkungen über die Geburt Jesu	31
5.	Die Eltern Jesu	34
6.	Bekenntniß eines Essäers über die Empfängniß der Mirjam	36
7.	Die Geburt Jesu	37
8.	Erste Lebensjahre Jesu. Die Flucht nach Aegypten	43
9.	Weiteres aus den Jugendjahren Jesu	62
10.	Jesu Aufenthalt in Alexandrien und Ferneres	82
11.	Philosophische Darlegung der Lehre und Zwecke Jesu	91
12.	Betrachtungen über den Namen Christus, auch Chronologie der Evangelien	96
13.	Jesu Verhältniß zu einer politischen Verschwörung	98
14.	Jesus beginnt sein Lehramt	106
15.	Fernere Darlegung der Situation. Jesus säubert den Tempel	111
16.	Jesus im Familienkreise seiner Freunde in Bethanien; seine Ansichten über die Ehe, und sein Verhältniß zu den Frauen	129
17.	Jesu Unterhaltung mit einer schönen Samariterin. — Maria und Martha. — Besuch von Nicodemus	133
18.	Die Schüler oder sogenannten Jünger Jesu und deren Beschaft. Definition des Begriffs: „Gottes Sohn" und des „Menschen Sohn."	141
19.	Die angeblichen Wunderthaten Jesu	147
20.	Fernere Wirksamkeit Jesu als Lehrer und Prediger	152
21.	Die Bergpredigt Jesu	154
		159

Seite

22. Die politiſche Intrigue enthüllt ſich. Die Prieſter-Partei ſendet Kundſchafter gegen ihn aus 169
23. Definition des Gottesreichs. Auslegung der bilderreichen Lehrſätze Jeſu; Zweck und Abſicht ſeiner Lehre 175
24. Eine Probe aus dem Ritual- und Cermonien-Unſinn des jüdiſchen Tempeldienſtes zu Jeſu Zeiten 191
25. Jeſus begiebt ſich abermals auf Reiſen. Er wüthet maßlos gegen die Prieſter-Partei 197
26. Die politiſche Intrigue nimmt eine greifbare Geſtalt an. Einleitung in den Criminalproceß Jeſu..... 201
27. Der Criminalproceß Jeſu 208
28. Das Nachtmahl. Jeſu Verhaftung und peinliche Anklage 214
28. Jeſu Verurtheilung, Mißhandlung und Hinrichtung... 234
29. Der Verurtheilte wird zum Tode abgeführt..... 239
30. Jeſu letzte Lebenstage und endliche Auflöſung..... 250
Nachtrag. Das Dogma von der unbefleckten Empfängniß, oder die Parthenogeneſis im Lichte der Philoſophie ... 266

Vorrede.

Dieſes Buch gehört dem Volke! — — —

Darum wünſchte ich, die Gelehrten, namentlich die Theologen möchten keine Notiz von demſelben nehmen, damit die Verſtändigung der Laien unter ſich über einen ſo erhabenen an inhaltsreichen Gegenſtand nicht durch ihre gewohnten kritiſche Zänkereien geſtört werde. — Es iſt endlich wohl einmal an d Zeit, daß wir erfahren und wiſſen, an Wen wir glauben. Bisher wußten wir es noch nicht, und darum iſt die Ehrfurch und Anhänglichkeit an den größten aller Volks- und Wahrheits freunde ſo tief erſchüttert, daß man es in gebildeten Privat kreiſen kaum noch für anſtändig hält, von ihm zu reden. — Wer dieſe Thatſache verſchuldet, das werden wir im Verlaufe de wahrhaften Lebensgeſchichte des großen Nazareners erfahren, der ſo, wie in den nachfolgenden Blättern, in ſeiner ganzen erhabenen Menſchenwürde, ſicher noch niemals ſeinen Bekennern vor geführt wurde.

Verſuchen wir indeß zuvor erſt noch uns über die Situation einige Klarheit zu verſchaffen.

Das Leben des weiſen Rabbi Jeſu, des erſten und größten aller philoſophiſchen Lehrer und das erhabenſte Vorbild aller Humaniſten iſt vielfach der Gegenſtand verneinender Beſprechungen geworden, und in kritiſch ſpitzfindiger Zergliederung der evangeliſchen Darſtellung ſeines Wandels und ſeines Wirkens, haben es die deutſchen Gelehrten allen Nationen der Erde zuvor gethan. — Was aber hat die Erkenntniß der erhabenen Perſönlichkeit, und was hat die Enthüllung der, unter Symbolik und Metaphern tief verſchleierten ideenreichen chriſtlichen Religionswahrheiten für

Gewinn davon gehabt? — Iſt nicht die Kluft zwiſchen dem weiſen Lehrer und ſeinen Bekennern dadurch nur noch größer geworden? —

Freilich hat die lange vorbereitete und weit verbreitete Entwurzelung des chriſtlichen Aberglaubens ihre Sanction dadurch bekommen, und manches zarte Gewiſſen iſt dadurch beruhigt, mancher Zweifel zur Gewißheit geworden. — Immer aber noch ſteht der nach Erkenntniß Dürſtende vor einer räthſelvollen Sphinx, und die reale Wirklichkeit, die in unſerer Zeit mehr und mehr immer die Herrſchaft über den Idealismus gewinnt, findet keine Befriedigung in der einſeitigen Negation deſſen, was ohnehin vor dem Geſetzbuch der Natur als nichtig und hinfällig erſcheint.

Iſt aber — frage ich — durch jene Negation Jeſu Leben und Wirken, iſt die univerſelle, faſt möchte man ſagen magiſche Gewalt ſeiner Lehre, die ſelbſt in ihrer Corruption und Verkrüppelung alle Zeiten und Räume umſpannt und die unverwüſtbaren Keime und die Triebkraft zur höheren Civiliſation, zur Veredlung und Vervollkommnung der Menſchheit in ſich birgt — iſt ſie durch die kritiſche Zerfaſerung der Evangelien erklärt? — Erſcheint uns der erhabene Genius jenes ärmlichen Zimmermannsſohnes dadurch in einem helleren Lichte? — Tritt uns die Wirklichkeit ſeiner Lebens-Verhältniſſe umfaſſender, verklärter, verſtändlicher entgegen? — Fragt doch einmal jene kritiſchen Anatomen, wo denn der ewige, unvernichtbar göttliche Lebensfunken, jener hüpfende Punkt im Ei liegt, der aller Mißhandlung des menſchlichen Unverſtandes und pfäffiſcher Bosheit zum Trotz, nicht zu ertödten war? — Hat uns — von Reimarus bis Strauß, und von dieſem bis Renan, irgend Jemand die Frage zu beantworten verſtanden? — Hat uns von jener Reihe Gelehrten ſchon etwa Jemand erwieſen, daß — wie es doch unzweifelhaft — die Religion Jeſu in ihrer urſprünglichen Reinheit dem innern, tief verhüllten Kerne nach thatſächlich eine beſeligende Vernunft und Natur-Religion iſt, und daß nur Jeſus eine wirkliche, — Chriſtus aber nur als eine von jüdiſchen, römiſchen und vor Allem griechiſchen Pfaffen erdichtete, mythiſche Perſönlichkeit zu betrachten iſt? —

Von dem Allen haben uns die ſehr gelehrten Herren nichts erzählt, und vollends hat das Volk — in den ſogenannten Volksausgaben des Leben Jeſu, — von dergleichen wichtigen Dingen

nichts erfahren. — Was kann denn nun vollends auch ein Franzose dem deutschen Volke aus dem Reiche des Gedankens Neues darbieten, das nicht längst bei uns heimisch gewesen wäre? Was soll dem Volke des tiefsinnigen Gedankens und doch auch wieder der neugewonnenen frischen fröhlichen That eine Paraphrase, eine Umschreibung, ja selbst eine gewöhnliche Sichtung, vulgär gesprochen, eine Durchhechlung der Evangelien? — dergleichen haben wir zum Ueberdruß gehabt und sind nicht weiser, ja nicht einmal klüger dadurch geworden, denn den blinden Glauben hat der Protestant längst gelernt mit den Kinderschuhen abzulegen.

So falle denn der Schleier von dem christlichen Cäsar-Gebilde, und der wahrhafte Jesus in seiner irdisch faßlichen Gestalt und in seiner rechten Geistes-Glorie trete offen und ehrlich aus der phantastischen Nebelhülle der Tradition vor den Leser hin; nicht etwa wie die Evangelisten ihn dargestellt, sondern wie nahestehende Zeitgenossen, vor Allem seine essäischen Freunde und Brüder, ihn und sein Geschick uns geschildert und enthüllt; — denn in einer Zeit, wo das geistige Licht in mächtigem Emporschwunge dem Zenith entgegen strebt, und alle Höhlen und Winkel des Gedankenlebens mit seinen siegenden Strahlen erhellend dem Aberglauben und der Verdummung des letzten Entschuldigungsgrundes beraubt; zu einer Zeit, wo die Wissenschaft sozusagen von allen Dächern gepredigt wird, und jeder Schulknabe sich schämt, an Hexen, Gespenster und Wunderthäterei, ja wohl gar an den persönlichen Teufel zu glauben, da dergleichen Alfanzereien mit der gesunden Vernunft und dem ewigen Gesetzbuch der Natur im krassesten Widerspruch stehen; — in einer solchen Zeit sage ich, darf sich auch selbst die allmächtige Gewohnheit länger keine Rechte über uns anmaßen, indem sie, der schwererrungenen Geistesfreiheit spottend, uns zu Sklaven eines autorisirten Aberglaubens, traditioneller Dogmen und absurder Hirngespinnste phantastischer Religionsschwärmer aus einer längst begrabenen, finsteren Vorzeit, macht, wo die Natur den Menschen noch ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch war, und man diejenigen ans Kreuz schlug, die es wagten, den Schleier des Geheimnisses zu lüften. Unwürdig ist es, ja ehrenkränkend sogar, dergleichen naturgesetzwidrigen Heischungen länger Autorität über uns einzuräumen, da sie doch, die gesunde Vernunft vor

höhnend, einen Zwiespalt in die Erziehung der christlichen Völker bringen, und sie zu keinem freudig-gedeihlichen Abschluß der Civilisation gelangen lassen, deren geistiger Antheil zu der Frucht verkündenden Blüte der moralischen Veredlung hinan strebt, die Jesu vorahnender Geist aus dem nebelgrauen Meere kommender Zeiten und Geschlechter als das beglückende Gottesreich auf Erden emporsteigen sah und verkündete.

Sollte es denn eine Lüge sein, was der große Prophet unsers Jahrhunderts als begeisterter Seher verkündete:

„Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,
Was der Eine verspricht, leistet die Andre gewiß."? —

Freilich geht ein geläufiges Stichwort unserer Zeit vielgesprächig von Munde zu Munde, und tritt Lesern und Hörern fleißig als *christlich germanische Bildung* entgegen, indem sich unsere Nation, den Romanen und Slaven gegenüber, einer bevorzugten humanistischen Bildung rühmt. Ob aber das, was man sich unter Bevorzugung denkt, wirklich berechtigt ist, seinen Ursprung aus dem bis jetzt als legitim anerkannten gang und gäben Christenthum herzuleiten, — das dürfte denn doch in Wahrheit sehr problematisch erscheinen. Ja, man darf es kühn als eine unbesonnene Anmaßung bestreiten, daß es der Geist des vulgären Christenthums gewesen, der die germanischen Stämme zu demjenigen Grade der Gesittung hinauf geleitet, wo sie allen Völkern der Erde schon jetzt als leuchtendes Vorbild zur Nacheiferung anmuthen, denn so lange das Christenthum nicht aus der düstern naturfeindlichen Umrahmung unverstandener, nebulöser Mystik hervor und in die sonnig verklärende Aureole der Philosophie tritt, als deren echtesten und innigsten Verkündiger Jesus erkannt zu haben, mir als eine der glücklichsten Errungenschaften meines, dem Forschen vielfach gewidmeten langen und fruchtbaren Lebens erschienen ist, eher wird es seiner erhabenen Mission nicht bis zur Vollendung gerecht werden können.

Diese Behauptung fordert Beweise; wohlan! ich will versuchen die Schuld abzutragen. —

Die Philosophie ist so alt wie die Welt; — das Christenthum zählt noch keine 2000 Jahre.

Die Basis der Philosophie ist die Gesetzlichkeit der Natur, von der verschwindenden Tiefe der Urmonaden herauf, bis zu den raffinirten und sublimen Gesetzen der Logik in allen ihren

wissenschaftlichen Ausstrahlungen. — Das Christenthum dagegen, in seiner buchstäblichen, geisttödtenden Auffassung, als Idolatrie einer angeblich persönlichen Incarnation der Gottheit, spottet aller Gesetzlichkeit des Naturkreises in seiner universellen Umgrenzung und wagt es, in unerhörter Vermessenheit an den Fundamenten der Schöpfung zu rütteln.

Dieses Christenthum, von dem Jesus von Nazareth nichts wußte, nichts ahnte; ja der von dem Namen Christus (oder vielmehr Christos) nie etwas gewußt hat: — trat zuerst in jüdischem, dann in griechisch romanischem Gewande, und endlich dann auch in germanischen und slavischen Kreisen, und zwar mit einer Anmaßung auf, die wohl geeignet war, einerseits die in thierischer Verdummung, in geistiger und leiblicher Armuth vegetirenden Volksmassen zu imponiren, zu verlocken, zu narkotisiren und durch stumpfe Glaubensseligkeit und Vernunftertödtung einzuschläfern. — Andrerseits aber bot es der durch Uebersättigung deprimirten und zur Blasirtheit herabgestimmten Noblesse theils ein neues Reizmittel für die abgestumpften Sinne, theils auch ein Ruhekissen für das beschwerte Gewissen da[illegible] und [illegible] Rest, die Nachbleibenden, die Renitenten, trieb dann die Gewalt der Lanzknechte mit Feuer und Schwert in den christlichen Zauberkreis der Verhimmelung; — und nun: — das große, blutbespritzte Blatt der Kirchengeschichte zur Hand nehmend, laßt uns Blatt vor Blatt — um bei dem Nächsten zu beginnen — die sogenannte christlich germanische Bildung verfolgen, wie sie Schritt vor Schritt die Menschheit mehr und mehr von dem großen Ziele ablenkte, von dem der weise Rabbi seinen Schülern und Hörern unablässig als „das Reich Gottes" predigte, dahinaus der Weg zum Heile der Menschheit führe; wie er es denn ja auch in seinem Gebete als eine Bitte, unter der Form: „Dein Reich komme!" einführte. — Welches Reich aber war es denn, das sich anstatt dessen als Frucht jenes vielgelobten namentlich verprotestantischen Christenthums über die Völker des Abendlandes verbreitete? — Das christliche Gespenst jener ältesten Tage unserer Zeitrechnung verlockte mit teuflischem Hohne die Menschheit in die Wüstenei jenes Irrwesens, jener Tollhäuslerei und kannibalischen Verruchtheit, wo das schrecklichste aller Schrecken: — der mordlustige religiöse Wahnsinn unter der Maske der Zurechnungsfähigkeit, als geistlich und weltlich gouvernirende

Ohmacht das Schwert legitimer Verechtigung in den Händen hielt und unter dem Zeichen des Kreuzes, zur fürchterlichſten Schmach des Gekreuzigten, Folter und Richtſtätten für Ketzer etablirte, wo die rauchenden Gebeine ſcheußlich gequälter Menſchenopfer, auf unzähligen Brandſtätten der Inquiſition als Geſtank dieſer chriſtlich germaniſchen Bildung zum Himmel aufqualmte.

Zur Schande der edlen deutſchen Nation wütheten dieſe religiöſen Orgien des chriſtlichen Fanatismus auch unter den Nachkommen der wackern Germanen und Teutonen manches Jahrhundert fort, bis ſich endlich der Genius unſerer Nation aus ſeiner langen, langen Lethargie ermannte, und jene Reformatoren auf die Wahlſtatt führte, die zuerſt einmal wieder einen Lichtblitz der ſchmälig geknechteten Vernunft in die rabenſchwarze Nacht des religiöſen Wahnſinns fallen ließen, die bleiern über weite Länder und Reiche gelagert, dem erhabenen Plane des Menſchenſchöpfers Hohn ſprach, und die erhabene Lehre Jeſu zum Deckmantel ihrer fanatiſchen Bosheit benutzte.

Aber der Blitz iſt keine Sonne; — er durchzuckt, erſchüttert und befruchtet die Erde, aber er erleuchtet, erwärmt und beſaamt ſie nicht. —

Der langen, rabenfinſtern Nacht folgte nur eine kaum minder lange Dämmerung, und noch immer iſt ſie nicht beendet, denn langſam zögernd nur erhebt und verbreitet ſich das Licht der geiſtigen Erkenntniß über die Erde, und auch über den Fluren unſers ſo herrlich bevorzugten deutſchen Vaterlandes, der Wiege der Reformation, ruht noch immer der Nebel jenes religiöſen Wahns: daß jenes, bereits zum Kinderſpott gewordene Lügengewebe von einer göttlichen Geſetzloſigkeit, das man Wunder und Myſterien nennt, ein Produkt jenes edlen Nazareners geweſen ſei, der für ſeinen gigantiſchen Plan der Menſchenveredlung mit heroiſcher Selbſtverleugnung das Blutgerüſt beſtieg, während es doch in Wahrheit nichts als das mit phantaſtiſcher Spitzfindigkeit erſonnene, nebulöſe Hirngeſpinnſt einiger wenigen jüdiſchen Zeloten und Sophiſten war, die Hunderte von Jahren nach Jeſu Heimgang ihr unheimliches Weſen in den jungen Brüdergemeinden trieben, indem ſie den wahrhaftigen Geiſt der Lehre Jeſu ertödtend, ihre Gott läſternden, myſteriöſen Märchen an deſſen Stelle ſetzten, ihren Syſtemen den Chriſtus-Namen

andichteten, und unter dieser Fahne — der ewigen Welt-Ordnung, der Vernunft und vor Allem auch dem gekreuzigten Weltweisen zum Spott — zur Geltung brachten. — Unter ihnen leuchtet vor allem der Name Paulus (eigentlich Saulus oder vielmehr Schaul) hervor, der mit mordlustigem Christenhaß im Dienste der römischen und jüdischen Fanatiker gleich einem Würgengel durch die Gassen Jerusalems und anderer Wohnsitze der frommen Bekenner Jesu schlich, um, gestützt auf einen obrigkeitlichen Freibrief, Tausende derselben mit eigner Hand zu ermorden, oder sie dem Henker zu überliefern. Dieser rasende Jude, als er inne ward, daß seine wuthschnaubende Feindschaft die Saat des edlen Nazareners nicht zu ersticken vermögte, kam nun auf den fürchterlichen Gedanken, sein Werk auf eine andere Weise, nämlich durch die innere Corruption zu vernichten; und wahrlich nur zu sehr ist ihm das Werk gelungen, das mit einer Comödie begann, deren erste Scene auf dem Wege nach Damascus spielte. — Die edle, erhabene, einmüthig mit der Natur einhergehende Lehre Jesu wurde zunächst durch ihn in die Form einer orientalischen Mystik gezwängt, in einen blutbespritzten Opfer-Cultus eingekleidet, und so als modernisirtes, sogenanntes Neujudenthum endlich auch den abendländischen Nationen überliefert, auf das Rabbi Schaul, der Christenmörder, seine Rache gegen den ihm verhaßten Nazarener kühlen möge, und also trägt er zunächst die Schuld, daß das, was wir Christenthum zu nennen gewöhnt worden sind, mit nichten die Lehre Jesu oder das Urchristenthum ist.

Da nun aber einmal urgesetzlich jede Lüge den Keim einer rächenden Vergeltung in sich trägt, so konnte denn sicher jene gigantische Weltlüge, die den Naturgesetzen, und somit dem Schöpfer selbst Hohn spricht — einer rächenden Vergeltung nicht entgehen, und sicher ist es, daß das, was trotz aller bildungsreichen humanistisch-wissenschaftlichen Nachhülfe anscheinend unausrottbar Schlechtes auch heute noch im Allgemeinen die Menschheit durchsetzt und entstellt, und von der Pfaffenlehre als Erbsünde dargestellt wird: — nur als die rächende Nemesis jener Weltlüge zu betrachten ist, jener wahnwitzigen Dogmenlehre, die uns mit obrigkeitlich autorisirter Berechtigung von der Wiege bis zum Grabe begleitet, und mit zwiespältiger Zunge den Geist unserer Jugend corrumpirt und verkrüppelt.

Es ist freilich wahr: die Reformation führte den ersten

kühnen Axthieb auf die rabenfinstere Wand pfäffischer Verdummung, die den Völkern das Licht der Vernunft und der Wissenschaft, der Denk- und Redefreiheit vorenthielt, und es ward leidlich heller auf dem Plane; die genialen Gestalten erkannten und befreundeten sich, und allmälig bildete sich selbst über Luther und seine Genossen hinaus, eine Phalanx der Genien, die der großen Weltlüge und ihren Priestern den Krieg erklärte, und dieser Kampf währt noch heute und ist im Siegen.

Leider aber ging man nicht zu dem Urquell aller Geistesklarheit, zu dem ersten und ursprünglichen Streiter für Licht und Wahrheit zurück, weil man nicht ihn, sondern nur das corrumpirte pfäffische Phantasiegebilde kannte, das seine Nachtreter der Menschheit überlieferten, und gegen das man sich in unserer Zeit allerdings vielfach empört, das man verwirft, aber sich meist nur mit den Gründen dafür, mit der Rechtfertigung des Beginnens — a la Strauss — übermäßig breit macht, (obwohl das Alles ganz einfach selbstverständlich ist), ohne doch auf den eigentlichen Kern, auf das urgeschichtliche Sein und Wesen Jesu einzugehen. Warum denn aber müht man sich ab uns zu beweisen, daß die Sonne Licht und der Nebel feucht sei? — Erzählt uns doch lieber — wenn Ihr es könnt — die Beschaffenheit des Sonnenkörpers, der ewig brennt, und sich dennoch nicht verzehrt; — oder, in unserm Falle: gebt uns das wirkliche Lebensbild des weisen Nazareners, und das unfaßliche, ungreifbare Schemen, das man uns überlieferte, wird von selbst, wie der Nebel vor der Sonne verschwinden.

Dennoch aber — und das soll man nicht verkennen — tritt uns unableugbar die Wahrheit entgegen, daß erst mit jenem Kampfe, und mit dem beginnenden Siege jener geistigen Phalanx der Genien, ganz leise jene Segnungen in allen Kreisen unserer germanischen Bevölkerung aufdämmerten, die man — wie eingangs bemerkt — als die christlich-germanische Bildung bezeichnet, obgleich das Christenthum, wie man es uns überlieferte, nichts damit zu schaffen hat. — Wohl aber ist es in Wahrheit der leise, — ganz leise und sanft beginnende Frühlingshauch, aus jenem Reiche der Zukunft, das Jesus als das Reich Gottes, als jenes Himmelreich bezeichnete, das seinem philosophisch-prophetischen Geiste als ein fernes Ideal der kommenden Jahrhunderte ahnungsvoll vorschwebte, wie einst dem Columbus die

Atlante jenseits des unermeſſenen Oceans; — eine Zeit, wo alle jene erhabenen Tugenden der Menſchenliebe und Gottwürdigkeit die ihn, den Verkündiger — ſelbſt zierten, — dem Menſchengeſchlechte zur Gewohnheit, gleichſam zum Inſtinkt geworden ſein werden.

Daß aber das vulgäre Chriſtenthum, wie wir es kennen, deſſen Bekenner z. B. noch den Gott der Schlachten um Segen für den Brudermord anflehen — mit der eigentlichen Jeſuslehre nichts gemein hat, und ihm die Segnungen eines geahnten und verheißenen Gottesreiches niemals entſprießen können: — das — meine ich — muß auch dem blödeſten Verſtande klar werden, ſobald er die Richtigkeit jener bekannten Sentenz zugiebt: „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!“ — und nun die Fruchthalle vergangener Jahrhunderte überſchaut, wo uns der Peſthauch von tauſendfachen Schlachtfeldern, Folterkammern und Autodafe'n mit ihren leergebrannten Schädelſtätten faſt den Odem benimmt.

Wer unter uns — ich wiederhole es — wagt zu leugnen, daß erſt mit der freigegebenen Wiſſenſchaft die Morgendämmerung eines glücklicheren Völkertages anbrach? — Jene Freiheit der Geiſter, die unverfolgt und ungeſtraft unter dem Panier der unwandelbaren Naturgeſetzlichkeit jedem Wunderwahnwitz den Krieg erklärte und ſo auch dem Afterchriſtenthum die Maske vom Geſicht riß, mit der es zu lange ſchon die Völker als angebliche Sendbotin der Gottheit bethört hatte.

In dem Bewußtwerden ſolcher Gott läſternden Anmaßung eines nichtswürdigen, geiſtknechtenden Pfaffenthums erhob ſich denn auch früh ſchon, aber in furchtſamer Verborgenheit und in myſtiſchen Symbolen verſchleiert, die ſogenannte Freimaurerei, deren Geiſt aber, in ihrer licht- und luftſcheuen Einkapſelung verkümmerte und erſtickte, ohne einen andern Zweck zu erreichen, als nur den nackten Gedanken eines freiern Geiſteslebens aus dem tollhäuleriſchen Treiben des Mittelalters als ein keimkräftiges Saatkorn beſſerer Erkenntniß, in eine lichtere Zeit, in ein günſtigeres Clima hinüber zu tragen, wo es erkeimen, gedeihen, blühen und reifen könne.

Dieſe Geheimwiſſenſchaft von göttlichen Dingen vegetirt noch immer, aber ſie kennt ſich ſchon lange ſelbſt nicht mehr; ſie iſt wie das klopfende Herz in der Bruſt, das an ſich bewußtlos

ist und seine großen Zwecke nicht kennt. — Die geheime Wissenschaft ist längst durch die öffentliche überflüssig geworden; aber auch diese erreicht ihren Zweck nicht, das Reich Gottes aufzubauen, und zwar deshalb nicht, weil sie exclusiv ist, und sich vom Volke abwendet; theils durch Uebertheurung selbst der populären Schriften, deren Ankauf das Volk nicht erschwingen kann. Dadurch verkümmert der Geschmack an wissenschaftlichen Dingen, und dadurch werden selbst die Brosamen, die von des Herrn Tische und in die Journale fallen, und hier von manchen Herausgebern, selbst in Volksblättern, mit ehrenwerther Ausdauer aufgetischt werden — meist verschmäht.

Vollends aber in göttlichen Dingen hat man sich seit jeher bemüht, dem Volke einen vollendeten Degout dagegen einzuflößen, indem nicht nur durch den naturgesetzwidrigen, märchenhaften und vielfach obscönen Inhalt im Allgemeinen ein berechtigter Unglaube, Spottlust, mindestens aber Unlust und Langeweile bei den Hörern erregt wird, sondern es hat sich auch in allen Kreisen der menschlichen Gesellschaft ein förmlich eingefleischter und im Grunde nicht unberechtigter Haß oder mindestens Verachtung gegen alle und jede religiöse Phraselogie eingebürgert, indem man sie, nach ihrem Verdienst, kurzweg mit „Muckerthum", oder im gelindesten Falle mit Frömmelei abfertigt. Rechnen wir nun noch hinzu, wie auch die Schule redlich das ihrige dazu beiträgt, durch frühzeitiges Einbläuen unverdaulicher Dogmen den Keim zu einem lebenslänglichen Widerwillen — oder mindestens zu einer erstarrenden Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge in die zarten Gemüther einzupflanzen, oder aber — die goldene Mittelstraße überspringend — zu religiösen Albernheiten, ja nicht selten zu religiösem Wahnsinn zu verführen; — so haben wir denn das Bild der lebenden, und wahrscheinlich noch mancher kommenden Generation auf dem religiösen Gebiete vor uns. —

Die Menschheit schwankt in unsern Tagen augenscheinlich zwischen sterilem Unglauben und exaltirtem Aberglauben dahin, und kaum nur noch bleibt in dieser Wüste des geistig-religiösen Lebens eine erquickende Oase übrig, wo der beseligende Glaube an Gott und dessen ewige Offenbarung durch die Natur und die Genien unter den bevorzugten Geistern der Menschen seine Wohnstatt aufgeschlagen, und die Seele — unbeschadet ob sie unsterblich sei oder nicht — schon hier über das niedere Erdentreiben

erhebt, und zu dem Throne des Unerschaffnen entführt, dessen Antlitz uns an jedem unbewölkten Abend im Strahlenglanz von Miriaden Sternenwelten erscheint, oder in der Morgen- und Abendröthe, im tobenden Gewitter oder im milden Glanze des Mondes uns die Verkündigung seines ewigen Daseins, und die Hymnen seiner Verherrlichung zuflüstert.

Wer aber war es vornehmlich, der die Menschen Alle, aber auch Alle aus dem dumpfen Zwinger des religiösen Aberglaubens zu jenem erhabenen Cultus der Vernunft und der Menschenliebe hinüber zu führen trachtete? — Wer predigte zuerst die Freiheit der Geister und das Dogma der geistigen Erleuchtung in göttlichen Dingen? — Nicht etwa war es jener Christus, den uns die ersten christlichen Pfaffen in Jerusalem, Alexandrien und Damascus unterschoben und bis auf den heutigen Tag zur officiellen Geltung brachten; namentlich ein Paulus und Barnabas; — nicht jene verkappten Apostel, die sich noch heute in ihren gemeißelten Tiaren als Kirchenväter an den Tempel- und Thurmgemäuern spreitzen! — Nein, jener arme, vielfach verachtete und geächtete Jude war es, der sein Brot in Thränen aß, und nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte, wie er sich dessen ja selbst beklagte. —

Jesus von Nazareth war es, der arme, verfolgte, verhöhnte und peinlich angeklagte Rabbi, der mit seiner Gigantenkraft des Gedankens und der gewaltigen Rede an den morschen Säulen des salamonischen Tempels rüttelte, und dessen baldigen Sturz vorhersagte, der 70 Jahre nach seinem Heimgang erfolgte.

Dieser erste und größte Genius der Menschheit, der als der Typus des Menschengebildes über die Erde schritt, und dessen Herz voll heiliger Liebe für alle Brüder schlug: — er ist leider auf den Blättern der Geschichte, die man gewagt hat die heilige zu nennen — das Opfer falscher phantastischer Biographen geworden, die man fälschlich für seine Zeitgenossen, ja selbst für seine Jünger ausgiebt, und die ihn doch nie gesehen, nie gekannt und was am schlimmsten: niemals verstanden haben, so daß man in Wahrheit sagen darf: er habe hier zum andern Male sein Golgatha gefunden.

Auch das deutsche Volk, trotz seiner bevorzugten Stellung unter den Völkern kaukasischer Race, kennt den ursprünglichen Stifter seiner angebornen und angelernten Confession nur un-

vollkommen, und der große Haufen haßt in dem untergeschobenen Gebilde, weil es ein unwürdiges Truggebilde ist, leider vielfach den edelsten und weisesten Sterblichen, den kühnsten Volksfreund, der jemals die Erde bewohnte. Jeder Zug seiner Charakterschilderung, der im Widerspruch mit Liebe, Recht und Wahrheit steht, und den Schöpfer durch Wunderthäterei in seiner unwandelbaren Naturgesetzlichkeit höhnt — ist erdacht und ersonnen, und Zeit ist es daher, daß das deutsche Volk, das seinen Bekenntniß-Namen von ihm trägt, endlich einmal die Maske fallen sieht, die das Urbild des erhabenen Stifters der reinsten Natur- und Vernunft-Religion, der Religion der Liebe als phantastischen Christus entstellt, und den erhabenen Charakter nicht erkennen läßt.

In diesem Sinne, und zu diesem Zwecke, — nämlich: die Persönlichkeit Jesu in der Meinung des Volks zu rehabilitiren; ihn der pietistischen Verunstaltung zu entkleiden und ihn der Wahrheit und Würde seines Charakters gemäß in einem der Wirklichkeit entsprechenden und umfassenden Lebensbilde in den Rahmen der Geschichte einzuführen und namentlich dem Volke zugänglich zu machen, habe ich sein Leben, Wirken und Vollenden und den Kern seiner von Menschenliebe durchgeistigten Lehre aus den ältesten und unverdächtigsten Quellen gesammelt und erschöpfend, leicht faßlich und verständlich dargestellt, um es also meinem lieben deutschen Volke zum Verständniß zu bringen; denn schon viel zu lange sind wir, trotz der Phalanx unsere Geistes-Heroen, nach denen man uns das Volk der Denker nennt und im Widerspruch mit der hohen wissenschaftlichen Bedeutung der germanischen Stammesgenossen den nichtchristlichen Nationen unseres religiösen Märchenglaubens halber zum Gespött geworden. Hohe Zeit daher ist es, daß wir die Religion mit der Wissenschaft in Einklang bringen; daß wir den fremden Nationen zeigen und erweisen, an Wen der Christ im Wahrheit glaubt, und daß er den Bekenntniß-Namen, indem man ihm die rechte Deutung unterlegt, und in dem rechten Verständniß erfaßt, nicht unwürdig an sich trägt.

Warum denn sollte den vom Aberglauben frei gerungenen, und zum Lichte durchgedrungenen Religiösen für die Zwecke einer allgemeinen Läuterung der Erkenntniß in göttlichen Dingen das unmöglich sein, was die bekannte Propaganda für geistige Ver-

dummung, namentlich durch die contagiöse Traktätchen-Verbreitung und die Bibelgesellschaften, schon so manche Jahrzehnte möglich zu machen wußte? —

Hört man denn nicht das Rauschen des Flügelschlages der Zeit? — Blicket doch einmal nach dem Süden! — nach jenem Italien, der Wiege des Pfaffenthums, wie der Zeitgeist dort seine Schwingen regt, und den gröbsten Unrath des afterchristlichen Götzendienstes auskehrt. — Wohlan! — auch wir sind noch, trotz des hochtönenden Namens Protestanten! — weit vom schönen Ziele, und dürfen uns nicht der Gefahr aussetzen, von dem Süden überflügelt zu werden.

Darum ergeht denn hiermit an euch, ihr Männer des freien Geistes der Mahnruf zum ernsten Angriff! — Was die freien Gemeinden, die Neukatholiken und was ihnen angehört — gethan, mußte mißlingen, indem sie den Fels verwarfen, auf den wir alle bauen müssen, das Urbild aller Gottverkünder, den weisen Galiläer. — Doch bedarf es keiner öffentlich constituirten Gemeinde; — eine unsichtbare Gemeinde müssen wir bilden, und ein unsichtbarer Baumeister wird allmälig die Kuppel wölben über unsern Häuptern, denn wenn nicht Alles trügt, so sind die Zeichen eines nahenden Gottesreiches wohl erkennbar.

Somit denn mahne ich zum ersten und ernsten Beginn, und mit begründetem Vertrauen auf das Gelingen einer großen und heiligen That, biete ich bekannten und unbekannten Männern, die im guten Sinne ein Herz fürs Volk in seiner bessern Bedeutung haben, und die an die höhere Bestimmung des Menschen glauben: sowie hier auf Erden ein Reich des Friedens, der Humanität, der gegenseitigen Beglückung zu bilden: — ihnen allen, sage ich, sei hiermit die Hand geboten, um in einem gemeinschaftlichen Punkte zum ernsten Werke zu schreiten, indem ohne Aussicht und Hoffnung auf Gewinn — einleitend in den großen Plan — das nachstehende biographische Werk in möglichst großer Anzahl unter dem Volke verbreitet werde. — „Es giebt Augenblicke im Leben, wo eine Frage frei steht an das Schicksal" — sagt unser großer Dichter: — Wohlan denn, hier ist eine solche Frage! — die Antwort aber steht in Gottes Hand. Es liegt bei dieser Gabe, um die Wahrheit zu gestehen — der Gedanke an eine permanente Propaganda für eine neueste christliche Reformation, eine Rückkehr zum Urchristenthum im Hintergrunde. Wie lange dieses Saat-

korn im Schoße der Zeiten ſchlummern wird, bevor es keimt, gedeiht und Früchte trägt? — das ſei dem großen Lenker der Dinge anheim gegeben. — Kommen muß und wird auch die zweite Reformation, denn ewig kann auch die Geiſtes-Sonne nicht unterm Horizonte bleiben.

Mein anfänglicher Plan war, einleitend in denſelben, an die Opferfreudigkeit der Geiſtesfreien zu appelliren und um Antheilsgaben für die geſchenkweiſe Vertheilung dieſes Buchs unter das Volk zu werben, deſſen geiſtigem Antheil ich ohne Eigennutz entſagen wollte. — Aber der Gedanke, daß man in unſerer Zeit an dergleichen Uneigennützigkeit nicht mehr glaubt, und nur eine neue Form der Speculation dahinter wittern würde, veranlaßte mich, dem Plan zu entſagen, und ſomit biete ich nun, mein kleines Erſparniß daran wagend, — meinen gleichgeſinnten Freunden das Werk zum Herſtellungs-Preiſe dar, — das Ueberläufige bezieht der Buchhändler. Mein Erwerb aber ſei die Empfänglichkeit und der Beifall. Beides, und auch das Schlimmere, ſtelle ich, wie geſagt, dem Lenker der Dinge anheim. —

„Auf den Himmel muß man bauen,
Nur der Himmel fügt das Ende!“

Geſchrieben in Hamburg am Oſtertage 1867.

Fr. Clemens.

Einleitung.

Es sind in neuester Zeit viele Biographien des erhabensten und einflußreichsten aller Religionsstifter erschienen, und selbst mehrere, als *populär* bezeichnete, dem Volk in wohlfeilen Ausgaben dargeboten worden; keine aber, und am wenigsten die aus dem Französischen übersetzten, konnten das Bedürfniß des deutschen Volkes befriedigen, und zwar Letztere schon deshalb nicht, weil ein Franzose in seiner leichten und oberflächlichen Weise einem so erhabenen Gegenstande überhaupt nicht gewachsen ist, da ihm das tiefere Verständniß der deutschen gelehrten Vorbilder abgeht, und daher bei ihnen nicht viel mehr Ausbeute zu gewinnen ist, als die Evangelien darbieten, deren einfache Umschreibung aber begreiflich kein besonderes Interesse erregen kann.

Nichts destoweniger ist gerade der Deutsche, selbst bis in die tiefern Schichten herab, zu einem Bildungsgrade vorgeschritten, vermöge welcher ihm ebensosehr die voltairesche Frivolität in Religionssachen, als die pietistisch-christliche Glaubensverhimmlung und der Lämmleins-Cultus anwidert. — Wohl aber ist selbst dem philosophisch Freisinnigsten die Erkenntniß aufgegangen, daß das Christenthum, trotz seiner entsetzlichen Corruption, trotz seiner sektirischen Zersplitterung, ja sogar trotz des vielfach Unpraktischen und Undurchführbaren in den Lehrsätzen und Vorbildern desselben — dennoch eine Weltmission zu erfüllen hat, wie sie nicht umfassender und tiefeinschneidender gedacht werden kann; indem sich alle nichtchristlichen Völker der Erde, von den Bekennern des Christenthums, namentlich in Künsten und Wissenschaften, in den Schatten gestellt sehen, und — was damit in natürlichem Connex steht, und Allem die Krone aufsetzt: — politisch ihren Nacken beugen müssen. — Mit Recht wird der Zweifler einwenden: „was hat das Christenthum mit dieser Superiorität zu schaffen?“ — Jesus hat ja doch selbst gesagt: „Mein Reich ist nicht von *dieser* Welt!“ Ganz recht! — und es war ihm Ernst mit dieser Sentenz, aber *das* eben ist das Merkmal der echten Größe, daß sie mehr schafft als sie es selbst weiß und will; denn ihr Auftreten ist eine höhere Mission, ein Auftrag von außen; sie steuert mit einer versiegelten Ordre aufs weite Meer hinaus, erbricht und liest und handelt; aber der große Plan, die welt-

umspannende Combination liegt in andern Händen. So auch Jesus! — Von den grandiosen Folgen seiner Lehre hatte er keine Ahnung; selbst ein größerer, speciell gegliederter Plan war ihm fremd, und all sein Reden und Thun wurzelte nur in Einem: in der Liebe zu Gott und seinen Mitmenschen ohne Unterschied der Religion, und eben in diesem verborgenen Keime schlummerte das riesige Gewächs, das, einmal entsprossen, seine Zweige über die weite Erde ausbreitete und mit seinen duftenden Blüthen eben so viele seiner Bekenner betäubte, ja selbst wahnsinnig aufregte, als erquickte.

Wer nun diese merkwürdigste aller jemals aufgetretenen Persönlichkeiten ganz erkennen und richtig würdigen will, der hat Jesus von der ganz und gäbe christlichen Lehre völlig zu trennen; oder, mit andern Worten: wir haben in dem jüngsten und letzten der jüdischen Propheten einmal den menschlich-bürgerlichen Jesus, den Jeschua der Juden, und dann den idealen Christos, den philosophischen Begriff, den Licht bringenden, Wahrheit verkündenden Chris des Orients zu betrachten. — Den letzteren, den idealen Christus werden wir am Schluß übersichtlich zu besprechen Gelegenheit nehmen. Hauptsächlich aber haben wir es in diesem Werke mit der wirklichen Lebensgeschichte Jesu zu thun; und nicht zwar wie sie uns in den Evangelien erzählt wird; — die nur die Verherrlichung, ja die Vergötterung des christlichen Heros im Sinne hatten: — sondern wie seine Freunde, die Essäer, und andere gleichzeitige jüdische und heidnische Schriftsteller, auch die Apokryphen, uns den Sohn Josephs, des Zimmermanns aus Nazareth Sohn, in einfacher, ungeschminkter Wahrheit darstellen. Wahrlich aber, diese Darstellung wird mehr zur Verherrlichung des edelsten und weisesten der Menschen beitragen als alle jene poetischen Dichtungen, die sich vermessen, demselben auch in seiner Persönlichkeit einen überirdischen Standpunkt anzuweisen und ihn in ihrer Verhimmelung einen Rang zuzusprechen, der sich von den mythologischen Göttergestalten der Griechen und Römer wenig unterscheidet. — Von einem Gott, — nach der vulgären indischen Vorstellung, — wenn es wirklich möglich wäre, daß ein solcher in menschlicher Gestalt auf Erden erschiene — kann man alles Mögliche erwarten und verlangen, und das Ungeheuerlichste wäre ihm nicht als Verdienst anzurechnen; wer aber als wirklicher Mensch, und von keiner andern Macht, als seinem eingeborenen Genius und der eigenen sittlichen Kraft und dem freien geläuterten Willen getragen, eine so beispiellos erhabene Idee mit der edelsten Selbstverleugnung, ja sogar mit Aufopferung seines Lebens, zu realisiren den Muth hatte — der konnte mindestens kein gewöhnlicher Mensch sein, und die geniale Kraft seiner Reden, seiner Lehren und Sentenzen bewahren ihn zugleich vor der Verdächtigung, daß er jener Classe thörichter Schwärmer beizuzählen, die ihr Leben für eine phantastische Idee in die Schanze schlugen, wie die Geschichte solche Beispiele in Menge aufzuweisen hat. — Schon der Weltumgestaltende Erfolg der

christlichen Lehre erweist, daß in derselben, trotz aller pfäffischen Mißhandlung ein urwüchsiger Kern verborgen lag; und jedenfalls hat der sichtbare Träger jener tiefverschleierten Idee, die dem christlichen Lehrbegriff Leben und Dauer einhauchte, den größten Anspruch auf Interesse in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft, welchem Religionsbekenntnisse man auch angehören möge. — Interessirt uns doch schon allgemein die Profan-Geschichte Mohomeds, Socrates, Luther, Confucius, Moses und wie die Religionsstifter alle heißen mögen, obgleich alle, alle nur planetarische Erscheinungen neben der strahlenden Sonne bedeuten, deren Glanz die ganze weite Erde, so weit die Elite der Geister hinausreicht, beleuchtet, und trotz alles Widerspruchs und alles Abbruchs an Aeußerlichkeiten, dennoch, wie ein Diamant unter der Hand des Schleifers, immer glänzender und werthvoller hervorgeht. — Wahrlich, ein solcher Mensch, der überdem kaum die Grenze des Mannesalters erreicht hatte, als er schon wieder vom Schauplatz der Geschichte abtrat, ohne einmal seine volle Mission beendet zu haben, — ein solcher Mensch oder keiner verdient vorzugsweise gekannt zu sein, gekannt mindestens von jedem, der seinen Namen als Bekenner trägt, d. h. näher als ihn uns die überschwängliche Vergötterungssucht seiner zeitgenössischen oder nachgeborenen Freunde mit tendenziöser Absichtlichkeit hinstellten, um in ihm jene prophetische Messias-Idee zu verkörpern, die sich als rother Faden durch die Geschichte des geknechteten jüdischen Volkes hinzieht. Wir wollen zunächst die irdische Erscheinung dieses Volkslehrers betrachten; wir wollen das Kind, den Jüngling und den Mann in seinen Werken belauschen, und die Umstände und Verhältnisse beleuchten, die, wie in diesem, so in keinem Leben eines großen Mannes jemals fehlen werden, um ihn zu derjenigen Stufe emporzuheben, wo er, hoch über seine Zeitgenossen emporragend, die bewundernden Blicke der Menschheit auf sich zieht, und mit dem Strahlenkranze unsterblichen Ruhmes gekrönt, seinen Platz in der Geschichte einnimmt und behaupten wird, so lange noch denkende Wesen über die Erde schreiten.

Geschichte des Jesus von Nazareth,
genannt Jesus Christus.

1.
Charakter und Tendenzen der jüdischen Priesterkasten.

Die Geburt Jesu fällt der Zeit nach in eine so politisch-stürmische und aufgeregte Periode des jüdischen Staates, daß wir, um sein Leben und seinen Charakter, seine Gesinnungen und vor Allem sein Wollen, seine Zwecke recht zu verstehen, einen Ueberblick jener politischen Wirrsale, deren Opfer er wurde, voranschicken müssen. — Zugleich aber auch war das Treiben der verschiedenen jüdischen Priesterkasten, vor allen der Pharisäer und Sadducäer, im schlimmen, und dann der Essäer im guten Sinne, von so entschiedenem Einfluß auf Jesu Lehren und tragisches Geschick, daß wir auch von ihnen, so viel zum Verständniß nothwendig, Notiz nehmen müssen, indem beides: die Politik und das Priesterthum, diese beiden ewigen und unvergänglichen Gährungsstoffe in dem Leben der Völker, von dem entschiedensten Einfluß auch auf das tragische Geschick Jesu waren.

Betrachten wir zuvörderst die Pharisäer (Peruschim) so stand die Mehrzahl des blindgläubigen, ungebildeten Volkes auf ihrer Seite, denn sie waren es, welche denselben die alten strengen Satzungen des Judenthums als göttliche Befehle, und deshalb zu unverbrüchlichem Gehorsam verbunden, unablässig darstellten. — Das Mittel hierzu war die Schrift, der Buchstabe, in dessen göttlichen Ursprung Niemand Zweifel zu setzen wagen durfte, und dessen einzelne Belegstellen ihnen ebenso geläufig waren, als sie es noch heute unsere Kanzel-Matadoren sind, um jeden erdenkbaren Unsinn durch einen sogenannten göttlichen Ausspruch zu belegen und zu bekräftigen. — Die Beweisführung auf diesem Wege, denkfaulen Zuhörern gegenüber, ist natürlich sehr bequem, und da die Pharisäer ihre Lehren noch obendrein mit einer gewissen Spitzfindigkeit und zugleich blühenden Redekunst (Rhetorik) ab-

lich wie unsere Jesuiten, vorzutragen verstanden, so folgte man ihnen auch noch höchst bereitwillig über das alte mosaische Gesetz hinaus, und ihre Anordnungen haben bis zu diesen Tagen Geltung in dem Cultus des orthodoxen Judenthums bewahrt. — Die einzelnen Satzungen und Befehle, die die Pharisäer nach und nach in das jüdische Ceremonial-Gesetz einführten, ist dadurch Legion geworden, und sie alle zu befolgen ist geradezu ein Ding der Unmöglichkeit. Auch die Grundtendenz dieser Priesterkaste ist ungefähr identisch mit der der Jesuiten unserer Zeit, die in jenen wahrscheinlich ihre Vorbilder suchten und fanden, — nämlich: den freien Menschengeist durch Glaubensverdummung zu knechten; den Sinn für alles Weltliche, für Glanz und Ehre, für Ruhm und Genuß, kurz für alles Göttlich Erhabene außer der Religionssphäre zu ertödten und die Aufrechthaltung des inhaltlosen Ceremoniendienstes über die praktische Moral zu stellen und um jeden Preis zu erstreben.

Es lag — eben wie in dem heutigen Jesuitismus — so auch in dem damaligen Pharisäerthum zugleich die Tendenz, ihre Macht und ihren Einfluß auf das Volk, je nach den augenblicklichen Interessen, zu politischen Demonstrationen zu mißbrauchen, zumal sie jederzeit dem Princip Geltung zu verschaffen suchten, daß keine weltliche Macht über der geistlichen, ja nicht einmal gleichberechtigt *neben* ihr stehen dürfe: Die Verehrung eines Königs hießen sie Götzendienst, und durch ihre frömmelnden Ueberschwänglichkeiten hatten sie den großen Haufen verdummten Pöbels so in ihrer Gewalt, daß sie zu jeder Stunde durch den leisesten Wink die Flamme des Aufruhrs entzünden und wieder dämpfen konnten. — Mit blindem Fanatismus stürzte sich der verblendete Haufen in die größte Todesgefahr, wenn jener Abschaum einer verworfenen Priesterkaste es befahl; eine Gesellschaft von Menschen, die für Wahrheit und Recht, für Gründe und Beweise, für Humanität und Hochherzigkeit auch nicht im Entferntesten Empfänglichkeit hatte oder ihr Geltung zugestand. Das starre Dogma ihres Glaubens, der todte Buchstabe phantastischer Gesetze bildete allein die Richtschnur ihres Handelns; sie selbst zogen den Tod einer Unterwerfung unter fremden Willen vor, und wahrlich — wenn für den Untergang des jüdischen Staates je eine greifbare nächste Ursache gefunden werden soll, so hat man sie lediglich in dem vernunft- und menschenfeindlichen Gebahren der Pharisäer zu suchen, die Jesus selber mit dem bezeichnenden Namen „Otternzüchte" belegte.

Was außerhalb des Kreises des Pharisäismus stand, gehörte mit Ausnahme der Samariter, schon mehr den gebildeten Freidenkern an, namentlich die, auch in den Evangelien vielgenannten Sadducäer (Zadukim). Diese religiöse Secte gehörte nicht ausschließlich dem Priesterstande an, bildete auch keine abgeschlossene Gemeinde; unterhielt aber öffentliche Schulen, in denen der Inhalt ihrer, von dem orthodoxen pharisäischen Judenthum

ſtark abweichende Religionslehre vorgetragen wurde. — Sie verwarfen z. B. alle, über das moſaiſche Geſetz hinausgehenden religiöſen Satzungen und Glaubensſätze; ſo z. den Glauben an Unſterblichkeit der Seele und an eine künftige Vergeltung. Sie leugneten das Daſein der Engel, und erkannten die Offenbarungen der Schrift und die Nothwendigkeit, nach ihren Geboten zu leben, nur aus Gründen der irdiſchen Glückſeligkeit an. — Sie erkannten, im Lichte der Vernunft, die Freiheit des menſchlichen Willens an, und betrachteten daher alle Begegniſſe des Lebens nur als Folge der eignen Handlungsweiſe. Daher ging ihr Streben nur auf irdiſches Glück und Wohlleben hinaus, und man gab ihnen daher vielfach die Bezeichnung: Epicuräer (bekanntlich von dem griechiſchen Weltweiſen Epicur abgeleitet.

Ihre Anzahl war nicht bedeutend, aber Reichthum und hohe Würden und Aemter, die vielfach in ihrem Beſitze, nebſt achtungswerther Bildung, Verſtand und Einſicht, verſchafften ihnen Muth und Einfluß. — Leider beuteten ſie dieſe Vorzüge nicht immer zu edeln Zwecken aus. — Herrſchſucht, Eigennutz und vor Allem Stolz und Ueberhebung charakteriſirte alle ihre Handlungen, wobei ſich die Ueberlegenheit ihrer Bildung namentlich durch einen gewiſſen ſarkaſtiſch-beißenden Spott und ſpitzfindige Satyre kund gab, wodurch ſie natürlich alle Welt beleidigten ohne zu beſſern, und dabei vergaßen ſie, daß ihre ſybaritiſche Lebensweiſe, ihre Ueppigkeit und Verſchwendung nur allzuviel Anlaß zu Angriffen Andersdenkender und Andersglaubender gab. — Freilich gab es auch einige tiefgelehrte und von reinen Sitten geadelte Männer unter ihnen, aber ihre übertriebenen Anforderungen an die Moral, und ihre Härte gegen Fehlende entfremdete ſie der Menge und ſomit war dieſe Sekte unvermögend, günſtigen Einfluß auf die Veredelung des jüdiſchen Volkes auszuüben, deren daſſelbe doch ſo ſehr bedurfte, und deren Erſtrebung das alleinige Motiv des ſittenreinen Jeſus war, mit ſeiner Lehre aufzutreten und ſie mit ſeinem Tode zu beſiegeln.

Im Vorbeigehn haben wir nur noch der, in den Evangelien ebenfalls vielfach erwähnten Samaritaner zu beſprechen. — Sie bildeten faſt einen ganz beſonderen Zweig des Judenvolkes. — Urſprünglich Heiden, wurden ſie erſt zu den Zeiten des Alexander von Macedonien zur geoffenbarten Religion des Moſes, nicht aber zum eigentlichen Judenthum nach damaliger Bedeutung bekehrt, das erſt aus einer Corruption jener hervorgegangen war. Sie adoptirten die ſogenannten heiligen Bücher, veranlaßten eine Uebertragung derſelben in ihre eigene Sprache und Schriftzüge und das darin ausgeſprochene Geſetz wurde als Richtſchnur ihres moraliſchen und rituellen Verhaltens anerkannt; alle darin nicht enthaltenen, ſondern erſt ſpäter eingeführten Satzungen aber wurden von ihnen verworfen. — Ihre Abſchriften der heiligen Bücher enthalten übrigens mehre Abweichungen von den in unſerem ſogenannten alten Teſtamente enthaltenen, die aber — wie leicht zu erkennen, von einer ſpäteren, profanen Hand hinein gebracht

werden sind. Dahin gehört u. A. auch der Befehl: einen Tempel auf dem Berge Gerisim zu begründen, dem sie mit Eifer Folge leisteten. — Ihre Zwistigkeiten mit den eigentlichen Juden waren vielfältig und erbittert, und es gab Zeiten, wo ein gänzliches Aufgeben der Gemeinschaft mit Jenen ganz nahe dem Vollzuge stand. Sie bewohnten deshalb auch abgesonderte Landestheile, und man konnte sie mehr eine politische Partei als eine religiöse Gemeinschaft nennen. — Von dem entbehrten Judenthum waren sie mehr als die Heiden selbst verachtet und gehaßt.

Schließlich haben wir uns nun noch mit den, in ein gewisses mystisches Dunkel gehüllten Essäern (Ärzte im d. i. Aerzte) bekannt zu machen, und zwar um so umfassender, als Jesus wenn auch nicht als wirkliches Mitglied, so doch als Novize in dem allerintimsten Verhältniß zu denselben stand, so wie denn auch die Quelle der oft auf die Spitze getriebenen Sitten- und Moral-Anforderungen der Christus-Lehre meist in den Lehren und Maximen der Essäer zu suchen sein dürften und auch seine ärztlichen Kenntnisse zu ihnen in greifbarer Beziehung standen.

Das eigentlichste innerste Sein und Wesen der Essäer ist für unsere Anschauungsweise schwer verständlich. Wenn wir uns indeß die verschiedene Schilderung der Pharisäer in's Gedächtniß zurückrufen, so kommen wir dem Verständniß schon dann um ein gut Stück näher, wenn wir verwegt erklären, daß sie über die religiösen Anforderungen der Pharisäer — freilich in anderer Weise — noch um ein gutes Stück hinaus gingen, und somit in die Region religiöser Schwärmerei gerathen waren, annähernd ähnlich einigen seltenen Exemplaren unserer christlichen Pietisten, auch verzeitlichen Eremiten und dergleichen geistigen Extravaganten, die die Natur verachten und deren Anforderungen mit Füßen treten. — Die Essäer zeichneten sich — in materieller Beziehung — durch ärmliche Kleidung und frugale Ernährung aus, und das weitere Eingehen auf ihre Lebensweise, ihr Streben, ihre Gewohnheiten, Gesinnungen und Gesetze werden Jeden, der mit den Evangelien auch nur oberflächlich bekannt ist, an das dort geschilderte Leben, Wirken und die Lehren Jesu erinnern, von dem uns Manches gegenüber dem uns bekannten Charakter der Juden — so unerklärlich bedünkt; namentlich z. B. die Verachtung des Reichthums, und des ersten Mittels zur Erlangung desselben, des Handels.

Die Gesellschaft der Essäer bestand aus Oberhäuptern, gewöhnlichen Mitgliedern und Novizen oder Neulingen, und alle, ob sie vereinzelt oder in kleinen Gemeinden vereinzelt lebten suchten fern vom Geräusche der Welt abgeschiedene Orte auf, wo sie in ungestörter Beschaulichkeit ihren Neigungen und Gewohnheiten nachleben konnten. — Durch Gleichheit und Brüderlichkeit zu einer Familie verbunden, war ihr Besitzthum gemeinschaftlich, und eine Anzahl freigewählter Häupter hatte die Güter und den Erwerb zu verwalten und die nothwendigen Aus

gaben zu beschaffen, was um so ausführbarer war, da die Essäer von der Ehe und von dem fleischlichen Umgang mit dem andern Geschlecht nichts wissen wollten, um der Anreizung zur Sinnlichkeit keine Nahrung zu geben. Aus demselben Grunde versagten sie sich auch jeden andern, dem Körper zu Gute kommenden Genuß, wie z. B. die im Orient so sehr gebräuchliche Salbung mit Oel; und zwar hatten die Essäer diesen Stoff so sehr, daß Jeder, der zufällig damit in Berührung kam, verpflichtet war, sich mittelst eines Bades zu reinigen. — Bei der erwähnten Ehelosigkeit der Sekte mußte natürlich auf einen anderweitigen Ersatz Bedacht genommen werden, und deshalb rekrutirten sie sich durch Adoption elternloser Knaben, an denen auch damals schon kein Mangel gewesen zu sein scheint, und gleichzeitig durch die Aufnahme Erwachsener, die durch Unglück oder Schwärmerei der Welt und ihrem Treiben entfremdet waren. Eine Ausnahme bezüglich der Ehelosigkeit, machte nur eine kleine Anzahl Schismatiker, die die Ehe für Pflicht hielt und sich an das Verbot nicht kehrte. — Zu diesen scheint z. B. der bekannte Joseph von Arimathia gehört zu haben.

Die Essäer — trotz dem cynischen Beigeschmack ihrer Lehren, ihrer Gesetze und Lebensgewohnheiten — liebten dennoch die Reinlichkeit sehr, und gingen, wenn auch in grober, dennoch in sauber gehaltener und wohlanständiger Kleidung einher, aber Demuth und Bescheidenheit sprach aus allen ihrem Thun und Lassen, und namentlich kam dieser Charakterzug auch in ihren Versammlungen zum Ausdruck, indem dort keine vorlaute Anmaßung, Rechthaberei und leidenschaftliche Aufregung, Geräusch und Geschrei vorkommen durfte, wie solches in unsern Tagen so vielfach die öffentlichen Versammlungen entwürdigt. — Nur Einer, und zwar in der Regel ein verständiger und erfahrener Alter, führte das Wort, und seinen Ansichten und Meinungen wurde mit Wohlwollen und nachgiebiger Pietät Rechnung getragen.

Ihren Lebensunterhalt erwarben die Essäer in anspruchlosem aber beharrlichem Fleiß, möglichst alles Aufsehen vermeidend, durch Ackerbau und Handwerk; durch Sparsamkeit und mäßigen Genuß blieben ihnen noch Ueberschüsse, die sie zu wohlthätigen Zwecken verwendeten, und die allgemeine Menschenliebe, ohne Ansehen des Standes und Glaubens, war dabei ihr Leitfaden.

Die Eintheilung ihrer Tagesbeschäftigung war folgender maßen geordnet: Vor Sonnenaufgang schon standen sie auf und die ersten Stunden des neuen Tages wurden Gebeten, frommen Betrachtungen und Gesprächen gewidmet, und zwar in einem, an jedem ihrer Wohnorte für solche Zwecke eigens hergerichtetem Hause, das keineswegs mit unsern Kirchen zu vergleichen, indem man daselbst auch speiste und von den Tagesarbeiten ausruhte. — Die Aufsicht darüber führte eine Art Hausbesmeister, der die Hausordnung handhabte und die Anwesenden zu geeigneter Zeit entließ. — Nach fünfstündiger Arbeit nahm Jeder ein Bad, und setzte man sich dann, nachdem die Arbeitskleidung gegen andere,

reinliche und saubere vertauscht werden war, im Speisesaal zu Tisch, wo in feierlicher Stille ein einziges Gericht den nie fehlenden Appetit befriedigte. Dieses wiederholte sich Abends und ein kurzes herzliches Gebet eröffnete und beschloß das Mahl.

Selbstbeherrschung und Bewahrung des Friedens und der Eintracht war vor Allem das Augenmerk ihres sittlichen Strebens; und nächst diesen beschäftigten sie sich in geweihten Stunden vielfach mit den Gesetzen und Erscheinungen der Natur und der menschlichen Seele, und manche Entdeckung auf dem Gebiete der materiellen Natur, namentlich in Betreff der Kräfte vieler Pflanzen und Mineralien, schreiben sich von den sinnigen Forschungen dieses merkwürdigen Volkes her.

Die Gesetzsammlung der jüdischen Urschriften hielten sie für unverletzlich und gingen hierin so weit, daß sie am Sabbath sogar die körperlichen Ausleerungen unterließen, weil dieses die im 5. Buch Mosis Kap. 23, Vers 13—14 erwähnte Verrichtung nöthig gemacht hätte, was ihrer Ansicht nach als Entheiligung des Sabbaths zu betrachten sein würde. — Vergehen gegen dergleichen Ceremonial-Gesetze wurden als Verbrechen betrachtet, und wenn solche unerachtet des strengsten Gebots, dennoch vorkamen, so ward der Schuldige vor das Forum von drei aus ihrer Mitte erwählte Richter geladen und angeklagt, worauf dann sofort in erster Instanz das unumstößliche Urtheil erfolgte. — Eine Lästerung des ersten Gesetzgebers, Moses, wurde mit dem Tode bestraft, andere in ihren Augen schwere Vergehen wurden mit Ausstoßung aus der Gesellschaft geahndet, und eine solche Strafe war für den davon Betroffenen hart genug; denn in der Regel entzog er sich den essäischen Gesetzen nicht, gewöhnte sich an keine neue Lebensart, und durchlebte von nun an, hülflos und verlassen, ein elendes Dasein, wenn nicht — wie es allerdings oft geschah — die Gesellschaft nach des Bereuenden erbarmte und ihn wieder in Gnaden aufnahm.

Einer Aufnahme in den Bund dieser Schwärmer war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Ohne berechtigt zu sein, einen Fuß über die Schwelle ihres Gesellschaftshauses zu setzen, mußte sich der Novize einer 12monatlichen harten Lehrzeit unterziehen. — Beim Beginn derselben übergab man ihm eine Schaufel, eine Schürze und ein weißes Kleid. Je nach dem Ernst seines Betragens, der Empfänglichkeit und des guten Willens, wurde der auf ihm lastende Druck der Gesellschaft ermäßigt, namentlich erlaubte man ihm am Bade Theil zu nehmen. Noch 2 Jahre länger blieb er unter strenger Aufsicht ohne wirkliche Aufnahme zu finden, und erst wenn kein Tadel an ihm bemerken waren, trat die wirkliche rituelle Aufnahme ins Leben. — Er hatte dabei das feierliche Gelübde abzulegen:

„Gott von ganzem Herzen zu dienen; Gerechtigkeit zu üben; — Niemanden, es sei unter welchem Vorwande es immer wolle, zu schaden; — die Ungerechten zu meiden, und die Gerechten nach Kräften zu schützen; — gegebenes Wort Jedermann,

lenterlich aber der Obrigkeit, die von Gott eingesetzt, zu halten; — keinem Untergebenen mit Uebermuth zu begegnen; — sich auch nicht durch äußere Merkmale an Kleidung oder sonst vor ihnen auszuzeichnen; — alle Unwahrheit zu hassen und zu meiden; — unerlaubtem Gewinn allezeit zu entsagen; — keine Geheimnisse vor den Genossen des Bundes zu haben; — dagegen bei Todesstrafe keinen Uneingeweihten die Geheimnisse des Bundes zu verrathen; — die Gesetze desselben ohne jegliche Veränderung nach Kräften aufrecht zu erhalten und zu überliefern. Die Bücher der Gesellschaft heilig zu bewahren: — dieses Alles mußte er bei Mannes Ehre feierlich zusagen, aber nicht beschwören, denn die Essäer verwarfen und haßten den Eid, als schimpflich und des redlichen Menschen unwürdig. — (Wer denkt dabei nicht an Christi „Eure Rede sei Ja, ja. Nein, nein!")

Ihre Absonderung von andern nicht zu ihrem Bunde gehörenden Juden wurde so streng gehalten, daß sie niemals einen Uneingeweihten berührten, und wenn es dennoch zufällig geschah, so mußte ein sofort genommenes Bad die Reinigung vermitteln. — Ueber ihren Rang und Ansehen im Bunde entschied das Lebensalter und noch mehr die Jahre der Mitgliedschaft, denn das Alter wurde bei ihnen als ein Verdienst betrachtet. Sie erreichten übrigens, durch Mäßigkeit und Leidenschaft-Beherrschung in der Regel ein sehr hohes Alter, und Hundertjährige waren unter ihnen ganz etwas Gewöhnliches. Gegen körperliche Mühseligkeiten waren sie durch Uebung und Gewohnheit gestählt, und auch ihr Geist widerstand den schwersten Leiden mit bewundernswerthem Heroismus. — Die schrecklichsten Schmerzen ertrugen sie mit Ruhe und Ergebung, und mit wahrhafter Seelengröße zogen sie einen ruhmvollen Tod dem Leben vor, was sich namentlich vielfach in den Römerkriegen bewährte. Niemals haben die grausamsten Qualen des Feuers, des Rades und sonstiger Marterwerkzeuge, die man mit dem erfindungsreichsten Raffinement an ihren Leibern zur Anwendung brachte, auch nur ein einziges gegen ihre Gesetze verstoßendes Wort oder gar eine solche Handlung zu erpressen vermocht, und selbst die Thräne wußten sie als schimpflich zurückzuhalten. — Lächelnd unter den fürchterlichsten Qualen gaben sie den Geist auf, in der festen Ueberzeugung, daß derselbe auch außerhalb der irdischen Hülle zu existiren nicht aufhören werde.

Dieser Glaube stützte sich speciell auf die Meinung, daß die Seele, aus reinem Aether bestehend, nur in dem Körper, durch Naturzauber gebunden, eingekerkert wohne, und daß, sobald dieser Zauber durch den Tod gelöst sei, sie, sich der gewonnenen Freiheit bedienend, weithin entschwebe, sich gen Himmel aufschwinge und dort eine andere, schönere Existenz gewinne. — Ihre Ansicht von guten und bösen Geistern, Lohn und Strafe, stimmt ganz mit dem christlichen Himmel und der Hölle überein, ja sie malten sich sogar die verschiedenen Aufenthaltsorte der abgeschiedenen Seelen, ähnlich wie in christlichen Glaubenskreisen, mit den anziehendsten und abschreckendsten Farben aus, und es ist überhaupt,

wie schon erwähnt, unverkennbar, daß in den Religions- und Lebensansichten der Essäer die eigentliche ursprüngliche Wurzel des Christenthums zu suchen ist, was denn auch in dem Verfolg unserer Geschichte seine natürliche Begründung finden wird.

Josephus, der jüdische Schriftsteller, dessen Mittheilungen wir vornehmlich gefolgt sind — giebt die Anzahl der Essäer zu etwa 4000 an. — Diese Zahl scheint indeß viel zu gering, und soll sich wahrscheinlich nur auf die Palästinenser beziehen. Es gab außer diesen aber auch noch eine bedeutende Anzahl in Aegypten, von denen Josephus nichts gewußt zu haben scheint. Von ihnen aber berichtet uns der Alexandrinische Philosoph Philo.

Sie fliehen, erzählt er, die großen Städte als die Heimath des Lasters; treiben außer dem Landbau auch mancherlei Handwerke; enthalten sich aber absolut der Anfertigung von Kriegsgeräth, welcher Art es auch sei. — Herrschsucht und Eigennutz sind ihnen fremd, und Standesunterschied kommt bei ihnen nicht vor.

Was die Wissenschaften anbetrifft, so hassen sie alle Grübeleien und spitzfindige Erörterungen über das Sein und Wesen der Gottheit, indem sie keine Bereicherung an Kenntnissen davon zu erwarten sich berechtigt halten. Der Moral aber, der Tugend und guten Sitte widmen sie die eifrigste Forschung, namentlich in den alten Weisheitbüchern, mit denen sie sich deshalb vorzugsweise am Sabbath und den Festtagen beschäftigen. Dieses geschieht namentlich in ihrem Bethause, wo sie, je nach dem Alter ihres Eintritts in die Gesellschaft geordnet, ihre Plätze einnehmen. Einer liest vor, und ein anderer commentirt und erklärt das Gelesene, wobei dann die Parabel und Allegorien eine vorherrschende Form der Belehrung ist. — Neben dieser Beschäftigung mit den heiligen Büchern haben aber auch andere und zwar profane Gegenstände ihre Zeit in Anspruch, namentlich war es der Staat und die politischen Constellationen, dann aber auch das ökonomische Gesellschaftsinteresse, was ihre Aufmerksamkeit und Discussion in Anspruch nahm. — Ihre Sittenlehre war einfach und beschränkte sich auf drei Punkte: Liebe zu Gott, zu dem Nächsten und zur Tugend. So lebten diese Menschen ein ruhiges, friedliches und in der Hauptsache sorgenfreies Dasein dahin, und es würde dieses in einem noch höheren Maße der Fall gewesen sein, wenn sie nicht durch ihre andersgesinnte Umgebung in ihrer Ruhe vielfältig gestört und beeinträchtigt worden wären.

Unser Gewährsmann, Philo, erwähnt beiläufig noch eine abgesonderte Essäer-Classe, von deren besonderen Sitten, Gewohnheiten und Beruf wir in dem Leben unserer Helden fast noch frappantere Spuren wiederfinden, so daß man sich zu dem Glauben veranlaßt findet, daß Jesus ein Genosse dieser — sozusagen — Elite der Essäer gewesen sei. — Diese besonders abgesonderte Classe verstanden sich zu keiner körperlichen Arbeit, sondern sie bestand aus Lehrern, Aerzten, Priestern und Seelensorgern,

und führte dieselbe den Namen Terapeuten. — Sie lebten zwar theilweise in einem ehelichen Verhältniß, setzern aber bei ihnen eine, durch ihre speculative Beschäftigung erzeugte höhere Begeisterung, oder richtiger Exaltation, hervortrat und das Gefühl einer höheren Befähigung ihre Seele durchglühte, so daß sie im Geiste den niedern und irdischen Verhältnissen sich enthoben fühlten, dann verließen sie Freunde und Verwandte und flohen in die Einsamkeit der Wälder oder Wüste, wo nichts den stillen Frieden ihrer Betrachtungen störte. — Deshalb sah man in entlegenen Orten vielfach ihre einsamen Hütten stehen, die so einfach construirt waren, daß sie nur vor Sonne und Regen schützten. — An Ruhetagen versammelten sich diese Terapeuten, und auch die andern kamen zu ihren Versammlungen sammt den Weibern, die aber nur getrennt von den Männern, verborgen und verschleiert, Theil nehmen durften. Die heilige Schrift, freie Reden voll poetischen Schwunges und Ueberschwänglichkeit, nebst Gesängen heiliger Lieder füllten die Zeit dieses Gottesdienstes aus, der übrigens oft die ganze Nacht bis zum Anbruch des Tages währte.

Gegessen wurde bei diesen wunderbaren Heiligen niemals vor Sonnenuntergang, und manche trieben die Entsagung so weit, daß sie drei, ja einzelne sogar sechs Tage in der Woche fasteten. Am Sabbath aßen sie in Gesellschaft, aber nur die dürftigste Speise: Brot und Salz; ihr Getränk war Quellwasser. — Eben so einfach war auch ihre Kleidung. Im Winter ein grobes wollenes, im Sommer ein ebensolches leinenes Gewand, bei sämmtlichen von gleichem Schnitt und Farbe, erfüllte vollkommen ihre Bedürfnisse.

Hiermit beschließen wir die Charakteristik dieser höchst sonderbaren Gesellschaft, und bemerken nur noch, daß dieselbe unter ihrer ruhigen und unscheinbaren Außenseite ohne Zweifel große politische Zwecke verbarg, an deren Verfolgung man Gut und Blut wagte und allein schon durch die von ihnen ins Geheim getriebenen Wahrsagereien, wußten sie sich eine Wichtigkeit zu geben, die namentlich auf das spätere Schicksal der Juden einen ungemeinen Einfluß ausübte, und wobei, wie der Verfolg unserer Geschichte darthun wird, ein so hoch begabter Charakter wie Jesus, nur von dem allerbedeutendsten Einfluß sein konnte.

2.

Politische Situation des jüdischen Volks zu Jesu Zeiten.

Da das Leben und Wirken Jesu, so wie auch sein tragisches Ende mit den politischen Verhältnissen der damaligen Juden in innigst verwebtem und unzerreißbaren Connex stand, so ist zum Verständniß des großen Welldramas, außer der bereits gelieferten

Kenntniß der religiösen Secten, auch eine, mindestens in den Grundzügen deutlich gezeichnete Skizze der damaligen politischen Verhältnisse nothwendig.

Schon aus den biblischen Büchern ist es uns bekannt, daß das Welt beherrschende Volk der Römer auch in der Geschichte des jüdischen Staats eine durchaus hervorragende Rolle spielte. — Wir beginnen diese unsere Geschichte etwa 40 bis 44 Jahre vor Christi Geburt, als Julius Cäsar, der berühmteste der Cäsaren über Rom herrschte. Eine Staatsselbstständigkeit hatten die Juden damals schon durch ihre Unverträglichkeit und Zwietracht unter sich selbst und mit den benachbarten Völkern eingebüßt. — Hircan hieß der letzte selbstständige Beherrscher der Juden, der nach schweren Kämpfen, in welchen die Römer siegten, froh sein mußte, als Oberpriester und Landesfürst bestätigt zu werden, während einer seiner Freunde und Rathgeber, **Antipater**, zum Procurator von Judäa ernannt wurde. Letzterer hatte zwei Söhne, von denen der jüngere, **Herodes**, namentlich in der Geschichte bekannt geworden ist.

Antipater war kein eigentlicher Jude, sondern ein **Idumäer**, also ein zum Judenthum Bekehrter; aber ein Mann voll Geist und Energie, der nur zu bald seinen Freund dermaßen in den Schatten stellte, daß dieser allen Einfluß verlor, ohne es jedoch zu merken, und vielmehr erfreut war über die Erfolge der Regierung, die augenscheinlich dem Lande zu Gute kamen. — Indeß währte die Freude nicht lange. Es lebte noch ein Prätendent, der Sohn von Hircans Bruder, **Aristobul**, Antigonus, gebeißen und dieser bewog den benachbarten Parther König für die Summe von 1000 Talenten, die Regierung seines Onkels Hircan zu stürzen, und da dieses vollkommen gelang und Hircan gefangen wurde, so ließ Antigonus ihm die Ohren abschneiden, damit er nie mehr als Oberpriester fungiren könne. Dem Sohn **Herodes** gelang es nach Rom zu entkommen, und er hatte nichts Eiligeres zu thun als bei den ihm daselbst wohlbekannten hohen Würdenträgern das in Judäa Vorgefallene mit den rührendsten Worten zu schildern und um Schutz und Beistand gegen den, durch Roms Feinde, die Parther, zur Gewalt gelangten **Antigonus**, zu flehen; auch wurde Herodes gleich in der nächsten Senatssitzung zum König von Judäa ernannt, und kaum waren acht Tage vergangen, als er, begleitet von zwei römischen Legionen nach seiner Heimath zurückkehrte.

Der Zweck dieser Heimkehr war natürlich die Entfernung des **Antigonus**, der sich freilich mit Hülfe der Parther seiner Haut wehrte, aber dennoch bald genug der Uebermacht unterlag, und sein Wagniß mit dem Tode durch Henkers Hand büßte. **Herodes** bestieg den Thron 37 Jahre vor Christi Geburt, und die Juden hatten nunmehr einen König, der ebenfalls kaum ein Jude genannt werden durfte, denn der Stamm der **Edomiten**, zu welchem **Herodes** gehörte, war nur gezwungen zum Judenthum übergetreten. — Was ließ sich von einem solchen König

nicht Alles erwarten — und in der That war seine erste Handlung, daß er den hohen Rath (das sogenannte Sanhedrin) bis auf zwei Personen öffentlich hinrichten ließ, weil dasselbe während des obenbesagten Krieges die Partei des Antigonus gehalten, und das Volk gegen Herodes aufgereizt habe. — Die beiden Verschonten hatten sich angeblich für ihn erklärt. — Seinen Schwager Aristobul ließ er, unter dem Anschein des Zufalls, im Bade ertränken; und auch den alten, an den Ohren verstümmelten Hircan, lockte er von Babylon, wo er einen Zufluchtsort gefunden, nach Jerusalem, und ließ ihn, unter der Beschuldigung, daß der 80jährige Greis an seiner Entbrennung arbeite, ebenfalls hinrichten.

Dem Emporkömmling schien jetzt das Glück von allen Seiten zu lächeln, denn auch die Freundschaft des römischen Gewalthabers Cäsar wußte er zu erringen, so daß dieser, als die Römer bald darauf ganz Aegypten unterjochten, dem Herodes einige Gebietstheile davon schenkte.

Indeß das mit Unrecht erworbene Gut hatte keinen Segen. Namentlich verbitterte dem Gewalthaber das Errungene seine Gattin Marianne, indem sie nicht abließ, ihm den Mord ihres Vaters, Bruders und Oheims vorzuwerfen, und es kann daher nicht auffallen, daß ihn der Gedanke quälte, Marianne sinne auf Rache und gefährde sein Leben. Um sich von dieser Seite sicher zu stellen, ließ er auch diese, blühend und schön, im Alter von 26 Jahren, hinrichten.

Es liegt in der Natur auch des verstecktesten Bösewichts, daß dergleichen Beschwichtigungen des Gewissens das Uebel nur vergrößern, und auch Herodes fand es für nothwendig seinen Gedanken durch Zerstreuungen eine andere Richtung zu geben. — Er ließ daher nach römischem Vorbilde ein prachtvolles Theater erbauen, und ergötzte sich so gut es gehen wollte, an den Darstellungen seiner Künstler. Der Reiz der Neuheit zog eine Menge Fremde herbei. Aber man genirte im Judenthum solche heidnische Künste nicht, und so bildete sich eine Verschwörung gegen sein Leben, indem man den Tyrannen im Schauspielhause zu tödten beschloß. Zehn Verschworene hatten sich zu der That vereinigt; aber das Complott wurde im letzten Augenblick verrathen, und der Gerettete ließ seine Feinde auf eine wahrhaft barbarische Art für ihre Absicht mit dem Leben büßen.

Ganz wider Erwarten schien unerachtet der mancherlei Unthaten und der großen Anzahl von Feinden, sein Glücksstern dennoch nicht untergegangen zu sein. Der Mann war aber überhaupt ungemein schlau. — Bei einer Hungersnoth gab er alle seine Kostbarkeiten für Ankauf von Lebensmittel her, um die Armen zu speisen, was ihm alle Herzen wieder zuwendete, daneben gab er etwas später fort und fort vielen Händen Verdienst durch die Aufführung einer Menge von öffentlichen Gebäuden, ja noch später, nachdem er sich abermals beweibt, legte er sogar eine ganz neue Stadt an der Meeresküste an, und nannte sie zu Ehren

des römischen Kaisers Cäsarea; endlich aber ließ er auch, zur Sühne für manche begangene Sünden, den alten Tempel abbrechen und einen ganz neuen bauen. — So ging das nun fort bis zum Jahre 18 vor Christi Geburt, wo man von Herodes sagen durfte, daß er auf der höchsten Zinne seines Glückes und seines Ruhmes stehe.

Von jetzt an aber begann sein Glücksstern zu erbleichen. Zwei Söhne erster Ehe, Alexander und Aristobul, waren in Rom erzogen, und erhielten hier eine das Judenthum weit überragende höhere Bildung. — Im Jahre 16 v. Chr. Geburt reiste der Vater dorthin, um seine nunmehr hinlänglich entwickelten Söhne abzuholen, aber nicht sobald war er zu ihnen in nähere Beziehung getreten, als er auch zu seinem Schrecken erfuhr, daß die Söhne ihn als Mörder ihrer Mutter von ganzer Seele haßten, und daß er sie als Todfeinde zu fürchten habe. Er kehrte indeß mit ihnen heim und sann auf Mittel, der drohenden Gefahr vorzubeugen. Was er aber ersann, machte weder seinem Herzen noch seinem Verstande Ehre. Es bestand in folgendem: Vor seiner letzten Verheirathung schon hatte ihm ein niederes Weib, Dareia, mit einem natürlichen Sohne, Antipater, beschenkt. — Diesen zog Herodes jetzt an seinen Hof und suchte ihm, mit Bewilligung der Seinen, die Erbfolge zuzuwenden, und um diese seine Absicht zu fördern, beschuldigte er genannte beiden rechten Söhne des beabsichtigten Vatermordes und ließ sie anfangen nach Rom bringen, damit der Kaiser über sie richte. — Die Söhne wiesen die Beschuldigung mit Abscheu zurück. Augustus, der Kaiser, rieth zur Versöhnung, die auch erfolgte, anstand aber Herodes das Recht zu, die Erbfolge nach seinem alleinigen Willen zu bestimmen. — Damit kehrte man heim, aber wie sich leicht erachten läßt, nicht der Friede. — Die Brüder nannten Antipater einen Bastard; Antipater rächte sich durch Anschwärzungen aller Art; die frühere Beschuldigung wiederholte sich und kam zum zweiten Male vor den Kaiser, der ein außerordentliches Gericht von hochgestellten Römern nach Cäsarea berief, um diese Rechtssache zu entscheiden, nur das Urtheil fiel dermaßen ungünstig gegen die Angeklagten aus, daß der König seine beiden rechtmäßigen Söhne nach Sebaste bringen und dort erdrosseln ließ. Eine fluchwürdige That, die fortzeugende Frucht früherer Verbrechen, die den kaum entschlummerten Haß des Volkes gegen ihn mit neuer Inbrunst entflammte.

Antipater wurde jetzt als Thronerbe proclamirt, und nichts würde ihn verhindert haben die Früchte seiner Intrigue zu genießen, wenn ihn die Begierde zu herrschen nicht veranlaßt hätte, der Zeit vorzugreifen.

Die Veranlassung dazu war folgende: Es lebten noch verschiedene Halbbrüder von verschiedenen Frauen des Herodes geboren, und es beseelte ihn deshalb eine nicht ruhende Furcht, daß sein Vater anders beschließen, und einen jener Stiefbrüder zum Thronerben berufen könne. — Um nun einer solchen Eventuali-

tät gründlich vorzubeugen, beschloß er, seinen Vater zu vergiften. Das Complott wurde aber verrathen und Antipater wurde hingerichtet.

Die verworfne Absicht desselben war, neben der Schlechtheit, auch sogar thöricht zu nennen, da Herodes schon lange an einer schmutzigen Krankheit litt, die ihn dermaßen peinigte, daß er schon einmal Selbstmord-Versuche gemacht hatte, und dem Tode nahe stand, der ihn denn auch 5 Tage nach besagter Hinrichtung, 3 Jahre vor Christi Geburt von seinen Leiden erlöste.

Diese Angabe stimmt allerdings nicht mit den Erzählungen der Mythe, die die Evangelisten, und hier namentlich Matthäus über den damaligen Beherrscher von Judäa verbreitet haben. Aber dergleichen kümmert den Geschichtschreiber nicht; er hat es nur mit den wirklichen Thatsachen zu thun, und kann sich um die Phantasiegebilde der Mythisten nicht kümmern. — Wozu hätte auch, nebenbei bemerkt, Herodes alle die unschuldigen Knaben sollen ermorden lassen? — Um den Einen zu treffen, der der Angabe nach unter den wunderbarsten Erscheinungen auf Erden und am Himmel als der künftige König der Juden, als der dereinstige Messias allem Volk verkündet und bezeichnet war? — Wie thöricht und unglaublich ist doch diese Angabe! — Wie sollte denn Herodes auf so grausame Weise ein Kind suchen und tödtlich verfolgen, das nach jenen Angaben gekennzeichnet wie Keines, Jedermann aufs Genaueste hätte bekannt sein müssen. — In Wahrheit wußte man damals aber noch nichts von dem kleinen Jeschua, den man später als Jesus Christus in aller Welt kennen und verehren lernte, denn — wie gesagt — als Herodes starb, war an Jesus noch gar nicht gedacht. — In Wahrheit aber wurde diese Sage alttestamentarischen Vorgängen nachgebildet, denn zur Zeit des Herodes ist eine solche Kinder-Verfolgung unter den Juden nicht vorgekommen.

Nach dem Tode des Königs Herodes traten zwei Prätendenten für die Thronfolge auf. Archelaus, ein Liebling des verstorbenen Königs, den er mit der Samariterin, Malteen, gezeugt, und Herodes Antipas, Sohn der zweiten Marianne. Zugleich brach eine Empörung der Juden aus, bei deren Unterdrückung durch Archelaus 3000 Juden erschlagen wurden.

Die beiden Prätendenten gingen, da die Erbfolge in Frieden nicht geschlichtet werden konnte, persönlich nach Rom und der Kaiser bestätigte, nach dem Willen des Verstorbenen, Archelaus als Judenkönig.

Mittlerweile aber, daß die Prätendenten in Rom waren, um ihre Rechte geltend zu machen, benutzte der römische Statthalter in Syrien, Sabienas, die Gelegenheit, und kam nach Jerusalem, angeblich um Ordnung zu halten, in Wahrheit aber um zu schwelgen und Schätze an sich zu raffen, worüber dann abermals eine Empörung ausbrach, bei deren Unterdrückung wiederum Ströme von Blut vergossen wurden, und sogar von den römischen Soldaten Feuer in den Tempel geworfen wurde.

— Die Juden hielten sich indeß tapfer und wer weiß, wer Sieger geblieben wäre, wenn nicht der römische Feldherr Varus herangerückt und dem Syrier beigestanden hätte. — So unterlagen nun abermals die Juden; aber Varus war gerecht genug, die Schuld des Sabinus einzusehen, und in diesem Sinne nach Rom zu berichten, zugleich auch erlaubte er den Juden eine Gesandtschaft von 50 Männern an den Kaiser nach Rom abzusenden, um ihre freiere Verfassung zu reclamiren. — Der Kaiser gewährte ihnen in dem eben vollendeten prachtvollen Tempel des Apollo eine Audienz, und ihr Sprecher beklagte sich bitter über die Söhne des Herodes, so wie die eingeführte monarchische Regierungsform überhaupt. Man verbat sich alle Könige und Fürsten als Regenten und wünschte von römischen Statthaltern regiert zu werden. Der Kaiser entschied sich indeß in anderem Sinne. Er theilte den jüdischen Staat in drei Reiche, und vertheilte sie unter die 3 Söhne des verstorbenen Herodes in der Weise, daß Archäaus Volksfürst von Judäa; Herodes Antipas Volksfürst von Galiläa und Peräa wurde, und Philipp, der ebenfalls in Rom anwesend war, den Rest der Länder unter gleicher Hoheitsbezeichnung bekam.

Neun Jahre lang ging nun die Sache leidlich, und Einer suchte es dem Andern an Verschönerung und Verbesserung seines Landes zuvor zu thun; natürlich auf Kosten des Volks, das darüber sehr unzufrieden war; und im 7ten Jahre nach Christi Geburt — von dessen Existenz die Geschichte der damaligen Zeit nichts wußte — liefen neue Klagen in Rom ein, und zwar größtentheils durch Einfluß der Pharisäer veranlaßt. — Archelaus stand hier schon längst seiner Unabhängigkeits-Tendenzen halber im schwarzen Buch, und als sein Geschäftsträger in Rom erschien, erhielt er den Befehl, sofort nach Judäa zurückzugehn, und seinem Herrn den Befehl zu überbringen, unverweilt in Rom zu erscheinen. — Als dieses geschehen, wurde ihm der Proceß gemacht, und er des Hochverraths für schuldig erkannt, in Folge dessen er seiner Würde entsetzt und in die Verbannung nach Vienna geschickt wurde.

3.

Weitere politische Verhältnisse der Juden zur Zeit der Jugendjahre Jesu und ferner.

Nun hatten die Juden ihren Willen, des Zepters eines jüdischen Herrschers enthoben zu sein; sie standen jetzt unter der unmittelbaren Oberherrschaft der Römer, ohne aber deshalb glücklicher zu sein. — Die erste Veranlassung zu Conflikten entstand aus der von Rom angeordneten sogenannten Schätzung, d. i. eine detaillirte Zählung der Einwohner nebst Angabe der Einkünfte und des Gesammtvermögens. —

Diese Schätzung kommt bekanntlich auch in der evangelischen Geschichte Jesu vor. Indeß accommodirt sich dort der Erzähler einer alttestamentarischen Weissagung, und läßt sie kurz vor Jesu Geburt eintreten, wo die Römer noch gar keine unmittelbare Herrschaft über die Juden ausübten. — Die Ursache dieser Angabe beruht ihrerseits wieder in der prophetischen Vorverkündigung, daß der Messias in Bethlehem geboren werden sollte, wohin man nun die Familie Jesu der Schätzung halber reisen und die Maria dort Wochenbett halten läßt. Hierüber indeß später Näheres. —

Es liegt nun — wie in jedes Menschen — so auch vorzugsweise in dem Charakter der Juden, daß man sich nicht gern von Andern in seine Gasse schauen läßt, und in diesem Sinne ging eine Sage im jüdischen Volke, daß nach einer Schätzung eine verheerende Pest eintreten werde. — Wenn sich dieses nun gleichwohl in vorliegendem Falle nicht bestätigte, so schloß man doch aus der vorgenommenen Schätzung auf besondere den jüdischen Interessen abholde Absichten der Römer; zwei Pharisäer, Judas und Zadock hetzten deshalb das Volk zum Widerstande und die sich damals anspinnenden revolutionären Zerwürfnisse spannen sich fort und fort, bis zu der großen Katastrophe hinaus, wo das Judenthum als eigene Nation zerfiel, Jerusalem zerstört und die Nation in alle Länder der Erde zerstreut wurde?

Jene beiden genannten Männer durchreisten das Land und nährten durch feurige Reden die Unzufriedenheit, die nach und nach alle Gemüther ergriff, so daß die Befreiung vom Römerjoch das Stichwort aller politischen Unterhaltung wurde. — So lange der milde Augustus als römischer Kaiser herrschte, war man von dorther nur bemüht, die zerstörte Ordnung wieder herzustellen, aber diese Milde verwandelte sich in das gerade Gegentheil, als sein Stiefsohn Tiberius den römischen Thron bestieg. — Die Geschichte nennt diesen Kaiser den Inbegriff aller Nichtswürdigkeiten, der dem Nero an Schandthaten aller Art nicht nachstand. — Seine bekannte Habsucht fand in Judäa eine willkommene Quelle der Bereicherung, und er scheute in der That kein Mittel der Erpressung, um die sich ihm eröffnende Geldgrube nach Herzenslust auszubeuten. — Jesus war ein Knabe von 14 Jahren als jener Thronwechsel stattfand, und Annius Rufus hieß der römische Statthalter, (oder Procurator) in Judäa, der dem Tiberius aber lange nicht streng und fleißig genug im Geld-erpressen war, weshalb der Kaiser eine seiner Creaturen, den Valerius Gratus an dessen Stelle hinschickte, der denn auch während der 11 Jahre, daß er diesen Posten bekleidete, das Mögliche im Erpressen leistete, so daß er selbst die Hohenpriesterstelle verschacherte, und den Inhaber sofort absetzte, wenn ein anderer mehr für die Stelle bot.

Ungeachtet des Menschenmöglichen, an Verworfenheit und Grausamkeit, wurde Valerius dennoch von seinem Nachfolger, dem uns durch die Evangelien bekannten Pontius Pilatus

überboten, der im 20ten Jahre der christlichen Zeitrechnung an dessen Stelle trat, ein Tyrann, dergleichen die Juden noch nicht gesehen, indem er das Volk nicht nur auf raffinirte Weise aussog, sondern auch ihre Religion verspottete, ihre religiösen Gesetze verhöhnte und im Unterzeichnen von Todesurtheilen sein Vergnügen fand.

Dieses waren im Kurzen die politischen Zustände in jenen Tagen, als die zur Verzweiflung getriebenen Juden in ihrem Unglück mehr wie je Veranlassung fanden, an jene messianische Weissagung zu denken, nach welcher ihnen der Gott ihrer Väter einen Erlöser, einen Befreier aus ihrer leiblichen Noth zu senden verheißen und während das Volk auf diesen Befreier hoffte, blickten die an geistiger Bildung hoch über ihnen stehenden Priester nach irgend einer Persönlichkeit aus, die geeignet sein könnte, diesen Messias zu repräsentiren, und durch seine Erscheinung das jüdische Volk zu fanatisiren, und dieser Moment, diese Idee war es, die einen, mit den eminentesten Geistesgaben ausgerüsteten jungen Rabbi auf den Schild hob. — Derselbe that sich in ganz außerordentlicher Weise hervor als öffentlicher Volksredner, als Religionslehrer und seiner Kenner der römischen und griechischen Philosophien, so wie auch gleichzeitig als Kenner und Benutzer der damaligen Kranken-Heilsysteme, wobei unbewußt, und ohne namentliche Bezeichnung auch die, in unsern Tagen vielfach hervortretende magnetische Kraft eine bedeutende Rolle spielte, da zufällig eben jener ausgezeichnete Rabbi die Gabe der jetzt allgemein bekannten magnetischen Heilkraft in ganz ungewöhnlichem Grade besaß. — Vor allem aber glänzte er durch die liebenswürdige Humanität, mit der er, ohne Unterschied der Religion des Standes, ja sogar des moralischen Werthes, Gebrauch von seinen außerordentlichen Gaben machte, indem er, über alle Vorurtheile erhaben, im Menschen nur den Menschen berücksichtigte, und bei der Abschätzung seines Werthes die Bildungsstufe mit in Anschlag brachte, die über das Maß der Zurechnungsfähigkeit zu entscheiden hatte. — Die ihm zu Gebote stehende außerordentliche Beredsamkeit, der orientalische Bilderreichthum, der, mit dem seinen vergliechen, an Colorit und treffende Wahrheit in der Geschichte aller Nationen unerreicht dastand, hatte einen großen und theilweise auserwählten Schülerkreis, Freunde und Verehrer selbst unter der Noblesse um ihn versammelt, die an seinen neuen und kühnen Philosophemen, selbst den unverstandenen, großes Gefallen fanden, und wenn ihm gleichwohl die verneinende Tendenz seiner Lehren, gleichzeitig viele Feinde und Widersacher erzeugte, so konnte doch andererseits seine große persönliche Sittenreinheit nicht anders als imponirend für seine Sache auftreten, zumal er die augenblicklichen Situationen mit großem Takt zu benutzen wußte, um seine erhabenen Vorzüge zur Geltung zu bringen und seinen Einfluß auf die Menge geltend zu machen.

Diese außerordentliche Persönlichkeit war aber kein anderer

als Jesus der Nazarener, zu dessen tragischer Lebensgeschichte wir jetzt mit Ehrfurcht herantreten.

4.

Vorbemerkungen über die Geburt Jesu.

Es hat wohl kaum je ein Menschenleben in der Geschichte einen Platz gefunden, in welchen die spätern Biographen desselben sich so von heilig gehaltenen Vorhersagungen beeinflussen ließen, als in dem Vorliegenden, und es haben wissenschaftliche Männer die größte Gelehrsamkeit aufgeboten und dicke Bücher geschrieben, um die dadurch erregten irrthümlichen Angaben aufzudecken und nachzuweisen. — Wir unsrerseits können nur ganz beiläufig auf dergleichen Vorkommnisse hinweisen, da wir uns in diesem Werke nicht auf den mythischen Standpunkt sondern vielmehr auf den historischen hinstellen werden, um dem Leser das wirkliche, nicht das ideelle Leben des größesten aller Weltweisen, demnach den Menschen, nicht aber einen Gott, in den Rahmen dieser unserer wahrhaften Geschichte einzuschließen.

Schon angedeutet wurde in der eingänglich gebrachten Episode aus der jüdischen Geschichte, daß das wirkliche Geburtsjahr Jesu mit der Evangelien-Angabe um 4 Jahre differirt. Nach der israelitischen Zeitrechnung, die sich bekanntlich nach der sogenannten Erschaffung der Welt richtet — war es das 3756ste Jahr; aber so wenig wurde in den ersten Lebensjahren auf den, von obscuren Eltern gezeugten kleinen Knaben geachtet, daß sein Geburtsjahr in Vergessenheit kommen konnte, dagegen kann man ganz sicher sein: — wenn irgend ein Prophet das Geburtsjahr vorher sicher und richtig angegeben hätte, so würden wir es auch richtig in den Evangelien finden, denn es war den Evangelisten nur hauptsächlich darum zu thun, das Leben ihres Heiden den Vorherbestimmungen der Umstände anzupassen, von denen begleitet der Messias, d. i. der Befreier — erscheinen sollte.

Dahin gehört denn u. A. auch die Vorhersage des Propheten Mich. 5, 1 — daß der Messias in Bethlehem das Licht der Welt erblicken werde. — Die Erzähler Matthäus und Lukas waren auch so vorsichtig, hiervon Notiz zu nehmen, und sogar den Zusammenhang, wie das gekommen, (nämlich durch die bekannte „Schatzung") — hinzuzufügen. — Johannes, der überhaupt als Evangelist auf eigenen Füßen steht, war aufrichtiger, und erzählt, daß das Volk seinen Unglauben an die Messias-Würde Jesu unter anderm auch dadurch begründet habe, daß er ein Galiläer und als solcher nicht in Bethlehem geboren worden sei. — In Wahrheit aber wurde Jesus in dem Heimathort seiner Eltern, in Nazareth, in der Provinz Galiläa geboren und zwar keineswegs am 25. December, der als solcher jetzt in der ganzen

Christenheit als Geburtstag gefeiert wird, sondern bestimmten Berechnungen nach, (die namentlich mit dem bekannten ersten Auftreten Jesu im Tempel zu Jerusalem in Verbindung stehen, und den darauf bezüglichen Gesetzen und Gebräuchen der Juden:) — fällt die Geburt desselben — über die eine sichere Angabe des Datums nicht existirt — zwischen den 15. März und den 15. April. — Die Weihnacht am 25. December zu feiern, wurde erst im 5ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eingeführt, und zwar aus dem Grunde, um bei der immer mehr anwachsenden Verbreitung des Christenthums ein römisches Freudenfest, die sogenannten Saturnalien, die man zur Zeit der Sonnenwende, oder nach der damaligen Version: der Sonnengeburt, bei den heidnischen Völkern feierte, mit dem christlichen Freudenfest, der Geburt des Heilandes in Einklang zu bringen. — Die Evangelien schweigen bekanntlich über den eigentlichen Geburtstag ihres Messias, und sonderbar genug ist es auch nicht bekannt geworden, welchen Tag die Bekenner des Christenthums vor jener willkürlichen Annahme als solchen gefeiert haben. Man scheint überhaupt in der Vorzeit keinen besonderen Werth auf die Geburtstage, selbst der außerordentlichsten Menschen gelegt zu haben, mindestens erinnern wir nicht in der biblischen Geschichte bezügliche Mittheilungen über Geburtsfeste gefunden zu haben, und diese Geringschätzung der Geburtstage macht sich ja auch noch heute bei den Römisch-katholischen bemerkbar, indem sie nur ihren Namenstag feiern.

Die historischen Daten der Jugendgeschichte Jesu liefern, wie bei den meisten Menschen, nur eine spärliche Ausbeute, weil man eben in einem Kinde noch nicht die große Zukunft ahnt, und jeder Keim eines vollendeten Menschen, und sei es der größte unter den Großen, in den Grundzügen, die aus Eigensinn, Albernheit, Eßbegierde, Neid, Lust an veränderlichen Spielen und kleinen Tücken zusammengesetzt sind, sich wie ein Ei dem andern gleichen. Niemand, selbst die Eltern achten nicht darauf, und wenn daher die Mythe nicht noch aus dem Farbenstoff ihrer Phantasie ein buntes und sehr frappirendes Gemälde aus den Zeiten der Geburt und sogar noch früher, zusammengestellt hätte, so würde es selbst mit den Daten der Evangelien sehr einförmig bestellt gewesen sein. — Der aufrichtige Biograph aber darf sich mit so phantastischen Ausschmückungen nicht befassen, und somit haben wir uns nur einen Augenblick mit den Eltern unsers Helden zu beschäftigen, von denen namentlich die Mutter ein besonderes Interesse wegen ihrer Jugend und Schönheit sowohl, als auch wegen des an ihr begangenen Attentats in Anspruch nimmt.

8.

Die Eltern des Jesus.

Diese jetzt unter dem Namen der Madonna so hoch verehrte und gefeierte junge Jüdin war die Tochter eines, nach jüdischen Begriffen, frommen und gottesfürchtigen Ehepaars in Nazareth, nämlich des Jehonathan und seiner Ehefrau Channa, die ihre Tochter Mirjam (Maria) in aller Zucht und Ehrbarkeit erzogen. — Obgleich diese ehrlichen Leute, wie solches ziemlich sicher erwiesen ist, in gerader Linie von der Dynastie des Königs David abstammten, so schützte sie das doch nicht vor dem traurigen Lose der Armuth, und Mirjam ernährte daher sich und unterstützte auch wohl die Eltern von ihrer Hände Geschick, indem sie mit großem Fleiß und besonderer Fertigkeit Haarflechten und Stickereien anfertigte.

Mirjam, als eine der Schönsten ihres Geschlechts, wurde mit zum Tempeldienst verwendet, (worüber später Näheres) und es *scheint* ihr — (denn Gewisses ist niemals darüber zu erkunden gewesen), in dieser Zeit, — entweder im Tempel selbst oder auch sonst irgendwo, ein seltsames Abenteuer begegnet zu sein, in Folge dessen das junge Mädchen sich, ohne daß sie den Veranlasser kannte, in besondere Verhältnisse versetzt sah. — Möglicherweise hat sich ein hochgestellter Priester bei irgend einem Anlasse, vielleicht bei nächtlichen Dienstverrichtungen, wo das Mädchen eingeschlafen war, oder auch durch Anwendung irgend einer künstlichen Betäubung — eines Attentats gegen Mirjam schuldig gemacht, und da die Physiologie die Möglichkeit einer Befruchtung auf solche Weise constatirt, und die Geschichte selbst unserer Zeit viele ähnliche Fälle zu erzählen weiß, so liegt durchaus keine Berechtigung vor — an der Betheurung Mirjams zu zweifeln, daß sie von einer Veranlassung zu diesem körperlich interessanten Verhältnisse oder wie das Evangelium sich deutlicher ausdrückt: „nichts von einem Manne" wisse.

Da es nun wohl wenige Leser geben dürfte, denen bei dieser Erzählung nicht ein gerechter Zweifel aufstiege; ja, da wohl Mancher unsere Leichtgläubigkeit verspotten dürfte, die einer Rechtfertigung des katholischen Dogma's von der unbefleckten Empfängniß auf ein Haar ähnlich sieht, so halte ich es für nöthig, um diesem Verdachte zu begegnen, eine physiologische Erklärung der Befruchtung weiblicher Quadrupeden, und in specie des Menschen als solchen darzulegen, — da dann der mögliche Zusammenhang jener mysteriösen Begebenheit, die von so welterschütternden Folgen war, in einem klareren Lichte erscheinen wird, als die, dieselbe bisher umhüllende Nebelwolke des obscuren Wunderglaubens einerseits, und der plebejisch cynischen Volkssage andererseits, von denen keine auch nur das Geringste für ihre Berechtigung aufzubringen vermögen. — Ueber den Beweis siehe man am Schluß die Parthenogenesis.

Kehren wir nun zu unserm speciellen Thema von der Menschwerdung Jesu zurück, so haben wir (die Möglichkeit eines sogenannten Bestecktwerdens immerhin zugegeben) — dort den Beweis geliefert, daß die schöne Mirjam empfangen — und dennoch moralisch völlig rein und unbefleckt geblieben sein kann, indem die Möglichkeit wirklich constatirt werden muß, daß sie mit gutem Rechte behaupten durfte, von keinem Manne zu wissen. — Die Bedingung der Befruchtung an sich ist aber eines von jenen absoluten, zur Neuschöpfung oder Neubildung unabänderlich nothwendigen Naturbestimmungen, von denen die Physiologie keine Absolution gestattet, möge auch die Modification des Actes sein, welche sie wolle. Nur die Regeneration durch Knospung, oder Theilung, wie bei einigen Geschöpfen niederer Organisation macht eine Ausnahme, bei den Quadrupeden kommt sie niemals vor, und daher hat die Erzählung von der Ueberschattung materiell genommen, kein Recht auf irgend welche Beachtung und gehört positiv der Mythe an, wenn es gleichwohl gestattet sein dürfte, bezüglich der geistigen Bevorzugung, der Geniuserweckung in dieser, wie in so mancher andern Persönlichkeit als von einer besondern göttlichen Beeinflussung schon eher die Rede sein dürfte.

Wenn wir nun aber somit die Möglichkeit einer unbewußten Empfängniß zugegeben haben, so ist damit doch der wirkliche thatsächliche Zusammenhang dieser mysteriösen Begebenheit keineswegs als von solchem Umstande begleitet erwiesen, und wie viel auch schon von den Auslegern der biblischen Geschichte darin geleistet worden ist, so wird diese delikate Angelegenheit dennoch ewig unenthüllt bleiben, indem man zur Zeit, da die Begebenheit stattfand, keinen so großen Werth darauf legte, um sie über das Niveau einer gewöhnlichen Tagesbegebenheit zu erheben; als man aber später Werth darauf legte, war der Zusammenhang nicht mehr zu erforschen. — Man hat allerdings mehre Namen genannt, allerlei Vermuthungen aufgestellt, und sich sogar nicht gescheut, einen römischen Soldaten in die Angelegenheit zu verflechten. — Doch sind die Meisten hinsichtlich der Begebenheit bei einem Priester stehen geblieben. Die größere Wahrscheinlichkeit hat indeß wohl die Erzählung eines Essäers für sich, der in seinen Aufzeichnungen bezüglich dieses interessanten Gegenstandes folgendes mittheilt.

6.

Bekenntniß eines Essäers über die Empfängniß der Mirjam.

In der Gemeinschaft der essäischen Brüdergemeinde lebte Einer mit Namen Euphanias, der, getreu der Verpflichtung jener Secte, den Obersten derselben auch die geheimsten Gedanken und

Thaten zu beichten, folgendes enthüllte: Er sei bald nach dem Passafeste zu einem Besuche in Nazareth gewesen, habe sich, bei seiner Ankunft daselbst, sehr erschöpft nach einem Ruheplatze umgesehen, und ein offnes Haus bemerkt, in welchem ein wundersam schönes junges Mädchen, während ein schweres Ungewitter im Anzuge war, ihre ängstlichen Blicke in die Ferne über das Thal hinweg nach dem See gesendet, und während die Erde vom Donner erbebt, habe sie laut nach einem Manne, Joseph! — gerufen, der eben auf dem See gewesen, und sie habe laut gebetet, daß Gott ihn erhalten möge, denn er war ihr Verlobter. — Während dieses ängstlichen Gebetes, überwältigt von der Aufregung, Angesichts des fürchterlichen Gewitters, scheint das Mädchen — (es war die schöne Mirjam) in eine Art Verzückung ohnmächtig hingesunken zu sein, weshalb Euphanias, — wie alle Essäer, in einen weißen Mantel gekleidet, — hinzutrat, sich ihrer anzunehmen. — Von ihrer wunderbaren Schönheit bezaubert, entbrannte er in Sinnlichkeit, und als sie erwacht und erschrickt, giebt er sich für einen Abgesandten Gottes aus, von dem sie auserwählt sei, die Mutter des verheißenen Messias zu werden. — In der furchtbaren Exaltation ihrerseits bei der aufgeregten Naturscene draußen, dem rollenden Donner, den zuckenden Blitzen, dem stürmischen Andringen des jungen Mannes, der ihr wie im Licht gekleidet erscheint, versinkt sie abermals in Ohnmacht, und überläßt sich willenlos seiner Umarmung und (so erzählt es die Historie) „er führte sie in den Rausch des Genusses." — Bevor aber Maria aus ihrer Verzückung erwachte, war der Jüngling sich seines Frevels reuevoll bewußt geworden und entfloh, indem er draußen noch dem eben vom See heimgekehrten Joseph begegnete. — Soweit die Beichte des Essäers Euphanias. — Als Joseph zu Mirjam hereintrat, um sie über sein Schicksal zu beruhigen, war sie soeben erwacht, und wußte in ihrem reinen Herzen nicht, was ihr geschehen; meinte aber, sie habe geträumt, und erzählte dem Joseph, es habe sie ein Engel in weißer Lichtgestalt eines Besuchs gewürdigt, und sie in Verzückung gebracht. Dabei konnte sie sich aber einer gewissen Verschämtheit nicht erwehren und vermochte ihrem Verlobten nicht gerade ins Auge zu sehn. — Joseph war kein Jüngling mehr, sondern ein erfahrener Mann, und durchschaute derselbe daher sogleich, was hier vorgefallen, worauf er in seinem Unmuth sich schnell und ohne Abschied entfernte.

Diese zehn Minuten aus dem Leben einer jüdischen Jungfrau sollten nun aber in ihren Folgen die halbe Welt umgestalten und wäre es einem Sterblichen vergönnt gewesen, das Gemälde dieser Folgen Scene für Scene in einem Spiegel zu überschauen, die Ströme vergossenen Blutes, die Bäche Thränen, die rauchenden Städte und Weiler, die Folterwerkstätte mit ihrem Gewinsel der Gequälten, die Scheiterhaufen mit den rauchenden Gebeinen der Märtyrer des Glaubens, die Klöster voll Unzucht und Wohllebens, die Hyder der Zwietracht, des Geifers, des Mordes unter

der Fahne des neuen Glaubens, und Alles was an Elend aus dieſem winzigen Saamenkorn einer menſchlichen Inbrunſt erleimte: — der hätte ſich verſucht finden können, den verwegenen Wunſch zu hegen, es möchte ein Blitzſtrahl jenes Ungewitters am Galiläiſchen Meere den unglückſeligen Eſſäer zerſchmettert haben, der neben dem ſegensvoll-ſittlichen Gewinn, auch alle das unſägliche, mehr als tauſendjährige Leid über die Erde bringen mußte, daß erſt jetzt, mit dem Beginn einer beſſern Erkenntniß ſeine Endſchaft erreicht. — Nichts gleiches iſt jemals auf Erden vorgekommen; aber die Weltregierung geht mit ehernem Schritte ihre Wege; in der Kette der Ereigniſſe reiht ſich Ring an Ring, und es läßt keiner vom andern, bis daß ſich Alles erfüllet hat, was und wie es der Himmel beſchloſſen. — Das Mädchen aber war bei dem Allen nur ein unſchuldiges Werkzeug, und hundertfach mag in jenen Zeiten der religiöſen Ueberſpannung etwas Aehnliches vorgekommen ſein, ohne daß die Welt etwas davon erfahren, vielweniger denn Heil oder Unheil daraus entſtanden ſei.

Marie hatte indeß wirklich kein Arg aus dem Geſchehenen, und die Begebenheit kam ihr erſt wieder zum Bewußtſein, als ſie an dem weiblichen Kennzeichen wahrnahm, daß jener Beſuch, den ſie wirklich für eine himmliſche Erſcheinung gehalten, ernſtliche Folgen haben ſollte. — Sie wagte es indeß nicht, ihren Eltern die Neuigkeit mitzutheilen, ſondern zog es vor, eine Freundin zu beſuchen, die in dem nahegelegenen Dorfe Jutha wohnte. Eliſabeth hieß ſie, und war das Weib des Zacharias. — Dieſer Eliſabeth ſchien etwas Aehnliches begegnet zu ſein, denn ſie war bereits eine Reihe von Jahren verheirathet geweſen ohne Mutter geworden zu ſein, aber nach einem Beſuche jenes ſelben Eſſäers hatte ſich dies ebenfalls zu ihrem Vortheil geändert, und dieſem nach ſcheint es faſt, als ob Jeſus und Johannes der Täufer — (denn dieſer und kein anderer war der Sohn der Eliſabeth) natürliche Stiefbrüder geweſen wären, wonach man dann, im Hinblick auf die unbeſtrittene Genialität Beider, auf eine beſondere geiſtige Begabung jenes Eſſäers zu ſchließen berechtigt ſein dürfte.

Eliſabeth, ſo ſcheint es, war eine kluge Frau. Sie zog eine Anzahl vertrauter Männer, fromme Juden, in das Geheimniß, ſtellte ihnen die Sache von der überſinnlichen Seite dar, und die Wunderſucht der damaligen Zeit macht es begreiflich, daß ſich die Befragten einer übernatürlichen Auslegung zuneigten und etwas Außerordentliches von dem zu Erwartenden hofften. Es galt aber bei dem Allen eine gefährliche Klippe zu umſchiffen.

Die redlich denkende Maria konnte ſich nämlich mit dem Gedanken nicht befreunden, ihren Verlobten zu betrügen, und hielt ſich durch das Vorgefallene nicht mehr würdig, ſein Eheweib zu werden; und dennoch ſtand auf ihr Vergehen als verlobte Braut, wenn die Folgen zu Tage traten, nach jüdiſchem Geſetze der Tod, denn ſchwerlich würde ſich das Geſetz mit jenem Märchen von dem Beſuch eines Engels haben beſchwichtigen laſſen. —

In dieſer Verlegenheit rieth denn die kluge Eliſabeth ihrer Freundin, ſich dem Joſeph, ihrem Bräutigam zu entdecken, und das war am Ende das Geſcheidtſte, denn Joſeph war gutmüthig, hatte die Maria herzlich lieb und durchſchaute auch wohl den Zuſammenhang jener verhängnißvollen Gewitterſcene, wobei Maria eine durchaus paſſive Rolle geſpielt hatte.

Es blieb alſo bei dem Beſchluß. — Maria hatte bereits 3 Monate bei ihrer Freundin zugebracht, als ſie wieder nach Nazareth zurückkehrte, und ſie wurde hier — unerachtet der Ruf ihrer Schwangerſchaft bereits bis dahin gedrungen war, von ihrem Verlobten auf's freundlichſte empfangen. — Mit Entſetzen aber gedachte dieſer des unvermeidlichen Schickſals der armen Maria, die ihm freimüthig den Thatbeſtand mittheilte — ſofern er ſich nicht als der Verführer derſelben öffentlich erklärte. — Er ſchwankte in ſeinen Entſchlüſſen hin und her und wurde endlich mit ſich eins, ihr unter vier Augen friedlich und freundlich ſeine Gründe auseinander zu ſetzen, und die Verlobung ohne Zuziehung der beiden geſetzlichen Zeugen rückgängig zu machen, auch überhaupt die Urſache der Scheidung geheim zu halten. — Was dieſes letztere bezwecken ſollte, iſt nicht wohl abzuſehen, da alle Welt bereits ihren Zuſtand kannte, und die ſeltſamſten Gerüchte die Runde unter dem Volke gemacht hatten.

Maria war zum Tode erſchrocken über Joſephs Entſchluß, ihr zu entſagen, und unter heißen Thränen wiederholte ſie ihm noch einmal den Hergang der Sache, und betheuerte, daß ſie den Beſuch eines Engels gehabt habe, keines Sterblichen Hand habe ſie berührt, und zugleich wies ſie auf Zacharias hin, an deſſen Eheweibe ein ähnliches Wunder geſchehen ſei, und wie der Mann ſich deſſen höchlich erfreue. Kurz Maria erſchöpfte ſich in allen möglichen Ueberredungskünſten ihren Verlobten von ihrer Unſchuld zu überzeugen, und ihn in ſeinem Entſchluß, ſich von ihr zu trennen, wankend zu machen. —

Joſeph, obwohl nicht leichtgläubig genug, der Viſionärin in ihrem wundergläubigen Vorgeben beizupflichten, vermochte gleichwohl in Maria keine verſchmitzte Betrügerin zu erkennen, die als ſolche ſeiner Achtung und ſomit ſeines Mitleids unwürdig geweſen wäre. — Er fühlte ein herzliches Erbarmen mit der Unglücklichen und ſann eifrig darüber nach, was wohl zu thun ſei, um des Mädchens, aber auch ſogleich ſeine eigene Ehre vor der Welt zu retten; und in dieſem peinlichen Zwieſpalt gab es für ihn erſichtlich keinen andern Ausweg, als ſich ſcheinbar dem Glauben an eine übernatürliche Begebenheit anzuſchließen und ſomit ſeine Verlobte als eine von Gott zu großen Dingen Auserwählte anzuerkennen und von aller Welt ein Gleiches zu verlangen. —

Was hätte auch Joſeph unter ſolchen Umſtänden wohl Klügeres thun können? — Die ganze Anſchauungsweiſe der Juden war auf den Glauben an Wunderthaten, an außerordentliche Veranſtaltungen Gottes auf Erden baſirt, und es würde als ſtrafbare Blasphemie betrachtet worden ſein, wenn irgend ein

Jude an der Möglichkeit wunderthätiger Erscheinungen hätte zweifeln wollen, da ja die ganze Geschichte dieses angeblich bevorzugten Volkes nur eine einzige bunte Reihe von göttlichen Wunderthaten war. — Daß aber Joseph in seinem Herzen ganz anders dachte, und seiner besseren und klareren Einsicht in den Zusammenhang der Begebenheit, wie er sie gleich anfangs aufgefaßt, nicht entsagt hatte, das geht schon daraus hervor, daß er heimlich bei sich beschloß, die, seiner innigsten Ueberzeugung nach von einem andern Manne Entweihte, um sie vom Verderben zu retten, zwar zum Weibe zu nehmen, aber sich jedes geschlechtlichen Umganges mit ihr zu enthalten; und man wird diesen Ausweg zum Frieden mit sich selbst zu kommen, um so natürlicher und begreiflicher finden, wenn man erwägt, daß die Orientalen überhaupt von jeher, noch bei weitem strengere Begriffe über die Keuschheit des schönen Geschlechts hatten, als wir.

Es läßt sich nach den damaligen Umständen leicht erachten, daß diese Geschichte in der nächsten Umgebung Maria's und ihrer Eltern (von denen uns die Historie leider wenig aufbewahrt hat) viel von sich reden machte, und da die politische Bedrückung des Volkes der Juden dasselbe in jener Zeit mehr wie je nach einer rettenden Hand ausschauen ließ, auch der Messias-Glaube, die Hoffnung auf einen Befreier von der römischen Herrschaft, als letzten Rettungsanker ihr ganzes Sein und Wesen erfüllte, so läßt es sich wohl erklären, daß jene mysteriöse Geschichte der Maria viele gläubige Seelen fand, und man allerdings Ursache zu haben glaubte, der Entbindung der Frau Joseph mit besonderem Interesse entgegen zu sehen, zumal es ja doch auch immerhin noch möglich war, daß sie von einem Mädchen entbunden werden könnte, da dann freilich die Illusion krank und frei zu Tage gelegen hätte. —

Jeder, der sich veranlaßt fühlt, diese Thatsache zuzugeben, wird sich gestehen müssen, daß die Empfängniß und Geburt Jesu keineswegs so ganz gewöhnlich und alltäglich genannt werden darf, wie man sie in den Profan-Geschichten des Lebens Jesu gewöhnlich dargestellt findet, wenn gleichwohl die phantastische Ausschmückung der Evangelisten mit dieser Wirklichkeit im Entferntesten nichts zu schaffen hat.

Ein Moment dieser erwartungsvollen ersten Zeit des noch ungeborenen aber von Vielen in vollem Ernste erwarteten Messias, wurde mit den Besprechungen der bezüglichen Weissagungen ausgefüllt, die sich in den heiligen Schriften, namentlich in den Propheten vorfanden, und die selbst heute noch unsern christlichen Theologen so überaus geläufig sind. — Ein Hauptmoment dieser Weissagung bildet bekanntlich die so auffallend positiv ausgesprochene Bestimmung, daß der Messias in gerader Linie vom weiland König David abstammen solle. Es war den Gläubigen mithin die Aufgabe sehr nahe gelegt, sich nach dem väterlichen Stammbaum des mit Sicherheit erwarteten Knaben bei Zeiten umzuschauen, und da fand sich denn — selbst den Angaben des

Talmud nach, daß die Eltern der Maria, mindestens der Vater (denn die Frauen zählten bei dieser Angelegenheit nicht) allerdings aus dem Geschlechte Davids herstammten, obgleich einige Evangelisten nichts davon erwähnen. Das will aber nicht viel sagen, denn diese erst in einer viel späteren Zeit lebenden und als Erzähler auftretenden wunderbaren Heiligen haben sich gerade bei Aufstellung des Geschlechtsregisters Jesu, die heillosten Blößen gegeben. —

Es kommt moralisch darauf an, bei diesem Wahrzeichen der echten Messianität unsers Religionsstifters die direkte väterliche Abkunft vom König David nachzuweisen, und da tritt denn ganz natürlich die hier ungemein kitzliche Frage in den Vordergrund: — wer ist der eigentliche, wirkliche Vater des Jesus? — Joseph hat ausdrücklich erklärt, er sei es *nicht*, und schloß sich, um die Ehre und vielleicht das Leben *Maria's* zu retten, scheinbar derjenigen Partei an, die eine mittelbar durch den Engel Gabriel vollbrachte göttliche Zeugung annahmen. Dabei kam aber jene David'sche Geschlechtsdebatte heillos in die Klemme; denn wie wollte man den Engel Gabriel mit dem Davidschen Stammbaum in Einklang bringen? — Bei derartigen Wundergeschichten macht man indeß mit Scrupeln, ja sogar mit Unmöglichkeiten kurzen Proceß. — Die beiden Evangelisten Matthäus und Lucas, die sich speciell mit dem Nachweis der Davidschen Abstammung eingelassen, haben dadurch später — allen christlichen Theologen zum größten Aergerniß, — eine noch größere Verwirrung in diese Angelegenheit gebracht, als schon ohnehin vorhanden war. — Sie haben nämlich jeder eine besondere Geschlechtstafel Jesu gebracht, die aber leider, trotz der hohen Würden und angeblichen göttlichen Autorität der Verfasser, mit einander im krassesten Widerspruch stehen; ja Matthäus, der mit seiner Geschlechtstafel schon beim Abraham anhebt, steht sogar mit dem alten Testamente in Widerspruch. — Sehen wir aber ganz davon ab, und fangen wir mit dem hohen Psalmdichter David an, so können wir unmöglich einen vortheilhaften Begriff von den beiden Evangelisten als Chronisten bekommen, da von Lucas zwischen David und Jesus 41 Geschlechter gezählt werden, während Matthäus nur 26 anzugeben weiß. — Was aber das schlimmste noch hierbei, daß beide ganz verschiedene Namentafeln benutzen, indem Matthäus von Salomon, Lucas aber von Nathan — (beides Söhne Davids) — beginnt. Sonderbar genug aber laufen beide zu dem angeblichen Vater des Jesus, zu Joseph hinaus, dessen Vater nach Matthäus, Jacob, nach Lucas aber Eli geheißen haben soll. — Eines kann indeß nur richtig sein; wahrscheinlich aber sind beide Aufzählungen falsch, und jedenfalls stimmt keines von beiden, wenn Joseph — wie es wirklich geschehen, — die Vaterschaft leugnete.

Die Theologen haben das Menschenmögliche geleistet, um diesen Widerspruch zu lösen; aber ihre Künste sind allzu possirlich, als daß sie in einer wahrhaften Chronik die geringste Beachtung

verdienen könnten. — Die Ehrlichsten haben denn auch eingestanden, daß hier keine Harmonie zu finden sei, und wir fügen hinzu, daß jene Geschlechtsregister um so mehr als Phantasiestücke zu betrachten sind, als durch die unglückseligen Schicksale der jüdischen Nation, namentlich während der babilonischen Gefangenschaft, das Familienleben dermaßen zerrissen, und die Interessen so sehr auf andere Gegenstände gelenkt wurden, daß ein so obscurer Jude als der Zimmermann Joseph, gewiß vielmehr Veranlassung fand, sich für einen Tannen- oder Cedernbaum, als für seinen Stammbaum zu interessiren. — Die Messiassüchtigen sprachen allerdings oft und viel von dem Sohn Davids, wenn von dem Messias die Rede war. Das ist aber sehr natürlich, indem es längst eine landläufige Sage war, daß der Messias ein Nachkomme Davids sein solle und sein müsse, wenn seine Messianität Anspruch auf Echtheit machen wollte.

7.

Die Geburt Jesu.

Die ganze Zeit über, daß Maria ihre Frucht trug, steckte man nun in Nazareth, wo das Ereigniß der angeblich übernatürlichen Empfängniß unvergessen war, die Köpfe zusammen, und als sie, die unterdessen mit Joseph getraut worden war, einstmals mit ihrer Freundin, der schon erwähnten Frau des Zacharias zusammen kam, und beide als Heimsuchungs-Colleginnen, den mysteriösen Besuch des Jünglings im weißen Mantel besprachen, da meinten die Frauen das Hüpfen der noch ungebornen beiden Knaben, wie solches noch heute jeden Tag vorkommt, als eine besondere Begrüßung der beiden kleinen Vettern auslegen zu dürfen, und die Chronisten haben nicht verabsäumt, auf diesen Umstand einen ganz besondern Werth zu legen, zumal ja der Sohn des Zacharias, als Johannes der Täufer, eine besonders interessante Rolle in Jesu Leben zu spielen, vom Geschick berufen war.

Es kam denn nun endlich aber die Stunde der Entscheidung heran, wo sich die Erwartung im ersten Grade, entweder bestätigen, oder eine Täuschung sich herausstellen mußte. — Der unglückliche Umstand der Doppel-Erzählung von zwei Chronisten oder sogenannten Evangelisten, bringt auch hier wieder, gleich wie bei dem Geschlechts-Register, die heilloseste Confusion hervor, indem ein Jeder die begleitenden Umstände anders erzählt.

Die Sache ist aber wirklich zu komisch, als daß wir nicht einige Augenblicke dabei verweilen sollten. — Eine alte Sage, gestützt auf eine noch viel ältere Prophezeiung, giebt nämlich den Geburtsort des Messias als Bethlehem an, einen Flecken unweit Jerusalem. Wie die sogenannten Propheten ihrer Zeit darauf gekommen, das weiß man nicht; auch darf man wohl behaupten,

daß man in Nazareth an jene Prophezeiung gar nicht gedacht hat, denn nichts ist gewisser, als daß Maria, die Gattin des fleißigen und gutmüthigen Joseph, ihr Wochenbett ganz ruhig in ihrem eigenen Häuschen abhielt, und man war seelenvergnügt, daß es denn doch wenigstens ein Knabe war, den sie geboren; das weitere mußte sich ja dann finden; vorläufig aber war der kleine Messias ein kleiner Schreihals wie alle andern Neugebornen und von seiner Messiaswürde jedenfalls zu dieser Zeit noch nichts wahrzunehmen.

Damit war aber den Evangelisten, die so viele Jahre später nach Jesu Tode es übernahmen, sein Leben und Wirken zu illustriren, nicht gedient, und jeder von ihnen legte sich die näheren Umstände nach dem Grade seiner Phantasie zurecht, um die Reclame möglichst effectreich zu machen. — Zuvörderst mußte ihr Held und Messias das Licht der Welt in Bethlehem erblicken, darüber war man einverstanden, weil es die Propheten so gewollt hatten. Matthäus giebt sich keine Mühe, diesen Umstand zu erklären, wie und warum die Frau aus Nazareth in Bethlehem Wochenbett gehalten habe. — Lucas aber ist gewissenhafter; er sucht die Sache nach seiner Weise plausibel zu machen, verwickelt sich aber, trotz seiner göttlichen Inspiration in die heillosesten Widersprüche mit der Geschichte.

Er läßt nämlich die Juden sämmtlich zu einer Schätzung nach Jerusalem einladen, und auf dieser Reise, wo die Galiläer Bethlehem zu passiren hatten, soll die Entbindung vor sich gegangen sein. — Ich habe nun schon eingänglich erwähnt, daß zur Zeit der Geburt Jesu historisch nachweislich gar keine Schätzung stattgefunden hat. Indeß bemerkt der Evangelist noch, scheinbar recht genau und sicher dabei: zur Zeit als Augustus römischer Kaiser und Quirinus Statthalter in Syrien war. — Nun ist es aber historisch sicher, daß namentlich unter Augustus niemals eine Schätzung stattgefunden hat. Ja noch mehr: Judäa war zu jener Zeit noch gar nicht unter absoluter römischer Herrschaft, denn, selbst nach Lucas eigener Angabe, herrschte zu der Zeit noch Herodes als König über das jüdische Volk, und war dieses zwar den Römern zinsbar, aber eine Schätzung ist niemals unter der königl. Regierung weder verlangt noch ausgeführt. — Auch gab es damals keinen Statthalter Quirinus in Syrien, sondern dieser wurde eingesetzt, als Jesus ungefähr ein Knabe von zehn Jahren sein mochte. Alle diese mancherlei ungeschichtlichen Angaben und Widersprüche bezeugen es denn nur zu deutlich, daß die Verlegung der Geburtsstätte Jesu von Nazareth nach Bethlehem, als eine auf Kosten der Wahrheit und Wirklichkeit beliebte Accomodation an die Prophezeiung des Michael (Kap. 5, Vers 1) betrachtet werden muß. Auf die Ausschmückung der, angeblich von höheren Mächten illustrirten Geburtsstunde, werde ich gleich näher eingehen; da aber bei dieser Illustration auch die sogenannten apokryphischen Evangelien ein Wort mitzureden haben, so halte ich es für

zweckmäßig, bevor ich auf Jesu ersten Eintritt in die Welt speciell eingehe, dem geneigten Leser über diese, Manchem gewiß völlig unbekannten Bücher, einige kurzen Notizen zu geben. —

Im Laufe der ersten 150 Jahre (oder vielleicht auch noch später) nach Christi Tode, als die neue Lehre mehr an Ausbreitung gewann, waren es nicht nur die uns bekannten 4 Evangelisten Matthäus, Lucas, Marcus und Johannes, die sich herbeiließen, die bis daher nur als Tradition existirende Geschichte Jesu schriftlich abzufassen, sondern es gab außer ihnen noch eine Menge anderer Chronisten, die sich herbeiließen, die betreffenden Sagen und Erzählungen nieder zu schreiben. — Da überbot nun Einer den Andern an wunderbaren Erfindungen, denn da es galt, den Herrn und Meister in einer möglichst imposanten überirdischen Glorie darzustellen, so ging man über die mündlichen Erzählungen weit hinaus und ließ der Phantasie — die ohnehin bei den Orientalen sehr lebendig ist — nach Möglichkeit freien Lauf.

Diese große Anzahl christlicher Schriften machten nun den Kirchenvätern die Köpfe so warm, daß sie vor Confusion zuletzt nicht mehr aus noch ein wußten, denn namentlich hatte man dem unschuldigen und liebenswürdigen Jüngling Jesu so viele und mancherlei Wundertaten angedichtet und so viel Widersprüche aufgehäuft, daß doch am Ende selbst dem gläubigsten Pfaffen der Verstand still stand; was freilich nicht viel sagen will, da sie in der Regel mit Verstande nicht allzureich gesegnet sind. — Um nur ein Beispiel von der Erfindungsgabe jener apokryphischen Evangelisten zu bringen, die in jenen Tagen noch gleiche göttliche Autorität mit unsern vier, jetzt als kanonisch bezeichneten, zugestanden wurde — so erzählte einer von ihnen u. A. folgendes:

Als Jesus noch ein kleiner Knabe von etwa 5 bis 6 Jahren war, saß er eines Tages vor dem Häuschen seines Vaters in Nazareth, und formte sich aus Lehm, den er mit den Händen durchknetete, kleine Vögel, z. B. Sperlinge und dergleichen. — Dem sahen einige andere kleine Judenjungen aufmerksam zu, und wollten ihre Hände auch gern darein mengen. Der kleine kecke Jeschua aber wußte sich bei ihnen in Respect zu setzen, und es lohnte derbe Püffe. Aber die Burschen kamen immer wieder heran und endlich wußten sie ihr Vorhaben, dem Jeschua das Vergnügen an seinen plastischen Uebungen zu versalzen, nicht anders ins Werk zu setzen, als daß sie, den Schauplatz rings umstellend, sich sämmtlich in Positur setzten, und die kleinen Lehmvögel ihres Gespielen durch Uriniren zu zerstören suchten. — Da aber — so erzählt der gewissenhafte Chronist, — erhob Jeschua seine Augen gen Himmel, und vermöge seiner wundertätigen Kraft, gab er nur einen Wink, und die kleinen Vögelein von Lehm wurden lebendig und flogen davon. — —

Dergleichen Phantasiestücke gab es nun mancherlei in jenen apokryphen Evangelien, die leider nicht mehr alle existiren, sondern zur Zeit nur noch sechs. Ueber das beklagenswerthe Verschwinden derselben ist nun aber folgendes bekannt geworden.

Wie bereits erwähnt, gaben die mannigfaltigen Widersprüche in diesen phantastisch ausgeschmückten Biographien des größten aller Religionsstifter so vielen Anlaß zu Aergernissen, zu Streitigkeiten und Sectirereien, daß der christliche Kirchenfürst, dessen Residenz damals — bald nach Kaiser Constantins Uebergang zum Christenthum Constantinopel (damals Stambul genannt) war — ein Concilium von Bischöfen nach Nicäa ausschrieb, um zu überlegen, wie diesem Uebelstande abzuhelfen sei? — Nach langem Hinundherreden beschloß man endlich, dem lieben Herrn Christus, der doch die Sache am besten verstehen müsse — die Auswahl der besten und wahrheitsgetreuesten Schriften selber zu überlassen. — Man muß nämlich nicht vergessen, daß es sich hier um die Original-Manuscripte handelte, indem es damals noch keine Buchdruckereien gab, und abgesehen davon, daß es nur wenige Gelehrte gab, die des Schreibens kundig — man auch keine Abschriften zu nehmen gestattete, damit die Urschriften nicht etwa gar in die Hände der Laien gerathen möchten, da dann das Aergerniß noch viel größer geworden sein würde.

Wie fingen es nun aber die schlauen Pfaffen an, ihren Herrn Christus zu dieser Auswahl der richtigen Bücher zu veranlassen, über deren Zahl man sich wahrscheinlich schon geeint hatte. — Man muß wirklich über die Schlauheit, mit der man hierbei zu Werke ging, erstaunen. — An einem dazu bestimmten, mit großem Pomp ausgerüsteten Festtage trug man sämmtliche Original-Schriften in die brillant ausgeschmückte Kirche zu Nicäa und legte sie sämmtlich in Reihen auf den Altar. Hier segnete sie der christliche Patriarch feierlichst ein, und bat in einer salbungsreichen Rede den lieben Herrn Jesu unter Assistenz des heiligen Geistes durch irgend ein erkennbares Merkmal die richtigen Schriften zu bezeichnen. Diese Feierlichkeit fand gegen Abend statt, und um dem Allwissenden Zeit zu dem erbetenen Werke zu lassen, war es bestimmt, daß man erst am nächsten Morgen nachsehn wolle, wie die Wahl ausgefallen sei. — Man verschloß und versiegelte sogar die Thüren zur Kirche, und der Patriarch selber nahm die Schlüssel in Verwahrung. —

Mit gleichem Gepränge, wie Tags zuvor die Einleitung, so wurde nun auch der Ausgang dieses erhabenen Werkes von der Gesammt-Priesterschaft illustrirt, während man die ganze Nacht gesungen und gebetet, mit allen Glocken geläutet, und um eine gesegnete Wahl gefleht hatte. — Endlich öffnen sich die Pforten, und siehe da: — die 27 auf uns gekommenen kanonischen Bücher, die Evangelien des Matthäus, Lucas, Marcus und Johannes, die Apostelgeschichte, Episteln u. s. w. lagen unversehrt und unberührt auf dem Altar, die andern aber auf der Erde. — Alles schrie Mirakel! — man lobte und pries Gott und seinen Sohn, der dies Wunder gethan, und um sich vor den verurtheilten Apokryphen für alle Zeit sicher zu stellen, wurden sie feierlichst den Flammen überliefert.

Die eigentliche Zahl derselben ist unbekannt, auch alle Namen

und Titel ſind nicht auf uns gekommen, ſondern nur 51; ſie heißen 1) Evangelium des Apoſtel Andreas, 2) Ev. des Apelles, 3) der 12 Apoſtel, 4) des Barnabas, 5) des Bartholomäus, 6) des Baſilides, 7) des Cerinthes, 8) der Ebioniten, 9) der Aegypter, 10) der Encratiten, 11) der Kindheit Jeſu, 12) der Ewigkeit, 13) der Eva, 14) der Gnoſtiker, 15) der Hebräer, 16) des Heſichius, 17) des Jacobus, 18) des Todes der Maria, 19) des Judas, 20) des Thaceus, 21) des Lucius, 22) des Lucianus, 23), 24) und 25) drei verſchiedene der Manichaer, 26) des Marcion, 27), 28) und 29) drei verſchiedene der Geburt Maria, 30) der Nazarener (hebraiſch geſchrieben, wird für das älteſte und zuverläſſigſte gehalten,) 31) des Matthias, 32) des Nicodemus, 33) des Paulus, 34) der Vollkommenheit, 35) des Philippus, 36) des Apoſtel Petrus, 37) der Simoner, 38) der Syrier, 39) des Tatius, 40) des Thadeus, 41) des Thomas, 42) des Valentin, 43) der Lebenden, 44) Geſchichte der Familie Jeſu, 45) Geſchichte Jeſu von ſeinen nächſten Verwandten aufgeſetzt, 46) der Maria, 47), 48) Zwei Sammlungen Geſpräche Maria's. 49) Geſchichte des Todes Jeſu, 50) Geſchichte ſeiner Geburt, 51) die Apoſtelgeſchichten des Abdias in zehn Büchern. Dahinzu kommen noch verſchiedene einzelne Briefe und Briefſammlungen, welche Jeſus mit verſchiedenen Fürſten und Völkern gewechſelt haben ſoll und endlich die 27 in unſerm neuen Teſtament enthaltenen ſogenannten kanoniſchen Schriften.

Wie jenes Wahl Miracl in Scene geſetzt wurde, darüber brauche ich dem geneigten Leſer wohl keinen Aufſchluß zu geben. Die Pfaffen wußten ſicher ein kleines Nebenpförtchen in dem Tempel zu finden, wenn ſich nicht gar einer der Beauftragten von ihnen in der Kirche einſchließen ließ. — Genug, der Zweck war erreicht. In unſern chriſtlichen Schulen wird uns freilich nichts von dieſer myſteriöſen Geſchichte erzählt; aber Witſchel, der Dichter der bekannten Morgen- und Abendopfer, deutet etwas davon an, indem er irgendwo in ſeinen Epiſteln an die Chriſten ſagt: „Und vielleicht in Stambuls Mauern findet ſich noch ein Urevangelium.“ —

Witſchel war nämlich Pfarrer, und dieſe Herren kennen ſehr wohl alle die myſteriöſen Hiſtorien aus der chriſtlichen Urzeit, aber ſie theilen uns Laien nicht gern etwas davon mit. —

Für die Auffindung des eigentlichen Urevangeliums in Stambul iſt nun wohl leider keine Ausſicht, denn heutigen Tags ſteigt kein Phönix mehr aus ſeiner Aſche hervor. — Aber aus jenen verbrannten Evangelien iſt denn doch, da ſie — wie geſagt — von den Kirchenlehrern jahrelang benutzt wurden, Manches in ſchriftlichen Auszügen gerettet worden, und ſo denn auch eine Menge wohlerfundener Wunderhiſtorien, von denen ich, um wieder in die Geſchichte der Gebur einzulenken, noch eine mittheilen werde, wie ſie mir von einem alten, jetzt längſt verſtorbenen Theologen mitgetheilt wurde.

Welcher der profanen Evangeliſten der Erzähler geweſen, iſt

mir nicht mehr erinnerlich; der Mann muß aber eine lebhafte Phantaſie gehabt haben. — Derſelbe erzählt nämlich folgendes: — Als Joſeph mit ſeiner Maria auf dem Wege nach Jeruſalem in die Gegend von Bethlehem gekommen war, und man an dem Tage einen ſtarken Marſch gemacht hatte, überkamen der ermatteten Frau gegen Abend auf freiem Felde die Wehen. — Die Gegend war einſam; kein Haus in der Nähe und Joſeph gerieth daher in die peinlichſte Verlegenheit. — Glücklicherweiſe bemerkte er, da er ſich nach einer paſſenden Lagerſtelle für die Kreißende umſah, eine Höhle, und dahinein trug oder führte er ſeine Gattin, legte ſie ſanft auf ſeinen Mantel nieder, und eilte nun, ſo ſchnell er konnte, nach der Stadt, um eine Hebamme herbei zu rufen. — Ich weiß nicht, durch welche Urſache es herbeigeführt worden ſein mag, daß ſtatt einer, zwei Hebammen herbei kamen, der Erzähler aber erwähnt ausdrücklich dieſes Umſtandes; indeß ſcheinen ſie zu verſchiedenen Zeiten eingetroffen zu ſein, was aus folgendem zu ſchließen:

Der Erzähler — indem er mit Wohlgefallen bei dieſer Geburts-Scene verweilt, bemerkt nämlich, daß Joſeph vorläufig nur mit einer Hebamme in die Höhle getreten ſei, wo denn die Maria derſelben die Mittheilung gemacht habe, daß ſie trotz ihres jetzigen Zuſtandes noch eine unentweihte Jungfrau ſei. — Frauen dieſer Art laſſen ſich aber kein X für einen U machen, und man kann es der jüdiſchen Hebamme nicht verargen, daß ſie verlangte — bevor ſie dieſe Angabe als wahr annehme, möge ihr eine Unterſuchung geſtattet werden. Der Erfolg derſelben — verſichert der Evangeliſt — ſei dann aber geweſen, daß die Hebamme für ihren Unglauben in der Weiſe beſtraft worden ſei, daß ſie ihre Hand fürchterlich verbrannt zurückgezogen habe, worauf ſie ſich dann, höchſt erſchrocken, eiligſt entfernt und einer andern die Entbindung überlaſſen habe, die auch ohne Unterſuchung den Worten der Frau Joſeph geglaubt habe, und dafür einer Anwartſchaft auf die Gnade des Himmels verſichert worden ſei.

Bald nachdem ich obige Erzählung niedergeſchrieben, ging mir noch die Original-Quelle für dieſelbe, nämlich das apokryphiſche, in griechiſcher Sprache geſchriebene ſogenannte „Vorevangelium“ des Jacobus zu. Es iſt das älteſte der noch vorhandenen, unterſcheidet ſich in der Sprache faſt gar nicht von unſern canoniſchen Evangelien, und ſtand namentlich bei der griechiſchen Kirche lange in großem Anſehen. — Der Verfaſſer, wer er auch immer geweſen ſein mag, gehörte ſicher der bekannten gnoſtiſchen Secte an. —

Daſſelbe beginnt ſchon mit den Eltern Maria's, Joachim und Anna, die lange kinderlos blieben, worüber die Frau ſich ſehr grämte, da bei den Juden hierin eine Unehre gefunden wurde. So ſaß nun Anna eines Tages unter einem Lorbeerbaum und weinte, und flehte zu Gott, ihren Leib zu ſegnen. — Und als ſie aufblickte zum Himmel, bemerkte ſie auf des Baumes Aeſten

ein Sperlingsneſt, und dieſes gab ihrem Kummer neue Nahrung, und ihre Klagen ertönten: „Wehe mir, wer hat mich gezeugt? welcher Schooß hat mich geboren? daß ich ans Licht gekommen als eine Verfluchte, und werde geſchmaht und verhöhnt und verſtoßen aus dem Tempel des Herrn meines Gottes.“

„Wehe mir, wem bin ich zu vergleichen? — Nicht den Vögeln unter dem Himmel! denn ſie ſind fruchtbar vor Deinem Angeſichte, o Herr. Nicht dem unvernünftigen Gethier auf Erden, denn auch ſie ſind fruchtbar vor Deinem Angeſicht, o Herr! — Wehe mir! — Nicht zu vergleichen bin ich dieſen Wäſſern, denn auch die Waſſer ſind fruchtbar vor Deinem Angeſicht! — So auch nicht der Erde, denn ſie bringt Früchte hervor zu ihrer Zeit und preiſet Dich, o Herr!“

Ueber dieſen Klagen nun, erzählt der Evangeliſt, ſei ein Engel zu ihr getreten und habe ihr die Erhörung ihrer Bitte verkündet, worauf Anna ihm verſprochen, daß ihr erſtes Kind, wes Geſchlecht es auch ſei, dem Herrn dargebracht werden ſolle. — Eine ähnliche Botſchaft ſoll der Mann empfangen haben. Und im neunten Monate gebar Anna ein Mädchen und nannte es Maria. Da daſſelbe nun 6 Monate alt geworden, ſtellte es ſeine Mutter auf die Erde, zu verſuchen, ob es ſtehen könne. Und es lief umher 7 Schritte und kam an den Buſen ſeiner Mutter. Da gelobte dieſelbe, es ſolle das Kind nicht umherlaufen auf dieſem Boden, bevor es dem Tempel des Herrn dargebracht ſei. Da brachte der Vater das Kind den Hohenprieſtern und ſie ſegneten daſſelbe. — In dieſer Erzählung ſcheint aber etwas Hiſtoriſches zu liegen, denn bekanntlich war Maria ſpäter im Tempeldienſt wirklich angeſtellt, obgleich ſie, wie es hiſtoriſch gewiß, in ſpäterer Zeit eine Haarflechterin war. Hören wir indeß weiter, was unſer apokr. Evangelium von Maria berichtet. Als das Mädchen zwei Jahre alt war, erinnerte ihr Vater die Mutter an das Gelübde, und drängte ſie, es zu erfüllen. Anna aber meinte, man wolle noch lieber ein Jahr warten, damit das Kind nicht etwa Heimweh bekäme, und ſo geſchah es. — Als nun auch dieſe Zeit verronnen, richtete man ſich auf die Erfüllung des Gelübdes ein; d. h. man lud eine große Anzahl unbeſcholtener Mädchen herbei, jede mit einer angezündeten Lampe, die mußten die kleine Maria zu dem Tempel geleiten, wahrſcheinlich als eine Art Zaubermittel gegen das Heimweh. So trat ſie nun daſelbſt ein, und angeblich empfing ſie der oberſte Prieſter mit einem Kuß, ſegnete ſie, und prophezeite ihr ſchon jetzt ihre dereinſtige hohe Würde. — Der Evangeliſt fügt aber buchſtäblich hinzu: „Und er ſtellte ſie auf die dritte Stufe des Altars und Gott der Herr ergoß ſeine Gnade über ſie, ſo daß ſie tanzte luſtig auf ihren Füßen und es begrüßte ſie das ganze Haus Iſraels. — Dieſe letztere Wendung bekundet aber offenbar zweierlei: einmal nämlich daß der Verfaſſer mit dem jüdiſchen Ritus gar nicht vertraut war, indem hier dergleichen Tänzerinnen nicht vorkamen, er alſo wahrſcheinlich ein Römer oder Grieche war; und dann, daß ſeine

Schrift ganz oder theilweise als ein Werk der Erfindung, ein Phantasiestück zu betrachten.

Doch hören wir weiter:

Als Maria zwölfjährig geworden, beriethen sich die Priester, was mit ihr weiter zu thun? — Den Jahren nach könne jeden Tag das Weibliche über sie kommen und sie somit das Heiligthum beflecken. So sprachen sie nun mit ihrem Vater Zacharias, und schickten ihn zum Gebet an den Opferaltar, und was ihm der Herr dann ins Herz legen würde, das solle geschehen. — Als dem nun Folge gegeben, trat ein Engel zu Zacharias und sprach: „Gehe hinaus und versammle alle Wittwer im Volke, Jeder aber soll einen Stab mitbringen, und an welchem der Herr ein Zeichen offenbaren wird, dessen Weib soll Maria sein. Nun gingen die Herolde durch alle Gegenden Judäa's und verkündeten den Ruf, und die ihn vernahmen begaben sich zu dem Tempel und zu dem Priester. Auch Joseph, der Zimmermann, warf seine Axt hin, und folgte dem Rufe, denn er war gleichfalls ein Wittwer. Der Priester nahm nun alle die Stäbe, trug sie in den Tempel und betete über sie, und da es geschehen, trat er heraus und gab Jedem seinen Stab wieder; den letzten aber empfing Joseph. — Nun begiebt sich an diesem ein Wunder, und zwar folgendes: Aus dem Stabe ringt sich eine weiße Taube los, und flattert auf Josephs Haupt. Da sprach der Priester: „Dir ist das Loos zugefallen, die Jungfrau des Herrn ist Dein; nimm sie hin zur Obhut in Deinem Hause." — Joseph aber protestirte: indem er zu bedenken gab, daß er große Söhne im Hause habe, deren Gespött er zu werden fürchten müsse. — Der Priester aber erinnert ihn aus der heiligen Geschichte an die schrecklichen Folgen des Ungehorsams gegen Gott; des entsetzte sich Joseph, er wurde bange und fügte sich. — Als nun Maria in seinem Hause war, sprach er zu ihr: „Siehe Maria, ich habe Dich zu mir genommen aus dem Tempel auf Befehl des Herrn, Dich zu beschützen. Aber ich muß meinem Häuserbaue nachgehn, kehre aber zu guter Zeit zu Dir zurück, der Herr wird Dich beschützen."

Es folgt nun noch eine Episode von 7 unbefleckten Jungfrauen, die köstliche Faden für den Tempel-Vorhang spinnen sollten. — Die Tempeldiener gingen aus danach zu suchen und fanden — seltsam genug — nur 6. Da erinnerte sich der Hohepriester der Maria, und als man darum loſete, wer da spinnen sollte den Goldfaden, den Aminet (?) den Baumwollenfaden, den Seidenfaden, den Hyazintfarbnen, den Scharlach und den Purpur, da fiel ihr der Purpur zu, und sie nahm den Stoff und ging nach ihrem Hause.

Es reiht sich hieran nun die, uns aus den canonischen Evangelien bekannte Ueberschattungs-Historie an, auf die wir später zurückkommen.

Leugnen läßt sich nun nicht, daß diese, den apokryphischen Evangelien angehörige Fabel eine große für uns bestandene Lücke

ausfüllt, denn bis dahin blieb es völlig unerklärlich, wie in aller Welt das blutjunge schöne Mädchen zu einem so alten Manne gekommen sei? — Dies ist uns nun klar, wenn auch die Motive gleichwohl ein Räthsel bleiben. Nach unserm apokr. Evangelium gestaltet sich die Sache ganz anders, wie es schon das Berufen der Maria als siebente Jungfrau andeutet. — Ja, nachdem ihre Empfängniß ruchbar geworden, war der Hohepriester sehr erzürnt; er ließ den Joseph zu sich rufen, und machte ihm starke Vorwürfe. — Der alte Mann aber zerfloß in Thränen und betheuerte seine Unschuld. — Darauf wurde an beiden eine Probe mit dem Fluchwasser angestellt, daß sie trinken mußten und dann in's Gebirge geschickt wurden. Wie es sich damit verhielt, wird uns nicht bekannt gemacht; — es war sicher ein Gottesgericht. — Beide kamen aber gerechtfertigt wieder, wie es ja auch nicht anders sein durfte, wenn die Mythe von dem Besuche des Engels aufrecht erhalten werden sollte. —

Nach vorliegender Erzählung wäre Maria also mit Joseph gar nicht verehelicht gewesen. Wie viel oder wenig hier Historisches zum Grunde liegt, ist indessen schwer zu ermitteln. Höchst wahrscheinlich aber ist erst jetzt eine Verehelichung eingetreten, und zwar, wie schon erwähnt, von Josephs Seite aus Mitleid, um Maria der schlimmen Folgen zu überheben.

Hören wir nun, was über diesen kitzlichen Punkt unser Evangelist Jacobus schreibt: — Der hohe Priester schien nicht von Josephs Unschuld überzeugt gewesen zu sein, denn er äußerte sich dahin: wenn Gott der Herr nicht offenbar gemacht hat Eure Sünde, will auch ich Euch nicht richten. Darauf sprach er sie los und ledig, und Joseph kehrte mit Maria nach Hause zurück. — Nun ging aber in dieser Zeit ein Befehl vom Kaiser Augustus, daß sich alles Volk einschreiben lasse, deshalb mußte auch Joseph mit seiner Familie nach Bethlehem reisen, wie solches auch die canonischen Evangelien erzählen. — Darüber — schreibt Jacobus — kam Joseph in große Verlegenheit, und klagte: „Ich lasse meine Söhne einschreiben; wie aber soll ich es mit diesem Mädchen machen? Wofür soll ich sie ausgeben? — Als mein Weib? — dessen schäme ich mich; oder für meine Tochter? — Alle Welt würde mich einen Lügner heißen! — Nun, der Tag des Herrn wird mir Rath schaffen." So sattelte er nun seine Eselin und setzte Maria darauf. Sein Sohn leitete das Thier und er selbst folgte nach. — (Von hier ab weicht unser apokryphisches von den canonischen Evangelien merklich ab, namentlich was die Geburt anbetrifft). Jacobus erzählt Folgendes: — Ihr Weg führte gen Bethlehem; und als sie der Stadt bis auf 3 Meilen nahe gekommen, bemerkte Joseph, daß sein Weib voll Schmerzen war, und ahnte, daß die Stunde der Geburt nahe. — Inzwischen lachte aber Maria auch wieder; und er sprach zu ihr: „Was geht da in Dir vor, daß ich Dein Angesicht sehe, wie es bald voll Schmerzens ist, bald aber lachend und freudeglänzend. — Da antwortete Maria: weil ich in meinem Geiste zwei Völker

ſehe, das eine weinend, das andere lachend." — Und als ſie nahe vor Bethlehem gekommen, ſprach Maria zu Joſeph: Hebe mich herab, denn was ich trage, drängt mich, daß es hervorgehe. Und Joſeph fragte: „Wo ſoll ich Dich hinbringen, da wir keinen Ort der Einkehr haben?" Und ſchaute umher vieler Orten, bis er eine Höhle gefunden, dahinein brachte er ſein Weib, ſtellte die Söhne als Wächter, und ging hinaus eine Wehmutter zu holen in der Gegend von Bethlehem. — Nachdem nun noch eine ſeltſame Viſion des Joſeph erzählt worden, deren Sinn ſchwer zu deuten, fährt die Erzählung alſo fort:

Jetzt ſahe Joſeph ein Weib vom Gebirge herabſteigen, die fragte ihn: „Mann, wo geheſt Du hin?" Er antwortete: „Eine Wehmutter ſuche ich." — Darauf Sie: „Aus Iſrael?" — „Ja, Herrin! ein Weib harret ihrer in der Höhle" — Und die Frau fragte weiter: „Wer iſt denn die, ſo in der Höhle gebären will?" — Er antwortete: Meine Verlobte!" (Es wäre alſo die Ehe demnach noch nicht wirklich vollzogen geweſen.) Die Frau verwunderte ſich hierüber, und fragte weiter: „Alſo nicht Dein Weib?" — Joſeph wurde verlegen, und ſprach: Maria iſt es, welche aufgezogen wurde in dem Tempel des Herrn, in dem Allerheiligſten; — durch's Loos wurde ſie mir zu Theil als mein Weib; doch iſt ſie auch wieder nicht mein Weib, ſondern ſie hat empfangen vom heiligen Geiſt!" — Die Frau ſchien dieſes nicht recht zu faſſen, denn ſie ſprach: „Sage mir die Wahrheit!" — Darauf Joſeph: „Komm und ſiehe!" —

So ging ſie nun weg mit ihm, und als ſie an der Stelle ſtand, wo die Höhle war, ſah ſie eine Wolke darüber ausgebreitet, worüber ſie ſich ſehr verwundert und Gott preiſet, der Iſrael zum Heil ſolches geſchehen läßt. — Nun weicht die Wolke zurück und die Höhle iſt hell erleuchtet von einem Lichte. Und als die Frau hinzutritt, ſieht ſie bereits das Kind an der Mutter Bruſt liegen und Nahrung ſaugen. —

Der Erzähler ſcheint den Geburtsact ſehr leicht zu nehmen, denn er läßt die Wehmutter wieder fortgehen, und draußen begegnet ſie einer Collegin, Salome; zu der tritt ſie heran und verkündet ihr die ſeltſame Mähr, daß hier ſoeben eine reine Jungfrau geboren habe. Salome verlacht die Leichtgläubige, und betheuert, bevor ſie es nicht perſönlich unterſucht, könne ſie es nicht glauben, daß eine Jungfrau geboren habe. — So traten nun beide hinein, und Salome ſprach: „Maria, bereite dich, denn kein geringer Streit beſchäftigt uns. — So geſchah es nun, daß Salome unterſuchte; aber plötzlich erhob ſich ein lautes Geheul und ſchrie: „Wehe über meine Gottloſigkeit, und wehe über meinen Unglauben, daß ich verſucht habe den lebendigen Gott, und ſiehe, meine Hand verbrennt in Feuer." — Und warf ſich nieder auf die Erde und flehte zu Gott, daß er ſie nicht ſollte zum Geſpött machen ihres Volks, ſondern ſchenke ihr ihre geſunden Gliedmaßen wieder. — Und ſiehe, ein Engel des Herrn ſtand neben Salome und ſprach: „Erhört hat Gott der Herr

Dein Flehen; tritt zu dem Kindlein hin, und trage es, und es wird Dir großes Heil wiederfahren." Da ging Salome herzu und trug es, und sprach: „In Wahrheit ist Israel der große König geboren. Und sofort ward Salome geheilt und ging heraus aus der Höhle gerechtfertigt, und eine Stimme sprach zu ihr: „Salome, Salome! verkündige nicht, wie Außerordentliches Du gesehen.

Es folgen nun die auch in den canonischen Evangelien aufgenommenen Fabeln von den Magiern, dem Stern u. s. w. von dem bethlehemitischen Kindermord, von welchem auch Johannes der Täufer bedroht gewesen sein soll, den seine Mutter Elisabeth angeblich dadurch rettete, — daß sie zu einem Berge sprach: „Berg nimm die Mutter auf, worauf der Berg sich spaltete, und Beide aufnahm.

Das Evangelium schließt dann seinen Bericht damit, daß Herodes vom Hohenpriester Zacharias verlangte, daß er sagen solle, wo Jesus verborgen gehalten werde. Und als dieser sich des verweigerte, ließ Herodes den Priester ermorden, indem er ihn durch das Zwergfell erstechen ließ.

Ich werde Gelegenheit nehmen, auch die übrigen zu meiner Kenntniß gelangten apokr. Evangelien am geeigneten Orte zu excerpiren, indem theils dadurch das Fabulöse der Erzählungen erst recht in's Licht tritt; theils auch die in den canonischen Evangelien immer kennbaren Lücken ausgefüllt, und beiläufig mancher historische Kern dabei an's Licht kommt. — Nehmen wir indeß vorläufig den ordentlichen Faden unserer Erzählung wieder auf.

Daß man mit so seltener Uebereinstimmung Bethlehem als den Geburtsort Jesu festgehalten, obgleich seine Wiege in Nazareth gestanden — kommt auf Rechnung des Propheten Micha, indem dieser im 5. Cap., Vers 1. sagt: „Du aber Beth lechem-Ephratha, so klein du auch bist unter den Tausenden Judas, gehet doch Einer aus dir hervor, der berufen ist zum Herrscher in Israel, entstammend aus den ältesten Zeiten der Vorwelt." —

Es ging also einmal nicht anders: wollte, oder vielmehr **sollte** Jesus mit dem erwarteten Messias identisch sein, so mußte er in Bethlehem und nicht in Nazareth geboren werden, und um diesen Umstand als Factum plausibel zu machen, suchten die über hundert Jahre später als Biographen und vermeintliche Verherrlicher Jesu auftretenden Evangelisten Matthäus und Lucas den Gläubigen die Sache dadurch glaubbar zu machen, daß sie die schon besprochene Schatzungs-Geschichte, veranlaßt durch den Landpfleger Quirinus, als Veranlassung hinstellten. Der vierte Evangelist Johannes, der von dieser Bethlehems-Sage entweder nichts wußte oder nichts wissen wollte, da er deren Unhaltbarkeit kannte, läßt aber sogar (Cap. 7, V. 41, 42) aus dem Munde des jüdischen Volkes als Beweis gegen die Messianität Jesu, den Vorwurf laut werden, daß er in **Nazareth** und nicht — wie es der Prophet doch vorausgesagt, in **Bethlehem**

geboren sei. — Johannes gesteht es also indirect ein, daß Nazareth der Geburtsort sei; und man darf es ihm wohl zutrauen, daß er's wußte. Nach den sichersten und besten Quellen ist aber der Rabbi Jesus (oder Jeschua, wie die Juden den Namen aussprechen) im Jahre der Welt 3756 an einem der Tage zwischen dem 7. und 14. Nizan, also in den Zeitraum zwischen dem 15. April und 15. März (genau weiß man den Tag nicht) in Nazareth in Galiläa geboren, und müßten wir daher billig jetzt anstatt 1867 — 1871 schreiben. Unsere irrthümliche Zeitrechnung ist übrigens auch erst im 6ten Jahrhundert derselben, von dem Mönch Dionysius Exiguus, nach Berechnungen, die sich auf die Erbauung Roms und die Regierung Herodes des Großen stützte — festgestellt; doch ist ihm der Irrthum längst unwiderleglich nachgewiesen.

Da indeß unsere Geschichte durchaus nicht dadurch benachtheiligt wird, so wollen wir — gleich andern Biographen — getrost bei der ganz und gäben Zeitrechnung bleiben, und haben jetzt nun nur noch die phantastischen Erzählungen zu betrachten, die uns als göttlich-wunderbare Illustrationen der Geburt Jesu von den legitimen Evangelisten Matthäus und Lucas erzählt werden. —

Wir wollen ganz abstrahiren von dem unwahrscheinlichen, aber denn doch möglichen Fall, daß Joseph nicht einmal ein kleines Zimmer sollte haben auftreiben können, wo die Niederkunft seiner Frau stattfinden konnte, sondern daß diese, wie die Erzählung behauptet, in einem Stall geschehen und das Kind in eine Krippe gelegt werden mußte; aber die weitere Ausschmückung dieser Geburt erregt schon aus dem wichtigen Grunde unser größtes Bedenken, weil die beiden Evangelisten Einer den Andern in Erfindung von die Geburt begleitenden abentheuerlichen Wundern dabei überbieten.

Es muß einleitend bemerkt werden, daß die Biographen sammt und sonders mit der alttestamentlichen Glaubensmilch großgesäugt und ganz durchsättigt waren, so daß ihre Auffassung des Christenthums niemals den herben Beigeschmack des älteren Judenthums verläugnen kann, und selbst ihre Phantasie die Farben nur aus dem Zauber- und Wunder-Gebräu der alttestamentarischen Phantastik zu nehmen wußte. — Dahin gehört denn u. A. auch die Anschauung, daß große und wichtige Ereignisse der Menschheit, namentlich die Geburt außerordentlicher Menschen, durch siderische Phänomene, durch auffallende Erscheinungen am Sternenhimmel annoncirt und aller Welt verkündet werden mußten. — Das Auditorium solcher himmlischen Schauspiele bestand gewöhnlich aus Hirten, die bei ihrer langweiligen Beschäftigung auf freiem Felde die beste Gelegenheit und Veranlassung fanden, derartigen Winken von oben her Beachtung zu schenken. So hatte ja auch Moses bei den Heerden himmlische Erscheinungen gehabt; David, der Ahnherr des Jesus, empfing den Ruf zum Königthum bei dem lieben Vieh, und so

ſpielt der prachtvolle Himmelsdom mit ſeinen Sternen-Welten, die man damals nur noch als Lichter, und beziehungsweiſe als göttliche Nachttelegraphen betrachtete, in den dichteriſchen Phantaſieſtücken der Vorzeit eine große Rolle.

Ganz in dieſem altprophetiſchen Sinne meinten denn auch die beiden erſten Evangeliſten (Marcus iſt nur ein Nachbeter und Johannes übergeht die Scene) die Geburt des Herrn illuſtriren zu müſſen, ſchade aber nur, daß ſich beide nicht über die angeblichen Thatſachen vorher beſprachen, denn nun hat ein jeder von ihnen — unerachtet der prätendirten höheren Inſpiration eine ganz anders geſtaltete Handlung in Scene geſetzt, von denen die eine die andere als wirklich auch dann ausſchließt, wenn man die Vernunft gefangen nehmen, und ſich herbei laſſen wollte Wunder zu conſtatiren.

Da ſich vorausſetzen läßt, daß der Leſer — mindeſtens aus ſeinen Schuljahren — die Geſchichten von den Magiern und Hirten im Gedächtniß hat, ſo will ich dieſelbe hier nur kürzlich berühren, ſie dürfen aber der Vollſtändigkeit halber nicht ausgeſchloſſen bleiben.

Die evangeliſchen Erzähler gehen beide von dem Geſichtspunkte aus, daß bei der Geburt eines ſo außerordentlichen Mannes, den man ſich berufen fühlte, wie weiland die Griechen ihre Heroen — unter die Götter zu verſetzen, oder noch mehr: der Gottheit gleich zu achten, auch nur unter ganz beſonderen Umſtänden den Schauplatz ſeines Wirkens am Lichte hatte betreten können, und um dieſe Tendenz in höchſter Potenz zu verwirklichen mußte, wie man meinte — der Himmel — den man damals völlig lokal als den Sitz der Gottheit betrachtete — Antheil an der Verherrlichung dieſes Geburtsactes nehmen. Inſofern alſo waren ſie einig, und es mochte am Ende auch wohl eine dunkle Sage im Volke umher gehn, die zu der weitern Ausführung den Kern oder erſten Anhaltspunkt lieferte. Aber auch noch ein andres Moment iſt als gemeinſchaftlich hervorzuheben, nämlich der Contraſt von tiefſter Erniedrigung und göttlicher Erhebung, eine Einkleidung, die gleichſam wie die Folie des Diamants, den Glanz der angeborenen Göttlichkeit erſt recht hervorhebt. Daher der Viehſtall und ſpeciell die Krippe als Geburtsſtatte dem auf der andern Seite die Magier, die Sterne und ein ganzes Heer von frohlockenden Engeln gegenüberſtehen, und nun kommen wir zur Ausſchmückung ſelbſt. — Lucas macht die Geſchichte dadurch noch intereſſanter als Matthäus, daß er zu drei Hirten auf dem Felde einen Engel in Lichtgeſtalt gekleidet herantreten läßt, der mit ihnen ganz vernehmlich ſpricht, und ſie nach Bethlehem hinweiſt, wo ſeeben der Meſſias geboren ſei. — Ob dieſer Engel abermals vielleicht jener Eſſaer, und das Licht ſein weißer Mantel war, oder ob hier ein reines Phantaſiegemälde vorliegt; und was man überhaupt unter einem redenden Engel zu verſtehen hat: das zu erklären, bleibt dem Glauben oder der Auslegung überlaſſen, und die Theologen haben ſich beim Auftnaten

dieſer harten Nuß ſchon manchen Weisheitszahn ausgebiſſen. — Matthäus hat das Ding etwas würdiger angegriffen. Er wendet ſich nicht an ſo ordinäre Leute wie Kuhhirten, die von dem Decorum nichts verſtehen; ſondern er wendet ſich an orientaliſche Magier, alſo an vornehme Heiden, die ihre Botſchaft von der blauen Himmelsdecke ſelbſt herabzuleſen verſtanden, und gleich wußten, was der ungewöhnliche Stern (die Rationaliſten meinen es ſei ein großer Comet geweſen) — zu bedeuten hatte, ohne daß ſich deshalb erſt ein Engel zu incomodiren brauchte. Sie nehmen auch gleich koſtbare Geſchenke für den jungen Meſſias mit, während die Hirten ihren Tribut der Freude durch Lobgeſänge abtragen, von denen nichts mehr zu beklagen, als daß die Melodieen derſelben nicht in Partitur auf die Nachwelt gekommen ſind. — Wie ſchön wäre es — beiläufig bemerkt — auch, wenn wir die Harfen-Compoſitionen des virtuellen Königs David beſäßen, denn da er bekanntlich zu den göttlich Inſpirirten der alten Bundesprophetten gehörte, und ſeine Compoſitionen mithin nicht apokryph waren, ſo würden ſie uns ſicher einen Begriff, vielleicht gar eine Probe von den vielgeprieſenen Concerten der himmliſchen Heerſchaaren, namentlich der Engel im Himmel, liefern können.

Verfolgen wir nun den Verlauf und die Folgen dieſer himmliſchen Botſchaften, ſo liefern uns dieſelben noch viel auffallendere Contraſte als die Einleitung. Die Hirten loben und preiſen Gott und den kleinen Weltbürger, oder beten ihn vielmehr an, und gehen dann wieder zu ihren Kühen oder Schafen, von denen wir nicht erfahren, wie viel Unheil die von ihren Hirten verlaſſenen im Felde Unbewachten während der Zeit angeſtiftet haben mögen. Wahrſcheinlich hat der Engel proviſoriſch das Hirten-Amt übernommen und ihre Abweſenheit hat denn wohl keine ſchädlichen Folgen gehabt. — Mindeſtens iſt uns nichts davon überliefert. Nicht ſo glücklich läuft die Begebenheit des Matthäus ab. Die Magier können den Gegenſtand ihrer Verehrung nicht ſogleich auffinden, und halten deshalb erſt in Jeruſalem Nachfrage. Dadurch aber wird Herodes aufmerkſam auf den angeblich neugeborenen Rivalen, und dieſe Beſorgniß veranlaßt ihn angeblich, einen Mordbefehl gegen alle neugebornen Judenknaben in Bethlehem zu erlaſſen, den die Eltern des Jeſus für ihren Sohn nur dadurch unſchädlich zu machen wiſſen, daß ſie mit ihm nach Aegypten entweichen, von woher ſie erſt nach Herodes Tode zurückkehren.

Es liegen hier alſo zwei ganz verſchiedene Erzählungen vor, von deren Verfaſſern Einer von dem Andern nichts wußte, und deren einzelne Daten weder bei den ſpätern Schickſalen des Neugeborenen noch auch von dem vierten Evangeliſten Johannes, erwähnt werden. — Selbſt aber auch die innere Wahrſcheinlichkeit — ganz abgeſehen von den naturwidrigen Wunderzuthaten — iſt ſo von Widerſpruch angenagt, daß kein vernünftiger Menſch irgend etwas auf die angeblichen Facta geben kann, ſondern ſie nothgedrungen als ziemlich hübſche Phantaſieſtücke zu betrachten

sich gedrungen fühlen muß. — Namentlich ist in diesem Betracht das Aufsehen zu berücksichtigen, daß die himmlischen Heerschaaren, die anbetenden Hirten und Magier nebst dem Stern an und über der Krippe des angeblichen Messias machen mußten, so daß man gar nicht begreift, wie Herodes und seine Leute von solch unerhörten Dingen nicht sollten vernommen haben, um den zukünftigen Judenkönig sofort abzufassen, anstatt erst ein allgemeines Abschlachten gleichzeitig geborner Knaben anzustiften unter denen doch nur möglicherweise der gemeinte getroffen werden konnte; nun aber auch in Wahrheit seiner Nachstellung entkam. —

Sehr naiv auch erscheint uns die Erzählung von dem Stillstehen eines Sternes, und namentlich müssen unsere Astronomen — die noch besser als wir wissen, daß das tägliche Fortrücken der Gestirne in der Hauptsache nur ein scheinbares ist, und von der Umdrehung unserer Erde herrührt — ihre Freude an der göttlichen Veranstaltung haben. — Dahinzu kommt aber neben Allem auch noch, daß ein Stern niemals über einem einzelnen Hause stehen kann, sondern in einer und derselben Stadt scheinbar über allen Häusern steht, was bei der Millionen Meilen weiten Entfernung auch gar nicht anders möglich ist. Abstrahiren wir aber auch hiervon, und gestehen wir zu, es hätte sich ein Stern vor den Augen der Magier fortbewegt, so könnte dieses nach allen siderischen Gesetzen nur von Osten nach Westen der Fall gewesen sein; während der betreffende Himmelsbote, der die Magier von Jerusalem nach Bethlehem begleitet haben soll, der geographischen Lage beider Städte nach, sich von Norden nach Süden hatte bewegen müssen. — Ueberall also finden wir die Anzeichen einer phantasiereichen Erfindung und dabei wollen wir es bewenden lassen. —

Berühren wir nun kürzlich noch einmal den angeblichen Bethlehemitischen Kindermord, so weiß, außer den Evangelisten, kein anderer gleichzeitiger Schriftsteller etwas von dieser Bluthat. Ja selbst Josephus, der sich so viel mit Herodes beschäftigt, erwähnt dieser auffallenden Tyrannei mit keiner Sylbe. — Nur ein viel älterer römischer Schriftsteller, Macrobius, erwähnt eines Herodischen Kindermordes, verwechselt aber die christliche Ueberlieferung mit der vom König Herodes befohlenen Hinrichtung seines eigenen Sohnes. — Der Ursprung der christlichen Fabel ist übrigens im Matthäus zu finden, wie er denn gewöhnlich so naiv ist, die Veranlassung zu seinen mythischen Fabeleien nachzuweisen; nämlich die angebliche Erfüllung alter Weissagungen, die denn aber mitunter wie die Faust auf's Auge passen. So auch hier. Jeremias nämlich sagt Cap. 31, V. 15. „Man hört eine klägliche Stimme und bitteres Weinen auf der Höhe; Rahel weint über ihre Kinder, und will sich nicht trösten lassen, denn es ist aus mit ihnen."

Diese Stelle aber bezieht sich in keiner Hinsicht auf die Geburt des Messias, sondern auf die unglückliche Wegführung der

Judäer nach Babylon. — Da heißt es aber einmal wieder: „Zuviel thun, heißt oft Nichts thun!“ —

Es spielen nun überdies bei der ganzen mysteriösen Begebenheit noch verschiedene Traumgesichter eine Rolle, die wir aber gern auf sich beruhen lassen können, da es ja allerdings merkwürdige Träume giebt, wenn man sie auch gerade nicht als göttliche Eingebungen betrachten darf. Uebrigens hat ja auch das alte Testament eine Menge solcher Träume, und — wofür hier vielleicht der Ort ist es ausdrücklich zu bemerken — um die tiefverschleierten Quellen für die evangelischen Geschichten mit Glück nachzuspüren, muß man eigentlich die orientalischen Religionsbücher kennen, die meist älter noch als die jüdischen Geschichten des alten Testaments, in ihren mythischen Historien oft buchstäblich mit den christlichen Sagen übereinstimmen. — So z. B. beruft sich das apokryphische Evangelium von der Kindheit Jesu, auf eine Weissagung des Zoroaster, nach welcher eine Jungfrau einen Sohn gebaren werde, dessen Herrschaft die ganze Erde umspannen solle. Ueber die Zeit seines Erscheinens soll er die Magier — (soviel als unsere Astronomen:) belehrt, und dabei bemerkt haben, daß sogleich nach der Geburt des Kindes ein Stern erscheinen werde, der mit unverminderlem Glanze selbst am Tage wahrzunehmen sei, und erwähnt, wenn dieses Zeichen die Geburt verkünde, solle man dem Kinde Geschenke der Verehrung darbringen. — Diese Sage ist auch in das kabbalistische Buch Zohar Fol. 74 3 293 übergegangen, und hieraus scheint Matthäus geschöpft zu haben, denn er gebraucht fast dieselben Worte wie die Kabbala, nämlich: „Der König Messias wird sich zuerst in Galiläa offenbaren, und dann ein Stern im Osten sichtbar werden.“ — Die Kabbala hütet sich aber wohl, Zoroaster als Quelle anzugeben. — Daß dieser Stern übrigens nur bildlich zu nehmen, und darunter eigentlich nur ein Fürst zu verstehen ist, daran haben die Nachtreter nicht im Entferntesten gedacht.

Interessant ist es auch, wenn man mit dieser Geburtsgeschichte Jesu die vor etwa achtundzwanzig Jahrhunderten angeblich in Kaschmir erfolgte Geburt des großen Religionsstifters Fo oder Buddah vergleicht. Die heiligen Bücher der Buddisten erzählen nämlich davon folgende, für den Christen höchst interessante Historie von der Menschwerdung des göttlich verehrten Fo, des Stifters der Buddistischen Religion.

„Wenn ein Mensch sich aller seiner Sinne entschlägt, und in die Beschauung seines Selbst versenkt, gelangt er dahin, darin die Gottheit zu entdecken, ja selbst zur Gottheit zu werden. — Von allen solchen Menschwerdungen der Gottheit sei nun eine der heiligsten und feierlichsten diejenige gewesen, in welcher Gott (etwa tausend Jahre vor Christus) in Kaschmir als Fo erschienen sei, um die Lehre von der Ertödtung des Fleisches zu verkünden. — Die Art seines Erscheinens auf Erden war nicht die gewöhnliche, sondern es wurde derselbe aus der rechten Seite einer Jungfrau von königlichem Geblüte geboren, welche, unerachtet

sie Mutter geworden, dennoch Jungfrau geblieben sei. — Der König des Landes, über eine solche Geburt in die höchste Furcht gerathend, ließ alle in derselben Zeit geborenen Knaben sich ausliefern und tödten. — Fo (oder Buddah) von Hirten gerettet, wurde irgendwo in der Wüste bis in sein dreißigstes Jahr versteckt erzogen, worauf er seine Mission, die Menschen zu erleuchten, antrat, angeblich viele Wunder verrichtete, in den härtesten Fasten und strengen Bußübungen lebte, und sterbend seinen Jüngern ein Buch hinterließ, worin seine Lehren enthalten waren."

Auch diese Lehren aus so alter Zeit wird der christliche Leser mit höchstem Erstaunen vernehmen. Es heißt darin unter Anderm:

„Wer Vater und Mutter verläßt, um mir nachzufolgen, wird ein vollkommener Samanäer (d. i. himmlischer Mensch:)"

„Wer meine Vorschriften bis zum vierten Grade der Vollkommenheit ausübt, erlangt die Fähigkeit, in der Luft zu fliegen, Himmel und Erde zu bewegen, das Leben zu verlängern oder zu verkürzen."

„Der Samanäer verwirft den Reichthum, und gebraucht nur das streng Nothwendigste. Er peinigt sein Fleisch; seine Leidenschaften sind stumm; er wünscht nichts und hangt sich an nichts; er denkt unaufhörlich über meine Lehren nach; nimmt geduldig alle Beleidigungen hin, und hat keinen Haß gegen seinen Nächsten, selbst wenn er ihm Böses gethan."

„Himmel und Erde werden vergehen! verachtet daher euren Leib, der aus vier Elementen besteht, und bekümmert euch nur um eure Seele."

„Verachtet das Fleisch! Die Leidenschaften erzeugen Furcht und Kummer; erstickt sie daher und Ihr werdet Furcht und Kummer tödten."

„Derjenige — sagt Fo — welcher stirbt, ohne meine Religion angenommen zu haben, kommt unter die Menschen zurück, bis er sie ausübt." u. s. w.

Sollten alle diese frappanten Aehnlichkeiten rein aus Zufall entstanden sein? — Die Philosophie sagt: es giebt keinen Zufall, und am wenigsten ein so complicirter, so daß man vollkommen überzeugt sein darf: Jesus selbst oder seine Biographen haben etwas von der Buddhistischen Religions-Mythe gewußt und in ihre Geschichten aufgenommen.

Kehren wir indeß zu unserm Thema zurück, so weichen die beiden erwähnten Evangelisten in Erzählung des Ausganges der Geburtsgeschichte völlig von einander ab, denn während Lucas dieselben ganz friedlich und freundlich mit der Anstellung des Kindes im Tempel enden läßt, wie es bei den Juden Sitte war, fliehen nach Matthäus, die Eltern mit ihrem Neugebornen nach Aegypten, und kehren erst nach des blutdürstigen Herodes Tode zurück. Ein erneuter Beweis, daß hier von keinen Thatsachen die Rede sein kann, sondern daß jeder die für nothwendig gehaltene Bethlehemitische Niederkunft nach seiner Weise illustrirt hat. — Die Theologen haben sich bezüglich dieser Widersprüche

in den Angaben angeblich gottbegeisterter und inspirirter Erzähler durch allerlei Wendungen und Auslegungen zu helfen gesucht. — Da es aber nicht unsere Aufgabe ist, den Maulwurfsgängen theologischer Spitzfindigkeiten nachzuspüren, so wollen wir uns an der Wirklichkeit genügen lassen, und uns bei der Erklärung beruhigen, daß es für die erhabene Größe des Märtyrers für Recht und Wahrheit, des ersten und größten Reformators aller Zeiten und Völker, des gewaltigen Predigers, dessen Rede wie ein zweischneidiges Schwert in die Herzen der Hörer drang, — daß es für die Ehre und den Ruhm Jesu, genannt Christus, ganz einerlei ist, ob er in Nazareth oder in Bethlehem geboren worden. Für den echten und wirklichen Christen haben die jüdischen Traditionen ohnehin keinen Werth, und so begnügen wir uns damit — was den Ort anbetrifft — zu wissen, daß seine Wiege in dem Hause seiner Eltern, in Nazareth gestanden. Wie denn auch Johannes von der Geburtsstätte keine Notiz nimmt, sondern seinen Helden des Geistes gleich in den Mittelpunkt seiner Thätigkeit, dem Täufer Johannes gegenüber hinstellt.

Das gänzliche Uebergehen der Jugendjahre einer so ausgezeichneten Persönlichkeit läßt indeß jedenfalls ein gewisses Unbefriedigtsein zurück, denn für den aufrichtigen Bewunderer einer wahrhaften Größe ist namentlich der erste Bildungsgang, die Entwicklungsstufen sowohl an Geist wie an Körper von ganz bedeutendem Interesse, und somit wollen wir uns so viel möglich nach unverfänglichen Quellen umsehen, aus denen etwa Notizen aus jenen Entwicklungszeiten zu schöpfen sind, zumal uns die Evangelien hier ziemlich vollständig (namentlich nach dem zwölften Lebensjahre Jesu) im Stich lassen. — Unter den Apokryphen aber bringt uns das Evangelium: „Von der Kindheit des Erlösers so Unglaubliches, daß wir ein Resume des Inhalts nur als Curiosität bringen dürfen, was denn auch weiterhin geschehen soll.

Ehe wir jedoch von der Geburtsstätte Jesu scheiden, wollen wir einen kurzen Blick auf die angebliche Lokalität in Bethlehem werfen, wie sie heute, durch Einfluß einer fanatischen Verehrung späterer Jahrhunderte herausgeputzt worden ist.

Das frühere Bethlehem ist nach dem Untergange erst des jüdischen, und dann des römischen Reiches, und Unterjochung durch die Saracenen, zu einem unscheinbaren Dorfe herabgesunken und heißt jetzt Belem, bewohnt ist es von Mohamedanern und Christen. — Der christliche Kaiser Justinian ließ seiner Zeit an der angeblichen Geburtsstätte Jesu, also da, wo der Stall und die Krippe gestanden haben soll, eine prachtvolle, der heiligen Jungfrau geweihte Kirche bauen. Unter dem Altar derselben befindet sich eine im Felsen ausgehauene Grotte, welche fortwährend von 32 Lampen beleuchtet wird; und hier, hinter einem verschließenen Gitter von massivem Silber, wird dem Beschauer die heilige Geburtsstätte, und auf derselben eine in Gestalt einer Wiege gearbeitete und mit blauem Atlas und Silberstickerei

gezierte Krippe gezeigt, in welcher der Weltgesandte Mensch geworden sein soll. — Hiermit noch nicht befriedigt, zeigt man nahebei auch noch eine zweite, wo die Gebeine der von Herodes gemordeten Kinder bestattet liegen sollen. — Ja, um das Maß des Unglaublichen voll zu machen, wird der Besuchende auch noch in einen naheliegenden Olivengarten geführt, und hier, zwischen Klosterruinen eine Stelle gezeigt, wo die erwähnten Engel in der Geburtsnacht den Hirten erschienen sind.

Das Dorf Nazareth, die eigentliche Heimath des Jesus, heißt jetzt Nasra, und ist ein offenes Städtchen von beiläufig 500 niedrigen Häuserchen und 3000 Einwohnern, etwa zwei Drittel Türken, die übrigen Christen. — Die fromme Kaiserin Helena ließ hier ein Kloster für Franziskaner nebst Kirche erbauen, und zwar auf der Stelle, wo Maria's Eltern einstmals gewohnt haben sollen. — In der Kirche führt eine Treppe von 17 Stufen vom Chor nach einer Höhle, wo angeblich der Engel Gabriel der Mirjam einstmals verkündete, daß sie die Mutter des Messias werden würde, und die Situation Beider ist sogar durch 2 Säulen bezeichnet, deren Entfernung von einander, wenn man die Folgen ermißt, vielfach angestaunt werden. — Bis 1291 sah man dort auch noch das elterliche Haus der Maria, das sie später mit ihrem Joseph bewohnt hatte. — Bei einer, von den Saracenen drohenden Gefahr aber — (so erzählt die Sage es den Wundergläubigen) machte sich eine Schaar Engel an die Arbeit, und trug das Gebäu nach Dalmatien; und als man es auch hier nicht für gesichert hielt, wurde es 1291 weiter in den Wald von Recanati, und wieder etwas später nach Loretto, am adriatischen Meer, in den Kirchenstaat transportirt. — Dieses Häuschen, das von einer ganz besonderen Construktion gewesen sein muß (oder eigentlich noch ist) da es so bedeutende Transporte abgehalten hat — ist jetzt mit einer prachtvollen Kathedralkirche überbaut und heißt Santa Casa di Loreto. — Es ist 90 Palmen (à 10 Zoll 2 Linien) lang, 40 hoch, und 50 breit, und nach außen mit Marmor überkleidet; im Innern aber wie ein gewöhnliches Bauernhaus der italienischen Umgegend erbaut, wofür man die Erklärung bei den Engeln einholen möge, die wohl am besten wissen müssen, wo sie das Haus hergeholt haben. — Man zeigt übrigens den Neugierigen auch das Fenster, durch welches der Engel (nämlich der mit dem weißen Mantel) hereingestiegen ist. —

8.

Erſte Lebensjahre Jeſu. Die Flucht nach Aegypten.

Nachdem nun der Geburtsakt Jeſu von den evangeliſchen Mythiſten, einem Jedem nach ſeiner Weiſe, hinlänglich ausgeſchmückt worden, obgleich ſich ohne Zweifel thatſächlich nichts des Aufzeichnens werthes dabei zugetragen haben wird, indem ſich an dem Aeußern des Knaben nichts auf die Eingangs erwähnte Sage vom Meſſias Bezügliche wahrnehmen ließ, ſo trat der kleine Weltbürger nun ganz in die gewöhnlichen Verhältniſſe ſeiner Mitgebornen, alſo in die eines kleinen jüdiſchen Knaben ein, der nach den Geſetzen ſeiner Nation am achten Tage nach erfolgter Geburt beſchnitten, und mit einem Namen belegt werden mußte. —

Wer in aller Welt hätte aber von dieſem ſo ganz gewöhnlichen Actus Notiz nehmen ſollen, wenn ſelbſt die Evangeliſten es nicht einmal für nothwendig erachteten, ihre Phantaſie zur Verherrlichung des Beſchneidungs-Actes anzuſtrengen. Es iſt aber ohne Zweifel unterblieben, weil man im alten Teſtamente keine darauf bezügliche Weiſſagung hat auffinden können, ſonſt hätte uns mindeſtens der phantaſiereiche Lukas ſicher nicht verſchont. — In einer Beziehung aber hat dieſer Beſchneidungs-Akt dennoch Intereſſe für uns, inſofern nämlich der Erſtgeborne des Joſeph (denn dafür galt er) und der Maria nun offiziell einen Namen bekommen ſollte. — Bezüglich dieſes Namens haben wir nun abermals zwei verſchiedene Angaben von Matthäus und Lucas. — Erſterer nämlich erzählt uns, daß, als Joſeph bemerkt hatte, ſeine junge Frau ſei ſchon längere Zeit in intereſſanten Umſtänden, derſelbe bei ſich im Geheim beſchloß, die Schuldige zwar mit Vorwürfen zu verſchonen, aber ſie ohne weiteres heimlich zu verlaſſen. — Als er ſich aber mit dieſem Gedanken ſchlafen gelegt, ſei ihm im Traum ein Engel erſchienen, und dieſer habe ihm den Entſchluß ausgeredet, indem er ihn verſicherte, die Befruchtung ſei vom heiligen Geiſte ausgegangen, und ſie würde einen Sohn gebären, den man den Namen Jeſus beizulegen habe, da er ſein Volk frei von Sünden machen werde. — Ganz anders aber erzählt Lukas die Veranlaſſung zur Wahl dieſes Namens. — Freilich geht auch nach ihm die Idee von einem Engel aus, aber hier iſt es der Gabriel, und zwar an jenem Gewitterabende, als er bei Maria eintrat, und die bekannte Verkündigung ausſprach, die (nach Luthers Ueberſetzung anhebt: „Siehe, Du wirſt ſchwanger werden im Leibe und einen Sohn gebären, deß Namen ſollſt Du Jeſus heißen.“ — Wir wiſſen nun ſchon aus dieſen Widerſprüchen, was wir von dergleichen Angaben zu halten haben, und höchſtwahrſcheinlich iſt irgend ein Verwandter der Maria oder des Joſeph mit dem ſehr gebräuchlichen Namen Joſchua benannt geweſen, und hat ihn dem Knaben abgegeben.

Was nun den Namen Jesus, wie Luther ihn überall im neuen Testament schreibt, anbetrifft, so ist dieses die griechische Umschreibung des hebräischen Namens Jeschua, den Luther im alten Testament vielfach auch als Jesua übersetzt. Der Grund, weshalb derselbe im neuen Testament die griechische Benennung mit ihren Benugungen adoptirt, ist nicht recht abzusehen, zumal der Grundbegriff „das Heil, und davon abgeleitet: Der Heiland, nur mit dem hebräischen: „Jeschua" — nicht aber mit dem griechischen „Jesus" in Begriffsverbindung steht. — Da man indeß einmal an den Namen Jesus gewöhnt ist, so behalten auch wir ihn viel besser bei, zumal der Name auch hier nichts zur Sache thut.

Noch einer Feierlichkeit haben wir zu gedenken, deren Ursprung in der alten, bekannten Habsucht der Priesterkaste zu suchen, und in vorliegendem Falle als eine Erfindung des schlauen Moses zu betrachten ist, der mit seinem dictatorischen: „Und Gott sprach!" — den Juden so viele Gesetze aufbürdete, daß ihnen Angst und Weh dabei wurde. — In seinem 2. Buche, Cap. 13. V. 2. heißt es nämlich: „Heilige mir alle Erstgeburt; die allerlei Mutter bricht (zuerst den Weg bahnt) bei den Kindern Israel, beides, unter den Menschen und dem Vieh; denn sie sind mein." — Auf einer andern Stelle, (Cap. 22. V. 29. 30.) dehnt er das Gebot auch auf die Erstlinge des Weinstocks und des Oelbaums aus, und präcisirt es, beziehentlich der Thiere noch dahin: „Sieben Tage laß es bei seiner Mutter; am achten sollst du es mir geben. Später erfolgt dann die Einschränkung: „was männlich ist" — aber gleich drängt sich der Eigennutz wieder hervor, denn es heißt weiter (Cap. 34. V. 20.) aber den Erstling des Esels sollst du mit einem Schaaf lösen; wo du es aber nicht lösest, so brich ihm das Genick. — Alle Erstgeborene deiner Söhne sollst du lösen. Und daß Niemand vor mir leer (d. h. ohne Geld) erscheine." — Man sieht, daß die Priester allezeit dieselben waren. — Sollte der liebe Gott wirklich so habsüchtig sein wie Moses ihn hier auftreten läßt? —

Diesem Gesetz zufolge mußte also auch Jesus, als erstgeborener Knabe gelöst werden, und zwar am 31sten Tage nach der Geburt. Die Juden nannten das in ihrem hebräischen Dialect haben, und die Ceremonie bestand in folgendem Rituell. — Der Vater des betreffenden erstgeborenen Knaben (also hier Joseph) lud irgend einen ihm beliebigen Priester ein, und nebenbei — ähnlich wie bei uns zur Kindtaufe — Freunde und Verwandte. — Nachdem Alles geordnet war, redete der Vater den Priester (Rabbi nannten ihn die Juden) etwa folgendermaßen an: „Dieses Kind meiner Mutter ist mein Erstgeborner, und der heilige und belobte Gott hat ein Gebot erlassen, da er sprach zu Moses: „Den Erstgeborenen soll man lösen, da er einen Monat alt geworden, um die Summe von fünf Silberschekel, nach dem Schekel des Heiligthums, der 20 Gera ist. — Wiederum auch heißt es: Heilige mir jede Erstgeburt Mensch oder Vieh, da sie den Mutterschooß erschließt, bei den Kindern Israels, denn sie ist mein."

Darauf erwidert der Prieſter:

„Sage an was du verziehſt: deinen erſtgeborenen Sohn herzugeben, den Erſtling ſeiner Mutter, oder wilſt du ihn löſen um fünf Selahin, wie du es verpflichtet biſt, nach der Thora? —"

Der Vater antwortet:

„Loskaufen will ich meinen Sohn, und hier iſt der Preis nach dem Geſetz. Darauf übergiebt er den Preis (etwas mehr als 5 Loth reinen Silbers an Werth) oder etwas von gleichem Werthe, und ſpricht weiter:

„Sei hochgelobt, ewiger Gott und König der Welt, der du uns gewürdigt haſt der Heiligung durch deine Gebote, und haſt das Geſetz gegeben zur Löſung des erſtgeborenen Sohnes: Hochgelobt und geprieſen biſt du, Ewiger Gott und König der Welt, daß du uns ſo lange erhalten bei Leben und Geſundheit, zu erreichen dieſen Tag."

Und nun ſchließlich der Prieſter.

„Dieſes gilt für den; dieſes anſtatt dieſen; das Geſchenk löſet den Knaben. — Er trete ein zum Leben, zur Thora und Gottesfurcht. Er ſei geliebt von Gott, und wie er ſeine Löſung erlebt, ſo möge er ſich befleißigen zu erlernen den Geiſt der Thora, ein Weib zu nehmen und gute Werke zu verrichten."

Dann noch der Segen und darnach ging es zu einem fröhlichen Male; wahrſcheinlich das Vorbild unſerer Kindtaufsſchmäuſe.

Lucas allein erwähnt, bezüglich Jeſu, dieſes Ceremoniels; wie er denn aber gewöhnlich unzuverläſſig iſt, vermengt er mit dieſer Löſung des Erſtgeborenen (Cap. 2. V. 22 und 23) die am 31. Tage Statt fand, das Reinigungsopfer, das am 33ſten Tage ebenfalls dem Prieſter und zwar in Jeruſalem gezahlt werden mußte; aber keineswegs perſönlich, ſondern die entfernt Wohnenden durften es einſchicken, oder auch ſie beauftragten irgend einen Bekannten in Jeruſalem damit. Es kann daher von einer geſetzlichen Darſtellung des Knaben im Tempel keine Rede ſein. — Sobald man aber den Lucas nur einige Strophen weiter verfolgt, merkt man ſogleich, weshalb er Maria und ihren Sohn nach Jeruſalem und in den Tempel gelangen läßt, obgleich gar keine Veranlaſſung dazu vorhanden. — Es handelt ſich hier nemlich abermals um eine wunderſame Verherrlichung des Wunderkindes Jeſu, und deshalb bringt er eine höchſt auffallende und unglaubliche Geſchichte, von der die andern Evangeliſten nichts wiſſen. — Er erzählt nemlich eine Doppelbiſterne von Simeon und Hanna, die ſich im Tempel zugetragen haben ſoll. — Jener wird geſchildert als ein frommer und gottesfürchtiger Mann, erfüllet vom heiligen Geiſt, das ſoll ungefähr ſo viel heißen als was wir heute inſpirirt nennen. Er wußte mehr, wie andere Leute auf natürlichem Wege wiſſen können, und da hatte ihm nun angeblich der heil. Geiſt zugeflüſtert, er ſolle vor ſeinem Tode noch den „Chriſt" ſehen. — (Wo Simeon dieſen Namen her hatte, erfahren wir nicht; von Chriſtus war damals noch gar keine Rede). — Der

Geist auch soll es gewesen sein, der ihn in den Tempel gehen hieß, um dort das Wunderkind zu sehen; und nun nimmt er ihn auf den Arm, herzt ihn, erklärt ihn für den Heiland der Welt, für das Licht, das die Heiden erleuchten soll, und die Ehre und den Preis Israels; und zwar so ziemlich mit den Worten des Propheten Jesaia C. 49. V. 6: segnete auch den Kleinen und erzählte Wunderdinge von der Zukunft dieses Erstgeborenen. —

Der phantasiereiche Lucas beruhigt sich noch nicht mit dieser einen, zum Ruhme des gottbegnadeten kleinen Jesus erfundenen Geschichte, von denen kein anderer biblischer Schriftsteller etwas weiß, sondern er läßt auch noch eine 84jährige Wittwe Hanna herbeitreten, die in ihrer Jugend einmal 7 Jahre verheirathet gewesen ist, und jetzt als emagrirte Betschwester Tag und Nacht nicht aus dem Tempel geht, sondern permanent nichts thut als beten und fasten, mithin wohl so ziemlich blödsinnig gewesen sein mag. Diese — wahrscheinlich aufmerksam geworden durch das Loben und Preisen des alten Simeon, — trat — nach Lukas — ebenfalls herbei und stimmte diesem bei. — Woher der, so lange Jahre nach dieser angeblichen Begebenheit lebende und schreibende Evangelist, die an sich so unbedeutende Nachricht her hatte, sagt er uns nicht, und da kein Anderer etwas davon weiß, so ist sie jedenfalls ein Stück seiner Erfindung.

Von diesem Zeitpunkte an wissen die kanonischen Evangelisten, d. h. die vier in unserer Bibel enthaltenen so viel wie nichts über den kleinen Jesus zu sagen, denn daß er, wie ganz oberflächlich bemerkt wird — heranwuchs und Gnade bei Gott und den Menschen gefunden, ist theils selbstverständlich, theils bleibt man uns den Nachweis dafür schuldig. — Eines der apokryphischen Evangelien, das der Jugendjahre Jesu, hat zwar noch so allerlei anekdotische Geschichten, und ich habe einiges davon schon früher erwähnt, aber die darin enthaltenen Taten sind zu wundersüchtig und deshalb zu abgeschmackt, märchenhaft, als daß es einer, des erhabenen Gegenstandes würdigen Lebensdarstellung angemessen wäre, denselben weitere Verbreitung zu geben. —

Wir werden uns also — um strikte bei der Wahrheit zu bleiben — begnügen müssen mit dem, was uns die Geschichte liefert, und da verdient es angemerkt zu werden, daß die Ehe des Joseph und der Maria noch mit 4 Söhnen, Namens Jacob, Joses, Simeon und Judas, auch mit Töchtern ohne Angabe der Zahl und Namen gesegnet war. — Der Geschichtsschreiber Josephus kennt nur zwei: Joses und Justus, nebst 2 Töchtern Namens Assia und Lydia. — Es steht also fest und ist geschichtlich, daß Maria außer dem erstgeborenen Jesus auch noch mehren Geschwistern desselben das Leben gab. — Wie man nun solchen Thatsachen gegenüber bis diesen Tag, namentlich in der katholischen Kirche von einer Jungfrau Maria reden kann, das ist — gelinde gesagt — unbegreiflich. Eine Mutter Maria wäre wohl die viel geeignetere Bezeichnung. Doch dieses ist in der That völlig Nebensache und wir gehen allmälig zu wichtigeren Dingen über.

Joseph, der nominelle Vater des Jesus, war ein Arbeiter in Holz, ob gerade Zimmermann, wie vielfach angenommen wird, ist nicht erwiesen, die Gewerke mögen damals überhaupt, den ganz veränderten Lebensverhältnissen entsprechend, in anderer Art als heute bei uns geschieden gewesen sein. — Wir kommen hierauf noch zurück. Die Söhne Josephs wurden sämmtlich zu dem Handwerk des Vaters angehalten und herausgebildet, und namentlich soll es Jesus darin zu besonderer Geschicklichkeit gebracht haben. — Nebenbei aber wurde schon damals — und gewiß mehr noch wie jetzt, die Jugend der Israeliten, und vorzugsweise die Knaben, in den Religionswissenschaften, und vorzüglich auch in den wunderlichen mosaischen Ceremonial-Gesetzen unterrichtet, die jedem irgend befähigten Geist eben so abgeschmackt als größtentheils unnütz und vielfach sogar naturwidrig erscheinen müssen, und ganz sicher hat sich bei Jesus schon früh eine Meinung in diesem Sinne festgestellt. —

Sobald der aufgeweckte und vielversprechende Knabe etwas herangewachsen war, so daß ihm weitere Fußtouren zu machen zugetraut werden konnten, durfte er den Vater zu Zeiten nach Jerusalem begleiten, wohin ihn theils Geschäfte, theils die den Juden vorgeschriebenen Festreisen mehrfach abriefen. — Namentlich die letzteren haben ohne Zweifel auf den empfänglichen Geist des Knaben den größten und entschiedensten Eindruck gemacht, dessen tragischen Verlauf aber natürlich damals Niemand ahnen konnte.

Die ausgezeichnete Pracht und Feierlichkeit des jüdischen Cultus, der, — freilich modificirt —, in vieler Beziehung in den christkatholischen Ritus übergegangen ist — konnte nicht anders als auf das jugendlich-empfängliche Gemüth eines Knaben aus der Provinz, wie Jesus, den ungeheuersten und bleibendsten Eindruck machen. — Dieser feierliche Gottesdienst stammt seinem Ursprunge nach aus den Zeiten Davids des Psalmisten, der zuerst die Vokal- und Instrumental-Musik im Tempel einführte, und eben diese künstlerischen Ausführungen waren es, für die der königliche Dichter seine noch heute bewunderten Psalmen schrieb, und so lesen wir noch jetzt über vielen derselben die Instrumente und Dirigenten bezeichnet, für die sie bestimmt waren. — Die weitere Ausbildung dieses durch die Kunst illustrirten Cultus datirt sich von der Rückkehr aus Babylon und der Zeit der Makkabäer; derselbe erreichte aber seinen Höhepunkt unter Herodes dem Großen, und folglich war eben zur Zeit der Jugendjahre Jesu das, nach den damaligen Verhältnissen, erdenklich Höchste und Schönste erreicht. — Die damals zu Tempelzwecken benutzten Instrumente bestanden theils aus Blas-, theils aus Saiten- und Schallinstrumenten. Zu den ersteren gehörten u. A. silberne Trompeten, Flöten aus Holz, ähnlich unseren Jahrmarktsflöten, und Pfeifen, ähnlich der bekannten Papagena-Flöte, die ja auch in der griechischen Göttergeschichte eine Rolle spielt. Der Baß wurde auf dem schauerlichen Schofbar geblasen, den man aus den Hörnern

von Widdern anfertigte, und der auch bei den Verfluchungs-Scenen eine Rolle ſpielte.

Als Saiten-Inſtrument diente vorzüglich die zehnſaitige Harfe, und neben ihr die Laute und Cither; dahinzu kamen dann noch als Füllinſtrumente eine Art Pauke, Tof genannt; Schalmeyen, tönende und ſchallende Cymbeln u. ſ. w. Namentlich während der Opferung wurden die Davidſchen Pſalmen von ſtarkbeſetzten Sängerchören vorgetragen, und von Inſtrumenten accompagnirt. — In den italieniſchen und portugieſiſchen Synagogen werden noch jetzt einzelne der damaligen Melodien geſungen. Auch die Funktion des damaligen „Vorſängers“ iſt als „Vorbeter“ in dem jetzigen Synagogendienſt wiederzufinden; ja ſelbſt in den chriſtlichen Culten einiger Länder ſind die Spuren jenes iſraelitiſchen Tempeldienſtes unverkennbar.

Dergleichen religiöſe Herrlichkeiten enthuſiasmirten den genialen Knaben, und dahinzu kamen denn auch noch die rhetoriſchen Vorträge der Rabbiner, denen er ſich mit ganzer Seele hingab, da ſein angeborener Oppoſitions-Geiſt, ſeine Empfänglichkeit für Recht und Wahrheit ſich ſchon jetzt im Stillen gegen die Hohlheit der inhaltloſen Phraſe, und der naturwidrigen Behauptungen auflehnte.

Neben den unverkennbar angeborenen Geiſtesgaben, trug auch die geographiſche Lage der engeren Heimath Jeſu, Galiläa, dazu bei, ſeinem Geiſte eine andere Richtung über die excluſiv egoiſtiſche Anmaßung der Jeruſalemiten zu geben, die in ihren rituellen und dogmiſchen Extravaganzen und Religions-Mucken verknöchert, auf Alles was außer dieſem Kreiſe lag, mit einem ekelhaften Hochmuth herabſahen, und in ſpitzfindiger Verbiſſenheit mit Verachtung behandelten, was Göttliches außer dieſem Kreiſe lag. — Ganz anders ſituirt waren die Bewohner der Grenzprovinz Galiläa, indem dort ein bewegter Verkehr mit intelligenten Nachbarvölkern Statt fand, von denen ſich namentlich Phönicier, Syrier, Araber und Griechen zeitweilig dort aufhielten, und ohne Zweifel Geſpräche zu den Ohren der Juden drangen, die auch bei Jeſus frühzeitig einen Grund zu jenen vielſeitigen Kenntniſſen legten, die er in den Tagen ſeines öffentlichen Auftretens ſo unverkennbar an den Tag legte, ihn vor der ausſchließlichen jüdiſchen Einſeitigkeit bewahrten, und ihm eine Superiorität über alle jene reformatoriſchen Vorgänger verliehen, die ohne irgendwelchen Erfolg von der Lebensbühne abtraten und ſpurlos verſchwanden, — wie z. B. namentlich der Rabbi Halil, der Jude Galoni — Johannes der Täufer u. a. —

Bis daher unterſchied ſich ohne Zweifel das Leben und Treiben des kleinen „Jeſchua“ abgeſehen von den Erfindungen der Evangeliſten — durch nichts von dem anderer Judenknaben, und wenn wir uns im Geiſte alle die kleinen Bedürfniſſe, das Thun und Treiben eines Knaben in den Jahren von 2 bis 12 Jahren vorſtellen, ſo iſt es gar nicht anders möglich, als es muß uns die angemaßte Gott-Identität eines Sterblichen, incarnirt in den

unscheinbaren Leib eines Judenknaben gelinde gesagt, als eine Vermessenheit, ja eigentlich als eine Blasphemie erscheinen, indem auch der ausgezeichnetste Geist, der höchst begabteste Genius in einer menschlichen Erscheinung dennoch immer über alle Begriffe, ja äonenweit hinter dem zurückbleibt, was wir uns vernünftigerweise von den allumfassenden Weltgeist, den wir Gott nennen, zu denken haben.

Die erste, über das Gewohnheitsleben hinausreichende, den Knaben Jesus betreffende Begebenheit tritt uns aus seinem 13ten Lebensjahre, leider aber wieder ganz allein aus der Feder des phantasiereichen Lucas, entgegen, der von Allem, was er geschrieben und beschrieben, nichts selbst erlebt, sondern wie es allgemein bekannt ist, Alles vom Hörsagen nachgeschrieben hat.

Es ist dieses die bekannte, ganz einfach, natürlich und deshalb glaublich klingende Erzählung von dem Osterbesuch in Jerusalem. — Joseph und seine Frau machten, dem Gebrauch entsprechend, in jedem Jahre eine solche Reise, und eben dieses mal erlaubten sie ihrem Sohne zuerst dieselbe mitzumachen. — Es fällt nun allerdings sehr auf, daß die beiden Eltern — unerachtet sie von dem Knaben so außerordentlich viel hielten, ihn dennoch in dem Gewühl und Gewimmel der Hauptstadt unbeachtet sich selbst überließen, aber auch so ganz und vollkommen, daß sie ihn erst am dritten Tage, als sie sich zur Abreise anschickten, vermißten, aber meinten, er sei wohl unter den übrigen Reisegefährten, und pilgerten somit einen ganzen Tag weiter, bis sie endlich am Abend Nachfrage hielten und ihn nicht fanden. — Eine solche Sorglosigkeit ist aber ganz unglaublich und trägt ganz das Gepräge der Erfindung an sich. — Namentlich bei Eltern vom Lande wäre solche Nachlässigkeit, einem Knaben von 12 Jahren gegenüber, ganz unerhört, und man würde sie selbst an einem Dienstboten mit sofortigem Fortjagen bestraten. Wenn aber Joseph und Maria, sein Weib, sich wirklich eine so bodenlose Unachtsamkeit zu Schulden kommen ließen, dann wäre es freilich — wenn auch gleichwohl nicht die Schuld tilgend, — dennoch erklärlich, daß sie — wie erzählt wird — wieder nach Jerusalem umkehrten, um ihn dort zu suchen. Ob das sogleich Abends oder erst am folgenden Morgen geschah, wird uns nicht mitgetheilt. Wahrscheinlich das letztere, und der Angabe nach hätten sie ihn drei Tage lang gesucht, bis sie ihn endlich im Tempel unter den Gelehrten sitzend, fanden, hörend und fragend, wobei sich Alle über seinen Verstand und Scharfsinn wunderten, so daß sich auch die Eltern darüber entsetzten. — Natürlich riefen ihn diese nun ab, und die Mutter machte ihm Vorwürfe darüber, daß er ihnen so große Angst und Sorge bereitet habe. — Die Antwort fiel keineswegs kindlich aus, denn Lucas legt ihm die Worte in den Mund: „Was ist es, daß Ihr mich gesucht habt? — Wisset Ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?“ — Die Eltern verstanden ihn auch nicht; nahmen ihn aber mit auf die Heimreise, und die Mutter merkte sich seine Worte, obgleich sie

den Sinn derselben nicht verstand, weil — er allerdings auch vollkommen unverständlich war, selbst wenn man dem Maaßstab unserer occidentalischen Sitte entsagen, und sich in die damaligen Sitten und Gebräuche hineindenken will. Ein Knabe ist immer ein Knabe, und die jüdischen Religionslehren waren wahrhaft genug nicht darnach angethan, daß ein solcher, wenn sich die jüdischen Theologen wirklich mit ihm an einem solchen Orte in spitzfindige religiöse Controverse einließen, Antworten vorstehender Art — wie z. B. „meines Vaters Haus" u. dergl. daraus abzuleiten. Es leuchtet aber auch hier wieder ein Bestreben des Lucas hervor, das Kind Jesus, schon vor seiner Reife, als eine außerordentliche Erscheinung, als eine ausdrücklich von Gott ausgegangene Veranstaltung hinzustellen, kurz gesagt: als den angeblich schon mit so außerordentlichem Pomp gezeugt und geborenen Messias, auf den das Volk Israel als seinen Erlöser von der Knechtschaft der Römer schon so lange vergebens gewartet hatte. Freilich ist die Scenerie dies Mal sehr dürftig ausgefallen; aber wer weiß ob nicht eines der vernichteten apokryphen Evangelien dieselbe Geschichte viel besser ausgeschmückt brachte. — Angenommen aber, sie habe sich wirklich so zugetragen, wie Lucas es uns Glauben machen will — (denn möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich ist ja doch der Inhalt derselben,) — so liegt nichts für den Knaben eben Rühmliches darin, und nach unsern Begriffen von kindlicher Anständigkeit sogar sehr viel Tadelnswerthes. Nämlich: ein zwölfjähriger Knabe, der mit seinen Eltern in einer fremden großen Stadt zum Besuche anwesend ist, muß schon so viel Anstandsgefühl haben, daß er sich nicht ohne Erlaubniß und ohne den Nachweis von seinen Eltern entfernen dürfe, wohin er sich zu begeben gedenke. Hat er nun vollends fast eine ganze Woche (man würde heute sagen:) sich herumgetrieben, so ist das geradezu unverantwortlich, und der einfachste Mensch wird mit Recht fragen: hat sich der Knabe denn in der ganzen Zeit gar nicht um seine Eltern bekümmert? — nicht in ihrer Herberge Bescheid gesagt, wo er sei, und gefragt: wo seine Eltern seien? — Wo hat er denn alle die Tage über gegessen? — wo geschlafen? — wo sich gewaschen, gekämmt, gereinigt? — Anstatt hierüber Rechenschaft zu geben, läßt der Biograph Lucas ihn mit der hohen Geistlichkeit im Tempel über religiöse und philosophische Fragen und Probleme disputiren, und da ihn seine Mutter endlich auffindet, und ihm Vorwürfe über sein Betragen macht, ist er noch obendrein unartig, und fährt sie mit den Worten an: Wie kommt es, daß Ihr mich so lange suchtet? — Wisset Ihr denn nicht, daß ich berufen bin, mich hier, im Hause meines Vaters aufzuhalten? Also anstatt Entschuldigung und Bitte um Nachsicht und Entschuldigung, da ihn die Lehren der Rabbiner so sehr angezogen hätten, hat er noch das große Wort, und spricht von Dingen, die kein Mensch versteht. —

In diesem ganzen Betragen aber, wie es uns Lucas von dem 12jährigen Jesus erzählt, liegt so viel Unwahrscheinliches, daß

man sich gar nicht denken kann, es habe ein so hochbegabter Knabe wie Jesus in dieser Weise aller guten Sitte Hohn gesprochen. Ich behaupte: so kann Jesus nicht gehandelt haben, und so hat er auch sicherlich nicht gehandelt. Lucas hat ihn in den Augen der Nachwelt erheben wollen, hat aber gerade das Gegentheil erreicht, ja er hat ihn, mit einem Worte gesagt, verleumdet und hier können wir einmal wieder mit Maria Stuart sagen: Jesus war sicher besser als sein Ruf, den Lucas ihm in dieser Episode seines Lebens aufgeheftet. Die Thatsachen aber, die dieser Erzählung des Lucas zum Grunde liegen, sind ganz anderer, und viel einfacherer Art. — Zunächst ist zu bemerken, daß Lucas, der Schüler irgend eines Apostels, also nicht einmal ein persönlicher Bekannter von Jesus — immer darauf bedacht war, irgend einen geschichtlichen Kern phantastisch auszuschmücken, wenn es darauf ankam, seine supernaturalistischen Zwecke zu fördern. — Im vorliegenden Falle war es seiner Meinung nach, die Mutter des Jesus, die schon ihrer geschichtlichen Antecedentien halber, zu der Begebenheit herangezogen werden mußte, obgleich sie in Wirklichkeit nichts damit zu schaffen hatte. Er berichtet demnach, daß die Eltern des Jesús — (also auch die Mutter), in jedem Jahre zum Osterfeste nach Jerusalem reisten, um dort dem Gottesdienst im Tempel beizuwohnen. — Nun ist aber nach 5. Buch Moses Cap. 16. solche Reise keineswegs den Frauen, sondern nur allein den Männern vorgeschrieben, und die Juden waren viel zu buchstäblich gehorsam, als daß sie davon sollten abgegangen sein, was Gott ihnen durch Moses angeblich befohlen hatte, wie es denn im 16ten Verse ausdrücklich heißt: „Drei Mal im Jahre sollen alle Männer vor dem Herrn ihren Gott erscheinen." — Es waren also ohne Zweifel nicht Jesu Eltern, sondern Joseph, der Vater allein, der die befohlene Reise unternahm. — Derselbe nahm aber jetzt zum ersten Mal den ältesten Sohn mit sich nach Jerusalem, weil derselbe jetzt 13 Jahre, nicht 12, wie Lucas schreibt, alt war, denn am Sabbath nach dem 13ten Geburtstage, oder an einem darauf folgenden Festtage trat die Verpflichtung ein, sich in die Gemeinde aufnehmen zu lassen, womit dann auch zuerst die Befolgung und Erfüllung aller religiösen Vorschriften verknüpft war; auch gestattete es dem Jüngling nunmehr erst das Gesetz, in den zum Thora- (Gesetzbuch) Studium bestimmten Localen öffentliche Proben seiner Fähigkeit abzulegen.

Die rituellen Vorschriften hierbei waren zu Jesu Zeiten folgende: Der Jüngling ging in Begleitung des Vaters nach irgend einer Synagoge, und wurde dort, nach geschehener Ankündigung, durch einen öffentlichen Aufruf eingeladen, irgend eine Abtheilung aus dem mosaischen Gesetzbuche abzulesen; Anfang und Ende waren von einem bestimmten lauten Gebete begleitet. — Hatte der Knabe die erforderliche Fähigkeit, so hielt er eine Anrede an die Gemeinde, und waren seine Anlagen besonders hervorragend, so war es ihm auch von nun an gestattet, Theil an den öffentlichen religiösen Disputationen zu nehmen. —

Was Jesus anbetrifft, so hätte seine Aufnahme allerdings auch in seinem Wohnort Nazareth Statt finden können, da aber sein Geburtstag in die Zeit der Ostern fiel, und der geniale Knabe wahrscheinlich danach lechzte, in Jerusalem sein Licht leuchten zu lassen, so ist es schon glaublich, daß er die Reise mit seinem Vater dorthin gemacht, und seine angeborene Vorliebe für das Religiöse mag ihn auch, wohl länger als gewöhnlich, im Tempel gefesselt haben. Ja er konnte auch vielleicht durch seine Geistesblitze einiges Aufsehen erregt haben; das ist aber auch Alles, und die ganze Ausschmückung ist sicher nur Zuthat des Lucas; wie denn überhaupt und namentlich das in der evangelischen Darstellung des Lebens Jesu mehrfach vorkommende schroffe und abstoßende Benehmen Jesu gegen seine Mutter gar nicht in dem sanften und menschenfreundlichen Wesen des größten aller Weisen lag, und sicher eine Uebertreibung der Geschichterzähler war, die ihres Helden Exclusivität und Erhabenheit über alle irdischen Convenienzen andeuten sollte. — Ich halte hiermit diese Angelegenheit des Tempelbesuchs, soweit Lucas ihn bespricht, für hinlänglich erledigt. Der Evangelist fügt nur noch hinzu, daß die heilige Familie darauf nach Nazareth zurückgekehrt sei, und Jesus, der Knabe, zugenommen habe an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen.

Von da ab hören wir aus dieser Quelle in langen 18 Jahren nichts wieder über Jesus, und diese unleidlich große Lücke in der Lebensgeschichte eines so bedeutenden Mannes hat schon Manchem sehr weh gethan, denn jeder aufrichtig Theilnehmende kann sich nicht verhehlen, daß ein so außerordentlicher Mensch wie Jesus die schönsten Entwicklungsjahre seines Lebens unmöglich thatenlos, ohne Verlebung irgend eines interessanten, der Mittheilung würdigen Moments verträumt haben solle.

Glücklicherweise aber giebt es noch andere Schriftsteller aus jener Zeit, da die canonischen Evangelien niedergeschrieben wurden und die Apokryphen enthalten, wie schon erwähnt, noch Vieles und Mancherlei, von dem wir hier das Pikanteste, das sich seiner Zeit derselben göttlichen Autorität, wie unsere canonischen Evangelien erfreute — einschalten wollen, wenn gleichwohl das eigentlich Historische keine große Ausbeute dabei machen wird.

„Von der Kindheit des Erlösers", ist eines von den Urevangelien, die in Nicäa auf schon erwähnte Weise verworfen wurden, doch gab es viele christliche Gemeinden im Orient, die jenen Act pfäffischen Betrugs nicht anerkannten, sondern den verworfenen Evangelien, und so auch dem hier in Betracht kommenden, dieselbe Würde und Heiligkeit beilegten, die die 4 canonisirten beanspruchen.

Dasselbe ist in arabischer Sprache auf uns gekommen, und enthält die angebliche Lebensgeschichte Jesu von seiner Geburt bis zu seinem 12ten Lebensjahre, wo bekanntlich der ebenbesprochene erste Tempelbesuch Statt gefunden haben soll, an den wir später wieder anknüpfen werden.

Wer diese Jugendgeschichte geschrieben, ist nicht bekannt geworden. Es tritt aber aus dem Charakter derselben unverkennbar hervor, daß sie aus der Zusammenstellung mehrer kleinen, wahrscheinlich von Griechen verfaßten Schriften, entstanden, und diese sofort ins Arabische übersetzt worden sind. Daraus läßt sich denn auch erklären, daß die Einheit von Zeit und Ort durchaus nicht in Einklang gebracht worden sind, da es dem Verfasser weniger auf die Wahrheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit als auf die Wunderthaten ankam, ohne die es in jenen Zeiten nun einmal keine Heiligkeit gab. —

Neben diesem Evangelium von der Kindheit des Erlösers, giebt es auch noch ein Evangelium des Thomas, das sich meist mit demselben Gegenstand beschäftigt, dessen Inhalt aber schon lange vor dem Concilium von Nicäa der Kirche so anstößig erschien, daß sie gegen dasselbe durch Verdammung und ausdrückliche Verwahrung protestirte. — Auch von diesem Evangelium ist die Entstehung nicht, wohl aber dessen hohes Alter sicher nachzuweisen, da die ältesten Kirchenväter, z. B. Origenes, Ambrosius, Hieronymus u. A. desselben erwähnen. — Ich werde den Inhalt beider hier übersichtlich vereinigen, um dem geehrten Leser eine Vorstellung davon zu verschaffen, was die ältesten Evangelisten Alles unter den Begriff Heiligkeit und Göttlichkeit zu vereinigen keinen Anstand nahmen.

Ich beginne mit dem letzteren, als dem ältern Evangelium, und finde da die kleine, schon erwähnte Historie von den aus Lehm geformten Vögelein, die übrigens auch in dem erstgenannten eine Rolle spielt; Thomas erzählt die heilige Schnurre in folgender Weise:

Es war an einem Sabbath, als der kleine Jeschua sich 12 Sperlinge aus Lehm zurecht knetete. — Der fromme Joseph, sein Vater, verwies ihm diese Entheiligung des Sabbaths; darauf befahl der Knabe seinen Vögeln: „flieget auf!“ — und sogleich gehorsamten sie und flogen davon. — Ein anderer Knabe, der unsern Jeschua neckte und ärgerte, mußte auf ein Machtwort des Beleidigten verdorren; und ein zweiter, der ihn im Laufen zufällig hart an die Schulter stieß, wurde durch einen ähnlichen Befehl sofort getödtet, und als sein Vater ihm dies verwies, bekam er eine trotzige Antwort.

Bald nach dieser Begebenheit spielte Jesus mit anderen Knaben auf dem platten Dache eines Hauses, wobei einer von den kleinen Spielkameraden, Namens Zenon, vom Dache fiel und sofort starb. — Alle Knaben, außer Jesus, liefen davon. — Jetzt kamen die Eltern des Verunglückten, und meinend, daß letzterer ihr Kind hinabgestoßen, fuhren sie ihn hart an. — Jesus aber sprang nun gleichfalls vom Dache herab, und sprach zu dem Todten: „Zenon! stehe auf und zeuge für mich: habe ich dich hinuntergeworfen? — und alsobald erhob sich der Todte, und zeugte für die Unschuld Jesu, worauf die erfreuten Eltern den Sohn anbeteten.

Aehnliches wird von einem jungen Mann erzählt, der sich

mit einer Axt verwundete und verblutete. Jesus heilte seine Wunde, und erweckte ihn ebenfalls von den Todten.

Als der kleine Wunderthäter etwa im sechsten Jahre stand, schickte ihn seine Mutter hin um Wasser zu schöpfen und gab ihm einen Krug in die Hand. — Da nun am Brunnen ein grosses Gedränge war, begab sichs, daß der Krug zerbrach. — Da breitete der kleine Jesus seinen Mantel aus, schöpfte ihn voll Wasser und trug dieses ohne irgend Verlust zu seiner harrenden Mutter. — Als diese aber das Zeichen sah, küßte sie ihn, und bewahrte bei sich das Geheimniß von Alle dem, was sie ihr Kind Wundersames vollbringen sah.

Einstmals, zur Zeit der Aussaat, ging der Knabe mit seinem Vater, um Weizen zu säen auf einen Acker. Und da nun Joseph hin und wieder ging den Samen zu streuen, nahm auch Jesus ein Korn in seine Hand, und pflanzte es an einen besonderen Ort, da aber die Zeit kam zu erndten und zu dreschen, erndtete er eine solche Fülle, daß er alle Armen des Dorfs zur Tenne rief, und vertheilte er die Frucht unter sie; doch trug Joseph hinweg was von dem Weizen übrig geblieben war. — Jesus aber stand im achten Jahr, da sich solches begab.

Sein Vater war bekanntlich ein Zimmermann, machte aber auch Joche für die Ochsen zum Ziehen und Pflügen. — Nun sollte er auch ein Ruhebett fertigen für einen reichen Mann, und wußte einst nicht, wie er es bei einer der Latten, die man Wechsellatten nennt, machen sollte. Da sprach der Knabe Jesus: „lege da unten hin die zwei Hölzer, und mache sie aus der Mitte heraus gleich; „und Joseph that wie der Knabe ihm gerathen hatte. Er stand aber dieser auf der andern Seite, faßte das Holz an, und dehnte es so aus, daß er es dem andern, das am kürzesten zugehauen war, gleich machte. — Des verwunderte sich sein Vater sehr, umarmte das Kind, küßte es, und pries sich glücklich ob seines Besitzes.

Und da er nun also die Gabe des Kindes sah, war er darauf bedacht, ihn nicht unwissend zu lassen, sondern übergab ihn einem guten Lehrer. Derselbe sprach zu Joseph: „Vorerst werde ich ihn im Griechischen unterweisen, und hernach im Hebräischen. Der Lehrer kannte aber die Gabe des Knaben und fürchtete sich vor ihm. — Dennoch schrieb er ihm das Alphabet auf, und plagte ihn manche Stunde. Der Knabe aber antwortete ihm nicht auf seine Fragen, sondern sprach zu dem Lehrer: „Wenn du in Wahrheit ein Lehrer bist, und die Buchstaben wirklich kennst, so sage mir die Bedeutung des Alpha, und ich will dir die des Beta sagen." — Des ward der Lehrer sehr zornig, und schlug ihn an den Kopf. — Da nun solches den Knaben sehr schmerzte, fluchte er dem Lehrer, und im selben Augenblick fiel der Mann in Ohnmacht und auf sein Gesicht todt zu Boden, der Knabe aber kehrte zurück nach seiner Eltern Hause. — Diese aber waren sehr betrübt und Joseph gebot der Maria: „daß du mir ihn nicht aus dem Hause laßest, dieweil alle sterben, die ihn erzürnen.

Darüber verging eine Zeit, als abermals ein Lehrmeiſter, der zugleich ein Freund des Joſeph war, zu dieſem ſprach: Bringe mir den Knaben in die Schule, vielleicht daß ich ihm mit ſanften Worten die Buchſtaben beibringe. — „So du den Muth haſt lieber Bruder — ſprach dieſer — ſo nimm ihn mit dir.“ — Und der Freund that alſo, jedoch unter Furcht und großem Bedenken. — Jeſus aber folgte ihm fröhlich und guter Dinge, trat auch mit Zuverſicht in das Lehrzimmer, und nahm ein Buch, das er auf einem Pulte liegen ſah, in ſeine Hände; las aber nicht etwa die Buchſtaben ſo darin ſtanden, ſondern begann zu lehren und zu predigen aus ſeinem eigenen Geiſte, und erklärte den Umſtehenden das Geſetz. — Alle aber ſtanden wie verzaubert, lauſchten der Rede, und verwunderten ſich über die Kraft ſeiner Lehre und die Gewandtheit ſeiner Worte, da er doch nur ein Kind war.

Da ſolches nun ſein Vater vernahm, erſchrak er ſehr, und lief ihm nach in die Schule, da er fürchtete, es möchte auch dieſem Lehrer von dem Knaben ein Leids geſchehen. — Der aber trat ihm freudig entgegen, und ſprach: ſiehe doch hier, mein Bruder, wie ich mit dieſem Schüler fahre. — Derſelbe iſt voll hoher Gnade und Weisheit, und ich bitte dich, erledige mich des Lehramts und nimm den Knaben in dein Haus und alſo geſchah es.

Nun folgt in dieſem Evangelium noch eine ganze Reihe von Todtenerweckungen, und zwar zunächſt an dem eignen Vater, den eine Natter gebiſſen beim Holzholen. — Dann an einem kleinen Kinde,“ das geſtorben war, und tröſtete er die weinende Mutter durch ſeine Wiedererweckung. — Zuletzt aber auch noch bei einem Hausbau, wo ein Arbeiter verunglückt war. „Jeſus — heißt es — nahm ihn bei der Hand, und ſprach: Ich ſage dir Menſch, ſtehe auf und verrichte dein Tagewerk!“ — und zur Stelle ſtand er auf, und that alſo.

Das Volk aber entſetzte ſich, und ſprach: „dieſes Knäblein ſtammt vom Himmel u. ſ. w. —

Das Evangelium ſchließt dann endlich mit derſelben Erzählung, wie ſie auch Lucas im 2. Capitel, V. 41. bis 42. bringt, nur mit einigen Varianten, nemlich die über das Verlieren des Knaben in Jeruſalem.

Wir kommen nun zu dem „Evangelium von der Kindheit des Erlöſers“ — das ſich namentlich in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche im Orient großen Anſehens erfreute, denn die Begeiſterung der Orientalen für die allerungeheuerlichſten Wunder iſt jenen Völkern angeboren, eben wie in unſerer katholiſchen Bevölkerung noch heute. Wollten alſo die erſten und älteſten Kirchenväter der Religion Jeſu zur allgemeinen Annahme verhelfen, ſo mußten ſie ſchon die erſten Lebenstage des Erlöſers mit phantaſtiſchen Gebilden, mit Wunderwerken der übernatürlichſten Art ausſchmücken.

So enthält nun dieſes arabiſche Evangelium die zauberartigen Merkwürdigkeiten des Knaben Jeſu, bis zu ſeinem 12ten Jahre, jedoch werden wir abermals nur ein Reſüme dieſer, eigentlich

ohne Entwicklung großer Phantasie gedichteten Jugendbegebenheiten bringen, indem wir das schon erwähnte übergehen. Namentlich ist die Geburtsscene in der Höhle nicht sehr von der bereits erzählten verschieden, nur daß hier hinzugefügt wird: es sei sofort die Beschneidung in der Höhle (wir erfahren aber nicht durch wen) geschehen und daß die ebräische Wehmutter den Abschnitt in einer alabasternen Schale aufbewahrt habe. Das keckste Phantasiestück aber wird uns in diesem Evangelium bezüglich der mehrberegten Magier aufgetischt. — Nemlich da dieselben ihre Geschenke von Gold, Weihrauch und Myrrhen vorgebracht, „nahm Maria nun von den Windeln des Kindes und gab sie den Fremdlingen anstatt des Segens, und dieselben empfingen die Gabe als das herrlichste Geschenk. — Und zu derselbigen Stunde erschien ihnen ein Engel in Gestalt eines Sternes, der vorhin ihr Leiter auf dem Wege gewesen; sie folgten der Leitung seines Lichtes und zogen weiter, bis sie in ihre Heimath zurückkamen.

Es kamen aber zu ihnen zusammen die Könige und Fürsten derselben und fragten, was sie gesehen oder gethan? wie sie gegangen und heimgekehrt seien? endlich, wen sie zu Begleitern auf der Reise gehabt? — Da langten sie hervor jene Windeln, welche die Herrin Maria ihnen übergeben hatte, denen zu Ehren feierte man nun einen Festtag, zündete auch Feuer an nach des Volkes Weise und betete es an (es waren also Feuer Anbeter) und das Feuer erfaßte die Windeln und zog sie in sich hinein.

Da nun aber das Feuer erloschen war, zog man die Windeln hervor unversehrt, wie wenn das Feuer sie nicht berührt hätte.

Also begannen sie selbige zu küssen, auf ihr Haupt und ihre Augen zu legen und sprachen: Sehet her, dieses ist ein großes Ding und muß wohl unzweifelhafte Wahrheit sein, da das Feuer es nicht zu verbrennen, noch zu verderben vermochte. Da nahmen die Fürsten sie (wahrscheinlich getheilt) und verwahrten sie mit großer Ehrerbietung bei ihren Schätzen. — (So lächerlich und thöricht nun auch dem Leser diese Fabelei vorkommen mag, so bedenke man, daß unsere 4 legitimen Evangelien ihnen darin in keiner Weise nachstehen.

Der Verfasser bringt unter Anderm auch folgendes echt Johannische Phantasiestück:

„Als Jesus noch in der Wiege lag, erhob er sich eines Tages, und sprach zu seiner Mutter: „„Ich, den du geboren hast, bin Jesus, der Sohn Gottes, der Logos, gleich wie dir's verkündet hat der Engel Gabriel; und es hat mich mein Vater gesendet zum Heile der Welt.““ —

Hervorragend tritt uns nun auch hier die Erzählung von der Flucht nach Egypten entgegen, dessen Veranlassung so ziemlich dem davon Bekannten ähnelt. — Gleich am ersten Tage aber, weiß unser evangelische Fabulant eine ergötzliche Episode aus dem Leben des kleinen Jesus zu erzählen. — Joseph und Maria, heißt es, die in der That viel Herzeleid und wenig Freude an ihrem kleinen Sohn erlebten, kamen gleich am ersten Tage zu einer

großen Stadt, darin ein gewaltig Götzenbild war, dem alle Götzen und Gottheiten Gaben und Gelübde darbrachten. Bei selbigem Götzenbilde war nun ein Oberpriester angestellt, der ihm diente, und so oft der Satan aus ihm redete, den Einwohnern Egyptens und seinen Ländern Solches verkündete.

Nun hatte dieser Priester einen dreijährigen Sohn, der war besessen von einer großen Menge böser Geister, die redeten und plauderten Vieles, und so oft ihn die bösen Geister erfaßten, zerriß er seine Kleider und lief nackt herum, und warf die Leute mit Steinen.

In der Nähe jenes Götzen aber war das Krankenhaus jener Stadt, darinnen nahm die Familie Joseph Herberge. Alsobald versammelten sich alle Vornehmen und Götzenpriester bei jenem Götzenbilde, und fragten: „Was ist doch das für eine Bestürzung und Zittern, die unsere Gegend befallen haben?“

Des antwortete der Götze: — „Es ist hier angelangt der unbekannte Gott, der in Wahrheit Gott ist, und ist Keiner außer ihm göttlicher Verehrung würdig, weil er in Wahrheit der Sohn Gottes ist. Bei dem Gerüchte von ihm ist diese Gegend erzittert, und bei seiner Ankunft ist sie heftig bewegt und erschüttert, und um dieses fürchten wir uns sehr vor der Größe seiner Herrschaft.“ —

In derselbigen Stunde aber stürzte dieses Götzenbild zusammen, und zu seinen Trümmern liefen, außer den Uebrigen, alle Einwohner Egyptens zusammen.

Der Sohn des Priesters aber, der besessen war, trat, da ihn eben wieder die Krankheit überfiel, in das Krankenhaus und fand allda Joseph und die Seinen. Und weil soeben Maria die Windeln Jesu gewaschen und an dem Gebälk aufgehängt hatte, zog der Besessene eine derselben herab, und legte sie auf sein Haupt; da begannen sofort die bösen Geister aus seinem Munde auszuziehen, und in Gestalt von Raben und Schlangen zu entfliehen. — So war also zur Stelle der Knabe geheilt, und hub an, dem Herrn, der ihn geheilt hatte, Lob zu singen und Dank zu sagen.

Da ihn nun der Vater also zu seiner früheren Gesundheit wieder hergestellt sah, sprach er: „Mein Sohn was ist dir widerfahren? — und in welcher Weise bist du geheilt worden?“ — Da antwortete der Geheilte: „Als mich die bösen Geister umherjagten, betrat ich in meiner Angst das Krankenhaus, und erblickte eine Frau gar lieblichen Angesichts, sammt einem Knaben, dessen so eben gewaschene Windeln die Mutter auf einem Gebälk ausgehängt u. s. w. (wie oben erzählt). — Da jauchzte der Vater und frohlockte, und erklärte, daß, der solches gethan, wahrhaftig der Sohn Gottes sein müsse, denn sobald er diese Stadt betrat, zerbrach das Götzenbild und alle Gottheiten stürzten zusammen, und wurden von der größeren Gewalt zertrümmert.

Da aber die Eltern des Jesus dieses Alles vernahmen, erschraken sie sehr, und fürchteten, daß man ihnen die Zerstörung des Götzen anrechnen, und ihrem Kinde etwa nach dem Leben

trachten werde, — gleich wie Herodes solches gethan, und zogen darum eiligst von dannen.

Das nächste Abentheuer bestand man mit Räubern, die kurz vor Ankunft unserer Wanderer an einem berüchtigten Engpaß, Fremde ausgeplündert hatten, aber durch eine Wunderthat des Knaben Jesus ihre Beute im Stich und den gebundenen und nun wieder befreiten Wanderern überließen.

Darnach kam die Familie Joseph wiederum in eine Stadt in welcher ein Weib hauste, in die, angeblich beim Ma„rerholen,' plötzlich der „verfluchte und rebellische" Satan hinein gefahren war, und Besitz von ihr genommen hatte. In Folge dessen konnte dieses Weib weder Kleider an ihrem Körper leiden, noch in einem Hause ausdauern, und obwohl man dasselbe mit Ketten anschloß und mit starken Riemen fesselte, so zerriß sie doch selbige und entfloh nackt in die Haide; und auf Kreuzwegen und Gräbern stehend, verfolgte sie die Menschen mit Steinwürfen, also daß sie ihren Verwandten großes Herzeleid bereitete. — Da erbarmte sich die Herrin Maria über sie, also daß ihr Sohn seine Hand auf sie legte; und alsbald verließ sie der Satan in Gestalt eines Jünglings, und da er die Stätte floh, sprach er: „Wehe mir! durch dich, Maria! und durch deinen Sohn!

Also ward jenes Weib geheilt von seiner Plage, und sie sah um sich. Als sie aber gewahrte ihre Nacktheit, erröthete sie, entzog sich der Menschen Anblick, und ging zu den Ihrigen; um sich zu kleiden, wie es Sitte, und erzählte ihren Vater weßmaßen ihre Heilung erfolgt sei. — Das waren aber vornehme Leute, und sie empfingen die Familie Jesu unter ihrem gastlichen Dache mit großer Verehrung.

Dergleichen Heilungen treten uns nun in rascher Folge eine ganze Reihe entgegen; so z. B. eine durch teuflische Ränke stumm gewordene Braut; ein aussätziges Mädchen und einen von gleichem Uebel heimgesuchten Prinzen. — Ferner befreite er einen, seines Weibes nicht froh werdenden jungen Ehemann von dem solches veranlassenden Zauber, und verschaffte einem Manne, der durch teuflische Macht in einen Maulesel verwandelt war, seine vorige Gestalt wieder. — Hierauf tritt abermals eine, aber noch viel merkwürdigere Räubergeschichte auf, als die ersterzählte. — Man lese, und staune: —

In einem Walde stößt die heilige Familie auf eine Rotte schlafender Räuber; nur zwei von ihnen stehen auf Wache, und weil diese sie frei ziehen lassen und ihre Collegen nicht wecken, spricht das kleine Windelkind Jesus zu seiner Mama:

„Nach dreißig Jahren, o Mutter, werden die Juden mich kreuzigen zu Jerusalem; und an dem Tage werden diese beiden Räuber mit mir zugleich ans Kreuz geschlagen werden; Titus, der eine, zu meiner Rechten, und Dumachus, der andere, zu meiner Linken, und an jenem Tage wird Titus mir vorangehen in das Paradies." — Wir enthalten uns hier billig jedes Comentars.

Darnach kommt die heilige Familie nach Memphis an den

Hof des Pharao, und verrichtet auch hier eine so große Anzahl der absurdesten Wunder, daß man wirklich nicht weiß, ob man mehr über die Dummheit oder die Frechheit des Verfassers erstaunen soll.

Nach drei Jahren kehrte Joseph und seine Familie in die Heimath zurück und nun nimmt eine ganze Reihe von Wunderthaten in Bethlehem wieder ihren Anfang.

Die Reihe eröffnet der Sohn eines Mannes, der zwei Frauen hatte. — Jede dieser Frauen hatte einen kranken Sohn. Aber weil die eine der Mütter nicht an die Heilkraft Jesu glaubte, so starb ihr Kind, während das andere genas. — Um sich für diese Bevorzugung zu rächen, stürzte die Ungläubige das geheilte Kind ihrer Nebenbuhlerin in einen glühenden Ofen, und dann in ein tiefes Wasser. — Es versteht sich aber ganz von selbst, daß ihr dieses nichts nützte; denn durch die Wunderkraft Jesu ging es aus aller solcher Gefahr unversehrt hervor, und die Thäterin wurde für ihr Verbrechen in einen tiefen Brunnen gestürzt. — Unter noch einer ganzen Reihe von ähnlichen Wunderthaten tritt uns namentlich folgende seltsame Fiction entgegen: Das Kind Jesus heilte auch den damals noch als Kind erkrankten, später als angeblicher Verräther so berüchtigt gewordenen Judas Ischarioth, obgleich derselbe, in seiner damaligen Raserei Jesus gerade an derselben Stelle gebissen, wo ihn später am Kreuz das Schwert des Römers durchbohrte. Es wäre wirklich interessant zu erfahren, wer dem Erzähler dieses Alles so genau mitgetheilt hat. —

Unter dieser und ähnlicher Beschäftigung war nun, nach unserem phantasiereichen Evangelisten, der Knabe Jesus 7 Jahre alt geworden, als er in Gesellschaft einer Anzahl munterer Gespielen gleichen Alters, in Töpfer-Thon zu arbeiten begann, indem man sich daraus allerlei Gethier: z. B. Esel, Stiere, Vögel u. dergl. formte. Des rühmte jeder sein Machwerk, und strich es vor denen der andern heraus.

Da begann nun der Knabe Jesus, und vermaß sich: ich werde meinen Figuren, die ich gemacht, nur einen Wink geben, und sogleich werden sie davon laufen. — Da lachten die andern, und einer von ihnen fragte: ob er vielleicht des lieben Hergotts Sohn wäre? — Da befahl Jesus seinen Figuren wie er verheißen, und sofort bewegten sich dieselben, und gingen und kamen, wie er es ihnen befahl, hüpften auch und sprangen, und einige flogen in die Luft. Und wenn er es ihnen befahl, standen sie still und nahmen Speise und Trank ganz wie lebendige Geschöpfe. — Des liefen die Knaben zu ihren Eltern und erzählten es denselben mit großer Verwunderung; und die Väter warnten ihre Kinder: „Hütet euch vor diesem, dieweil er ein Zauberer ist; flieht vielmehr vor ihm, und spielet nicht mit ihm;“ und von diesem Augenblicke an wurde der Knabe gemieden und fühlte sich sehr vereinsamt.

Und da er sich um dessentwillen Zeitvertreib suchte, so führte ihn sein Weg eines Tages in das Haus eines Färbers und sahe daselbst manche Haufen Zeug vorgerichtet, davon ein jedes in einer

andern Farbe gefärbt werden sollte. Der Knabe Jesus aber nahm es und warf es Alles in einen Kessel; als aber der Färber darüber sehr erschrak und das Zeug eilend daraus hervornahm, war doch ein jedes Stück in der von den Besitzern bestimmten Farbe zu schauen.

Zu dieser Zeit nahm Joseph seinen Knaben schon fleißig mit auf die Arbeit, da er allerlei Geräth zu fertigen wußte, ob sich's für den Zimmermann schickte oder nicht, als z. B. Mellgefäße, Siebe, Kästen aller Art, Thor und Thüren und was dem mehr war zu der Leute Gebrauch, und der Knabe folgte ihm überall hin und legte auch Hand mit an, denn so wie der Meister Joseph ein Stück von seiner Arbeit breiter, schmäler oder länger zu machen hatte, da streckte der kleine Jesus nur seine Hand nach dem Dinge aus, und sogleich war Alles gethan, so daß er kaum nöthig hatte etwas mit einer Kraft zu thun, wie er denn auch nicht sehr geschickt war in seinem Handwerk.

Eines Tages nun ließ ihn der König nach Jerusalem kommen, und sprach zu ihm: „Ich will, Meister Joseph, daß Du mir einen Thron baueſt nach dem Maße der Stelle, wo ich zu sitzen gewohnt bin.

Da ging der Meister alsobald ans Werk, und maß und handtirte in seiner Weise zwei Jahre lang in dem königlichen Palast, bis er mit seinem Werke zu Stande gekommen war. — Als er aber zum letzten schritt und den Thron an seine Stelle zu bringen kam, siehe, da merkte er zu seinem Schrecken, daß auf jeder Seite zwei Spannen von dem vorgeschriebenen Maße fehlten.

Als nun der König des inne ward, gerieth er in einen heftigen Zorn auf Joseph, worüber dieser so sehr erschrak, daß er eilends heim ging und sich ohne Speise zu nehmen ins Bett legte. — Da trat der Knabe Jesus zu ihm und fragte nach dem Grunde seiner Angst und Betrübniß? — des klagte ihm Joseph sein Mißgeschick, und daß er sich selber einen Pfuscher zu schelten habe. — Da ermahnte ihn der Knabe: nur guter Dinge zu sein, und lud ihn ein mitzukommen, er werde sogleich Alles in die rechte Verfassung bringen. — Da erhob sich Joseph alsofort, und beide gingen zusammen in den Palast und zu dem Throne. Da faßte Joseph an der einen, und Jesus an der andern Seite, und zogen Beide so kräftig sie konnten; und siehe der Thron gehorsamte und kam sogleich in das rechte Maß. — Als dieses Wunder die Umstehenden sahen, verwunderten sie sich sehr und priesen Gott. — (Wie genau aber der Evangelist von Allem unterrichtet war, ersieht man aus folgendem Zusatz:) Gefertigt aber ward dieser Thron aus jenem Holze, welches schon vorhanden gewesen zur Zeit Salomo's, des Sohnes David's; einem Holze nämlich, das innen und außen natürlich gezeichnet war mit mancherlei Gestalten und Figuren. —

Es scheint, als ob der Wunderknabe nicht Gehen und Stehen und weder Hand noch Fuß ausstrecken konnte, ohne Wunderwerke zu verrichten. Gleich nach Obigem z. B. treffen wir ihn wieder

unter Knaben, die ihn bei ihren Spielen zu ihrem Könige erwählen. Nun biß eine Schlange — wir erfahren nicht unter welcherlei näherer Veranlassung — einen der Knaben in die Hand, worauf sie flieht und sich verbirgt. Jesus zwingt sie aber sofort zurückzukehren, und dem Verletzten das Gift aus der Wunde zu saugen, worauf er sie verflucht, wodurch das Reptil dann furchtbar aufschwoll und zerplatzte.

Es folgen nun auch hier eine Reihe der bereits im vorigen Evangelium erzählten Wunder, dem sich dann schließlich Jesu Auftreten im Tempel als zwölfjähriger Knabe anreiht, worüber wir aber, außer Bekanntem, im 51. und 52. Capitel noch folgende merkwürdige Data empfangen:

„Und es war allda (im Tempel nämlich) ein weiser Mann, der wußte die Stellung und den Lauf der Sterne zu deuten, derselbe fragte den Knaben Jesus, ob er auch in der Sternkunde bewandert sei? — Da trat dieser ihm keck entgegen, und erklärte ihm die Zahl der Sphären und der Himmelskörper; ihr Wesen und ihre Verrichtungen den Gegenschein, Gedritten-, Gevierten- und Gesechsten-Schein; den Lauf und Rücklauf; die Berechnung, Vorbedeutung und so noch Anderes und Vieles, was noch keines Menschen Geist vor ihm jemals aufgespürt hat. —

Es war aber ferner unter den Männern im Tempel ein Gelehrter, in Heilkunde und Naturlehre überaus geschickt, derselbe trat nunmehr gegen den Knaben auf, und erkundete: ob er etwa auch in diesem Fache bewandert sei? — Derselbe bejahte die Frage, und des zum Erweise setzte er ihm sogleich auseinander das Physische und Metaphysische, das Hypnophysische und Hypophysische; dazu auch die Kräfte des Körpers, seine Säfte und deren Wirkungen; desgleichen die Menge der Krankheiten, so den Menschen heimsuchen; die Zahl der Knochen der Blutadern, der Pulsadern und Nerven; ferner die Temperamente, das warme und das trockene, das kalte und feuchte, und was davon herkommt; worin die Wirkungen der Seele auf den Körper bestehen, ihre Erregbarkeit und Kräfte; auch erklärte er das Vermögen zu reden, zu zürnen, zu begehren; endlich aber die Sammlung und Vertheilung und noch Manches, was keine Creatur und kein Verstand des Sterblichen bis dahin ergründet hat."

Da erhob sich der Weltweise, betete den Knaben Jesus als einen von Gott begnadeten an, und sprach: „O Herr! von nun an will ich dein Schüler sein und dein Knecht."

Im 53. und 54. Capitel finden wir Erzählungen, die identisch sind mit Lukas 2, Vers 48 bis 52, und 3, V. 21 bis 22. Matth. 3, 16—17, Marlus 1, 9—11 und Johannes 1, 32.

Das 55. Capitel enthält den Schluß, also lautend:

„Dieser ist es, den wir in Demuth anbeten, weil er uns Dasein und Leben geschenkt, und uns aus dem Schooße der Mutter ans Licht gebracht. Um unsertwillen hat er menschliche Gestalt angenommen, auf daß er uns erlöse und umgebe mit seiner ewigen Barmherzigkeit und Gnade, nach seiner Milde und Güte,

Großmüthigkeit und Wohlthätigkeit an uns offenbar werden lasse.

Ihm sei Ruhm und Preis und Macht und Herrschaft von nun an bis in alle Ewigkeit. Amen!

Der geneigte Leser wird mit uns zu gerechtem Bedauern wahrgenommen haben, daß die apokryphen Evangelien uns zwar des Inhalts eine Menge, aber durchaus wenig von historischem Werthe liefern, und somit nichts wesentlich Brauchbares zur Ausfüllung der historischen Lücke der Kinderjahre Jesu beitragen. — Dennoch darf dieser Reihe von Phantasiestücken für die Beurtheilung einer so außerordentlichen Persönlichkeit, wie Jesus, insofern Werth und Bedeutung nicht abgesprochen werden, als man mit erneuter Berechtigung daraus abnehmen darf, daß die wirklichen Lebensverhältnisse, die Persönlichkeit und Erscheinungen der frühesten Lebensjahre Jesu in Wirklichkeit nichts der Aufzeichnung Werthes dargeboten haben, daß vielmehr diese Periode, das Knabenalter, ebenso interesselos und deshalb unbeachtet verfloß, wie so viele tausend Andere, und daß man deshalb zur Phantasie seine Zuflucht nahm, um in der Apotheose jenes großen Religionsstifters auch jene Partie mit Ungeheuerlichkeiten auszuschmücken, ohne die sich, namentlich der Orientale, nun einmal keine göttlich inspirirte Persönlichkeit denken kann. —

Zum andern aber möge auch hier am Schluß der Jugendpartie noch einmal die Bemerkung Platz greifen, daß — ganz abgesehen von den unbeweisbaren Merkmalen der fabulösen Ausschmückung, die auch in den vier kanonischen Evangelien vorliegen, und die sich namentlich durch eine ganze Reihe von Widersprüchen documentiren: — das ganze Gemälde der Unzuverlässigkeit und der frivolsten Erfindung, uns erst recht ergreifend bei dem Ueberblick der vollständigen Evangeliensammlung entgegentritt und uns mahnt, zur größeren Ehre der gesunden Vernunft nicht ferner an dem fratzenhaft herausgeputzten Maskencostüm, an den phantastischen Unmöglichkeiten der wundersüchtigen jüdischen und griechischen Scribenten zu haften, von denen uns Niemand zu sagen weiß, wer die Herren waren, wo und wie sie lebten und wirkten, und welche Berechtigung sie für ihren angemaßten Beruf hatten.

Ehe wir indeß diese Abtheilung schließen, will ich auf einen, im Vorstehenden enthaltenen Moment aufmerksam machen, der, wie es mir deucht, einen Fingerzeig darbietet, für die oft aufgeworfene Frage: warum hat der weise Rabbi uns durchaus nichts Original-Handschriftliches hinterlassen? warum mußte uns Alles und Alles über ihn und seine Lehre nur von fremden unbekannten Autoren überkommen, von denen ihn wahrscheinlich auch nicht ein einziger persönlich gekannt hat? — Denn selbst die schwache Möglichkeit, daß unter dem Evangelisten Matthäus, der also genannte Jünger gemeint sein könne, schwindet bei dem Gedanken, daß alle die Jünger, die wir als Jesu Begleiter kennen lernen, aus niedern Ständen hervorgingen, bei denen die Kunst der Schrift, die damals nur noch wenigen Bevorzugten eigen war, nicht voraus-

geſetzt werden konnte, und ſelbſt dieſer Matthäus war bekanntlich vor ſeiner Berufung als Jünger, ein Zolleinnehmer, welcher damals ſehr verachtete Stand auf einen Schriftkundigen nicht mit Gewißheit ſchließen läßt. — Daß aber der Evangeliſt Johannes nicht, wie vielfach behauptet, mit dem Jünger gleiches Namens identiſch iſt, darüber ſind alle aufgeklärten Theologen einig.

Erinnern wir uns nun, was das Evangelium des Thomas über die verunglückten Unterrichtsverſuche des Jeſus erzählt, ſo iſt es, bei der eigenthümlichen Geiſtesrichtung deſſelben, gar nicht unmöglich, daß er die damals ſo hochgelehrte Rhetorik viel höher geachtet als die Schriftkunſt, und daß er alſo demnach, — um es einfach auszudrücken — gar nicht ſchreiben mochte, denn ſonſt würde uns, bei der minutiöſen Sorgfalt, mit der man uns ſein Thun und Laſſen ſchildert, doch wohl irgend einmal eine Andeutung darüber zugegangen ſein. Selbſt daß er etwas Geſchriebenes geleſen oder vorgeleſen, wird uns nirgend auch nur angedeutet. Ueberall und immer iſt er nur der hochbegabte Rhetor, der ſich allerdings vielfach auf die Schrift bezieht; aber bei ſeinem fleißigen Beſuchen der Schulen von Jugend auf und einem irgend guten Gedächtniß, ſtehen dem keine Schwierigkeiten entgegen. Wie viel das Chriſtenthum durch ſolchen Mangel an perſönlicher Schriftüberlieferung verloren hat, bedarf wohl kaum der Erinnerung, und deshalb ſchien uns oben erwähnte Hindeutung von weſentlicher Bedeutung, ohne ihr indeß ein größeres Recht als das der Hypotheſe zuzuſprechen. Auch bedarf es wohl kaum der Erinnerung, daß die Schreibekunſt, ob er im Beſitze derſelben geweſen oder nicht, ſeinem Werthe kein Jota ab- oder hinzuthun kann.

9.

Weiteres aus den Jugendjahren Jeſu.

Wir kehren jetzt noch einmal in den Tempel nach Jeruſalem zurück, und vernehmen hier, daß der Jüngling Jeſus nach beendeter Aufnahme-Feier in die Gemeinde, einen Vortrag hielt, und zwar über den Auszug des iſraelitiſchen Volks aus Aegypten, indem er namentlich die religiöſen Vorſchriften zum Gegenſtand ſeiner Abhandlung wählte, die man nach Geſetz und Tradition von jenem Ereigniß abzuleiten berechtigt zu ſein glaubt; ſo wie auch von den natürlichen Verpflichtungen, welche aus der unverkennbaren göttlichen Gnade für das Volk im Allgemeinen und für jeden Iſraeliten insbeſondere daraus hervorgingen.

Um nun ſchon jetzt auf die erſten Spuren ſeiner freien Geiſtesrichtung hinzuweiſen, verdient es hervorgehoben zu werden, daß er im Verfolge ſeines Vortrags die Bemerkung einfließen ließ, daß, wie löblich es auch ſei, eine würdige, feſtliche Erinnerungsfeier, für ein ſo außerordentliches Ereigniß eingeführt zu haben, er doch eine unnütze Uebertreibung darin finde,

daß man sich hiermit nicht habe genügen lassen, sondern besondere tägliche Gebete und sinnliche Erinnerungszeichen eingeführt wurde, um den Nachkommen jener Auswanderer fort und fort alltäglich, ja allstündlich vor Augen zu führen, was Gott einstmals für ihre Voreltern gethan; als wohin z. B. zu zählen die Schaufäden in den Ecken der Kleider; die ledernen Denkriemen, an denen bezügliche Citate aus den Gesetzrollen eingekapselt; desgleichen man auch an den Thürpfosten angebracht u. s. w. — Er meinte: schon die täglich vor Augen liegende Existenz der jüdischen Nation in dem ihr von den Propheten verheißenen Lande, sei der deutlichste Erweis der göttlichen Huld und somit könne — abgesehen von der außerordentlichen Festfeier — ohnehin eine lebendige Erinnerung an jenes Ereigniß, auch ohne jene Satzungen, niemals in den Herzen der Israeliten erlöschen, und die sinnlichen Erinnerungs-Merkmale — meinte er — seien somit überflüssig.

Eine solche oppositionelle Bemerkung in dem Munde eines 13jährigen Knaben erregte natürlich ein ungewöhnliches Aufsehen, und es drängten sich Hörer von allen Seiten heran, um dem kühnen Jüngling ins Auge zu sehn.

Die Rabbinen aber steckten die Köpfe zusammen, und einer der ältern winkte Jesus zu sich heran, belobte zwar seine Beredsamkeit, beklagte aber die in so jugendlichem Gemüthe aufgestiegenen Zweifel an der Zweckmäßigkeit so heiliger, von Gott selbst angeordneter Gebräuche und strafte die Kühnheit Jesu mit der Bemerkung, daß nur Aberwitz und Vermessenheit sich anmaßen könnten, daran zu rütteln.

Jesus war über die Heftigkeit des Rabbinen sehr bestützt, und wendete begütigend dagegen ein, daß er seine Gedanken ja doch nur in der bescheidenen Form von Fragen oder Meinungen eingekleidet, und einige Anwesende bemerkten, daß dem allerdings so sei, und daß dieses dem Gebrauche nach vollkommen gestattet wäre.

„Aber solche Fragen (Pilpul) müssen in den Grenzen des Anstandes bleiben" erwiderte der Rabbi. — „Die Formen der Gesetzauslegung darf man besprechen, aber die Grundlagen unserer heiligen Gesetzbücher dürfen nicht durch öffentlich ausgesprochene Zweifel in Frage gestellt werden." —

Unter den Rabbinen machte sich eine große Aufregung bemerkbar; sie traten zu einer Gruppe zusammen, und dieser nahte sich Jesus, bittend: wenn er etwa durch seine Bemerkungen gegen den Anstand gefehlt, und ihren Unwillen erregt habe, man dieses seiner Unkenntniß zu Gute halten, und ihm verzeihen möge.

„Nicht an uns ist es, Dir zu verzeihen — erwiderte einer der Angeredeten, — sondern dieses ist Gottes Sache. Flehe zu ihm, daß er Dich den rechten Weg führe und vor Straucheln und Fallen bewahre. Gedenke auch des Propheten Hosea, der da spricht (Cap. 14, V. 10) „Gerade sind die Wege des Herrn, darauf die Gerechten wandeln, und nur Sünder straucheln darauf." —

Solche strenge Rede gefiel einem Dritten nicht, und er ver-

wies dem Rügenden dieſelbe mit den Worten: — „des Knaben Rede erweiſt, daß er mit Ernſt über unſere heiligen Lehren und Geſetze nachgedacht. Iſt er im Irrthum, ſo ziemt es uns, ihn zu belehren, nicht aber zu ſchelten. — Komm her Knabe!“ Jeſus trat zu ihm heran, und jener fuhr fort: „Du ſcheinſt in der Geſchichte unſres Volkes wohl bewandert zu ſein, — ich werde Dich an Verſchiedenes erinnern: und nun examinirte er ihn über mancherlei Data, leitete ihn ſo allmälig auf den berührten Gegenſtand ſeines Zweifels und erwies ihm nach ſeiner Weiſe die Nothwendigkeit jener Erinnerungszeichen, worauf er mit der Frage ſchloß: „Erkennſt Du nun, wie unbegründet Deine Zweifel waren?“ —

„Ich werde mich beſtreben, dem Geſetze getreu zu wandeln“, beendete Jeſus dieſe widerwärtige Unterhaltung, der ſein Vater mit Furcht und Staunen zugehört hatte, und Beide entfernten ſich darauf.

„Ein geſcheiter Knabe, — aus dem etwas werden kann!“ meinte ein Rabbi, der ihm verwundert nachſah. —

Wenn wir nun ſoeben aus dem Vortrage des Knaben Jeſus die erſten zarten Knospen des Zweifels ſich ſchüchtern zu Tage drängen ſehn, ſo liegt der Gedanke nahe, ob dieſer Zweifel unmittelbar in der Seele des Knaben, aus eignem Ringen der Vernunft nach Licht und Wahrheit entſtanden ſei, oder aber ob das Samenkorn, das hier ſeine erſten Keime trieb, von außen herbei geführt worden ſei? und da iſt denn, um zu einem rechten Verſtändniß des großen tragiſchen Ereigniſſes, deſſen Folgen in alle Ewigkeit hinaus ragen — zu gelangen — mancherlei zu erwägen nothwendig. — Zuvörderſt lenken wir den Blick auf die mancherlei traurigen Begebenheiten, die das jüdiſche Volk, trotz ihrer angeblichen Auserwähltheit zu erdulden hatte, und da iſt es denn nicht zu verwundern, daß man in Prieſterkreiſen die Urſache dem Zorne Gottes, über die vielfältige Mißachtung ſeiner den Juden durch Moſes gegebenen Geſetze beimaß. — In dieſem Sinne wurde nun das Volk fort und fort von dem orthodoxen Prieſterthum bearbeitet, und ſomit die todte, ceremonielle Werkheiligkeit zu einer dermaßen Wichtigkeit erhoben, und der Tugend und Frömmigkeit gleich, ja vielfach noch über dieſelbe geſtellt, daß einem irgend geſunden Geiſte wohl ein Ekel vor dergleichen Albernheiten überkommen konnte, zumal wenn wir in Parallele hiermit den Umſtand hervorheben, daß ſich die Allgewalt der griechiſchen Philoſophie ſchon längſt nicht hatte abhalten laſſen, die ſtarren Abgrenzungen der jüdiſchen Orthodoxie zu durchdringen; und wenn wir den talmudiſchen Notizen Glauben ſchenken dürfen, ſo waren nicht nur die ariſtokratiſchen Saducäer von den Lehren des Epicur angeſteckt, ſondern ſelbſt die Phariſäer hatten einzeln aus dem Gedankenſchatze des Pythagoras genaſcht, ohne ſich indeß gerade zu deſſen Lehren zu bekennen, während die Eſſäer mehr das Gepräge der ernſten Stoiker an ſich trugen; und da nun der Charakter der Juden ſich ohnehin von Natur aus der Speculation,

dem Ueberſinnlichen zuneigt, ſo kann es kein Wunder nehmen, wenn das meiſt rein auf materielle Albernheiten hinauslaufende Ceremonial-Geſetz, mehr und mehr immer von bevorzugten Köpfen einer Kritik der geſunden Vernunft unterzogen wurde; und ſo entſtanden ſogenannte Gelehrtenſchulen, in denen die verſchiedenſten Anſichten vertreten waren, und deren öffentliche Disputationen das allgemeinſte Intereſſe erregten. — Wie ſchon erwähnt, traten auch einzelne Gelehrte vor Jeſus Zeiten im reformatoriſchen Sinne auf, und unter ihnen glänzte vorzüglich der Rabbi Hillel, der eine eigene Schule bildete, und der eben ſo ſehr durch ſeine Sanftmuth und Friedfertigkeit als durch ſeine tiefe Gelehrſamkeit berühmt war. Es iſt aber mit ziemlicher Sicherheit nachzuweiſen, daß Jeſus von ſeinem 13ten bis zu ſeinem 19ten Jahre die Schule dieſes Weiſen benutzte; und einer ſeiner fleißigſten und aufmerkſamſten Schüler war. — Es gab dergleichen Schulen, wie geſagt, mehrere, und ihre Sitzungen fanden meiſt in einem der Nebenſäle des Tempels ſtatt.

Die Einrichtung einer ſolchen Schule war folgendermaßen: Das Oberhaupt derſelben, der Rabbi, ſaß auf dem Lehrſeſſel, zu beiden Seiten neben ihm die Unterlehrer, Chaberim genannt, ebenfalls auf Seſſeln. Vor ihnen auf der flachen Erde, auf Teppichen ſaßen die Schüler oder Jünger. Gegenſtand der Unterhaltung war irgend ein Lehrſatz der heiligen Schrift, oder auch ein vorher bedachtes und ausgearbeitetes, eigens gewähltes Thema, das dann nach allen Seiten Erläuterung fand. — Der Geſährten Sache war es, Einwendungen aus Vernunftgründen oder vermittelſt Parallelſtellen der Schrift dagegen zu machen. Die Schüler hatten nur zu fragen. Schriftliches wurde über dieſen Unterricht nicht abgefaßt. Es waren eben Verſtandesübungen, denen keine weitere Folge zu geben, als nur die Uebung im Denken. —

In einer ſolchen Schule ſaß denn nun Jeſus auf ſeinem Teppich im Kreiſe anderer Jünglinge, manche Stunde und manchen Tag, von denen die Evangelien nichts wiſſen, denn ſein Geiſt konnte ſich eben ſo wenig wie der irgend eines andern Sterblichen dem Naturgeſetze der allmäligen Entwicklung, des Erblühens und Reifens, des Irrthums und der Belehrung von Anderen entziehen. —

Um nun den Leſer im Voraus auf den wichtigen Standpunkt des Vertrauens zu den jetzt folgenden Specialitäten zu ſtellen, ſo möge hier vorweg bemerkt werden, daß die, für den bisher nicht beſprochenen Theil des Lebens Jeſu benutzten Quellen theils in den gar nicht zu verachtenden Apokryphen, theils in talmudiſchen Büchern und Schriften zu ſuchen ſind, und mit Dank entgegen genommen werden müſſen, da es doch bisher wirklich eine nur zu betrübende Unvollſtändigkeit in der Lebensgeſchichte eines ſo großen Mannes zu nennen war, daß man aus der rechten Entwicklungszeit des Jünglings, vom 13ten bis zum 31ſten, alſo faſt 18 Jahre nichts erfuhr, ſo daß man ihn gleichſam als einen

Verschollenen zu betrachten hatte, der später, wie aus der Pistole geschossen, plötzlich wieder auftaucht, und mit einer Geistesglorie in die Geschichte der Menschheit eintritt und eingreift, die ihres gleichen nicht hat und vielleicht niemals haben wird. — Freilich sind auch die uns zu Gebote stehenden Data aus jenen 18 Jahren einer solchen erhabenen Erscheinung gegenüber dürftig genug, aber man muß sich genügen lassen, und bedenken, daß die Persönlichkeit Jesu in der be reffenden Jünglings-Periode noch viel zu wenig Aufsehen erregte, als daß man die zukünftige Größe und eine darauf basirte Geschichtswürdigkeit in ihm ahnen konnte. —

Was die bürgerliche Situation der Josephschen Familie zur Zeit jener Jerusalem-Scene und weiterhin betrifft; — so war das Geschäft des Vaters, wenn gleichwohl — wie schon erwähnt, — der Holzarbeit im Allgemeinen gewidmet, doch für diesen persönlich fast nur Zimmermanns-Arbeit. Dem Sohne, Jesus, (oder vielmehr Jeschua) aber, obgleich dem Gewerbe des Vaters folgend, sagte jene gröbere Arbeit nicht zu, und er legte sich daher mit besonderem Fleiße auf die, mehr Geschicklichkeit erfordernde feinere Tischlerarbeit, und wußte er sich in diesem Fache eine derartige außerordentliche Geschicklichkeit anzueignen, daß der Ruhm seiner Arbeit sich bis nach Jerusalem erstreckte, und auf diesem Centralpunkte des raffinirten Geschmacks einen guten Ruf hatte. — Es bot sich hierbei die dem jungen Künstler willkommene Veranlassung dar, vielfach in Jerusalem Aufenthalt nehmen zu müssen, und dadurch zugleich die fleißig benutzte Gelegenheit, den öffentlichen Religions-Vorträgen der Rabbinen beizuwohnen.

Es konnte nun auf die Dauer nicht unterbleiben, daß sich einem so hellen Kopfe, aus Allem was er sah und hörte, die unabweisbare Ueberzeugung aufdrängte, es sei die ursprüngliche Religion der jüdischen Urvoreltern im Laufe der Jahre mächtig in Verfall gekommen, so daß der lebendige Geist daraus entwichen, und fast nur das knöcherne Gerüst nachgeblieben war, an dem nun die Rabbinen Tag für Tag herumnagten, daher erschien es dem Jesus schon gleich ursprünglich ein segensreiches Werk, den Geist der alten Propheten und Dichter auf's Neue im Judenthum zu Ehren zu bringen, und zwar dieses um so mehr, als sich ihm die politische Ueberzeugung aufdrängte, daß ein so kleines Volk, ringsum von großen und mächtigen Nachbar-Völkern umgeben, sich nur durch eine geläuterte Gotterkenntniß dauernd über sie erheben könne.

Jesus war nun aber in Wahrheit nicht darnach angethan, diese seine Ansichten ängstlich zu verhehlen, vielmehr benutzte er die Redefreiheit der israelitischen Schulen dazu, sich gelegentlich in kleineren oder größeren Vorträgen, in Fragen und Erörterungen im Sinne jener Wahrnehmung freimüthig auszusprechen, wobei es denn nicht unterbleiben konnte, daß er zu Zeiten bittere Repliken, Vorwürfe und Verweise einzustecken bekam, da natürlich die notabeln Autoritäten unter den jüdischen Priestern dergleichen

Rechheit eines jungen Handwerkers nicht acceptiren zu dürfen glaubten.

Besonders hinderlich war unserm jungen angehenden Gelehrten sein galiläischer Dialekt, der wahrscheinlich durch den häufigen Verkehr mit den fremden Nachbarländern, gegenüber dem reinen Hebräisch der Jerusalemiten so corrumpirt erschien, daß letzteren manches, von einem Galiläer Gesprochene, völlig unverständlich erschien. — Der Talmud enthält in dieser Beziehung folgende hübsche Anekdote: Ein Galiläer, den der Handel nach Jerusalem geführt hatte, rief dort in den Gassen sein „Amar lema-an!“ („wer will was kaufen?“) aus, und Spaßvögel fragten ihn, da er amar wie chamar ausgesprochen: — was hast Du denn: einen Esel zum Reiten, Wolle zur Bekleidung oder Wein zum Trinken? — (Chamor lemirkav? amar lemalbuch oder chamar lemischti?). Auch Petrus verrieth sich bekanntlich später, bei der Gefangennahme Jesu, durch seinen Dialekt. — Jesus aber, mit seinem eisernen Willen wußte sich bald von diesem Makel frei zu machen und in dieser Hinsicht den besten Jerusalemiten gleich zu stellen.

Der weise, tugendhafte und hochgelehrte Rabbi Hillel starb leider bald nach der eben eingeleiteten Lebensperiode Jesu, aber sein Sohn Simeon trat ganz in die Fußtapfen des edlen Vaters, und da er längst für den genialen Jüngling Jesu eine innige Zuneigung hegte, und beide engverbundene Freunde waren, so ernannte der junge Hillel seinen Freund recht bald zum Beisitzer.

Als solcher hatte Jesus schon bedeutenden Einfluß gewonnen. Er durfte bei Urtheilen seine Stimme abgeben, und überall als öffentlicher Lehrer auftreten, aber noch keine besondere Schule errichten, doch war es andern Lehrern erlaubt, seine Gedanken und Grundsätze, wenn sie Beifall gefunden, weiter zu verbreiten.

Zur Zeit, als sich dieses begab, mochte Jesus etwa im 18ten Lebensjahre stehn, und die Secte der Pharisäer prunkte eben in dieser Periode beim Volke im höchsten Ansehen. Der geistliche Hochmuth und die äußere Scheinheiligkeit wurde auch von dieser verschrobenen Priesterkaste dermaßen zur Schau getragen, daß Manche auf der Gasse nur mit halbgeöffneten zum Himmel erhobenen Augen einher gingen, so daß sie von losen Vögeln ihres absonderlichen Gebahrens halber allerlei Spottnamen erhielten. — Sie lehrten das Volk, daß ein Rabbi als das directe Organ der Gottheit zu betrachten sei, deshalb ein von einem solchen gesprochenes Wort, dem Worte Gottes völlig gleich komme. Deshalb waren nach ihnen die Unmasse von Ceremonien und Gebräuchen, die sie dem Volke auferlegten, unmittelbare Gebote Gottes, und wer gegen sie redete oder stritt, der stritt gegen die Gottheit; wer über die schwierige Ausübung aller der, meist widersinnigen Gesetze murrte, der empörte sich gegen Gott. So lehrten es die Pharisäer, und das dumme Volk glaubte es und gehorchte.

Jesus aber war kein solcher todter Nachbeter und sklavisch

Gehorchender, sondern er war ein freier Denker, und enthielt sich schon in diesen Tagen nicht, das Volk bei jeder Gelegenheit über die unbegründete Anmaßung der Rabbinen zu belehren, und nur die in den Gesetzen der heiligen Schriften enthaltenen Pflichten als verbindlich zu bezeichnen. — Ganz vorzüglich eiferte er gegen einen Rabbi Honiah, der die Anmaßung so weit trieb, daß er sich eines besondern Einflusses auf den Willen und die Beschlüsse Gottes rühmte, so daß ihm selbst Regen oder Dürre zu veranlassen gegeben sei; wogegen sich denn doch aber auch andere Rabbinen auflehnten, und Jesus benutzte diese Thatsache lebhaft als geistige Waffe, indem er darauf hinwies, daß, wenn selbst die angeblich göttlichen Autoritäten sich untereinander gegenseitig bekämpften und ihre angemaßte Würde bestritten, wie viel weniger könne sie dann dem Volk gegenüber aufrecht erhalten werden.

Wer den zu allen Zeiten und unter allen Völkern sich gleich bleibenden unauslöschlichen Glaubenseifer und Glaubenszorn religiöser Obscuranten erwägt, wird leicht ermessen können, welch' giftgeschwellten Haß die Rabbiner schon damals auf den kühnen Jüngling warfen, und von ihnen vorzugsweise die zur Secte der Pharisäer gehörenden aufgeblähten, und vom Hochmuthsteufel besessenen Vorsitzenden der von Jesus so hart angegriffenen jüdisch-orthodoxen Schule. Jedoch stand unser junger Gelehrter mit seinen geläuterten Glaubens-Ansichten keineswegs allein und verlassen da. Er hatte selbst unter den Rabbinen zahlreiche Gesinnungsgenossen, und stand mit einigen wenigen von ihnen sogar in einem innigen Freundschaftsverhältniß.

Als eine den Charakter Jesu schon früh bezeichnende Eigenthümlichkeit verdient erwähnt zu werden, daß er sich niemals einer der früher genannten Schulen effectiv anschloß, und zwar, weil ihm keine von allen vollkommen zusagte, indem er in keiner die Gesetze und Lehren der Vernunft völlig rein ausgeprägt fand. Es leidet jedoch keinen Zweifel und ist von Zeitgenossen genügend bestätigt, daß er sich vorzugsweise der Genossenschaft der Essäer zuneigte, und die Gelegenheit benutzte, sich mit würdigen Männern dieser Gesellschaft über die höchsten Interessen der Menschheit zu unterhalten. Auch erlangte er ohne Mühe die Vergünstigung, den Versammlungen der Gesellschaft beizuwohnen, schon zu der Zeit, als er noch nicht einmal Novize derselben war. — Die schöne lautere Moral, die die Lehren der Essäer für jeden denkenden Geist so äußerst anziehend macht, konnte nicht verfehlen, auf einen so gediegenen Geist wie Jesus den vortheilhaftesten Eindruck zu machen, was ihn jedoch nicht abhielt, die, Eingangs z. B. erwähnten Absurditäten, die einzeln sogar den natürlichen Bedürfnissen des Menschen widersprechen, zu verwerfen, und sicher hat der freimüthige Jüngling mit dieser Ansicht nicht hintangehalten. — Möglich, daß ihn jene Schattenseiten der Gesellschaft abhielten, ein wirkliches Mitglied der Essäer-Gesellschaft zu werden; möglich aber auch, daß ein in diesen

Kreisen im Stillen längst vorbereiteter Plan zu einer Reformation des Judenthums eine freie Stellung des genialen jungen Gelehrten für zweckmäßiger erachten ließ, um sein Wirken überall hin ungehemmter ausdehnen zu können: Gewiß aber ist, daß — wie gesagt — Jesus, unerachtet seiner innigen Befreundung und fortgesetzten Verbindung mit den Essäern, niemals effectiv in ihren Bund aufgenommen wurde.

Da sowohl die weltlichen, als auch die geistigen Interessen sich für Jesus in Jerusalem concentrirten, so nahm er hier bald seinen Wohnsitz, und besuchte nur von Zeit zu Zeit seine Familie in Nazareth. Für den Erwerb seines Lebensunterhalts lag er auch jetzt noch und manche Jahre später dem Tischlerhandwerk ob, jedoch hinderte dies nicht, seinen Ruf als ausgezeichneten Lehrer und Prediger nach allen Richtungen hin zu verbreiten und von allen Seiten, wenn auch meist im Stillen, und von Manchem nicht ohne Bangen — wurde ihm als solchen Lob und Anerkennung gezollt.

Sein Pflegevater, der edle und großmüthige Joseph, schon zur Zeit seiner Verehelichung ziemlich betagt, war im Laufe der Jahre schwach und kränklich geworden, und während eines seiner Besuche in Nazareth hatte Jesus die schmerzliche Pflicht zu erfüllen, diesen treuen Pfleger und Ehrenretter der unglücklichen Mirjam, zu Grabe zu geleiten. — Seiner weinenden Mutter war er ein sanfter liebevoller Tröster, indem er ihr seine kleinen Ersparnisse in den Schooß warf, und die erforderlichen Anordnungen traf, für den künftigen Lebensunterhalt seiner Mutter und seiner jüngern Geschwister zu sorgen. — Gewiß — und es sei hier ausdrücklich wiederholt: Jesus war kein hartherziger und liebloser Sohn; das berüchtig'e: „Weib was habe ich mit Dir zu schaffen?" — ist ganz bestimmt niemals über seine Lippen gekommen, und verantworten mag es der leichtsinnige Biograph, der den großen Weisen dadurch zu ehren glaubte, daß er ihn sich von allen irdischen Banden frei machen, und nur als dem Himmel und dem Reiche der höheren Geister angehörig erscheinen lassen wollte.

Leicht erachten läßt es sich bei einem so außerordentlich begabten Geist, daß ihm das freiwillig erwählte — oder vielmehr eigentlich von seinem Genius ihm aufgedrungene Lehramt mehr zusagte, als das trockne Handwerk, aber: — „das Eine thun und das Andere nicht lassen," hieß es auch bei Jesus, und der Philosoph weiß sich in solche Situationen des Lebens leicht zu finden, indem er dem Naturgesetze gerecht wird, daß man erst leben muß, ehe man lernen, lehren und überhaupt geistig genießen und sich mittheilen kann. — So kehrte Jesus denn auch jetzt ganz in das frühere Verhältniß zurück, indem er namentlich jede freie Zeit dazu verwendete an religiösen Discussionen Theil zu nehmen. — Auch jetzt war es noch der schon erwähnte befreundete Rabbi Simeon, der Sohn des Hillel und Vater des, als Lehrer des Apostel Paulus berühmt

gewordene, Rabbi Gamaliel — deſſen Schule er vorzugsweiſe beſuchte. —

Eines Tages, nachdem Jeſus einen ſeiner beliebten und bewunderten Vorträge gehalten, trat Simeon zu ihm mit folgender Anrede heran:

„Jeſus! — Sohn des Joſeph von Nazareth! — durch Deine Reden und Deine tiefbegründenden Lehren haſt Du Dir die Achtung und höchſte Anerkennung erworben. — Deine unverkennbaren Geiſtesgaben ſichern Dir eine vielverſprechende Zukunft. — Zwar haſt Du Dich mit Deinen Lehren und Vorträgen in eine unverkennbare Oppoſition zu den Lehren und Anſichten unſerer Väter geſetzt, und es konnte Dir daher eine vielfache und vielſeitige Anfeindung nicht entgehen; ich meine aber, daß dieſes eine reine Gewiſſensſache iſt, worüber ſich Jeder mit Gott und mit ſeinem eigenen Gewiſſen abzufinden hat. — Somit gebe ich nun dem allgemeinen Wunſche Gehör, indem ich Dich hiermit Kraft meines Amtes zum Rabbi ernenne, auf daß Du Deine Lehre und Dein Syſtem ſelbſtſtändig vorzutragen und Dir eine eigene Schule zu bilden berechtigt ſein mögeſt. — Fahre fort in der Forſchung und Erkenntniß unſerer heiligen Geſetzbücher und werde ein würdiger Nachfolger der Weiſeſten und Beſten unſres Volks. — Tritt näher, Rabbi! (ihm beide Hände auf's Haupt legend) ich ſegne Dich im Namen des einigen Gottes, und bürge Dir, daß Du wirſt groß und weiſe werden in Iſrael. — Gott ſegne und behüte Dich auf Deinen ferneren Lebenswegen!“

Dieſer feierliche Actus, der ungefähr einer Doctor-Promotion in unſerer Zeit gleich kommt — war entſcheidend für das ganze zukünftige Leben und Wirken Jeſu, barg aber auch den Keim zu jenem unheilvollen Criminal-Proceß, der ihm das Leben koſtete und folgerecht zu alle den daraus erſprießenden Völkerſchickſalen, ja der Umgeſtaltung faſt der ganzen bewohnten Welt in ſich; — denn Jeſus hatte nun die Berechtigung, einen Kreis von eigenen Schülern um ſich zu verſammeln, eine eigene Schule zu begründen, und wir werden bald ſehen, welchen umfaſſenden Gebrauch er davon machte, und wie er das Ideal einer Reformation des ſchmälig verkommenen Judenthums anſtrebte, indem er nicht nur namentlich einen tugendhaften Lebenswandel über die todte Ceremonialheiligkeit und Maulheiligkeit erhob, ſondern auch dem großen, unter vorliegenden Verhältniſſen aber kühnen und verwegenen Gedanken Worte gab, daß das Volk der Juden keineswegs das allein auserwählte und bevorzugte zu nennen, und der Gedanke eines National-Gottes ein Unſinn ſei, indem alle Völker der Erde gleiche Anrechte an einen geläuterten Offenbarungsglauben hätten, den zu verbreiten, und die todten nichtsſagenden jüdiſchen Religions-Satzungen ſowohl als auch die heidniſchen Götzenbilder zu ſtürzen, fortan mit Anwendung aller ſeiner Kräfte die Aufgabe ſeines Lebens ſein werde. Ein ſo kühner Feuergeiſt wie der ſeine, blieb nämlich nicht lange bei dem ur-

ſprünglichen Gedanken einer einfachen Läuterung und der Reformation des Judenthums ſtehn; ſondern bald ſchon nach den erſten Schritten auf dieſer abſchüſſigen Bahn, brach er die Brücke hinter ſich ab, und an eine Rückkehr war von da an nicht mehr zu denken.

Wenn er nun gleichwohl es nicht wagte, dieſen großen Gedanken ſchon jetzt in ſeinen Lehrvorträgen unumwunden vor Jedermann auszuſprechen, ſo theilte er doch ſeinen Plan in vertrauten Geſprächen ſeinen beſten und redlichſten Freunden unter den Eſſäern mit, und dieſe, an Jahren und praktiſcher Erfahrung älter und gewiegter wie er, verhehlten ihm die Nothwendigkeit einer umfaſſenderen und vielſeitigern Bildung nicht, als ſie ihm Jeruſalem und die ſelbſt in Wahn und Irrthum vielfältig beſangenen jüdiſchen Geſetzbücher bieten konnten. — Sie riethen ihm daher, den Centralpunkt griechiſcher Bildung in Kunſt und Wiſſenſchaft, Alexandria, zu beſuchen, und ſich namentlich mit den philoſophiſchen Syſtemen der dortigen Weltweiſen bekannt zu machen, bevor er ſeine große Miſſion beginne; und Jeſus entſprach dieſer Aufforderung mit um ſo größerer Bereitwilligkeit, da mehre ihm befreundete Rabbi's denſelben Schritt gethan.

10.

Jeſu Aufenthalt in Alexandrien und Ferneres.

Die Stadt Alexandrien, ſogenannt von dem Erbauer, Alexander dem Großen, iſt noch heute wie zu allen Zeiten, eine Zierde Egyptens, und glänzte ſchon zu den Zeiten Jeſu durch ihre Muſeen, Bibliotheken, Denkmäler und vor allen durch die Namen berühmter Philoſophen, wie z. B. eines Ariſtoteles, Pythagoras, Epicur, Philo, und vor allem des erhabenen Plato, Männer, die ihrer Zeit von den egyptiſchen Königen herangezogen, geehrt und befördert, zur Tafel eingeladen wurden, um die weltlichen Herrſcher durch die Beherrſcher der geiſtigen Reiche in ſinnigen Geſprächen über tiefphiloſophiſche Themata zu vergnügen und zu veredeln.

Es war gleicherweiſe in jener Zeit nichts Ungewöhnliches, daß ſich ausgezeichnete jüdiſche Rabbiner zu den Wohnplätzen griechiſcher und egyptiſcher Philoſophen begaben, ihre Schulen beſuchten und ſich den Forſchungen ihrer Lehrſätze mit ganzer Seele hingaben. — Unter ihnen ragt vor Allem der ſchon genannte jüdiſche Rabbi Philo hervor. Er war ganz Jude, aber auch zugleich Denker, und glaubte durch freie Forſchung dahin gekommen zu ſein, die jüdiſchen überſinnlichen Offenbarungen durch allegoriſche Deutung mit den Reſultaten griechiſch philoſophiſcher Forſchung in Harmonie bringen zu können. In den Schriften dieſes großen Denkers finden ſich viele Lehrſätze, namentlich über das

Weſen Gottes, die wir ſpäter im Evangelium Johannes, das viel ſpäter geſchrieben wurde — wieder antreffen. — So z. B. ſpricht er von dem Logos, dem Abbild des göttlichen Gedankens, als dem älteſten und erſtgeborenen Sohn Gottes, wogegen er die ſichtbare Welt als den jüngern Sohn Gottes betrachtet. Auch führt er in einer umfaſſenden Darlegung den Gedanken durch: Gott als Vater, und die Weisheit als Mutter des göttlichen Worts zu betrachten u. ſ. w.

Warum ich dieſes anführe, wird man gleich ſehen. — Philo — deſſen urſprünglicher hebräiſcher Name Jedidja war, — lebte noch im 40. Jahre unſerer Zeitrechnung, was man daher weiß, weil er in Angelegenheit des jüdiſchen Staats zum Kaiſer Cajus Caligula nach Rom entſandt wurde. Da Jeſus nun im Beginn der dreißiger Jahre ſtarb, und im Laufe der Zwanziger Alexandria beſuchte, wo er mit Philo zuſammentraf, ſo darf man annehmen, daß letzterer eben in jenen Tagen im Vollgenuß geiſtiger und körperlicher Reife ſtand. Welche Folgen dieſes tägliche Zuſammenleben mit einem ſo gereiften Weiſen und tiefen Denker wie Philo hatte, darüber fehlen uns allerdings die geſchichtlichen Specialitäten, aber aus dem Gedankengange der ſpäteren öffentlichen Reden und Lehren Jeſu läßt ſich ein ſicherer Schluß auf den geiſtigen Gewinn machen, den er durch ſeinen Umgang mit griechiſchen Philoſophen überhaupt, wie insbeſondere mit ſeinem Freund Philo davontrug.

Es iſt mit ziemlicher Gewißheit nachzuweiſen, daß Jeſus den Aufenthalt in Alexandrien zugleich dazu benutzte, ſich mit der griechiſchen Sprache bekannt zu machen, um dadurch befähigt zu ſein, den Geiſt der griechiſchen Philoſophie durch Wort und Schrift in ſich aufzunehmen, wie er denn dort auch die jüdiſchen Offenbarungsſchriften in griechiſcher Sprache verſand, und wir dürfen — ohne dem Vorwurf der Phantaſtik zu verfallen, uns im Geiſte die beiden Weiſen, Philo und Jeſus, vorſtellen, wie ſie im ſtillen, vertraulichen Zimmer vereint über Manuſkripte der jüdiſchen Vorwelt brüteten.

Neben dieſen philoſophiſchen Studien haben wir auch noch der für das Wohl der Menſchheit ſo hochwichtigen körperlichen Heilkunſt zu erwähnen, für die ein beſonderes Intereſſe zu empfinden ſich kein denkender Geiſt, und vor allen ein Philantrop in höchſter Potenz, wie Jeſus, entſchlagen kann. — Hatte er durch den Umgang mit den, dieſer Kunſt ſehr vertrauten Therapeuten — (eine beſondere Elite der Eſſäer) in der Heimath ſchon einen guten Grund gelegt, ſo fand er in Alexandrien die ſchönſte Gelegenheit, durch die dort anweſenden berühmteſten Aerzte jener Zeit ſeine Kenntniſſe über Krankenheilung zu vervollkommnen, und namentlich mancherlei ſpecifiſche Mittel gegen Krankheiten kennen zu lernen, die in ſeiner Heimath noch unbekannt waren, wohinzu dann vielleicht hier zuerſt noch die Entdeckung jener ſubjectiven Heilkraft trat, von welcher Spuren ſchon im grauеſten Alterthum, z. B. in den Eleuſiſchen Geheimniſſen, dem Orakel zu Delphi u. ſ. w.

vorhanden waren; die in unsern Tagen wieder aufgefunden, den Namen Magnetismus bekam, und dessen Wirkungen bekanntlich eben so wenig wegzuleugnen sind, als sie für den nicht damit Bekannten als ein Zauberwerk, oder, um uns dem damaligen Begriffsvermögen zu accomodiren, als ein Wunderwerk erscheinen, wie alle Wirkungen, denen man kein bekanntes Naturgesetz als Ursache zu imputiren weiß. Die Chemie und Physik war nemlich schon damals in Alexandrien bedeutend vertreten, und in jenen Tagen überhaupt, mehr als jetzt unter den abendländischen Völkern, mit der Heilkunst eng verknüpft. Daß Jesus nebenbei zu den wenig Bevorzugten gehörte, denen die Natur eine besondere magnetische Heilkraft in die Centralnerven der manuellen Nervenausläufe (den Händen) legte — wie solche auch jetzt noch vielfach vorkommen, habe ich schon beiläufig erwähnt, und erweisen seine spätern vielfachen Krankenheilungen, die — wenn auch sicher nicht in der Uebertreibung der biographischen Aufzeichnungen, doch — ohne Constatirung irgend welchen Wunders — gewiß nicht aller Wirklichkeit bar sind.

Beiläufigen Andeutungen zufolge scheint diese interessante Episode in dem Leben des berühmtesten aller Sterblichen etwa in seinem 28ten Lebensjahre ihren Abschluß durch die Rückkehr nach Jerusalem gefunden zu haben, um nunmehr dort, auf dem eigentlichen Schauplatz seiner wundersamen Schicksale, ausgerüstet mit der angeborenen geistigen Kraft und alle dem erlernbaren Wissen, seine Weltmission als Lehrer und Reformator öffentlich, vor aller Welt, und namentlich vor seinem verblendeten und versunkenen Volke aufzutreten.

Bevor wir nun diesen außerordentlichen Mann auf seinem von jetzt an zum ungeheuersten Interesse anschwellenden seinem Lebensgange begleiten, wollen wir es versuchen, nach den verschiedenen Bezeichnungen von Zeitgenossen, namentlich von dem römischen Landpfleger Centulus, Vorgänger von Pontius Pilatus, und von einem Griechen: Nicephorus herrührend, ein einheitliches Bild von der Persönlichkeit Jesu zu entwerfen.

Diesemnach war der Sohn Maria und Joseph's ein hoher, wohlgewachsener Mann, so daß er fast jeden seiner Umgebung überragte, und wohl auf 7 Schuh Länge zu schätzen sein mochte. Alle Menschen, die ihn sahen, erfreute er durch sein edles ehrlich schönes und lebhaftes Angesicht, so daß Jeder ihn seiner Freundlichkeit halber lieben, aber auch in seinem oftmals gewaltigen Zorne fürchten mußte. Sein Antlitz war von einer mäßigen Röthe überflogen, und aus den muntern und frischen, dunkel gefärbten Augen blitzte bald Ernst und Klugheit, bald wieder leuchtete Sanftmuth und Freundlichkeit, immer aber gemischt mit einer wundersamen Holdseligkeit hervor. — Der Form nach war das Angesicht, geziert von einer länglich sanft gebogenen Nase, im Mittel zwischen rund und zugespitzt, und glich hierin ganz seiner holdseligen Mutter; es war daneben rein und fleckenlos, und auf der erhabenen, abgerundeten, heitern Stirn thronte mit unverkennbarem Ausdruck der

tiefe Gedanke. An dem Munde und den Zähnen war nichts zu tadeln; der Hals wohlgebildet, doch weniger gestreckt als gedrungen. Seine Hände und Glieder sah man gern. Das Haupthaar, von der Farbe eines gereiften Maizen, erschien an den Schläfen etwas kraus, war nach Art der Nazarener in der Mitte geschieden, und hing etwas gelockt und lang bis auf die Schultern herab, denn kein Scheermesser war je an sein Haupt gekommen; ja nicht einmal eines andern Menschen Hand, außer der seiner Mutter in zarter Kindheit. — Die sanft gebogenen Augenbrauen erschienen etwas dunkler als das Haupthaar. Der volle Bart, von Farbe gelbig, nicht allzu lang und sanft gewellt, war gleich dem Haupthaar in der Mitte senkrecht geschieden. — Wenn er strafte, erschien er schrecklich; doch bei Ermahnungen freundlich, milde und allezeit würdevoll. — Im Reden war er meist sanft, milde, nicht überstürzend, behutsam, sinnend. Von den meisten Menschen, sonderlich von allen Kindern geliebt; von den Weisesten bewundert, hat ihn Niemand jemals lachen, viele aber weinen gesehen. —

Wer erkennt in diesem erhabenen Bilde nicht das hohe Ideal eines Menschen, von dem uns leider noch kein genialer Maler ein würdiges Conterfei gebracht, wie denn gewöhnlich schon die läppische Aureole das best gelungene Bild entstellt. — Wehe dem Künstler, der erst durch solche Affenzerei den göttlichen Beruf des Genius bezeichnen muß.

Was nun die Kleidung anbetrifft, in der Jesus öffentlich aufzutreten pflegte, so kann über deren Form kein Zweifel stattfinden, denn man weiß genau, wie die Rabbinen in Palästina gekleidet gingen, und im Ganzen trifft die Auffassung der bessern Gemälde von Jesum in diesem Stücke schon so ziemlich das rechte. Auch ist außer dem Zeugniß des Johannis (Cap. 19, V. 23) auch noch durch andere Nachrichten (z. B. Ursinus in seinen hebräischen Alterthümern) die Angabe bestätigt, daß die Kleider der Rabbinen in Palästina von einer Beschaffenheit waren, daß man keine Naht daran wahrnehmen konnte, was bei der Weite und Einfachheit des Schnitts nicht allzu schwierig herzustellen gewesen sein mochte. Ein solches Kleid glich nemlich einer ärmellosen Tunika, fiel bis auf die Knie herab und hatte keine andere Oeffnungen, als nur Kopf und Arme durchzustecken. Ob es aber wirklich in einem Stücke gewebt, also wirklich gänzlich ohne Naht gewesen, darüber schweigen die Berichte, und ist dies jedenfalls auch nicht wesentlich. — Ob Jesus, trotz besserer Einsicht, die übrigen jüdischen Zuthaten, die Schaufäden, Gebetriemen u. dergl. an sich getragen und benutzt hat, darüber schweigt die Geschichte, doch ist es wahrscheinlich, daß er sich, mindestens in der ersten Zeit seines Rabbithums nicht davon ausgeschlossen hat.

Seltsam erscheint es, daß die bildenden Künste Jesus und seine Jünger consequent barhaupt erscheinen lassen, da es doch erwiesen ist, daß alle Welt im Oriente, die Juden nicht ausgenommen, schon in jenen Tagen eine dem Turban ähnliche Kopf-

bedeckung trug, und daß auch Jesus und seine Jünger davon keine Ausnahme gemacht haben können, was freilich den ästhetischen Begriffen, und dem künstlerischen Forum unserer Zeit nicht eben zusagend erscheinen mag.

Im Laufe der Zeit, wo uns bei der Anwesenheit Jesu in Alexandrien waren seine Geschwister herangewachsen und bedurften der Pflege nicht mehr. Die Mutter lebte bei uns mit ihnen, und Jesus hatte von dieser Seite keine Familienpflichten mehr zu erfüllen, weshalb er auch sein Tischlerhandwerk nicht wieder aufnahm, obwohl es in jener Zeit durchaus nicht mit der Würde eines Religionslehrers stritt, nebenbei ein Handwerk zu treiben, und könnte es auch bei uns manchem armen lutherischen Landpfarrer ersprießlich sein, wenn er sich die Langweile durch Betreiben eines ehrlichen Handwerks vertriebe.

Damit aber schwache Geister in dieser Mittheilung nicht etwa eine Profanirung der hohen Würde Jesu erblicken, möge beispielsweise bemerkt werden, daß unter den zeitgenössischen Gelehrten derselben buchstäblich erwähnt werden: Rabbi Jesé, der Gerber; Rabbi Jitzchak, der Schmied; Rabbi Jehuda, der Bäcker; Rabbi Simon, der Färber; Rabbi Jochanan, der Sandalenmacher ꝛc. Und giebt es ja doch auch Fürstenhäuser in unserer Zeit, deren Söhne grundsätzlich ein Handwerk erlernen müssen.

Aus Jesu Zeiten dürfte nun in diesem Betracht noch folgende, dem Talmud entnommene, bezügliche Mittheilung Interesse erregen:

Rabbi Juda, genannt der Fromme, erlernte in seiner Jugend das Böttcher- (Küper) Handwerk, arbeitete sein Lebelang darin mit Anstrengung und stählte dadurch dermaßen seine Gliedmaßen, daß er sich bis in das späteste Alter gesund, frisch an Geist und Körper fühlte und immer heiter und zufrieden war, obgleich er vielleicht arm denn reich zu nennen sein mochte. Seine Wißbegier war nämlich unersättlich, und er mag deshalb wohl manche Arbeitsstunde derselben geopfert haben. Er war nebenbei das Haupt einer Schule und trug den Schülern seine praktischen Lebensansichten unablässig vor, um sie zu gleichem Fleiß der Hände anzuspornen; auch trug der originelle Mann zu jedem Zwecke ein, von ihm selbst angefertigtes Faß in den Hörsaal, und bewies ihnen daran mit gerechtem Stolz seiner Hände Geschick, denn es war wohl gelungen, und machte dem Meister alle Ehre. — Aber seine Frau stand ihm in ähnlicher Weise nicht nach, denn sie webte mit eigener Hand die Kleider für Mann und Kinder.

Als nun einst Rabbi Simon, der Oberpriester, an einem Festtage alle Rabbinen zum Gebete und zur Feier einlud, erschien Rabbi Juda nicht, indem sein neues Obergewand nicht fertig geworden war. — Rabbi Simon sandte ihm eines von den seinen, aber Juda wies es zurück, indem er sagen ließ, er trage nur die von seiner Frau gefertigten Gewänder, und habe einmal den Grundsatz, auf irdische Glücksgüter keinen Werth zu legen.

Aus alle diesem geht hervor, daß Jesu Handwerkerstand seiner Würde nicht im Geringsten Abbruch that, vielmehr aber erhöhte;

daß aber freilich der fabulose Traum der Orthodoxen von einem Erdengott mit Hobel, Hammer und Säge in den fleißigen Händen, sich etwas seltsam ausnimmt, — möge gern eingestanden werden. Indeß hatte Jesus, — wie erwähnt — nach seiner Wiederkehr von Alexandrien den Hobel bei Seite gelegt, und bestritt seine geringen Bedürfnisse von dem, was seine heimgebrachten ärztlichen Kenntnisse ihm eintrugen, und somit geben wir den großen Begebenheiten entgegen, mit denen die eigentliche Mission unsers Weisen beginnt, und womit auch die Evangelien ihre Biographien eröffnen.

II.

Philosophische Darlegung der Lehre und Zwecke Jesu.

Bevor wir zu diesem welterschütternden Abschnitt seines Lebens, die mit der Katastrophe eines an ihm verübten schmaligen Justizmordes enden sollte, vollends hinüberschreiten, wollen wir uns zuvor, unabhängig von seinen inexacten, religiöse Nebenzwecke verfolgenden Biographen, über seine Lehre und seinen Charakter ein eigenes freies Urtheil zu bilden suchen, dessen Richtigkeit hoffentlich der Verlauf unserer Erzählung darthun wird.

Jesus war einer von jenen seltenen, hochbegabten Naturen, deren angeborene Denkkraft bald nach aufdämmerndem Bewußtwerden des persönlichen Daseins das dargebotene Lehr-Material bezüglich jenes übersinnlichen Wesens, das wir Gott nennen, einer Prüfung unterzieht, deren Maßstab nicht in unwissenschaftlichen, durch Phantasie und Leidenschaften getrübten menschlichen Ueberlieferungen, menschlichen Behauptungen und menschlichen Anforderungen von Seiten gewisser Autoritäten besteht: — sondern in den ungetrübten Gesetzen der Natur und der geläuterten Vernunft, die als die unmittelbaren Ausflüsse des Schöpfers, Erhalters und Regierers der Welt betrachtet werden dürfen, da es keine Macht giebt, die im Stande wäre, sich über diese Gesetze zu stellen, und denselben etwas ab oder hinzu zu thun. — Aus der Betrachtung dieser geistigen und sinnlich-körperlichen Gesetzlichkeit und den daraus unwiderstehlich hervorgehenden Erscheinungen, schafft sich der Denker das Bild jenes übersinnlichen Wesens, jener höchsten Intelligenz, des Weltgeistes, dem er freilich keine sinnliche Form zu geben weiß, da unsere Sinne nur an dem Irdischen haften, während die Gottheit das All umfaßt: — den er aber mit seinen Gedanken umspannt, sein Dasein, sein Wirken und Wollen in den geheimnißvollen Tiefen seiner Brust empfindet und darnach sein und aller denkenden Wesen Sollen und Müssen abzumessen im Stande ist. — Ein Bild der Gottheit, aus solchen Tiefen vom freien, denkenden Geiste ans Licht geboren, nimmt sich dann freilich ganz anders aus als die kleinen

oder großen Götzenbilder, die ſich eine impotente, indiſche Phantaſie als Spielpuppe für die Legion Einfältiger mit bunten Läppchen herausputzt, wie es ja unter Andern auch Moſes und die Propheten gethan, die nur einen einzigen, von der Vernunft acceptirten Schritt über die religiöſen Thorheiten anderer Völker hinausgingen, indem ſie die Einheit Gottes proklamirten. Aber mit dieſem einen Gott wurde dann auch wieder ſo viele indiſche Thorheit getrieben, und vorzüglich wurde er von Moſes zu ſo vielen unwürdigen und albernen Puppenſpielen, namentlich als ſimulirter, perſönlich auftretender Geſetzgeber mißbraucht, daß ein ſo genialer Denker wie Jeſus nur mit tiefſter Indignation ſich davon abwenden konnte, indem es ihm nicht ſchwer fallen mußte, hinter der Moſisdecke den unwürdigen Despoten zu erblicken, der es ſogar gewagt hatte, ſich bis zu einem, Nationalgotte zu verirren, an dem die andern Völker der Erde, außer den Juden, keinen Antheil haben ſollten.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß ſich Jeſus nicht in einem gegebenen Momente, alſo nicht plötzlich, von den anerzogenen Vorurtheilen ſeiner Nation los und frei machen konnte, ſondern daß er erſt allmälig dahin gelangte, mit den geläuterten Begriffen über göttliche Wahrheiten aufs Reine zu kommen, und zu dieſem Abſchluß hat ihm ohne Zweifel am meiſten das Studium der griechiſchen Philoſophen verholfen, die — mit der mythologiſchen Staatsreligion ihres eigenen Volkes ebenfalls in ausgeprägteſter Oppoſition ſtehend, in dem Geiſte unſers jüdiſchen Philoſophen nur die lebhafteſte Zuſtimmung zu ihren Fundamentalſätzen finden konnte, wie denn der eigentliche Kern der Philoſophie aller Länder nur ein und derſelbe ſein kann, indem die Wurzel derſelben ein Gott und eine Naturgeſetzlichkeit überall auf unſerm Wohnplatz, und wahrſcheinlich im ganzen Univerſum, eine und dieſelbe iſt. Und da die Philoſophie, die Mutter der Religion, die Religion ſelbſt aber, im Ideale nur eine durch den Gehalt der Schönheit veredelte Philoſophie iſt, ſo ſollte es eigentlich, dem Weſen nach, überall nur eine Religion geben, eben wie es in der Natur nur ein Licht giebt, in wie viele Farben man auch deſſen Strahl zu zerlegen befähigt ſein möge, um, ſozuſagen, den Geiſt des Lichts, ſeine Schönheiten, dem empfänglichen Sinnen faßbar zu machen und zum Genuß zu bringen.

Jeſus kehrte unleugbar mit dem rieſenhaften Entſchluſſe nach Jeruſalem zurück, der Menſchheit auf religiöſem Gebiete ein Reformator im Lichte der Philoſophie zu werden; dieſen erhabenen Zweck mit allen Mitteln zu erſtreben, und, wenn es ſein müßte, ſelbſt ſein Leben daran zu wagen: dieſes war Plan und Zweck bei ihm. — Er erſcheint uns zwar in gewiſſem Sinne ein Schwärmer, ein Enthuſiaſt für ſeine Idee; aber dieſe Idee war himmliſch, herrlich; ganz eines Genius würdig, wie er hier in ſolcher erhabenen Größe zum erſten Male auf Erden daſtand, weshalb denn auch nichts mehr zu beklagen, als daß die Berichte

von seinem Leben und noch mehr seiner Lehre und seines Wirkens für die Nachwelt nur aus so trüben Quellen, nur aus spät gesammelten Traditionen zu uns herüber kamen, wo man mühsam das Gold von den Schlacken befreien muß, um das Edle zu erkennen und zu begreifen; das Richtige, das Wahre, das wahrhaft Göttliche. — Laß aber die Ausbeute dennoch so groß geworden, dies allein zeugt für den unermeßlichen Werth dieses geistigen Kleinodes. — Ermessen wir die Wahrheit dieses Gedankens an einem Beispiel: — Was würden wir von dem erhabenen Genius unsers Schiller wissen, wenn wir nur Traditionen seines Lebens und seiner Gespräche, nicht aber seine Schriften besäßen. — Hätten wir dann wohl jemals ein Schillerfest erlebt? — Gewiß niemals! niemals!

Nach dieser kleinen Excursion in das Reich des Idealen, wollen wir nun wieder zu den Regionen der gewohnten Wirklichkeit herniedersteigen, und uns mit dem geneigten Leser über die ihm von Jugend auf gewohnt gewordenen Quellen der Geschichte Jesu, nemlich den sogenannten Evangelien (frohe Botschaft) auseinander setzen. —

Was aber die schon oben gegebene Uebersetzung des Wortes: „Evangelium" anbetrifft, so bringen dieselben in der That keine frohe Botschaft, denn froh kann man unmöglich einer Botschaft werden, die uns in ihrer Zusammenstellung die deutlichsten Beweise des Irrthums, des Widerspruche, der Zweideutigkeit, mithin des nicht mit der Wirklichkeit Uebereinstimmenden liefert; an dessen Wahrhaftigkeit, Zuverlässigkeit und Aufrichtigkeit man mit dem besten Willen nicht glauben kann. — Es liegt auf der Hand, daß ich dem Leser für diese Behauptung Rechenschaft schuldig bin; auch soll sie ihm werden, und wird dieselbe hoffentlich nicht ohne Nutzen an ihm vorübergehn.

12.

Betrachtungen über den Namen Christus, auch Chronologie der Evangelien.

Zunächst wird die vorgeschrittene Zeit unserer Biographie uns zu einem Nachweise auffordern, wie so denn die Person Jesu zu dem Beinamen Christus, oder eigentlich wie der griechische Ursprung lautet: Christos, gelangt ist, zumal dieser Name der ganzen Religions-Gemeinschaft Jesu, als religiöser Gesellschaftsname in der Geschichte angewiesen und für alle Zeiten verblieben ist?

Die bezügliche Sachlage ist nun aber folgende: — So lange Jesus auf Erden wandelte, und lange noch nach seinem Abschei-

den, war der Name Christus, selbst in den Kreisen seiner Bekenner völlig unbekannt; und schon in der Thatsache, daß in den Evangelien hie und da der Name Christus neben dem Namen Jesus (oder ursprünglich: Jeschua) aufgeführt wird, erweist den spätern Ursprung und die willkührliche Behandlung der wirklichen Begebenheiten wie sie in Jesus dargelebt worden sind.

Der Name Christos, den die Romer später in Christus umwandelten, stammt ursprünglich aus dem indischen Naturgottesdienst, der seine mystisch-allegorischen Deutungen aus dem Stand und Laufe der Gestirne nahm. Die Magier des Orients, denen bekanntlich Lucas schon eine Rolle bei der Geburt Jesu zutheilte, von der selbst Matthäus nicht einmal etwas weiß, — diese Magier und Astronomen waren bei den Chaldäern und Persern zugleich Priester und Zeichendeuter, und in letzter Eigenschaft war die Sternkunde ihr Gebiet, indem sie ihre religiösen Offenbarungen, aus dem Lauf und der Stellung der Gestirne schöpften, und mit den Interessen der Menschen und den Geschicken der Völker in gewisse Wechselbeziehungen zu bringen suchten. Jene Sternbilder — die ja selbst von den Astronomen unserer aufgeklärten Zeit adoptirt wurden — stammen aus der uraltesten Zeit, und jene Zeichendeuter trieben damit einen mystisch-religiösen Cultus, der den ersten Verbreitern des Christenthums, namentlich dem Lucas und Paulus, ziemlich geläufig gewesen sein muß; mindestens componirte man aus jenen ältesten indisch-mythologischen Dogmen und der reinen Jesuslehre, ein neues sogenanates christliches Religions-System, mit dem unsere Theologen noch heute ihre liebe Noth haben, es zum Verständniß zu bringen und daß die unheilvolle Wurzel aller jener unseligen Zwiespalte und Zerwürfnisse innerhalb der christlichen Kirche wurde, als dessen scheußlichste Ausartung die mittelalterlichen Ketzergerichte und jene kirchlich christlichen Greuel zu betrachten sind, die das Priesterthum zum Vortheile verkehrten, und dem freien Denken, mit wenigen Ausnahmen, in der Gesammtgeistlichkeit der Vorzeit eine Rotte von Teufelhäuslern erscheinen läßt. —

Jene indische Mythologie — oder eigentlich Kosmologie, sagt unter Anderem:

„Wenn die Jungfrau und der Bärenhüter (zwei Sternbilder) am herbstlichen Abendhimmel untergehn; dann steigt Perseus im Osten auf, so daß es scheint, daß dieser Held, mit dem Schwert in der Hand, das Paar vom Himmel und aus dem sommerlichen Garten und dem Reiche der Blumen und Früchte verjage.

Im Winterselstitium, gerade wenn der kürzeste Tag den Winteranfang bezeichnet, und wo dann die Magier ihrem Volke die Nativität des neuen Jahres stellten, stand die Jungfrau frühmorgens am östlichen Himmel und zwar so, daß die Sonne aus ihrem Schooße aufzugehen schien. Man stellte daher die Sonne als ein von einer Jungfrau geborenes und gesäugtes Kind dar. — Zu dieser Zeit stand am Abendhimmel das Sternbild der

Schlange, welches aber im Frühjahr, zur Zeit wenn die Sonne in das Zeichen des Widders (oder Lammes) trat vom Himmel verschwand, weshalb dann die Magier aus diesem Wechselspiel am Himmel die Mythe combinirten: daß die Jungfrau einen Ablömmling, ein Kind gebäre, das der Schlange den Kopf zertrete, oder anders ausgedrückt: die Welt von Sünde (Nacht, Finsterniß) befreien werde. —

Da nun die Sonne (also das Kind der Jungfrau) im Winter (siehe oben) sehr niedrig am Himmel steht, und deshalb die Dunkelheit, Mangel, Entbehrungen vorherrschend sind, so lehrte man, daß jenes aus dem Schooße der Jungfrau geborene Kind bestimmt war, in Niedrigkeit, Demuth, Dunkelheit und Dürftigkeit zu leben. — Dieses Bild schmückten sie nun noch weiter aus, indem sie die Genien der 12 Monate als 12 Himmelszeichen darstellten; worunter auch das Zeichen der Jungfrau mit einem Kinde neben sich. Das Sternbild des Fuhrmanns repräsentirt den Stall, der große Bär, hieß damals der Ochs oder Stier, die bekannten Gefährten der Krippe. Janus mit seinen Schlüsseln und seinem kahlen Vorderhaupte ward später zum St. Petrus u. s. w. — Die Jungfrau hat übrigens immer eine bedeutende Rolle in den Religions-Mythen gespielt. Sie ist die Isis der Aegypter, welche, nach Julian, die Inschrift trug: „Die Frucht, welche ich geboren habe, ist die Sonne." — Wer erinnert sich dabei nicht der, dem Jesus in den Mund gelegten Worte: „Ich bin das Licht!" — Wiederum kennen wir die Jungfrau als Ceres, deren Mysterien dieselben waren wie die Isis und das Mithra. — Sie war ferner die Diana von Ephesus; Cybele, von den Löwen gezogen; Astrâa, die reine Jungfrau, die am Schluß des goldenen Zeitalters zum Himmel auffuhr. — Eine Jungfrau auch war die Mutter des Fo, u. s. w.

Kehren wir jedoch zu den indischen Magiern zurück, so war der astrologische Name des Jungfrauen-Kindes (der Sonne) Chris, das ist ein Wächter, Erhalter. Es ist arabischen Ursprungs, und war auch der Beiname des indischen Gottes Wischnu. — Dieses Chris (Sonne) wurde in den indischen Religionen als Chris—en und Chrisna verwerthet; in Griechenland aber bei gewaltsamer Umbildung der Jesus-Lehre, zu Christos, und endlich bei den Römern zu dem lateinischen Christus verändert, und zwar mit einer Consequenz dem Namen Jesus beigefügt, daß endlich alle Welt glaubte, Christus sei der Familienname des Jesus gewesen, und doch hat unser Religionsstifter diesen Namen, bezüglich seiner Lehre eben so wenig gekannt oder gebraucht, als er von den andern mystischen Dogmen etwas ahnte, die man aus den heidnischen Religionen herübernahm und sie dem Getauften, als Lehren von Jesus ausgegangen, aufbürdete, wie sehr man auch dadurch den großen Stifter unserer Religion, den Vernunft- und Wahrheitsfreund beleidigte und seine erhabene Lehre mißhandelte. — Ich habe indeß nun nachgewiesen, inwiefern dem Religionsstifter Jesus auch der Name Christus gebührt, und

kann deshalb jetzt ohne Vorwurf der Gewohnheit Rechnung tragen, und — sofern es erforderlich, — den adoptirten Zunamen mit in Gebrauch nehmen, doch wird dieses wohl nur selten geschehen.

Da nun aber der geehrte Leser in der Majorität das Leben und Wirken Jesu entweder nur aus den vier sogenannten kanonischen Evangelien selbst oder aber aus den bezüglichen oppositionellen Commentaren zu denselben, z. B. eines Kirchenrath Paulus Strauß, Renan, Schenkel u. s. w. kennen und beurtheilen gelernt haben wird, so dürfte es nothwendig sein, jene vier Evangelien, auf die sich im Allgemeinen alle Kenntniß von Jesus beschränkt, einer näheren Untersuchung zu unterziehen.

Die Ereignisse aus dem Leben Jesu, die in der geistigen Culturgeschichte — namentlich der abendländischen Bevölkerung, einen so enormen Umschwung zuwege brachten, umfassen bekanntlich nur eine kurze Episode von 3 bis 4 Jahren, und wurden in der That anfänglich für gar nicht so wichtig und folgereich angesehen, wie es sich späterhin herausstellte. — Die Hinrichtung eines Menschen aus religiösen Ursachen war gar nichts so ungewöhnliches unter den Juden, denn Moses hatte ausdrücklich jede ernstliche Auflehnung gegen sein Gesetzbuch mit dem Steinigungstode belegt. — Selbst Johannes der Täufer wurde das Opfer religiöser Schwärmerei und unter den Griechen und Aegyptern kam dergleichen viele Male vor; man denke z. B. an den edlen Philosophen Socrates. — Auch war die Art und Weise, wie Jesus auftrat, daß er z. B. mit seinen Schülern im Lande umher zog und lehrte, — (etwas, das bei uns heute tödtlichen Scandal erregen würde) — im Orient gar nicht so auffällig, und wir lesen deshalb auch nicht, daß irgend Jemand Anstoß daran genommen hätte. Man war das öffentliche Predigen und Lehren gewohnt, nur hatte man leider keinen Stenographen, ja nicht einmal Journale, die in der nächsten Nummer ein Resümee der vortrefflichen Reden des genialen Rabbi's hätten bringen können. — Man war überhaupt nicht schreibselig in jener Zeit, und Jesus selbst setzte, so viel uns bekannt, keine Feder an. — Auch seine Freunde und Bekenner, die ihn größtentheils persönlich gekannt und gehört hatten, dachten nach seinem Tode nicht daran, seine Reden niederzuschreiben, um diese und seine Handlungen der Nachwelt aufzubewahren. — Es mag dieses auch wohl seinen Grund größtentheils mit in dem niedern Bildungsgrade seiner Jünger haben, unter denen vielleicht nur Einer war, der möglicherweise etwas schreiben konnte, nämlich Matthäus, (auf den wir näher zurückkommen) — denn selbst über Johannes ist die historische Kritik längst einig, daß er an den ihm beigemessenen Schriften keinen Antheil hat.

So pflanzten sich denn die Reden wie die Geschichte Jesu viele Jahre nur durch Tradition, von Mund zu Mund fort, und Niemand, der dem Gekreuzigten anhing, vermißte eine schriftliche Ueberlieferung von ihm, da man seiner Lehre so voll, und so

begeistert für den als Prophet und Messias erkannten Gekreuzigten war, daß man eine schriftliche Darlegung gar nicht begehrte, zumal es ja jedem Prediger der neuen Lehre freigegeben blieb, in seiner Begeisterung für den Abgeschiedenen, zur Verherrlichung desselben, der Lehre so viel hinzuzuthun, als ihm eben beliebte, um dadurch den Sagenkreis nach Nothdurft zu erweitern; was namentlich in Betreff der Wunderthaten so vorzüglich zu Statten kam, um dem Volke, das man für den neuen Glauben empfänglich zu machen suchte, den Jesus von Nazareth als einen von Gott unzweifelhaft als Messias beglaubigten darzustellen, der das, was der Volksglaube von ihm erwartete, nun auch wirklich vollbracht, gewirkt und gewesen sei. —

Da sich dieser Mangel einer schriftlichen Ueberlieferung in der jetzt vorliegenden Evangelien-Form nun über anderthalb Jahrhunderte hinzog, und die Zahl der Gemeinden und Lehrer (Apostel) sich immer mehr ausdehnte, so ist es denn nicht zu verwundern, wenn von dem eigentlichen geschichtlichen Lebensbilde des großen Weisen nicht viel nachgeblieben ist, und uns anstatt dessen eine mystisch religiöse Phantasiegestalt überliefert wurde, vor dessen Ungeheuerlichkeit sich zu retten, die Elite der Gläubigen sich endlich genöthigt sah, jene bereits erwähnte wunderliche Purification in Nicäa vorzunehmen, und dennoch enthielten vielleicht manche apokryphisch genannte Evangelien mehr wirkliche Lebenszüge von Jesus als die sogenannten vier kanonischen.

Betrachten wir nun diese letzteren, der Christenheit geläufigen vier Biographien näher, so findet sich zunächst in der ganzen sogenannten apostolischen Zeit, bis zur Zerstörung Jerusalems (mithin 37 Jahre nach Jesu Tode) durchaus keine Spur irgend welcher schriftlichen Aufzeichnung von dessen Leben und Lehre, und erst nach jener politischen Katastrophe tauchten hie und da in den Gemeinden der Nazarener Abschriften von einer ersten und ältesten schriftlichen Kundgebung über Jesu Leben und Lehre auf. — Dieses Schriftstück aber ist den Theologen bekannt unter der Bezeichnung: „Hebräer-Evangelium des Matthäus." — Die Abschriften, die davon cursirten, führten aber nicht immer diese Bezeichnung, sondern hießen bald: das Evangelium des Petrus, der Apostel ꝛc. — Dieser Matthäus, der später auf seinen apostolischen Reisen in Asien und Afrika den Märtyrertod fand — war aber eben jener wirkliche Jünger Jesu, den Markus einen Sohn des Alphäus nennt, und der von seiner Zollerhebungsstelle am galiläischen Meere durch Jesus abberufen, in den Kreis seiner Jünger eintrat. — Er aber war auch nur der einzige wirkliche Jünger und Augenzeuge der Reden und des Wandels Jesu, von allen bekannten und unbekannten Evangelisten, denn selbst der Verfasser des Evangeliums Johannis, der Offenbarung und der Briefe war, wie schon erwähnt, durchaus nicht jener Jünger, der angeblich als Lieblig Jesu an seiner Brust geruht hat. — Wir kommen nochmals darauf zurück. —

Matthäus schrieb sein erstes und ursprüngliches Fragment

für die sogenannten Judenchristen in hebräischer Sprache, und zwar um recht verständlich zu sein — in dem damaligen chaldäischen Volksdialekt der Juden. — Viele viele Jahre verblieb es hierbei, obgleich das Ganze nur ein Fragment war, und durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen konnte. — Dieser Urtext, auf den auch Witschel hindeutet, wenn er in einer seiner Episteln an die Christen sagt:

„Und vielleicht in Stambuls Mauern findet
„Sich noch ein Ur-Evangelium." —

jener Urtext, sage ich, ist leider total verloren gegangen. Nach den beiläufigen Ueberlieferungen alter Kirchenväter enthielt dieses uralte Original-Evangelium indeß fast nur eine Sammlung von Reden und Sentenzen Jesu, die dann viel später bei verschiedenen Umarbeitungen und geschichtlichen Erweiterungen benutzt wurden und so auch auf uns gekommen sind. Es ist aber erwiesen, daß die Umarbeitungen und Ueberarbeitungen des Hebräer-Evangeliums bis zu der uns heute vorliegenden Gestalt einen Zeitraum bis zum Jahre 130 bis 134 unserer Zeitrechnung in Anspruch nahm, wobei dann jeder neue Bearbeiter sein Scherflein zur Ausschmückung beitrug. — Dieses jetzige und letzte Evangelium Matthäi, ist aber keineswegs noch das Werk jenes Jünger Jesu, was schon allein daraus hervorgeht, daß es in griechischer Sprache abgefaßt war, und dem entsprechend auch neben den eigenthümlichen Spuren des ältesten Judenchristenthums, auch viele unverkennbar der griechischen Anschauungsweise angehörende Lehren von göttlichen Dingen enthält.

Es ist deshalb keinem Zweifel unterworfen, daß diese letzte Ueberarbeitung in der Atmosphäre des Heiden-Christenthums entstanden ist. — Dem kritischen Leser treten deshalb überall krasse Widersprüche entgegen, wie sie bei dem vergeblichen Versuche, die altjüdische und die heimisch-philosophische Weltanschauung in Harmonie zu bringen nicht ausbleiben konnten, und am wenigsten kann Jesus, dem doch die Darstellung gilt, solche Widersprüche in sich vereinigt haben, als sie ihm hier augenscheinlich zugeschrieben werden. — Man sieht deutlich, daß hier verschiedene geschichtliche Bruchstücke, unter namentlicher Verwendung des Urevangeliums zusammengestellt wurden, wobei dann vorzugsweise die griechische Anschauung — vom 20. bis zum 25. Kapitel pragnant in den Vordergrund tritt, indem sich die Sprache hier zu einem freieren Standpunkt erhebt, als man es in den frühern Kapiteln findet, in denen sich mehr die Anschauungsweise des Judenchristenthums ausspricht.

Für die Beurtheilung der evangelischen Darstellung ist namentlich dadurch ein charakteristischer Maßstab geboten, daß die Verfasser so unbesonnen waren, Jesus Lehren und Weissagungen in den Mund zu legen, die er absolut nicht gesprochen haben kann, da sie erst in späterer Zeit unter den Bekennern auftauchten. — So liegt z. B. ein derartiger auffälliger Beweis hierfür darin, daß man Jesus in den verschiedensten Wendungen für

Leid und Trübsal als Christ, die Redefigur von „sein Kreuz auf sich nehmen, oder sein Kreuz tragen“ gebrauchen läßt. Ich werde auf dieses Beispiel weiterhin noch genauer eingehen.

Etwas später, als das letzte Matthäus-Evangelium, etwa um das Jahr 140, entstand das Evangelium des Marcus. Derselbe soll, nach Angabe katholischer Kirchenväter, Begleiter des Paulus und Dollmetscher des Petrus gewesen sein, — was wir aber dahin gestellt sein lassen, da die ihm bei Petrus zugeschriebene Function schlecht mit dem Jahre 140 stimmt. — Es ist — wie schon erwähnt — dieses Evangelium nur als eine, aus den andern beiden Synoptikern zusammengeschriebne Compilation zu betrachten. — Das Evangelium Lucä ist nur wenig jünger als das des Matthäi, und ebenfalls durchaus nicht aus eigener Anschauung hervorgegangen, da Lucas, ein Begleiter des Paulus, auf dessen vielfachen Reisen, sein Evangelium aus einer Compilation von Daten aus dem Matthäus und einer aus Paulinischen Lehrbriefen herrührenden Grundschrift zusammenstellte, zu welcher dann als Binde-Mittel eigenes Phantasie-Material hinzugethan sein mag, wie das so manche nur ihm eigenthümliche Momente vermuthen lassen; es sei denn, daß er hie und da in den jungen Christengemeinden Sagen erkundet und benutzt, oder aus Apokryphen geschöpft haben mag, die ihm sehr wohl bekannt gewesen zu sein scheinen, da er im Eingange seines Evangelium es selbst mit den Worten andeutet: „Sintemal sich Viele unterfangen haben ꝛc.“ — Jene oben erwähnten Paulinischen Lehrbriefe waren zu jenen Tagen unter der Bezeichnung: „Evangelium Marcions“ bekannt; eine unbekannte Persönlichkeit, dessen Schrift dem Lukas aber gut zu statten gekommen zu sein scheint, um die Tendenz einer Vermittlung zwischen den Juden- und Heiden-Christen anzustreben. Namentlich fühlt es sich leicht heraus, daß er mit einer penibeln Bestissenheit die ältern messianischen Weissagungen den geschichtlichen Daten des Lebens Jesu anzupassen bemüht war, um dadurch den neuen Lehren einen erhöhten Ausdruck der göttlichen Prädestination zu geben. Hat dieses Moment allerdings eine exclusiv christliche Färbung, so tritt er (der Evangelist) doch anderweitig auch wieder vielfältig als Kosmopolit auf, der alle Völker der Erde des christlichen Heils theilhaftig werden lassen möchte, und in diesem Sinne feindlich gegen die Engherzigkeit des Judenthums angeht, wie denn nicht zu leugnen, daß die wirklichen Gesinnungen und Reden Jesu im Lucas vielfach ihren Ausdruck finden.

Wir haben nunmehr nur noch das vierte Stück der historischen Quellen für Jesu Leben und Wirken zu betrachten, und wiederhole ich gleich von vorneherein, daß schon die Jahreszahl der Entstehung dieser Schrift — gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts — die physische Unmöglichkeit darthut, daß der Jünger Johannes — wie man es so gern glauben machen möchte — der Verfasser derselben sein könne. Denn wenn gleichwohl Johannes, der Jünger, sehr alt wurde, und zwar so alt, daß er zuletzt nicht mehr predigen konnte, sondern sich auf die Kanzel tragen ließ,

und mit schneeweißem, bebenden Haupt nur die Paar Worte sprach: „Kinderchen, liebt Euch, Amen! —“ und dann wieder herunter getragen wurde; — so ist er doch sicher keine 180 Jahre alt geworden.

Darüber kann es also keine zweierlei Meinungen geben, daß das Johannes-Evangelium von einer anderen Persönlichkeit herrührt. Gern mag dieselbe ebenfalls den Namen Johannes geführt haben, denn es gab der Männer dieses Namens eine große Menge; aber beziehentlich der Zuverlässigkeit ist denn doch auch dieses — in anderem Betracht sehr geistreich geschriebene Evangelium — von keinem großen Werthe, da auch seine Quellen lediglich der Tradition angehören. Der geniale Verfasser dieser Schrift gehörte seinem Bildungsgange nach augenscheinlich der griechisch-philosophischen Schule an, die ihm auf dem Wege der Allegorisirung die Mittel darbot, den an sich geringen geschichtlichen Kern, einer göttlich-erhabenen Welt-umspannenden Idee zu imputiren, als deren Wurzel der unbekannte große Denker denn auch sofort am Eingange die ewige, hier freilich mystisch eingekleidete Wahrheit hinstellt: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. — Dasselbige war im Anfange bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsterniß, und die Finsterniß haben's nicht begriffen.“ — Und §. 14: „Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns ꝛc. —“

Hier haben wir den erhabensten philosophischen Gedanken, der jemals aus einem christlichen Hirn zum Licht geboren wurde. Nur hat leider Luther das griechische Substantiv Logos durch „Wort“ übersetzt, da es, um den Gedanken faßbar und verständlich zu machen — doch heißen mußte: „Im Anfang war die Vernunft, und die Vernunft war bei Gott und Gott war die Vernunft.“ Denn man muß wissen, daß Logos beides: die Sprache (das Wort) und zugleich, finonym, die Vernunft bedeutet, da es ohne Sprache keine Vernunft giebt, und geben kann. — Der Evangelist Johannes will also mit dürren Worten sagen: Vom Uranfang an, ehe denn die sichtbare Welt entstand, war schon die höchste Vernunft und identisch mit ihr, der der That vorausgehende Gedanke vorhanden, und dieser Gedanke lag in Gott, und Gott war der Gedanke. Aus und durch diesen Gedanken wurden alle Dinge geschaffen, so auch das Leben, die Bewegung, und eben an dem Lebendigen sollte und konnte der Mensch den höchsten Gedanken, Gott, erkennen; er war das Licht des Menschen, daran seine Erkenntniß reifen konnte, das aber die verfinsterte Menschheit nicht begriffen; die Erkenntniß Gottes auf diesem Wege, aus der lebendigen Natur, das hat ihr nie gelingen wollen u. s. w. — Ich verspare mir die nähere Deduction für das Ende dieses Werks, wo ich den christlichen Mythos in seinem Grundgedanken erfassen, zerlegen und als einzige Religion der Zukunft darstellen werde, indem — anknüpfend an das

Johannes-Evangelium, das Christenthum seiner wahren Bestimmung entgegengeführt wird.

Für jetzt kehren wir indeß zu der Lebensgeschichte Jesu zurück, als deren Hauptleitfaden uns allerdings die Evangelien, die kanonischen sowohl als die apokryphischen werden dienen müssen, und dieses zwar schon der unabweisbaren Kritik halber. Aber es wird in Summa die Aufgabe sein, dem Leser einen Scheidungs-Proceß zwischen Wirklichkeit und Phantasie darzulegen, in welchem die Schlacke der letzteren von dem lautern Golde der erstern sich trennen und als verwerflich zu Boden fallen wird. –

13.

Jesu Verhältniß zu einer politischen Verschwörung.

Um nun — eingehend auf den letzten und wichtigsten Abschnitt des Lebens Jesu — allen angelernten und aufgedrungenen religiösen Vorurtheilen entsagend — den richtigen Standpunkt zu gewinnen, muß es zum Voraus gesagt werden, daß den großen Weisen — der als solcher von allem Volk erkannt und geehrt, von einer gewissen Partei aber gefürchtet wurde; — eine große politische Intrigue umspielte, die an der eisenfesten, geranzerten Redlichkeit Jesu scheiternd, und somit zum Haß gegen ihn umschlagend, das versagende Werkzeug auf die schmählichste Weise fallen ließ und vernichtete.

Die Evangelisten, denen es vor allem am Herzen lag, Jesus als den von den Juden erwarteten Messias einzuführen, ergreifen mit einer gewissen Hast die Gelegenheit, da Jesus sich von Johannes taufen ließ, um ihn auf wunderbare Weise das Zeugniß dieser Würde aus den Wolken, vom Himmel herab zu- und vor den Ohren des Volkes ausrufen zu lassen. — Es bedarf aber für den mit der Geschichte bekannten denkenden Leser eines solchen zweideutigen Zurufs aus den Wolken gar nicht — (wenn derselbe auch, als übernatürlich ohnehin nicht als Märchen verworfen werden müßte, da in jener Zeit der Luftballon noch nicht erfunden war, und sonst keinen des Zurufs fähigen Wesen ein Sitz oder Lager in den Wolken eingeräumt werden konnte) — um Jesus als einen Befreier der Menschheit von Irrthum und Wahn anzuerkennen.

In dem nunmehr beginnenden Drama aber haben wir die öffentliche Thätigkeit Jesu in ganz anderer Weise zu charakterisiren, als durch jenes nichtssagende Phantasiestück judenchristlicher

Epigonen aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Jesus nahm nämlich zu jener Zeit, wo die eigentliche Geschichte seines Lebens und Wirkens beginnt, einen ganz andern Standpunkt unter den Juden ein, als es uns die theologischen Nachtreter Glauben machen wollen. — Es war nämlich in jenen Tagen die Situation jenes Volkes, der römischen Herrschaft gegenüber, eine durch politischen Druck so ungemein peinliche geworden, daß sich der Nation, schon durch den gebeugten Stolz ihrer göttlichen Bevorrechtung, die allerbüsterste Stimmung bemächtigt hatte, denn man sah mit Zagen den verhängnißvollen Augenblick herannahen, wo auch der letzte Schimmer von nationaler Selbstständigkeit erlöschen, und man nichts als ein gehorsamer Sclave der Römer sein würde.

Die Bessern im Volk sannen daher auf Mittel, wie eine solche Katastrophe abzuwenden sei, und wurden von den Notabeln der Nation bereits im Stillen Versammlungen abgehalten, wo man diesen hochwichtigen Gegenstand einer eingehenden Besprechung unterzog. — Jesus, als Rabbi, was in unsern Zeiten etwa einem Doctor der Theologie gleichkommen möchte, und der — nebenbei bemerkt — längst zum Mitgliede des Sanhedrin, (einer besonders geartelten Art jüdischen Gerichtshofs) — ernannt worden war — erhielt eines Tages eine Einladung zu einer außerordentlichen Versammlung, die, um den eigentlichen politischen Zweck zu verdecken, — unter dem Prätext veranstaltet wurde: einen neuen Brustschild für den Hohenpriester, der seit dem ersten Exil nicht wieder angeschafft worden war — anfertigen zu lassen. — Die Parole für den Einlaß war „Urim metumin" der hebräische Name für jenen Schild. — Nebenbei auch waren alle Eingänge zum Tempel, in einem von denen die Versammlung Statt fand — von der Tempelwache sorgfältig bewacht, damit kein Unberufener eindringen möchte.

Anwesend waren: der Hohepriester als Präsident, ihm zur Seite mehre andere Priester, dann Rabbinen der verschiedensten Fractionen und Mitglieder des Sanhedrins.

Es sei hier bemerkt, daß über diese interessante Sitzung in alten hebräischen Manuskripten Berichte vorgekommen sind, die über das Vorgefallene überhaupt, und somit auch über den Antheil, den Jesus daran nahm, ziemlich genaue Data bringen, von denen natürlich die einfachen Evangelisten in ihrem ganzen Umfange keine Ahnung hatten, — wenn gleichwohl — wie ich es gleich unten näher berühren werde — bei Lucas einige leise Andeutungen nicht fehlen.

Es scheint, daß Jesus heute zum ersten Male Theil an solch einer Versammlung nahm, denn einer der Würdenträger machte ihn eingänglich mit dem Zweck derselben bekannt, indem er die trostlose politische Lage des jüdischen Volkes, den Römern gegenüber, darlegte. — Jesus gab das thatsächliche der Situation zu, erklärte aber keine Mittel dem Uebel abzuhelfen zu kennen, und erbat sich Aufklärung darüber: ob er sich denn hier wirklich

in einer Gesellschaft Verschworener befinde? — und wie man denn dazu komme, seine Mitwirkung zu beanspruchen?

Der Redner legte nun dem erstaunten Rabbi folgendes Exposée über den Plan vor, zu dessen Verwirklichung die Verschworenen sich vereinigt hatten. — Dem Sinn nach sprach er ungefähr folgendes:

„Du weißt, Rabbi, daß Gott uns durch den Mund der Propheten einen Erlöser (Messias oder Befreier) verheißen hat, der, wie einst David, ein Gesalbter des Herrn sein werde. Lange schon haben wir vergebens auf die Erfüllung dieser Verkündigung gewartet, und wir sind daher zu der Ueberzeugung gelangt, daß ohne unser Zuthun niemals jene Verheißung sich erfüllen, und der ersehnte Messias, der Erlöser von römischer Knechtschaft unter uns erscheinen wird; daß aber einem solchen Auserwählten, der den Muth hätte, solche Würde zu beanspruchen, die Kraft und der Schutz Gottes zur Seite stehen würde; und zugleich hat sich uns die Ueberzeugung aufgedrängt, daß Niemand diese große Idee mit mehr Aussicht auf Erfolg ins Leben zu rufen geeignet ist, als eben Du, hochbegabter Rabbi. — Ungewöhnliches Ansehen und allgemeine Achtung im Volke zeichnen Dich aus. Alle Welt jauchzt Dir, wo immer Du erscheinst, Beifall zu, und allgemein anerkannt sind Deine seltenen Geistesgaben, wenn auch der Gebrauch, den Du im Geiste des Umsturz davon machst, und der Deine Lehren und Vorträge bezeichnet, vielfach und mit Recht gerügt und getadelt wird. Auch stimmt Deine Geburt und Abkunft aus dem königlichen Stamme Davids mit den Worten der heiligen Propheten. — Selbst die Lehren und Verkündigungen des Johannes am Ufer des Jordan, von der nahe bevorstehenden Ankunft des Messias, kommt uns zu statten. — Unsere Macht wird Dich decken und das Volk Dich als den göttlichen Gesandten anerkennen, darauf wird die Gewalt Deiner Zunge Dein Ansehen befestigen. — Die edelsten Töchter der Nation stehen Deiner Wahl frei, um eine Dynastie zu gründen, und für das Weitere laß Gott und uns sorgen." — So sprach der Redner. —

„Auf Euren Antrag eingehen, hieße mich dem sichern Verderben überliefern", antwortete der Ueberraschte, — denn die römische Regierung würde Hochverrath darin erblicken, und an einen Erfolg Eurer Absicht ist nicht entfernt zu denken."

Der Sprecher suchte nun in längerer Auseinandersetzung die Folgen einer solchen Erhebung im günstigsten Lichte darzustellen. Er legte den ganzen Plan der Verschwornen offen dar, und es ging daraus hervor, daß man schlimmsten Falls entschlossen sei, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und daß waffenkundige Männer bereit ständen, sich sofort an die Spitze zu stellen, wenn der Moment der Erhebung gekommen sei.

Jesus wünschte zu erfahren, wer die Männer seien, von denen man solches erwarte? und sofort verließ einer der Anwesenden den Saal und kam bald nachher mit einer Anzahl der

früheren königlichen Soldaten zurück. Der Oberste derselben bestätigte die Worte des ersten Redners, und fügte hinzu, daß die Römer viel zu sehr in Kriegen mit benachbarten Völkern beschäftigt wären, um hier eine so große Truppenmacht zu concentriren, als erforderlich sei, um der wehrhaften Macht der Israeliten zu widerstehen. — Das Zerbrechen der römischen Fesseln habe die größte Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich. —

Unser weise Rabbi war aber ein zu besonnener Mann, als daß er sofort auf ein so gewagtes Unternehmen hätte eingehen sollen. — Er verlangte deshalb Bedenkzeit, die man ihm gewährte, und er verließ den Saal, um sich sofort zu seinen essäischen Freunden zu begeben, denen er das Vorgefallene unter strengster Discretion mittheilte. — Jesus erregte hierdurch unter diesen ruhigen und besonnenen Freunden eines friedlichen beschaulichen Lebens eine große Bestürzung, und es herrschten durchaus keine zweierlei Meinungen über die Unbesonnenheit, den jüdischen Staat durch ein so gefährliches Unternehmen zu compromitiren; auch bedurfte es keiner großen Ueberredungskunst der Männer, um ihren jungen Freund von der Richtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen. — Nichts destoweniger aber mußte man das schmachvolle der politischen Situation unter dem Zepter der Römer zugeben, und meinte: die Messias-Idee — diese alte und unausrottbare Marotte der jüdischen Nation — auf eine andere Weise realisiren zu können, als durch den gewaltsamen Umsturz, nämlich durch das Bemühen eine moralische Revolution zu erstreben, indem man das Volk darüber belehre, daß das Reich des Friedens eins sei mit dem allgemeinen Gottesreich über die ganze Erde, wie es die alten Propheten und Seher längst verheißen; — wie z. B. der Prophet Sacharja Kap. 14, wenn er spricht: „Und der Herr wird König sein über alle Lande. Zu der Zeit wird der Herr nur Einer sein und sein Name nur Einer." —

Damit hatte die Sache von dieser Seite sein Bewenden; doch ruhten deshalb die Verschwornen nicht. — Man verfolgte auch jetzt noch lebhaft den Plan, Rabbi Jesus die Hauptrolle wohl oder übel aufzudrängen, und zwar auf folgende Weise. — An jedem Sabbath wurde in einem der großeren Bethäuser Jerusalems ein Abschnitt aus den Propheten (Haphtora) vorgelesen, woran sich dann gewöhnlich ein religioser Vortrag schloß. Man war nun darüber eins geworden, daß dies am nächsten Sabbath von einem angesehenen Priester geschehen möge und von demselben, im Vortrage eingeleitet, dann ohne Weiteres Jesus als Gesalbter Gottes, als Messias proclamirt werden solle, um so demselben möglicherweise den Rückweg abzuschneiden, und zur Annahme der Messiaswürde zu veranlassen.

Bis hierher haben wir uns an die Apokryphen und sonstigen Quellen halten müssen, da die kanonischen Evangelien davon schweigen. — Wir sind aber damit zu einem Ereigniß heran-

geschritten, das — mit einigen Varianten — im Evangelium Erwähnung findet. — Indeß scheint dieser Evangelist sehr oberflächlich über den wirklichen Verfall unterrichtet gewesen zu sein, den er nach Nazareth verlegt, während er sich der Wirklichkeit nach in Jerusalem zutrug. Die wunderlichen Biographen haben aus der eben erzählten Begebenheit jene Versuchung des Teufels componirt, und einige Grundzüge, z. B. die Hinweisung auf alle Reiche der Welt, in fast mit der Wirklichkeit identisch, indem man in der That Jesus zum wirklichen König der Juden zu erheben gedachte. Man findet hier einen ungefähren Maßstab für die tendenziöse Verrumpirung der Wirklichkeit unter der Feder jener unbekannten Bearbeiter des Lebens Jesu.

Es war, der Zeit nach, bald nach jener Begegnung mit den Verschwornen, am zweiten Sabbath vor dem Neujahrsfeste, was etwa mit dem Anfang unsers Septembers zusammentrifft. — In dieser Zeit — am etwa 6 oder 7 Sabbath vor dem Neujahr — war es Sitte, in den Synagogen tröstliche Stellen aus den Propheten vorzulesen, deren Verheißungen sich namentlich auf des erste Kommen bezogen. — Heute wurde aus dem 5. B. Mose, Kap. 28, (von Vers 9 an) und 30 gelesen. — Dem Gebrauch nach hatte ein Rabbi die letzten 3 Verse zu wiederholen. — Diesmal war an Jesus die Reihe, und er leitete seine Vorlesung mit einem schönen Gebet ein. — Dann las er Kap. 61 aus dem Jesaie, sprach hierauf ein Schlußgebet und hielt nun einen Vortrag, dem er das eben Gelesene zu Grunde legte, und in dem er gegen den Schluß hin absichtlich — ohne natürlich von Allen verstanden zu sein — eine politische Apostrophe an die Verschwornen einverwebte, worin er denselben zu verstehen gab, daß ohne die Einwilligung Gottes nichts über die jüdische Nation verhängt werden könne, und daß somit auch die bestehende Regierung der römischen Statthalter nur unter Zulassung der göttlichen Regierung über Judäa herrsche. — Auch könne man unmöglich verkennen, daß die Ruhe und Sicherheit unter so mächtigem Schutze, wie ihn die römische Regierung gewähre, eine große Annehmlichkeit darbiete, da man unter derselben nie zu befürchten habe, von feindlichen Nachbarvölkern angegriffen und belästigt zu werden. Auch könne man ja nicht leugnen, daß die Religion der Juden von den Römern geachtet und gegen Unbilde geschützt sei, so daß man Alles in Allem wohl Ursache habe, mit der jetzigen Ordnung der Dinge zufrieden zu sein, und daß man im Uebrigen auf Gott vertrauen müsse, in dessen Macht und Weisheit die Mittel lägen, die Geschicke des israelitischen Volkes noch günstiger zu gestalten, und daß er dieselben sicher in Anwendung bringen werde, wenn es mit seinem heiligen Willen übereinstimme.

Das war deutlich genug geredet, und leicht läßt sich erachten, mit welchem Ingrimm die gegenwärtigen Verschworenen gegen den erfüllt waren, der ihre Pläne so unzweideutig durchkreuzte, und den sie dennoch schonen mußten, da sie ihr Geheimniß unbesonnen

in seine Hände gegeben und er sie durch Indiscretion aufs Höchste gefährden konnte. Man scheint ihn aber von dieser Seite sehr genau gekannt zu haben, und in der That stellten seine essäischen Grundsätze sie hiergegen so völlig sicher, daß er, selbst bei der spätern, schweren Anklage, die seine Verurtheilung im Gefolge hatte, und als dessen Triebfedern lediglich jene Verschworenen zu betrachten waren — keine Silbe des Verraths über seine Lippen kam, und sicher hat der großherzige Dulder, bevor er seinen essäischen Freunden Mittheilung von dem Vorgefallenen machte, sich das Gelöbniß der Verschwiegenheit geben lassen. Denn erst sehr spät sind unter den nachgelassenen Schriften angesehener zeitgenössischer Essäer Berichte über das Ereigniß aufgefunden worden, denen auch diese Mittheilungen entnommen sind.

14.

Jesus beginnt sein Lehramt.

Unser weise Rabbi hatte bereits zu jener Zeit durch seine wunderbare Beredsamkeit, bilderreiche Kühnheit und Gedankenfülle, sich eine große Anzahl Verehrer erworben, von denen ihn Einige, die sich seine Schüler oder Jünger nannten, niemals verließen, wie solches bei den hervorragendsten Rabbis, oder Hauptern einer Schule in jenen Tagen allgemein Sitte war. — Er hielt es nach dem Vorgefallenen für rathsam, sich auf einige Zeit von Jerusalem zu entfernen; eines Theils um seinen Feinden aus dem Wege zu gehn, andern Theils um sich einen empfänglicheren Acker für die Aussaat seiner Lehre aufzusuchen, da in Jerusalem die Concurrenz der Schulen so sehr groß war, daß die Geister dadurch verwirrt wurden, da in denselben eine Spitzfindigkeit und ein Haschen nach Sophismen herrschte, die einer einfachen, kernigen und eindringlichen Sittenlehre, wie Jesus sie predigte, nicht zusagen konnten. — Das Verlangen, seine Mutter einmal wieder zu sehen, ließ ihn zuvörderst seine Heimath aufsuchen und eine Anzahl seiner Schüler begleitete ihn dahin, so wie auch auf den mancherlei Excursionen, die er von Nazareth aus in die Umgegend unternahm, um gelegentlich in den Synagogen der kleineren Orte, oder auch im Freien von irgend einer Anhöhe herab dem Volke zu predigen, oder auch, dem volksfreundlichen Zuge seines Herzens folgend, körperlich Leidenden mit seiner Heilkenntniß beizustehen, wodurch er oft in sehr kurzer Zeit Heilungen erzielte, die unter den derzeitigen Verhältnissen das größte Aufsehen erregten und die das Gerücht dann, wie es

ja auch heute hie und da vorkommt, als wunderbar anpries und vergrößerte.

Zu den Funktionen eines Rabbi gehörte vor Allem auch das Einsegnen der Ehen, und diese heilige Handlung sowohl als auch die Befreundung eines Brautpaars mit seiner Mutter, veranlaßte beide einer Hochzeit im Städtchen Cana beizuwohnen, die durch eine ganz einfache Begebenheit und durch die Wundersucht eines seiner evangelischen Biographen, Johannes, eine gewisse Berühmtheit erhalten hat. — Jesus hatte nemlich seine Jünger dahin mitgenommen, und indem sich die Gesellschaft durch so viele unangemeldete Gäste über Erwarten vermehrte, so gebrach es an Wein. — Dem ungewöhnlichen Scharfblick unsers Freundes entging dergleichen Verlegenheit, mochte sie groß oder klein sein, so leicht nicht, und da er zu der vorliegenden im Grunde genommen, die Veranlassung gegeben, so veranlaßte ihn sein Zartgefühl, heimlich einen seiner Jünger zu einem Bekannten in der Nähe zu schicken und durch Herbeischaffung weitern Vorraths dem Mangel ganz im Stillen abzuhelfen. Niemand von den Gästen hatte es bemerkt, und um so mehr Erstaunen erregte die plötzliche Vermehrung des Wein-Vorraths, und sogar noch durch eine viel bessere Sorte als es die zuerstgetrunkene war. — Irgend ein aufgeräumter Gast fand die Sache so auffallend, daß er — nach damals beliebter Mode — gleich ein Wunder in dem Ereigniß erkannte, — und da der bescheidene Spender sich auch jetzt noch nicht zu seiner Anhulte bekennen mochte, sondern schwieg, so war die übernatürliche That zugestanden, und der große Reigen der Wunderthaten hiermit eröffnet.

Gleich nach Beendigung dieses Familienfestes nahm die Nazarenische Gesellschaft Abschied von den Neuverehelichten, und begab sich nach dem kleinen, sehr anmuthig am galiläischen Meere belegenen und meist von Fischern bewohnten Flecken Capernaum. — Die hier herrschende geräuschlose Einsamkeit, in der Umgebung einfacher harmloser Menschen, sagte dem Gemüthsleben des jungen Weisen ganz ausnehmend zu, und er richtete sich hier mit Hulfe seiner Mutter eine gemüthliche Häuslichkeit bei bekannten und befreundeten Leuten ein, worauf er dann seine Mutter auf deren Wunsch wieder nach der Heimath geleitete.

Obwohl keine der mir zu Gebote stehenden geschichtlichen Quellen den Zeitpunkt angiebt, wo Jesus zu dem Wüstenprediger Johannes in Beziehung trat, so dürfte es doch, aller Wahrscheinlichkeit nach der ebenbesprochene Zeitpunkt gewesen sein, als jene höchst pikante Episode aus dem Leben unseres Weisen in Scene ging.

Johannes, mit dem Zunamen, „der Täufer" war der Sohn Zacharias und der Elisabeth mit der Maria, die Mutter Jesu, schon in jener Zeit Umgang pflog, als sie von jenem abendlichen Ereigniß überrascht wurde, dem Jesus wahrscheinlich sein Dasein verdankte und das wohl mit Recht ein verhängnißvolles Abentheuer genannt zu werden verdient. — Elisabeth ging zur selben Zeit mit dem Johannes, als Maria mit dem Jesus ging. Wenn

aber einer der Evangeliſten in übertriebenem Meſſias-Eifer die wunderſüchtige Anekdote auftiſcht, daß bei einer Zuſammenkunft der beiden in intereſſanten Umſtänden befindlichen Frauen, der ungeborene Johannes dem gleichſituirten Jeſus ſchon jetzt eine hüpfende Reverenz bezüglich des höheren Berufs gemacht hätte, ſo iſt dieſes Fabuliren zu übertrieben, als daß weiter Notiz davon zu nehmen vonnöthen wäre.

Nach 28 bis 30 Jahren taucht dieſe indeß noch einmal, aber freilich in anderer Weiſe auf. — Um dieſe Zeit etwa, im fünften Jahre der Regierung des Tiberias, verbreitete ſich in Paläſtina das Gerücht von einem unter den Juden ſeit jeher vielfach vorkommenden Asceten, das iſt ein ſogenannter Ueberfrommer, inſofern es auf Kaſteiung aus religiöſer Marotte ankommt. — Das war aber eben jener Johannes, der Sohn des Zacharias, und wahrſcheinlich ſchon ein Jugendbekannter des Jeſus, da die Mütter ja befreundet waren. Er war in Hebron zu Hauſe, einer Stadt einige Wegſtunden von der Grenze der arabiſchen Wüſte belegen. Derſelbe war ſchon von Geburt an durch ein Gelübde der Eltern einem Stande geweiht, den man Nazir benannte, und der in mancher Beziehung einigen chriſtkatholiſchen ſtrengen Ordensgeiſtlichen unſerer Tage glich, da das Mitglied eines ſolchen Standes gewiſſe Enthaltſamkeiten zu beobachten hatte, wie das u. A. auch Lucas C. 1. V. 15. beziehentlich Johannes andeutet. Ohne Zweifel war der unglückliche Knabe von ſeinen Eltern ſyſtematiſch zu ſolchen naturwidrigen Alfanzereien erzogen, denn er zog ſich als blühender Jüngling ſchon in die nahe liegende Wüſte zurück, führt dort das elende Leben eines abendländiſchen Eremiten oder indiſchen Jogi, kleidete ſich in Thierfelle oder grobe kameelhaarene Stoffe und delectirte ſich an Heuſchrecken und wildem Honig. —

In unſeren Zeiten würde man einen ſolchen Asceten ins Irrenhaus ſperren; zu jener Zeit aber, — und ſelbſt noch im Mittelalter, — fand man dergleichen Thorheiten verdienſtlich, ſtaunte die Albernheiten als göttliche Inſpiration an, und fand ſich wohl gar geehrt, zu ihren Schülern gerechnet zu werden. So fanden ſich denn bei Johannes zahlreiche Eleven ein, die ihm in der Lebensweiſe nachahmten, und die Weisheit ſeines Mundes mit Eifer in ſich aufnahmen. Natürlich war dieſe religiöſe Farce ganz nach der Schablone der alten jüdiſchen Propheten in Scene geſetzt, und der Hauptbeſtandtheil der Rhetorik des Johannes erging ſich in den bekannten Klageliedern über das Unglück der Juden, über deren ſchlechten Lebenswandel, Aufmunterung zur Buße, Ermahnung zur Beſſerung und Hoffnung auf den Meſſias; namentlich war in dieſem Stücke der alte prophetiſche Wütherich Elias das Ideal, dem dergleichen Käuze nachzuſtreben bemüht waren. — Es mag nicht unintereſſant ſein, ein flüchtiges Schlaglicht auf dieſen Propheten-Rieſen (wie ihn Renan nennt), oder auf — das Propheten-Ungeheuer — wie man ihn lieber nennen möchte, zu werfen. —

Elias wohnte seiner Zeit bekanntlich in einer Höhle am Berge Carmel, in Gesellschaft wilder Thiere und unter den bedrängsten Entbehrungen. — Von Zeit zu Zeit kroch dieses asceti-sche Ungethüm aus seiner Höhle hervor, erschien an den Wohn-plätzen vernünftiger Menschen, und schmetterte mit den Blitzen seiner fürchterlichen Zunge Donnerkeile auf die Häupter der großen Sünder; setzte Könige ab und ein und war ein solcher Schrecken der Mächtigen, daß selbst die Nachwelt jener Gegend, wo er hauste, noch heutiges Tages in ihm einen schreckenerregen-den Popanz fürchtet. — Da diese Furcht aber mit einer Art göttlichen Verehrung gepaart war, so ist es sehr natürlich, daß jeder, der dem Volke gegenüber als eine Art höherer Sendbote gelten und sittliche Reformen anstreben wollte, sich den Elias zum Muster nehmen mußte, und Johannes machte davon keine Ausnahme. —

Außer unter den Juden kamen aber dergleichen einsiedlerische Asceten auch unter den heidnischen Völkern, namentlich den buddhistischen vor und einer dieser Sorte der chaldäische Weisen, war der Stifter des Sabäismus, auf deutsch: der Taufgesinnten. Ob Johannes ein Anhänger oder Nachbeter dieser Sekte war? — wer mag das bestimmen! gewiß aber ist, daß seine Lehre mit dem Sabäismus sehr viel Aehnlichkeit hatte und daß er namentlich die Taufe als ein vorzügliches Symbol der Buße und Besserung (Reinigung) adoptirte. Die Juden hatten unter der Legion re-ligiöser Ceremonielle freilich auch viel mit Waschungen zu thun, aber die eigentliche Taufe in dem symbolischen Sinne der Ab-waschung alles sündigen Unraths vor der Aufnahme in einen neuen Bund, in ein neues geläutertes Verhältniß: — das kannten sie denn doch nicht, und Johannes war der erste, der diesen jü-dischen Sabäismus ins Leben rief.

Der Schauplatz seiner Thätigkeit war, wie gesagt, die Wüste in der Gegend des todten Meeres; die von Zeit zu Zeit vorge-nommenen Taufakte aber fanden am Ufer des Jordans statt, und zwar in einer Gegend am östlichen Ufer dieses Flusses, wo sich eine Fähre befand, wahrscheinlich bei Bethabara.

Die Juden waren seit jeher für religiöse Extravaganzen sehr empfanglich, und war es demnach nicht zu verwundern, daß sie den neuen Propheten schaarenweise besuchten, zumal man sogar verbreitete, er sei der wieder erstandene Elias; ja Einige hielten ihn sogar für den Messias selbst. Nur die Priesterkaste, die zu allen Zeiten und unter allem Volke Rivalitäten abhold ist, ver-achtete ihn, indeß nur durch Ignoriren. Das Volk aber in sei-nem natürlichen Instinkt, schloß sich schon allein deshalb dem Johannes anfangs an, um das Priesterthum seine Verachtung fühlen zu lassen, und sicher ist, daß die neue Sekte dieser Ten-denz viel mehr Bekenner verdankte, als der Ueberzeugung.

Das Volk hangt nebenbei immer an Sinnlichkeiten, und in diesem Betracht war die Taufe von großer Wichtigkeit. Johan-nes betrachtete sie auch nur von dieser Seite; der Kern seiner Lehre und seiner Heischungen war die Buße zur Aufbesserung der Moral. — Diese lag ihm vorzüglich am Herzen, und um seine

dringende Forderung zu motiviren, verkündete er eine nahe bevorstehende schreckliche Katastrophe, an deren Herannahen, mit allerlei drastischen Bildern ausgeschmückt, er immer wieder und wieder erinnerte. So sagte er z. B.: „Es sei die Axt schon an die Wurzel des Baumes gelegt, und dieser werde bald ins Feuer geworfen werden. Er verkündete den nachstens erscheinenden Messias mit einer Wurfschaufel in der Hand, das gute Korn sondernd von der Spreu und diese verbrennend. Er schimpfte dabei fürchterlich auf die Priester, die er auch (wie Jesus) einmal über das andere Otterngezüchte nannte, und wie es — sonderbar genug — noch alle Reformatoren — selbst Luther nicht ausgenommen, gethan. —

Das ganze Sein und Wesen des Johannes, die Zeit seines Auftretens und das eigentliche wesentliche Nervengeflecht seiner Lehre, scheint nur darauf hinzudeuten, daß Alles, was er sagte und that, — wenn auch nicht, wie Renan meint — einen politischen Charakter, doch einen mit seinem Freunde Jesus verabredeten Plan voraussetzt. — Jesus war ein durchaus heller, scharf combinirender Kopf. Er kannte sein Volk wie Keiner, und er kannte auch die Mittel, durch welche auf dasselbe zu wirken sei. — Das hinfällig hohle Wesen der Priesterkaste, das erbarmungswürdige Nichts des geistlichen Plebses und das über dasselbe mit unwiderstehlicher Gewalt hereinbrechende Gottesurtheil des Weltgerichts war ihm so klar wie das Sonnenlicht, und auch der Volkscharakter, auf den er seine weltumspannende Reform zu bauen hatte, kannte er wie sich selbst; nur der Plan der Ausführung erforderte reifliches Nachdenken, und nicht umsonst zog er sich von Zeit zu Zeit in die Einsamkeit der Wüste zurück, wo ihn, wie bekannt und erwähnt, die Evangelisten mit einer Art Samiel oder Mephistopheles verkehren lassen, der ihn von seinem großen Werke abzuziehen bemüht gewesen sei. (Siehe oben.) Nun freilich ein Geringes war es nicht, den Kampf mit dem alten Drachen Orthodoxie aufzunehmen; aber Jesus verkehrte dort ganz gewiß mit ganz anderen greifbarern Personen als mit wesenlosen Scheinen. — Die Haupt-Akteure waren auch hier wieder ohne Zweifel seine Freunde, die Essäer, und vielleicht — ja sehr wahrscheinlich gehörte auch Johannes zu dieser Gesellschaft.

Sei dem wie ihm wolle: — Zufall war es nicht, daß Johannes mit solchem Eifer auf einen Mann hinwies, dem er nicht werth sei, die Schuhriemen aufzulösen, und im höchsten Grade absurd ist es, wenn Renan meint: der Ruf von Johannes Lehre sei schnell nach Galiläa und erst jetzt auch zu Jesus und seinem Schülerkreis gedrungen. Es heißt dies die unverkennbare Planmäßigkeit in Abrede stellen wollen, in dem was dem politischen Complot der Pharisäer gegenüber von den Essäern auf dem Wege der religiösen Reformation für die jüdische Nation ins Werk zu richten beschlossen war. —

Wer kann leugnen, daß Johannes bereits viele der später von Jesus in schönerem Gewande dargebotenen und in ihm ver-

gönnter längerer Zeit durchgeführten Lehrsätze in ihren Grundzügen aufstellte? — Er predigte gegen die reichen Priester und Schriftgelehrten; suchte die Armen durch den Hinweis auf die Vergeltung durch Gott zu trösten; — verachtete gründlich das orthodoxe Judenthum mit seinem Hochmuth als auserwählte und bevorzugte Nation, indem er die Universalität als Kinder Gottes allen Nationen zuspricht, wie z. B. in den Worten: „Aus den Steinen am Wege könne Gott Kinder Abrahams machen". —

Kurz alles deutet darauf hin, daß hier kein Zufall waltete, sondern daß ein großer Reform-Plan im Werke war, der mit Umsicht entworfen, Zug vor Zug ins Leben gerufen wurde. — Darauf deutet auch der bekannte Josephus hin, nur bemäntelte er, da er unter den Augen der Römer schrieb, und diese nicht mißtrauisch machen wollte — seine Angaben, namentlich was ihm über die Messias-Intrigue auf dem Herzen lag. —

Jesus kam nun, als man den Zeitpunkt für geeignet hielt, sammt seinen Jüngern, ebenfalls zu Johannes an den Jordan, und während einige Erzähler dieses als den einzigen und ersten Besuch bezeichnen, bemerken andere, daß sie sich schon vorher zusammengefunden hatten und mithin Bekannte waren. Man darf hieraus schließen, daß es im Plane lag, die Bekanntschaft beider geheim zu halten; daß sie aber mehr als gute Bekannte, daß sie Freunde und zwar — gleich ihren Müttern — von Jugend auf waren — leidet gar keinen Zweifel. — Erst jetzt, bei dieser Hauptbegegnung, als es sich um den ostensiblen Akt der Taufe handelte, ließ man den Schleier des Geheimnisses fallen, und was Johannes früher nur immer als verhüllte Hindeutung auf den vorhandenen Messias ausgesprochen, um die Gemüther auf etwas Großes vorzubereiten, in Spannung zu erhalten, und sie empfänglich zu machen für die beabsichtigte große Reformation des Judenthums — das trat nun jetzt, mit dem Moment der offenen Begegnung, vor den Augen von Tausenden am hellen Tage zur ersten klaren Erfüllung, zum Beginn des ersten Aktes des großen Welterama's in Scene. — Darum denn ließ sich Jesus nicht sobald vor Johannes sehen, als dieser ihn auch schon erkannte, und mit heller Stimme auf ihn hinwies als den, welchen er längst angekündigt, als den Messias, von dem alles Heil kommen solle über Israel. — Dem edlen Charakter Jesu schien diese ganze Scene etwas zu geniren. Er war still und verzagt, und hatte sich wahrscheinlich überhaupt nur von seinen Freunden, den Essäern, überredet, und um der guten Sache willen dazu verstanden. — Auch Johannes schien von ähnlichen Gefühlen durchdrungen, denn er weigerte sich anfangs die Taufhandlung an Jesus zu vollziehen. — Dieser aber bestand darauf, und so wurde die Ceremonie der Taufe denn auch an Jesus vollzogen, an die für die Täuflinge keine weitere Folgen geknüpft worden zu sein scheinen, als das stillschweigende Bekenntniß, daß man die Lehren und Ansichten des Predigers gut heiße, sich mit ihnen einverstanden erkläre. —

Die spätern Geschichtserzähler ließen sich indeß diese an sich allzu unbedeutend erscheinende Begebenheit nicht entgehen, nach gewohnter Weise eine direkt göttliche, d. i. wunderbare Manifestation — selbstverständlich von oben herab, aus den Wolken, damit in Verbindung zu bringen, indem sich der Himmel gleichsam wie eine Theater-Decoration öffnete, und eine Stimme sich vernehmen ließ, die — nach Matthäi ausrief: „Dieß ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.“ — Nach Marcus und Lucas rief sie: „Du bist mein lieber Sohn ꝛc.“ — Der Evangelist Johannes aber weiß von keinem Zuruf etwas. Alle aber bezeugen, daß der Geist Gottes in Gestalt einer Taube herniedergeschwebt sei und sich auf Jesus herabgelassen habe. —

Wir wissen nun schon, was wir von dergleichen, weit über 100 Jahre später geschriebenen Erzählungen zu halten haben. — Möglich, daß sich eine Taube in dem Moment der Taufe in der Gegend niedergelassen hat; aber wahrlich sehr gleichgültig für die an sich gar nicht wesentliche Begebenheit überhaupt; denn wenn Jesu Rede und Lehre an sich nicht den höheren Beruf documentirt hätte: — weder Johannes noch alle Gewässer des Jordans, und am allerwenigsten die Taube würde ihm auch nur ein Tüttelchen seines Ruhmes und seines Verdienstes zugesetzt haben. —

Die beiden Rabbi blieben von nun an auch ferner in freundschaftlichem Zusammenwirken, obgleich sich bald genug die geistige Ueberlegenheit Jesu unwiderleglich darthat, so daß sogar die beiderseitigen Schüler darüber in Zwist geriethen, da die Johanniter neidisch wurden auf den ungeheuren Zulauf des Volks zu den Predigten Jesu, der denn doch noch etwas Anderes konnte, als nach Johannes' Weise mit dem Donnerkeil des Schimpfes darein zu fahren. —

Dieser rücksichtslose, inhumane Eifer, mit dem Johannes — der nicht bedachte, daß die Zeiten des Elias weit hinter ihm lagen — seine Zwecke verfolgte, machte dieser ascetischen Farce denn auch gar bald ein betrübtes Ende. Derselbe enthielt sich nämlich in seinen taktlosen Expectorationen nicht, in wahrhaft fürchterlicher Weise gegen die römische Regierung zu Felde zu ziehen. — Zu seinem Glücke war das Gebiet der jüdischen Lande unter zwei Statthaltern, Pontius Pilatus und Antipater, getheilt. — Jener regierte in Judäa, wo Johannes seine Taufe vollführte, als er aber nach Peräa an das andere Jordanufer übersetzte und dort die Menge in gleicher Weise wie jenseits bearbeitete, und Antipater Meldung davon bekam, entsetzte sich derselbe über solche Verwegenheit und schickte Leute aus, die den aufrührerischen Rabbi beobachten und ihm darüber Bericht bringen sollten. Unglücklicherweise kam auch noch eine wunderliche Hofgeschichte hinzu, in der ein Weib die Hauptrolle spielte, und so war Johannes unrettbar verloren. — Dieses Weib, eine geborne Jüdin — hieß Herodias und war die Enkelin Herodes des Großen, dessen am Eingang dieser Geschichte gedacht worden.

Sie war von Statur ein wunderbar schönes, aber wollüstiges, ehrgeiziges und zu jeder Gewaltthat aufgelegtes Weib, das man gegen ihren Willen an ihren von Herodes dem Großen enterbten Onkel verheirathet hatte. Rache und Ingrimm kochte in ihrem Busen wegen der untergeordneten Stellung, die sie in Folge der Enterbung ihres Gatten in der Familie einnahm, und daneben verachtete und verspottete sie die Satzungen der jüdischen Religion. Als geborne Intriguantin hatte sie die Blicke des Tyrannen Antipater auf sich zu lenken gewußt, und derselbe entbrannte in rasender Leidenschaft für die reizende Jüdin. Es lag in der Natur der Situation, daß nichts in der Welt ein inniges Verhältniß beider Personen — wie sträflich es auch sein mochte, verhindern konnte, und nicht lange, so hatte Herodias ihren Anbeter dahin gebracht, daß er ihr die Ehe versprach, indem er beschloß, seine Gattin Herath, Tochter des Königs von Peräa, zu verstoßen. — Diese arabische Prinzessin, längst schon zur Eifersucht aufgestachelt, erfuhr durch ihre Kundschafter den Stand der Dinge und zog es vor, heimlich zu entfliehen, indem sie, ihre Absicht verbergend, Erlaubniß zu einer Reise in die Heimath erbat, wo ihr Vater sie schon an der Grenze erwartete, und Antipaters Wünsche waren somit erfüllt und die blutschänderische Verbindung (denn Antipater war ein naher Verwandter der Herodias) wurde vollzogen. — Diese verwegene Verletzung der jüdischen Familiengesetze rief einen allgemeinen Schrei des Unwillens hervor, und Johannes war es, der nach seiner bereits geschilderten Weise, seinen ganzen Zorn auf Antipater herabdonnerte. — Diese Kühnheit aber schlug dem Faß den Boden ein. Antipater ließ den Eiferer sofort verhaften und in die Festung Machärus einsperren. —

Der erzürnte Fürst hatte indeß, wie man sagt, nicht die Absicht, Johannes ans Leben zu gehen, da er einen Volksaufstand deshalb befürchten mußte, und die Richtigkeit dieser Behauptung findet schon einigermaßen ihre Bestätigung in der langen Haft, die man ihn bestehen ließ.

Obgleich wir deshalb dem weitern Verlauf der Thätigkeit Jesu vorgreifen müssen, so möge doch hier das Schicksal des Johannes sofort zu Ende geführt werden. —

Derselbe verzehrte sich in Sehnsucht nach Freiheit, während Jesus von Land zu Land, von Ort zu Ort zog, und in immer höherem Schwunge seine Reformations-Lehren verbreitend, von dem Volke auf den Händen getragen wurde. — Johannes war nicht so sehr von der Außenwelt abgeschnitten, als daß er nicht die Erfolge seines Freundes hatte erfahren sollen. — Es war ihm aber darum zu thun, aus Jesus eigenem Munde Kunde zu bekommen über den Standpunkt, den derselbe jetzt einnähme, und da ihm gestattet war, seine Schüler bei sich zu sehn, so schickte er zwei derselben ab, um Jesum im direkten Auftrage zu fragen, ob er der erwartete Messias sei, oder ob man eines Andern zu warten habe. — Die Sendboten trafen den neuen Propheten

auf der Zinne seines Ruhmes, und die Theilnahme desselben an den Freuden des Lebens, setzte die an Fasten und Kasteiungen gewöhnten Asceten in nicht geringes Erstaunen. Sie richteten ihre Botschaft indeß getreulich aus, und aus der Antwort, die Jesus ihnen ertheilte, geht ziemlich unverblümt hervor, daß die bis jetzt erzielten Erfolge ihn selbst nicht mehr an der göttlichen Mission zweifeln ließen, welche die vorzeitlichen Propheten als die Aufgabe des Messias bezeichnet hatten. — Jesus zählte ihnen dieselben auf, und Lucas, der Wundersüchtige, nimmt die Gelegenheit wahr, eine ganze Reihe von Wundern, namentlich Krankenheilungen, aufzuzählen, von denen die Boten Zeugen gewesen; hütet sich aber wohl Jesus, der mit ihnen redet ein Bekenntniß und ein Rühmen derselben auf die Zunge zu legen, sondern er läßt ihn nur einfach sprechen: gehet hin und erzählt eurem Rabbi, was ihr gesehen habt, dies Alles verkünde die Ankunft des Reiches Gottes, und schließt dann endlich: „Selig ist wer nicht an mir zweifelt.“ Die Geschichte verschweigt uns, wie Johannes das Resultat seiner Sendung aufgenommen habe, auch ist dieses für den Gang der Begebenheit völlig gleichgültig. Viel wichtiger aber und erfolgreicher ist die Thatsache, daß Antipater den Gefangenen mehre Male persönlich besuchte und längere Unterredungen mit ihm hatte. — Manchem wird das unerklärlich scheinen, aber der Jude hat unter allen Umständen immer einen Rest von religiöser Gewissenhaftigkeit, und er gedachte vielleicht den Eiferer zu beschwichtigen, dann ihn frei zu lassen, und so die öffentliche Meinung zu beruhigen.

Johannes aber hatte, wie alle Leute seines Schlages, einen harten Schädel, und selbst bei diesen Unterredungen donnerte er fort und fort gegen die blutschänderische Heirath, deren Wiederauflösung seine erste und letzte Forderung war. — Leicht zu erachten ist es, daß diese Bußpredigten der Herodias nicht verborgen blieben, und das Verderben des widerhaarigen Propheten war darum fest bei ihr beschlossen. Antipater war indeß so ohne Weiteres nicht zu bewegen, seinen Tod zu veranlassen, und das rachsüchtige Weib mußte deshalb auf eine passende Gelegenheit warten. Auch blieb solche nicht lange aus und wurde mit seinem Raffinement benutzt.

Ihre Tochter erster Ehe nämlich, Salome, ganz ein Abklatsch des Charakters ihrer Mutter, sollte das Werkzeug dieser Intrigue sein, und als Zeitpunkt wurde der Geburtstag Antipaters, im Jahre 30 unserer Zeitrechnung erwählt, der in Machärus — dem Gefangenort des Johannes gefeiert wurde. — Ein großes Fest sollte den Tag illustriren, und die junge reizende Salome hatte sich erboten, persönlich einen jener üppigen Tänze aufzuführen, ähnlich wie wir sie in unsern Tagen im Cancan kennen gelernt haben, und welche man zu jener Zeit in Syrien selbst für die vornehmsten Personen nicht als unanständig betrachtete.

Das Bacchanal trat in's Leben und Salome verdrehte dem weinberauschten Vierfürsten dermaßen den Kopf, daß er ihr frei

ſtellte, ſich die Erfüllung eines Wunſches zu erbitten. — Auf dieſen Moment hatte die Mutter längſt gewartet, und auf deren Anſtiften erbat ſich ihre Tochter: „Das Haupt des Johannes auf einer Schüſſel.“ — Antipater war im höchſten Grade erſchreckt, aber er wollte ſein gegebenes Wort nicht zurücknehmen, der Befehl wurde ſofort gegeben und vollzogen, und ehe eine Viertelſtunde verging, trug man das ſchauderhafte Gericht in den Bankettſaal.

Das war das frühe Ende dieſes hartgeſottenen Propheten, der auch einmal eine Welt aus den Angeln heben wollte, ohne die Kraft dazu zu beſitzen. Das Volk war über dieſe That ſehr erbittert und 6 Jahre ſpäter ereilte den fürſtlichen Tyrannen ein Geſchick, daß man als Vergeltung jener Schandthat betrachtete, nämlich der Vater jener verſtoßenen Frau, Hareth, überzog ihn mit Krieg und ſchlug ihn in derſelben Feſte Machärus völlig aufs Haupt. —

Die Botſchaft von Johannes Tode überbrachten die Jünger ſelbſt an Jeſus, und dieſer, die eigene Gefahr wohl ermeſſend, nahm ſich fortan ſehr in Acht, in den Bereich jenes gewiſſenloſen Tyrannen zu kommen, vielmehr weilte er vor der Hand noch in ſeiner Heimath und predigte hier ſeinen intimſten Landsleuten, den Nazarenern.

Kehren wir zu der geordneten Reihenfolge der Begebenheiten zurück, ſo hatte der Ruf von Jeſu Lehre, ſeiner Heilkunſt und wahrſcheinlich auch jenes angebliche Hochzeitswunder die jüdiſchen Kleinſtädter bereits in große Aufregung gebracht, man drängte ſich förmlich um den ſo ſchnell berühmt gewordenen Landsmann, und hätte am liebſten gleich ein Dutzend Wunderthaten auf einmal von ihm geſehen, um von ſeinem Ruhm nach Luſt und Belieben mit zu genießen. — Jeſus aber beſchränkte ſich einfach auf ſeine herzerhebenden Religionsvorträge, dergleichen bisher noch zu keines Menſchen Ohr gedrungen waren. — Kraft und Milde gepaart mit Kühnheit der im Orient ſo ſehr beliebten Metaphern, die ihm zur Verſinnlichung ſeiner Ideen jederzeit ſo ſchlagend zu Gebote ſtanden, führte ihm ganze Schaaren von Zuhörern entgegen, und ſeine perſönliche Anmuth ſcheint daneben viel dazu beigetragen zu haben, ihm eine ungewöhnliche Zuneigung der Frauen und Jungfrauen zuzuwenden, denn ein allgemeines Staunen des Erſtaunens und der Befriedigung lief durch die Schaaren der Zuhörer, wenn er ſeine neuen und pikanten Lehren, ſeine freimüthigen Strafreden, vorzugsweiſe gegen die Reichen und gegen die ſcheinheiligen Prieſter, namentlich die Phariſäer, mit ſeiner ſonoren wohltönenden Stimme, Allen verſtändlich und zugänglich ausſprach. —

Aber — wie ſich nun die Menſchheit aller Zeiten und aller Länder in ihren Grundzügen immer gleich bleibt — ſo auch hier: — Unter der Menge der erſtaunten und befriedigten Hörer gab es auch kleinliche Naturen, die ſich vielleicht des jetzt ſo hoch geachteten daſtehenden Rabbi's als kleinen Knaben erinnerten, an

dem sie damals nichts Ungewöhnliches wahrnahmen; ja der ihnen vielleicht gar einmal eine kleine Sottise gesagt hatte, und die nun in ihrer Nichts vermögenden Erbärmlichkeit den Emporkömmling, den alle Welt anstaunte, beneideten, das Erhabene seiner Lehren in den Staub herabzogen und mit kleinlichem Eifer beschmutzten. — Neid und Mißgunst, wie sie namentlich an kleinen Orten vorzugsweise im Schwange zu gehen pflegen, fanden ihren Ausdruck namentlich im Munde eines vorlaut-kecken Burschen, der da meinte: „man müsse sich einem solchen Jugendgenossen gegenüber auch nicht allzuviel vergeben, denn man schiebe der Bewunderung so leicht kleinstädtische Parteilichkeit unter; auch sei der anmaßende Ton dieses Menschen, seinen Heimathsgenossen gegenüber, die ihn doch sehr wohl in seiner Niedrigkeit gekannt hätten, hier keineswegs am rechten Orte; und am Ende sei es ein wohlfeiler Ruhm, den man für eine gelenke Zunge einernte. — Ja wenn er noch, wie in Capernaum, einige Wunder verrichte, was er denn doch seinen Landsleuten eigentlich schuldig sei, so habe man denn doch, daß er zu dergleichen Strafpredigten, als ihm so keck vom Munde gingen, eine innere Berechtigung habe. „Aber er sieht uns — meinte der Räsonneur — ja wohl nicht für würdig und wichtig genug dafür an!“ —

Sofort sammelte sich ein Häuflein Zuhörer um den Schwadroneur, und es fehlte nicht an beifälligen Bemerkungen, die die Richtigkeit seines Raisonnements bekräftigten. „Sehr richtig!“ — bemerkte einer derselben, — der arme Zimmermannssohn sollte seine Zunge etwas im Zügel halten; wir haben ihn ja noch mit Hobel und Säge hantirend gekannt; er scheint das vergessen zu haben, und Viele wissens wohl gar nicht einmal, wo er herstammt, sonst würde man seine aus den Propheten gelesenen Redensarten wohl nicht so sehr anstaunen, denn das kann am Ende ein Jeder, der nur eine gesunde Zunge hat.

So ungefähr lästerte man hier und dort, und es konnte nicht unterbleiben, daß der Vortrag des Lehrers durch dergleichen Zischeln und Ohrenbläsereien gestört und die Aufmerksamkeit von ihm abgezogen wurde. — Dem feinen Menschenkenner konnte der Gegenstand dieser Zungendrescherei natürlich nicht entgehn, er brach deshalb seine Rede ab, und ließ dem Gerausch Zeit, sich zu ermüden, und als er zu bemerken glaubte, daß sich die Lästermäuler erschöpft hatten, stand er auf und nahm wieder das Wort. Man sah es ihm deutlich an, daß er erzürnt war, und in ernster Rede hielt er den Schwätzern jetzt ihre kleinlichen Lästerungen gegen den Jugendgenossen vor. Er detaillirte ihnen ihre Gedanken, ihre niedere Gesinnung, ihren Egoismus, indem sie sich gegen Capernaum, wo er dem Gerücht nach ein Wunder gethan haben sollte, zurückgesetzt fühlten. Er erinnerte sie im Tone des Vorwurfs daran, daß ein Prophet nirgend weniger als in seinem Vaterlande gelte, wobei er aus der Geschichte der Propheten die Begebenheit herbeizog, als wegen einer mehr als dreijährigen Dürre, die größte Hungersnoth unter den Juden

herrschte, und es sicher nothleidende Wittwen genug unter ihnen gab; fühlte sich der Prophet Elijahu dennoch zu keiner von ihnen hingezogen, sondern besuchte zuvörderst eine fromme heidnische Wittwe zu Sarepta im Sidonischen Distrikte, und eben so heilte der Prophet Elisa keinen der aussätzigen Israeliten, sondern nur ein heidnischer Syrer, Naaman, wurde von ihm gereinigt.

Jesus hatte es augenscheinlich darauf abgesehen, den kleinlichen Particularismus der Juden, als imaginares auserwähltes Volk gründlich zu verwerfen, und ihren Hochmuth zu bestrafen. Dieser ausgeprägte Hohn aber, der durch die scharfe Zunge des begabten Redners wie ein zweischneidiger Dolch in ihre verknöcherten Herzen drang — machte die Menge wüthend, selbst die Wohlwollendsten ließen sich von empörten Schreiern hinreißen, und man hörte nur eine Stimme, daß dieser Schimpf fürchterlich gerächt werden müsse, und aus dem hin und her wogenden Geschrei tauchte vornehmlich die Forderung auf, Rache an dem frevelnden Spötter zu nehmen, und ihn vom Felsen hinab zu stürzen. —

Dieser Felsen lag an dem steilen Abhange des Berges, auf welchen Nazareth erbaut ist, und dahin drangte ihn die Menge des aufgebrachten Pöbels, als er die Synagoge verlassen hatte. — Er durchschaute sehr bald ihre frevelnde Absicht, wendete sich rasch um, und vor seinem zornigen Blick und der erhobenen Hand, stand plötzlich von Ueberraschung und Schreck gebannt der feige Pöbel, indem er fürchtete, es werde jetzt ein Wunder geschehen, und ein Strafgericht über sie herabdonnern. Er suchte seinen Weg seitwärts und Niemand war, der ihn aufhielt. Nur seine Jünger folgten ihm und trauernd über die undankbare verblendete Menschheit, eine Thräne der Wehmuth im Auge, wandelte der edle Menschenfreund gen Capernaum.

Jesus befand sich um diese Zeit in der kräftigen Blüthenzeit des Mannes; etwa wie es das Weib im zwanzigsten Lebensjahre. Auch der Geist, wo er in einem männlichen Individuum das angeborene, und durch Lehre und Fleiß ausgebildete Supremat beanspruchen darf, fügt sich demselben Gesetze der Reife, und so war denn der wichtige Zeitpunkt gekommen, wo dieser außerordentliche Charakter, angeregt und getragen von den religiösen und politischen Verhältnissen seiner Nation, sozusagen gewaltsam auf den Schauplatz der Tagesgeschichte gedrängt wurde, um nach der Weise jener Zeit — wo man noch nicht die Wunderkraft der Presse zur Verfügung hatte, durch die öffentliche Rede, die ja auch heute noch oft genug ihre jüngere Rivalin — die Presse überflügelt — mit der zündenden Kraft seiner Gedankenblitze das Volk zu beleben, zu erleuchten, zu ermahnen, zu begeistern, zugleich aber auch die geistesfaule und bettelstolze Priesterkaste erbeben zu machen. —

Da wir nun eben jetzt an dem Wendepunkt des Lebens und Wirkens Jesu angelangt sind, wo er mit kecktem Muthe die

Brandfackel des Genies ausſteckt, und ſich mit ſeiner kleinen, leider in jeder Beziehung nur zu kleinen Schaar, muthig auf den Wogen einer geiſtigen Revolution, wer weiß zu welchem Porte, hinaus ſteuerte: — ſo wollen wir uns einen Augenblick mit ſeinen Intentionen, mit ſeinem Gedankengange beſchäftigen, denn daß ein ſolcher Geiſt ſich vom Zufall tragen laſſe, daß er planlos, abenteuerlich, regellos und tollkühn an ſein Werk gegangen ſein könne, daran iſt nicht zu denken, denn aus Allem leuchtet der heroiſche Gedanke hervor, daß er ſein Höchſtes, ſein Beſtes, ſein Alles, daß er ſein Leben daran zu ſetzen entſchloſſen war, das Judenthum, ſein Volk, ſeine Nation zu dem reinen deiſtiſchen Cultus zurückzuführen, wie er einſtmals in den Erzvätern mit rührend-patriarchaliſcher Einfachheit zur erſten Erſcheinung kam.

Das jüdiſche Volk war in jenen Tagen doppelt geknechtet. — Die Römer hatten ihren Fuß auf ſeinen Nacken geſetzt, und ihnen das ſchmerzhaft brennende Stigma einer politiſchen Null auf die Stirn eingebrannt. — Die Prieſterkaſte aber, vor allem die heuchleriſchen Phariſaer, dieſes Stichblatt der einſchneidendſten Geißelhiebe des rhetoriſchen Gladiators Jeſus, hielt die Geiſter geknechtet im todten, nichtsſagenden Formelweſen, läppiſchen Satzungen, und fauler, ſinnloſer Gebetplapperei und jenem Zungendreſchen, das man für Religion ausgab. Daneben vergötterte man die alten wunderlichen Heiligen in den Gräbern, Propheten genannt, und rechnete ihnen ihre offenbaren Uebertreibungen, ihre Phantaſtereien, als eben ſo viele Beweiſe ihrer göttlichen Sendung und übernatürlichen Kraft an. Man kann in Wahrheit ſagen, daß weit über die Hälfte der Nation von religiöſem Wahnwitz inficirt war, und daß Niemand zur Stunde wußte, wie bald ihnen die andere Hälfte in den Zauberkreis der Tollhäuslerei folgen würde. —

Dergleichen bedenkliche Situationen haben ſich aber mehrfach im Leben der Menſchen wiederholt, man denke nur an das Mittelalter, an die Zeit der Hexenproceſſe. — Da hat nun aber der Weltgeiſt, der eine ſolche Möglichkeit vorausſah, ein Urgeſetz, ſozuſagen eine Klauſel in den Societäts-Contrakt der Menſchheit aufgenommen, vermöge welchen von Zeit zu Zeit gewaltige Geiſter, Genien, wunderbar begabter Art, aus dem ewigen Urquell der Menſchwerdung auftauchen, die mit ihrer göttlichen Begabung zwiſchen die unſaubern Geiſter fahren und den Tollhäuslern die Schädel wieder einrichten. Und wahrlich ein ſolcher geſunder Urgeiſt war jedenfalls der Nazarener, wie auch immer die ſogenannten Evangeliſten uns den Heros in ihrer Vergötterungsſucht entſtellt haben, ſo daß man — zu vergleichen einem frevelhaft überpinſelten alten klaſſiſchen Gemälde, — mühſam den Schmutz und die Farbe des Pſeudokünſtlers abwaſchen muß, um das reine ideale Gebilde wieder zu Tage zu bringen.

Ueber ſeine intimen Beziehungen zu den Eſſaern habe ich bereits beſprochen, und hier, ſcheint es, liegt der Schlüſſel zu Allem, was vor den Augen der Welt ſowohl, als auch im Ge-

heimen geschah. Daß Jesus ganz der Mann war für das, was der ganzen Nation am Herzen lag, das erweist schon allein die Rivalität der Pharisäer und Essäer, die beide sich seiner Person für ihre Zwecke zu bemächtigen suchten, nur mit dem Unterschied, daß ihn jene für eine politische, diese aber für eine moralische Revolution zu verwenden trachteten, während die Sadducäer, diese wohllebende Aristokratie, sich mehr neutral verhielt, wie es denn gewöhnlich den reichen Schlemmern, denen der Bauch ihr Gott ist, einerlei zu sein pflegt, von wem sie regiert werden, und wie Kirche und Cult beschaffen ist; ibi bene, ubi patria ist ihr Wahlspruch und Jesus hat auch ihnen manchen scharfen Seitenhieb ausgetheilt.

Der Alle weit überragende, und die Verhältnisse klar überblickende Weise verpflichtete sich für keine Partei ausschließlich, denn auch die Doctrinen der Essäer, obgleich seinen Tendenzen am meisten zusagend, konnten ihn, ihrer vielfach barocken Naturwidrigkeit halber nicht vollends zusagen, und eben deshalb hörte er wohl auf ihren Rath, und provocirte ihn, in ein bindendes Verhältniß aber trat er nie zu ihnen; so wahrte er sich die freie Hand, und beschloß bei sich im Stillen, im Volke selbst seine Stütze zu suchen, eine neue unabhängige Schule, eine eigene Gemeinde zu gründen, kurz: — seinen eigenen Weg zu gehn. —

Der nächste und größte Gedanke, der ihn dabei beseelte, war — mit einem Worte ausgesprochen: — die Universalität! — Der kleinliche, jüdische Separatismus, die egoistisch-abergläubische Exclusivität des göttlichen Auserwähltseins; die angebliche intime Bevorzugung mittelst directen Umganges mit Gott, seit so vielen Jahrhunderten, waren ihm augenscheinlich ein Greuel, weil sie ihm als das Ergebniß einer moralischen Unwahrheit erscheinen mußten. — Der freie Weltesblick eines Weltweisen wie Jesus, verträgt sich nicht mit der engen Einrahmung des Universal Begriffes: Menschheit, und gern darum ergriff er die Gelegenheit, mit andern Nationen zu verkehren, deren, das Judenthum weit überragende Bildung, er in Alexandrien hatte kennen lernen. Darum verkehrte er auch gern mit den Samaritern, einem aus dem heidnischen herübergezogenen halbjüdischen und vom orthodoxen Judenthum glühend gehaßten und verachteten Volksstamm. In seinen geistreichen rhetorischen Allegorien führt er sie oft mit Vorliebe auf, weil sie dem Begriffsvermögen des Volkes, zu dem er redete, nahe lagen, und leicht zum Verständniß dessen führten, was er dem beschränkten Begriffsvermögen seiner Hörer faßlich zu machen beabsichtigte: Anerkennung der Menschenwürde unter jeder Gestalt, nach dem innern moralischen Werthe, und sicher hat dieser Meister aller Philanthropen nicht nach der Hautfarbe gefragt, wo es sich um Anerkennung der Menschenwürde handelte. Ob schwarz, ob weiß, ob gelb oder braun: — was kümmert den Weisen die Haut? — Gott sieht aufs Herz, nicht auf die Haut, noch auf das Haar, ob schlichtes Haar, das Stirnbein oder den Nasen-

knorpel, wer seine Gedanken in Worte zu kleiden vermag, ist ein Mensch, ist bildungsfähig und nicht umsonst haben die Griechen mit ihrem Logos Wort und Vernunft zugleich bezeichnen wollen.

Das also war der erste große erhabene Gedanke Jesu, durch den er eine Scheidewand zwischen sich und seinem Volke aufbaute: „Ein Gott! — Eine Menschheit! Ein Glaube! — Oft zwar stellte er sich, als zöge er die Juden vor, aber nur um seine Jünger zu prüfen; zum Schluß that er dann aber dennoch allem Volke ohne Unterschied Gutes.

Zum Andern verachtete er das Ceremonial-Gesetz, mit dem eine mißverstandene Gottheiligkeit den freien Willen der Juden geknechtet hatte, so daß sie nicht ausspucken durften, ohne zu fürchten, eine Sünde damit zu begehen. — Ihm war sogar der Sabbath nicht heiliger als andere Tage, wenn es Noth that oder etwas Gutes und Heilsames dadurch erzweckt wurde. So ging er u. A. seiner Heilkunst alle Tage nach, und sprach den Grundsatz der freien Hände bei redlicher Absicht in mancher schönen Parabel aus, z. B. von dem Esel, der an einem Sabbath in den Brunnen fällt. — Dergleichen Kühnheit war aber in der That unter den Juden unerhört und niemals da gewesen. — Durfte es da Wunder nehmen, daß das, immer auf den Qui vit stehende Volk nunmehr mit festerer Zuversicht denn je, an die Erscheinung des Messias dachte, indem sie in der Persönlichkeit Jesu die Erfüllung ihrer kühnsten Erwartungen übertroffen sah?

Wir haben indeß noch mehre Scrupel in Erwägung zu ziehen. Zunächst nemlich ist die Frage zu beantworten: — wie dachte Jesus selbst über seine Messiaswürde? — Wie über die Wunderthäterei als die Legitimation für jene Würde? —

Die erstere Frage wurde schon vorhin berührt, und es leidet keinen Zweifel, daß er als der Befreier, nicht nur seines Stammvolkes, sondern der ganzen Menschheit zum Werk zu schreiten, sich für berechtigt hielt, und als solcher planmäßig vorging. — Es ist aber klar, daß er ganz etwas anderes unter der ihm anvertrauten Mission verstand als seine Bekenner, seine Anhänger, selbst seine Jünger. — Die Juden waren durchaus nicht gemeint, in dem erträumten neuen glücklichen Verhältniß von ihren Thorheiten und Lastern ablassen zu müssen. Sie hielten sich als Lieblingsvolk Gottes berufen, die ganze bewohnte Erde, alle Völker und Könige zu beherrschen, um dann in sybaritischem Ueberfluß, ihrem Stolze und ihren Lüsten frohnend, im glücklichsten Sybaritismus leben zu dürfen. — Dazu meinte man, solle der Messias behülflich sein, und zwar unter direkt göttlichem Beistande, in der Form von sogenannten Wundern, und deshalb sah man aller Orten und Enden das Volk der Juden nach Wundern gieren, und jede ungewohnte Handlung, namentlich jede glückliche Heilung von Kranken, die dem geübten Arzte durch nur ihm bekannte Mittel gelang, wurde von dem wundersüchtigen Volke als übernatürlich ausgeschrieen. — Daneben berichtet die Profan-Geschichte, daß Jesus, wie schon beiläufig erwähnt, einer von jener seltenen, kör-

perlich begabten Männern war, denen die Natur mit einer magnetischen Heilkraft ausgerüstet, die sich namentlich durch die Fingerspitzen entladet, und namentlich auf sensitive Frauen einen so wunderbaren Einfluß ausübt. Vor einigen Jahren besuchte uns Norddeutschen ein ähnlich begabter Ungar, Namens Chibbuck, der ohne alle Charlatanerie und ohne Geldgewinn daraus zu ziehen, lediglich durch magnetische Kraft seiner Hände die wunderbarsten Krankenheilungen zu Wege brachte, was sich aber unser Gesundheitsrath höflichst verbat, und ihn ohne Weiteres ausweisen ließ. — Wenn nun freilich die, fast 200 Jahre nach Jesu Heimgang, nach Volkssagen arbeitenden Evangelisten ihrer Phantasie den ungemessensten freien Lauf ließen, und zur Verherrlichung des Stifters einer neuen Religion, die sie um jeden Preis zum Siege verhelfen wollten, — von Todtenauferweckung, wunderbaren Fischzügen, auf dem Meeee wandeln, Wind und Wetter gebieten u. dergl. Ungeheuerlichkeiten reden, so wissen wir, um so viel weiter in den Naturwissenschaften Vorgeschrittenen, was wir von dergleichen Erzählungen unbekannter Schriftsteller zu halten haben, über die wir gleich unten noch einige merkwürdige Fingerzeige zu bringen gedenken. Jesus hat niemals direkt gesagt, daß er der erwartete Messias sei, noch daß er Wunder thun könne, auch nicht, daß er ein Gott sei. — Er bediente sich, wenn man allzusehr in ihn drang, irgend einer Redewendung, wie z. B. „du sagest's!" — oder er griff rasch nach einer Allegorie, wie z. B. da die Jünger des Täufers Johannes im Auftrage ihres gefangenen Lehrers zu ihm gesandt, fragten, ob er der Messias sei, oder man eines Andern zu warten habe? — Er sagte nicht ja, er sagte nicht nein; sondern er antwortet ihnen, sie sollten erzählen was sie gesehen: die Tauben hören, die Blinden sehen, die Lahmen gehen, und den Armen werde das Evangelium gepredigt. —

Es ist sehr wahrscheinlich, daß er das wirklich gesagt; aber es war auch dieses wiederum eines von seinen beliebten Gleichnissen. Unter den Blinden, Tauben und Lahmen verstand er allezeit nur die geistig Blinden u. s. w., denn alle seine Gedanken, alle sein Trachten und Trachten war lediglich nur auf das geistige Wohlsein gerichtet. Alles Materielle war ihm so völlig Nebensache, daß er sich nicht um die gewöhnlichsten Dinge kümmerte, und er hat diese Tendenz oft genug geradezu ausgesprochen; und in jenem herrlichen Klima, bei den Menschen, wo die Gastfreiheit ein Dogma war, hatte die Ausübung solcher Grundsätze keine besondere Schwierigkeit. Jesus wollte von den Wunderthaten gar nichts wissen, er schalt sehr oft das Volk ihrer Wundersuchtigkeit halber, und wenn er von sich sprach, hatte er ganz andere Ausdrücke als das Wort: Messias. — Er nannte sich vorzugsweise gern des Menschen Sohn; daneben aber sprach er von Gott sehr oft als von seinem Vater.

Hierin scheint ein Widerspruch zu liegen, und seine gedankenlosen Nachbeter haben denselben zu lösen gemeint, wenn sie ihn — da er Gott seinen Vater nannte, — als den Sohn Gottes

proclamirten, und ihn so gewissermaßen selbst zu einer göttlichen Würde erhoben. — Dieses Wagniß, ein organisirtes Schöpfungsgebilde, und sei es selbst der höchstbegabteste Mensch, mit dem uns ganz unfaßlichen Gottwesen, mit dem Weltgeiste zu identificiren, ging freilich aus der tief-philosophisch-mythisch-mystischen Sprachweise hervor, die aus einer Vereinigung von jüdischer und hellenischer Bildung entsprießte, die ihre rechte Weihe erst von der eigenen genialen Gedankentiefe bekam, die er nach orientalischer Weise in kühn gewählte Allegorien kleidete, von denen Manche — wie Johannis erzählt — einigen seiner Jünger so sinnlos und aberwitzig vorkamen, daß sie nichts mehr mit ihm zu thun haben wollten, sondern von ihm abfielen und ihn verließen (Joh. 6. 66.) — Die Anstoß erregenden Worte lauteten nach Luther:

„Wahrlich ich sage euch: Werdet ihr nicht essen das „Fleisch des Menschen Sohnes und trinken sein Blut, so „habt ihr kein Leben in euch. — Wer mein Fleisch ißt „und trinkt mein Blut, der hat das ewige Leben und ich „werde ihn am jüngsten Tage auferwecken. Denn mein „Fleisch ist die rechte Speise, und mein Blut ist der „rechte Trank. — Wer mein Fleisch ißt und trinkt mein „Blut, der bleibt in mir und ich in ihm" u. s. w.

in noch einigen Varianten derselbe Gedanke. Daß auch diese kühne Allegorie, wie so viele andere, dem jüdischen Plebs völlig Caviar sein mußte, liegt auf der Hand, können doch selbst unsere studirten Pfaffen sich nicht darein finden, und haben solche auf den ersten Anblick, nach Kannibalismus schmeckende Lehre für baare Münze genommen; — ja — es ist fast lächerlich zu sagen — hat doch selbst der große Luther sie dafür genommen, und hat sich sogar mit Calvin darüber für ewige Zeiten überworfen, daß dieser das unsinnige „dies ist der Leib und dies ist das Blut." in der Abendmahlsformel nicht acceptiren wollte. —

Ich führe dieses — durch unzählige andere Stellen zu belegende Beispiel nur deshalb an, um zu erweisen, daß, wenn Jesus wirklich solche Worte gesprochen hat — was noch gar nicht erwiesen ist, man sich, — der geringen Fassungskraft des Volkes gegenüber, gar nicht über das zwiespältige Wesen im Christenthume wundern darf, das selbst noch heute wie ein Gespenst unter den Völkern umherschleicht, und Menschen zu mystischem Wahnsinn treibt, in dem sie gelegentlich sich und andere erwürgen. Uebrigens werde ich bei einer andern Gelegenheit den allegorischen Kern jener ungeheuerlichen Gleichnisse blos legen. Es ist indeß kaum glaublich, daß Jesus alles dasjenige gesprochen hat, was die Evangelisten (nicht zu vergessen fast 200 Jahr nach seinem Tode) der Tradition entnommen haben wollen, wahrscheinlich aber in ihren eigenen Schädeln ausgebrütet wurde. — Hierin liegt aber eben der wundeste Fleck des Christenthums, hier ruht der Fluch auf diesem (im ehrenhaften Sinn gesprochen) Gottmenschen, daß jene jüdischen Rabbinen, und griechische

Pfaffen, die sich ein Gewerbe daraus machten, Evangelien zu schreiben — einerseits ihre talmudischen und kabbalistischen Hirngespinnste, andererseits ihre helenisch-sophistischen Spitzfindigkeiten in das schöne klare und verständliche Lehrsystem Jesu — prosaisch gesprochen — hineingelogen, und uns so das erhabene Bild des weisesten der Weisen entstellten. Als schlagender Beweis hierfür steht z. B. die unsinnige Fabel von des Teufels Versuchung da, die vielleicht, mit wenig unwesentlicher Veränderung, im Talmud stand, als in der Bibel. — Ja die Sprachkenner und Sprachforscher; namentlich die jüdischen Theologen finden in den verschiedenen Dialekten der hebräischen Literatur Spuren, die auf eine talmudische Herkunft der evangelischen Fassung unzweideutig hinweisen. So z. B. in jener Stelle, wo Jesus dem Simon Petrus jene bekannte Auszeichnung verlieh, welcher, in wunderlicher Ideen-Corruption, im Laufe der Zeit die Würde des Päpstthums entsprießte. Nämlich: indem Jesus zu ihm gesagt haben soll, du sollst der Fels sein, auf dem ich meine Kirche baue, und darum hinfort Kephas heißen. —

Nun kam aber in dem alten klassischen Hebräisch der Ausdruck Kephas für Stein oder Fels gar nicht vor, sondern ist eine erst viel später und nur im Talmud vorkommende Bezeichnung von etwas Hartem, das den jüdischen Theologen späterer Zeit, die die Evangelien verfaßten, geläufig geworden sein mußte. Jesus aber kannte es nicht; im Hebräischen heißt der Felsen „Zur“ Petra ist der entsprechende lateinische Ausdruck dafür und dieser eine Umstand schon giebt Vieles zu denken und führt auf die Spuren der Herkunft unserer Evangelien.

Ein noch viel auffallenderes Merkmal der späten Entstehung der Evangelien, und zugleich, daß wir in ihnen viel öfterer Erfindungen dritter Personen, als historisch treue Thatsachen aus dem Leben Jesu vor uns haben, liegt in der Sprachweise und einzelnen Ausdrücken, die man ihm in den Mund legt, da es doch absolut unmöglich ist, es könne sich derselbe solcher bedient haben. — Hierher gehört namentlich, wie schon erwähnt, die vielfach wiederkehrende bildliche Redensart, für Trübsal oder Leiden, daß er stellvertretend in mancherlei Redewendung von „Kreuz tragen“ — Kreuz auf sich nehmen und dergl. gesprochen haben soll, z. B. Matthäus 10, 38. „Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht werth.“ Matth. 16, 24. „Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.“ — Und eben so ähnlich Marcus 8, 34 und 10, 21. Lucas 9, 23 und 14, 17. ꝛc.

Ganz abgesehen davon, daß es vernünftiger Weise gar nicht angenommen werden kann, es habe Jesus schon in der Blüthe seines Lebens und Wirkens gewußt, daß er nächstens den bei den Juden gar nicht gebräuchlichen Kreuzestod sterben würde; und daß — gesetzt den gar nicht denkbaren Fall: er habe es aus übernatürlichen Ursachen schon vorher gewußt — jede Willensfreiheit, und damit jedes Verdienst hinfällig werden müßte: —

ſo tritt hier noch der wichtige Umſtand gegen die hiſtoriſche Treue auf, daß Jeſus ſich dieſer Redeform abſolut nicht hat bedienen können, da die Mutterſprache Jeſu und ſeiner Jünger, das hebräiſche und chaldäiſche durchaus gar kein dem „Kreuz“ analoges Wort beſitzt; und namentlich auch die davon abgeleitete Todesart keinen Ausdruck in dieſen Sprachen fand. — Wo in den ältern rabbiniſchen Schriften die Rede davon iſt, da gebraucht man das umſchreibende Wort: Eta, was ſoviel wie Holz oder Baum bedeutet. Spätere jüdiſche Schriftſteller bedienten ſich für den Gegenſtand chriſtlicher Verehrung des Wortes „Zelem“ — was ſowohl Bild im Allgemeinen, als ſpeciell „Götzenbild“ bedeutet; in welcher Bedeutung es auch ſchon der Prophet Daniel im 3. Kap. benutzt.

Durch dieſen Wortmangel der hebräiſchen Sprache kamen namentlich die Ueberſetzer des Neuen Teſtaments ins Hebräiſche, wie ſolche von der engliſchen Bibelgeſellſchaft veranſtaltet wurde, in die peinlichſte Verlegenheit. — Die obengenannten Bezeichnungen konnten ſie unmöglich anwenden, denn wie barock würde es geklungen haben, wenn es in den eben bemerkten Stellen z. B. geheißen hätte: „Wer mein Holz nicht auf ſich nimmt“ — oder: „wer nicht meinen Baum trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger ſein“ ꝛc. — Der Ausdruck „Bild“ oder gar „Götzenbild“ würde aber geradezu verletzend geweſen ſein. — Die Engländer haben ſich dadurch zu helfen geſucht, daß ſie das chaldäiſche Wort „Zeliba“ — Galgen, hebräiſirten und Belab daraus machten, was dann wohl oder übel, bei ihnen für eine Bezeichnung deſſen gelten muß, was wir Kreuz nennen.

15.

Fernere Darlegung der Situation. Jeſus ſäubert den Tempel.

Nachdem wir nunmehr den Leſer auf den rechten Standpunkt geſtellt haben, von welchem aus die uns bisher geläufigen evangeliſchen Geſchichtsquellen für Jeſu Leben und Charakter beurtheilt ſein wollen, folgen wir ihm wieder auf ſeinem fernern verhängnißvollen Lebensgange, der ihn — wie wir geſehen, vorerſt nach ſeiner Heimath Galiläa, (Nazareth und Capernaum) und dann nebſt ſeinen Schülern nach Jeruſalem zurückführte.

Die bürgerlichen Verhältniſſe dieſer Weltſtadt waren in jener Zeit von der ſchroffſten Parteiung zerriſſen, und namentlich

fanden sich zwei politische Fractionen kampfgerüstet gegenüber, nämlich die Gauloniten und die Heroditen. — Jene hatten ihren Parteinamen von einem Bürger zu Gaulon in Ober-Galiläa, Namens Judas Ibendos erhalten, der mit glänzender Beredsamkeit den Aufruhr gegen die römische Zwingherrschaft predigte, indem er der jüdischen Nation noch immer die göttliche Auserwähltheit vor allen Völkern der Erde zueignete, und behauptete, daß sie schon aus diesem Grunde keinen andern Herrscher als nur den alleinigen Gott über sich anerkennen dürfe. Wogegen die Heroditen — zu denen auch Jesus gehörte — den Revolutionären gegenüber, das Heil der Juden nur in einer geordneten Oberherrschaft der Römer erblickten. Die Zahl der letzteren war zwar die größere, aber jene übertrafen sie an Energie und Kühnheit, die vor keinem Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke, wie gefahrvoll es auch sei, zurückschreckten, und es war diese geheime Rotte der öffentlichen Wohlfahrt um so gefährlicher, als ihre vornehmsten Häupter der zelotischen Priesterkaste, namentlich den gleisnerischen Pharisäern angehörten, die Alles über die Hefe des Volks vermochten, und die Flamme der mordlustigen Rebellion von ihnen angefacht, jeden Augenblick emporlodern konnte. —

Dieser Zustand der Dinge war Niemandem ein Geheimniß, und am wenigsten konnte er Jesus verborgen bleiben, der täglich mit dem Volke verkehrte, und Augen- und Ohrenzeuge davon war, mit welchem Ingrimm man die Adler-Standarte der Römer von der Burgfeste Antonia flattern sah, die eben jetzt, mehr als je, von römischen Kriegern vollgepfropft war, da man auch drüben auf der Feste die gefahrvolle Stimmung recht gut kannte, und jeden Augenblick des Ausbruchs eines fanatischen Aufruhrs gewärtig war.

Es war aber gleich anfangs keine geringe Verlegenheit, die einem Charakter wie Jesus schon allein durch die unabweisliche Wahl zugeschoben wurde, auf welche Seite er sich stellen, welche Partei er ergreifen solle? — Die Tendenz seines Strebens: dem jüdischen Volke ein Reformator zu werden, schob ihn, der Natur der Situation nach, zu der besagten revolutionären Volkspartei hinüber. Abgesehen aber davon, daß ihm, dem Hochgebildeten, dem moralisch rein und lauter dastehenden, der rohe fanatische Pöbel ankleben mußte: — so wäre er durch eine solche Allianz zugleich gezwungen gewesen, sich mit dem ihm zum Tode verhaßten jüdischen Priesterthum, namentlich den Pharisäern zu associiren, und einer solchen Kaste Freundschaft zu heucheln, dazu stand der Weiseste und Edelste seines Volkes denn doch zu hoch.

In dieser Verlegenheit wendete er sich auch jetzt wieder, wie früher, bei ähnlichen Veranlassungen, an einen seiner hochgestellten essäischen Freunde, wahrscheinlich war es Nicodemus, oder auch Joseph von Arimathias, den er um Rath in seiner Verlegenheit anging. — Er fand seinen Freund in einer auffallend deprimirten Stimmung, denn Niemand konnte sich die Gefahren der Situation verhehlen, die einestheils in der tiefen

Sittenverderbniß des Volkes, andertheils in den revolutionären Tendenzen des hohen Raths ihre Begründung fanden, und denen zu widerſtreben man den höchſten perſönlichen Gefahren ausgeſetzt war, worüber Jeſus ja bereits perſönliche Erfahrungen gemacht hatte. —

Der Freund konnte ihm nur die größte Vorſicht empfehlen, und namentlich warnte er ihn, dem Volke gegenüber, ſeiner Lebhaftigkeit den Zügel ſchießen zu laſſen. — Dergleichen aber iſt leider viel leichter gepredigt als gethan.

Eines ſchönen Morgens, bald nach erfolgter Rückkehr nach Jeruſalem, ging Jeſus, ſeiner Gewohnheit nach mit den Jüngern zum feierlichen Morgenopfer in den Tempel, und freudig empfangen von der Menge des Volks, die bereits gewohnt war, in ihm ihr Idol zu verehren, ſtieg er ernſt und andachtsvoll die Stufen zur heiligen Moria hinan.

Dieſe feierliche Stimmung aber wurde ſchmälig unterbrochen durch ein unter den widerlichſten Formen auftretendes, geräuſchvolles Schacherleben, das ſich nicht mehr, wie in früheren Zeiten, auf den äußerſten Vorhof des Tempels beſchränkte, ſondern ſich mit unverſchämter Anmaßung ſogar bis in die innern Hallen des Heiligthums vorgedrängt hatte, welche urſprünglich nur für den geheiligten Opferdienſt und den höhern religiöſen Kultus beſtimmt waren.

Ganze Heerden feiſter Stiere, um deren An- und Verkauf man feilſchte, brüllten hier dem Eintretenden entgegen und bedeckten den ſchön getäfelten Fußboden mit ihrem Unrath; ihnen zur Seite blöckten ſtarke Rudel gemäſteter Opferlämmer, aus denen Käufer und Händler hie und da ein auserwähltes Stück hervorhakten, anprieſen, bedangen und damit abzogen. — Unter den Säulenhallen hatten die Geldmäkler ihre Geſchäftslokale etablirt, indem ſie auf ihren Wechſeltiſchen große Summen heimiſcher Münzen ausgebreitet liegen hatten, wie man ſie dem Tempelſchatze nur ausdrücklich darbringen durfte, und die man daher mit gutem Gewinn, gegen fremde, namentlich römiſche Münzen, den Begehrenden umſetzte. — Von den abgelegenen Winkeln her hörte man das vielſtimmige Gurren unzähliger Arten von Tauben, die von den weniger vermögenden Frommen zum Opferdienſte erſtanden zu werden pflegten. —

Dieſes geräuſchvolle, unwürdige Treiben an ſo geheiligter Stätte hatte ſich in der Zeit, da Jeſus abweſend geweſen war, allmälig zu einer unerhörten Ausdehnung herausgebildet, und indem i m die Erinnerung an die graciöſe Decenz der griechiſchen und ägyptiſchen Tempel-Kulte, die er auf ſeinen Reiſen in jenen Ländern zu beobachten vielfach Gelegenheit hatte, — vor die Seele treten mochte — loderte ihm bei dem Anblick dieſes unwürdigen Marktgetriebes im Innern d.s heiligen Gebäudes, ein heftiger Zorn in ſeiner Seele auf, während er einige Minuten an einen Pfeiler gelehnt, ſchweigend die Scene überblickte. — Es entging ihm nicht, daß ein Theil der hier erzielten wucheri-

schen Gewinns in die Säckel der geldgierigen Priester floß, und daß dieselben nur solchen Gewinns halber eine derartige Entheiligung des Tempels gestatteten.

War ihm nun schon der heuchlerische Opferdienst, vermöge dessen man sozusagen die Gottheit, nach gemeiner Menschen Weise, durch Gaben zu bestechen suchte, an sich ein Greuel, dessen Ausrottung ein Hauptgegenstand seiner reformatorischen Tendenzen bildete: — so konnte die abstoßende Form, unter welcher diese falsche Gottesverehrung hier auftrat, seinen Unwillen nur erhöhen, und, hingerissen von einer unwiderstehlichen Aufregung, ergriff er plötzlich eine eben zur Hand liegende Peitsche eines Viehtreibers, und — nicht ermessend die möglichen Folgen eines so tollkühnen Beginnens, — schlug er in heiligem Eifer mehre Knoten in die Peitsche und trat mit imponirendem Ingrimm unter den dichtesten Haufen der Marktleute. Mit donnernder Stimme gab er seiner Entrüstung über die gesetzwidrige Profanirung des Tempels Ausdruck, er warf den Händlern vor, daß sie das Gotteshaus zu einer Räuberhöhle gemacht hätten, und die Menge des Volks, die, wie immer, bei lauten öffentlichen Scenen sich sofort versammelte und sich der längst verdienten Rüge des geschilderten Mißbrauchs innigst freute, und Jesus Beifall zujubelte, imponirte den schuldbewußten Priestern und deren Schützlingen, den Krämern und Wechslern dermaßen, daß sie sich, — um nicht von der Menge thätlich angegriffen zu werden, — eiligst aus dem Staube machten. — Das Vieh lief dabei hin und wieder und stieß die Tische der Wechsler um. Die Münzen kamen dadurch vielfach unter die Füße, und des Geschreies und Wehklagens war kein Ende. — Der Anstifter dieser Greuelscene mochte wohl die Folgen zuvor nicht ermessen haben, und er schien ziemlich bestürzt über das Ereigniß; deshalb trat er mit viel größerer Ruhe und Milde zu den Taubenhändlern heran, die von Weitem dem Aufruhr zusahen, und mit Zagen ihr Schicksal erwarteten. Er redete ihnen sanft zu, sich mit ihren Käfigen eiligst zu entfernen, und sich dort aufzustellen, wo sie keinen Anstoß erregten; der Tempel aber, bemerkte er ihnen, sei nicht zum Kaufhause erbaut. — Die Leute entfernten sich denn auch schnell, und damit endete diese seltsame Scene, die ohne einen bedeutenden Anhang im Volke durchzuführen, nicht möglich gewesen wäre.

Während nun ein so gewaltiger Erfolg den an dergleichen aufregende Scenen nicht gewohnten Schülern des weisen Rabbi gewaltig imponirte und sein Ansehen bei ihnen mächtig erhöhte — verfehlte es nicht bei den gedemüthigten Priestern sowohl, als auch bei den von dem Ereigniß eilends avertirten Beisitzern des großen Raths seine ohnehin zahlreichen Feinde zu vermehren, einen ungemessenen Zorn gegen ihn anzuschüren und dieselben auf bittere Rache gegen ihn sinnen zu lassen.

16.

Jeſus im Familienkreiſe ſeiner Freunde in Bethanien; ſeine Anſichten über die Ehe, und ſein Verhältniß zu den Frauen.

Verweilen wir nun, ehe wir in unſerer Geſchichte weiter fortſchreiten, einen Augenblick bei denjenigen Perſonen, die Jeſus ſeiner vertrauteſten Freundſchaft würdigte, ſo lehrt uns ſchon die klimatiſche Lage des Landes und die idylliſchen Sitten des Volkes, aus denen ſie ſtammten, wie ſehr Jeſus ſchmuckloſe Einfachheit liebte und eine natürliche Sitteneinfalt und anſpruchloſe, prunkloſe Verehrung des Weltgeiſtes die Grundlage ſeines Charakters und die Richtung ſeines Strebens bezeichnete.

In dem irdiſchen Paradieſe, an den lachenden Ufern des fiſchreichen Landſee's Tiberias, deſſen Bevölkerung von der modernen Hypercultur nur noch wenig berührt worden war, unter einfachen und unverdorbenen Menſchen, hatte unſer weiſe Rabbi ſchon früh ſeine Freunde und Freundinnen geſucht und gefunden, und immer und immer wieder zog es ihn dorthin, wo er empfängliche Seelen für ſeine reformatoriſchen Ideen — für das in ſeiner Hoffnung und Erwartung lebende Ideal, das er als das „Reich Gottes“ bezeichnete — Verſtändniß und Zuſtimmung fand. — Es waren meiſt einfach, fromm und ſittlich lebende Fiſcherfamilien mit denen er verkehrte, und von denen er die intelligenteſten und begabteſten auszuwählen, und mit Banden begeiſterter Freundſchaft für ſeine Perſon und Hingebung an ſeine Zwecke für ſich zu gewinnen wußte.

Unſere nordiſch-germaniſchen Nationen hatten niemals Beiſpiele ſolcher intereſſeloſen perſönlichen Hingebung aufzuweiſen, und unſer kalt berechnende Egoismus, und unſere ganzen Lebensverhältniſſe überhaupt, machen uns für ſolche unbedingte Hingebung in größerer Zahl an eine begabte Perſönlichkeit unfähig; daher iſt auch das meſſianiſche Jüngerthum, wie es die Geſchichte Jeſu darbietet, für uns ein pſychologiſches Räthſel, obwohl es in Wirklichkeit in jenen altgeſchichtlichen Zeiten gar nicht ſo vereinzelt vorkam, wofür uns ja ſelbſt Sokrates und Plato Beiſpiele liefern.

Jeſus hatte ſich früh ſchon von ſeiner eigentlichen Familie zurückgezogen, wahrſcheinlich weil er dort weder ein tieferes Verſtändniß ſeiner Lehre noch eine liebevolle Hingebung an ſeine Perſon fand, und er nahm in ſeiner bekannten Freimüthigkeit keinen Anſtand, dieſe ſeine Gefühle gelegentlich frei und offen zu bekennen, und ſich von ſeiner Familie loszuſagen, ja ſelbſt ſeine, von der ſpäteren chriſtlichen Idolatrie ſo hochgefeierte Mutter, tritt ſchon von der Zeit der Jünglingsjahre Jeſu an merkwürdig in den Hintergrund, und ganz neue Geſtalten treten dagegen in ſeinem Leben auf.

In der Periode ſeines Wirkens, bei der wir eben jetzt ver-

weilen, war ihm jene mehrgenannte Fischerstadt am Ufer des Tiberias-See's, Capernaum, seine zweite Heimath geworden, indem ihm dort die Einfachheit und Liebenswürdigkeit der Menschen anheimelte, unter denen er nicht nur treue Freunde und Anhänger, sondern auch einige jugendliche Freundinnen fand, deren Anhänglichkeit, im buchstäblichen Sinne, bis in den Tod ausdauerte, und sich bis über das Grab hinaus bewährte. — Wir werden später Gelegenheit finden, uns näher mit ihnen zu beschäftigen.

Eine Familie war es namentlich, mit der sich Jesus vor Allem innigst befreundete und diese Befreundung war von so weiterschütternden Folgen, daß man wohl behaupten darf, es sei niemals Aehnliches in der menschlichen Gesellschaft vorgekommen, denn die Anelänfer dieses Bündnisses unter damals so wenig bedeutsamen Männern erstrecken sich bis in den Vatican von Rom und scheinen allen Stürmen der Zeit trotzen zu wollen. Es lebten nämlich in jenen unvergeßlichen Tagen in Capernaum zwei aus Bethsaide gebürtige Brüder, ihres Gewerbes nach Fischer, mit Namen Simon und Andreas, Söhne eines längst verstorbenen Jonas. Ersterer, der bevorzugte von beiden, war verehelicht und seine Familie, in der auch die Schwiegermutter lebte — mit Kindern gesegnet. Andreas war ein Jünger Johannes des Täufers gewesen und wahrscheinlich rührte von den Ufern des Jordans die Bekanntschaft Jesu mit der Brüderfamilie überhaupt her. — Simon wurde von dem berühmten Hausfreunde sichtbar bevorzugt, und namentlich war es sein fester männlicher Charakter, der dem großen Menschenkenner so sehr imponirte, daß er diesem vielversprechenden Freund einen entsprechenden Beinamen gab, den die romanisirenden Nachtreter in Petrus (Stein oder Fels) übersetzten, auf den er — wie die unzuverlässigen Evangelisten hinzufügen — seine Kirche bauen wollte. Man darf an diesem Zusatz wohl um so mehr mit Recht zweifeln — als in jenen Tagen der Begriff dessen, was man jetzt im höhern Staatssinne Kirche und zwar christliche Kirche nennt — gänzlich fehlte, und am wenigsten konnte der einfache, damals noch unbedeutende jüdische Rabbi schon von einer durch ihn zu begründenden Kirche in dem Sinne sprechen, als unsere christlichen Pfaffen ihn dem Worte untergelegt haben.

Eine andere dem Jesus fast nicht minder befreundete Fischerfamilie war die des Zebedäus, dessen beiden Söhne, Jacob und Johannes sich ebenfalls zu den Lehren des weisen Rabbi bekannten, und hier war es der sanftere und mildere Johannes, der sich von dem gemeinschaftlichen Freunde und Lehrer bevorzugt sah, so daß er alle Zeit der nächste an seinem Herzen war, und der später, bis in das höchste Greisenalter, mit dem ihn der Himmel begnadete, als Sendbote so Vieles und Großes für die Ausbreitung des Christenthums auf den griechischen Inseln that.

Kehren wir nach Capernaum zurück, so finden wir dort außer den genannten Freunden und Jüngern auch mehre ihm mit besonderer Liebe und Verehrung anhangende Frauen, und vielleicht

war es gerade die, bei diesen einfachen Naturmenschen weniger streng beobachtete orientalische Trennung der Geschlechter, die für Jesus den Eindruck der Gemüthlichkeit und Neuheit hatte, die ihm gerade in diesen Familienkreisen so sehr gefiel, und der höchstwahrscheinlich unsere christlich erzogenen und gebildeten Frauen das hohe Glück verdanken, in unsern socialen Lebenskreisen so hochgeehrt und bevorzugt dazustehn, daß sie — wenn auch nicht auf dem bürgerlichen Rechtsboden — doch vor dem Forum der Moral und guten Sitten, dem Manne gegenüber, den ersten Rang einnehmen, so daß sie selbst zum Schiboleth der echten und wahrhaften Civilisation geworden sind. Um es kurz zu fassen, so darf man behaupten, daß das, was wir concis mit dem Namen Courtoisie bezeichnen, ein hervorragender und eigenthümlicher Zug des Charakters christlicher Völker ist, der seinen Urtypus eben in dem Charakter Jesu findet, welchem, beiläufig bemerkt, nur noch die Kinderliebe ebenbürtig zur Seite steht, die sich noch praciser in den Lehren und Sentenzen des liebenswürdigsten aller Weisen aussprach, als die Achtung und Werthschätzung der Frauen, die sich, ihrer Natur nach, vielmehr in den Schleier der Decenz hüllte. — Diesem letzteren Umstande ist es auch beizumessen, daß wir die zarten Verhältnisse zwischen ihm und mehreren von ihm bevorzugten Frauen und Mädchen mehr aus geschichtlichen Momenten der Anhänglichkeit als aus praciser Ereignissen und Sentenzen zu bemessen haben. — Nichts destoweniger aber sind uns die Namen mehrerer ihm innig befreundeten Damen aus Capernaum aufbewahrt und ihre Charaktereigenthümlichkeiten geschildert worden. — Eine der ältern war die Mutter des Johannes und seines Bruders Jacob, mit Namen Salome, dieselbe die wir später an seinem Grabe wiederfinden, in der Absicht, dem Leichnam des gemordeten Freundes die letzte Ehre nach jüdischem Ritus durch Salbung mit wohlriechenden Specereien zu erweisen. — Mehre seiner eifrigsten Verehrerinnen, von denen er einige durch seine ärztliche Wissenschaft von schweren Krankheiten geheilt hatte, begleiteten ihn überall auf seinen vielfachen Reisen und sorgten für seine körperlichen Bedürfnisse, die er vielfach über die Gebühr hinten gesetzt zu haben scheint. — Unter ihnen glänzt vor Allem Maria Magdalena, die ihm schon aus Dankbarkeit ihr ganzes Dasein gewidmet hatte, da er sie von einer jener schweren Nervenkrankheiten geheilt hatte, die man nach den damaligen unwissenschaftlichen Begriffen der Einwirkung böser Geister beimaß. Sie war eine von jenen unverwüstlichen Frauen-Naturen, deren ganzes Sein und Wesen in Liebe und Anhänglichkeit, in Selbstverleugnung und Opferfähigkeit aufgehen, und deren Hingebung nur mit dem eignen Leben endet. So finden wir sie denn auch unter dem Kreuze und am Grabe ihres erhabenen Freundes wieder, denn selbst die Schrecken des Todes verscheuchen solche treue Seelen nicht aus dem Kreise freiwillig übernommener Verpflichtungen. — Auch die Frau eines gewissen Chuza, Hof-

meister des Antipater, Johanna mit Namen, eine nicht näher bezeichnete Susanna, auch eine Maria Kleophas und noch manche andere unbekannt gebliebene, gehörten zu dem hingebenden Freundschafts-Cirkel, der für Gefühlsmenschen, wie Jesus, erst durch die Theilnahme edler Frauen die höhere Weihe bekommt, während ohne sie das Leben schal und hinfällig erscheint. — Dieser merkwürdige Charakterzug in dem Leben unsers großen Weisen, die milde Hinneigung zu dem zarteren Geschlecht, äußerte sich sogar mehrmale bei höchst kritischen Veranlassungen, wo es sich geradezu um die Verletzung der weiblichen Sittenreinheit handelte.

Es ist nämlich aus nichtevangelischen Quellen bekannt, daß Jesus, wie schon erwähnt, eine Zeitlang Mitglied des geistlichen Gerichts, des Sanhedrin, war, das über die Befolgung der jüdischen Gesetze und die Sittenreinheit des Volks zu wachen, und über bezügliche Straffälle zu entscheiden hatte. — Einem solchen Angeklagten wurde nun allemal vom Vorsitzenden aus dem Kreise der Mitglieder ein Vertheidiger zugewiesen, und so begab sich's eines Tages, daß eine notorische Ehebrecherin vor die Versammlung gebracht wurde, auf deren Vergehen nach dem jüdischen Gesetze die Todesstrafe, und zwar die Steinigung, stand. Moses hat nämlich für den Fall eines Ehebruchs ein eigenthümlich barbarisches Gesetz erlassen, das ganz den Geist des herzlosen Zelotismus dieses ungeschlachten Gesetzgebers athmet. — Es kommt darin eine Art Gottesgericht vor, nämlich ein Trank „bitteres Wasser" genannt, dessen Zubereitung ein Geheimniß der Priester war, und wahrscheinlich in einer Art narkotischen Giftes bestand. Auch bei dem vorliegenden Falle, wo das Weib ihr Vergehen hartnäckig leugnete, wollten Einige, daß diese gefährliche Probe an ihr gemacht werden sollte, — nach welcher, wie das Gesetz spricht — im Falle der Schuld „der Bauch anschwillt und die Hüfte schwindet" — also wahrscheinlich der Tod erfolgt. — Jesus widersetzte sich dieser unsinnigen Procedur und verlangte ein ordentliches Gerichts-Verfahren.

Das Weib war schön, und im Herzen mochte wohl mehr als Einer der Richter Mitleid mit ihr haben. — Indeß die Form mußte beobachtet werden, und so geschah es, daß wohl nicht ohne besondere Absicht der Vorsitzende den allezeit zungenfertigen jungen Rabbi Jesus zu ihrem Vertheidiger auserwählte, und derselbe erklärte sich sofort dazu bereit, als ihr Defensor aufzutreten, erbat sich aber einen Augenblick Bedenkzeit, ehe er seine Vertheidigung begönne, und verfiel in ein tiefes Nachdenken, während dessen er, — wie uns die Geschichte berichtet — mit seinem Stocke Figuren in den Sand malte. — Endlich erhob er sich, und als er einen Blick auf die Sanduhr geworfen, bemerkte er, daß die Zeit der Sitzung abgelaufen sei, und sich bereits unverkennbare Zeichen der Ungeduld zum Ausbruch in der Versammlung kund gaben; — dieses aber schien Jesus gerade berechnet zu haben. Er sah jetzt den Richtern ringsum mit einem ernsten, durchdringenden Blick

ins Auge, dann erhob er seine wunderbar kräftige und wohltönende Stimme, indem er zu den erwartungsvoll Aufhorchenden die denkwürdigen Worte sprach: „dieses Weib hat allerdings gesündigt, ob dasselbe auch seine Schuld leugnet. — Wer aber einen Schuldigen zu verdammen sich für berufen erachtet, der soll zuvörderst selber reinen Herzens sein. — Wohlan denn: so schaut nun dieser Sünderin ins Auge, und wer sich ihr gegenüber von jeder Schuld, der sie bezüchtigt wird, rein und fleckenlos weiß, der werfe den ersten Stein auf sie." —

Darnach setzte er sich wieder nieder und malte wie vorhin Figuren in den Sand; und als er nach einer Weile sein Auge wieder erhob, stand das Weib allein da, die Richter aber hatten sich sämmtlich leise fortgeschlichen. — Jesus fragte sie: „Wo sind Deine Richter? — haben sie dich nicht verurtheilt?" — Und als das Weib es verneinte: sprach er freundlich zu demselben: so verdamme auch ich Dich nicht; — gehe hin und sündige fortan nicht mehr." —

Es ist wirklich unverantwortlich, daß die Evangelisten uns dergleichen kleine charakteristische Episoden aus dem Leben des großen Reformators mit einer so apheristischen Nonchalance nur eben flüchtig skizzirt hinwerfen, und nebenbei den Leser vielfach nicht einmal mit ihren ungebeuerlichen Zusätzen verschonen, die nicht selten das Ganze unverdaulich und ungenießbar machen. Dahin gehört unter Anderem auch jene vielfach Anstoß erregende Begegnung Jesu mit einem, von früheren Zeiten her sehr übelberuchtigten Frauenzimmer, — welche Begebenheit wir — obgleich sie in einer etwas späteren Zeit fällt — hier gleich einreihen wollen, da sie auf den liebenswürdigen Charakter Jesu in Wahrheit ein blendend vortheilhaftes Licht wirft, daß der evangelische Erzähler Lucas, Kap. 7 aber leider auch bei dieser Angelegenheit durch seine ungeschickte Darstellung theilweise in das Gegentheil verkehrt, indem er unsern Weisen als einen eiteln Egoisten darstellt.

Der wirkliche Hergang dieser Begebenheit ist folgender:

Die rücksichtslose Opposition, mit der Jesus gegen das scheinheilige und in neuester Zeit sogar revolutionäre Treiben der Pharisäer auftrat, und die vielfachen Demüthigungen und Niederlagen, die er ihnen durch seine überlegene Redefertigkeit und seinen scharf einschneidenden Sarkasmus dem Volke gegenüber bereitete, hatte ihm von Seiten der Gekränkten einen dermaßen erbitterten Haß zugezogen, daß man ernstlich an seinem Verderben arbeitete, und nur auf eine passende Gelegenheit zur Ausführung wartete. —

So bildete sich nach und nach im Stillen eine boshafte Kabale gegen ihn, während man äußerlich nach Pfaffen Weise, ein gleißnerisch-freundliches Betragen herauskehrte. Dabei ließ man ihn nicht aus den Augen, suchte vielmehr seinen Umgang, um immer mehr und mehr Intrigen für seine Schuld zu sammeln. — Im Sinne dieses Complotts bekam einer der

ſchlauesten Phariſäer, mit Namen Simeon, der ſchon früher mit Jeſus Bekanntſchaft gemacht hatte — den Auftrag, den Verhaßten zu Gaſte einzuladen, und Jeſus nahm keinen Anſtand, der Einladung Folge zu leiſten. Bei dieſem angeblich freundſchaftlichen Gaſtmahl nun, fand die eben erwähnte Begegnung mit jenem anrüchigen Frauenzimmer ſtatt, deſſen Namen uns die Geſchichte leider nicht aufbewahrte. — Es leidet keinen Zweifel, daß dieſe Begegnung das Werk einer phariſäiſchen Intrigue war, indem man darauf ausging, den hochgefeierten Volksfreund öffentlich zu compromittiren. — Im Orient ſind nämlich bekanntlich die Wohnungen nicht ſo von der freien Luft und dem Anblick der Vorübergehenden abgeſchloſſen wie bei uns im Norden, und was die Mahlzeiten anbetrifft, ſo darf man nur an unſere lauen Sommerabende auf den Gartenhäuſern denken, um es begreiflich zu finden, daß die ſchöne Natur dort zum Genuß der Gottesgabe im Freien einladete. — Aehnlich geſchah es auch in vorliegendem Falle. Es hatten ſich mehre Phariſäer zu dem von Simeon bereiteten Mittagsmahl in einer Vorhalle eingefunden, und es zeugt eben ſowohl für den perſönlichen Muth als auch für das verſöhnliche Gemüth unſers Weiſen, daß er die Einladung nicht ausſchlug, ſondern ſich mit ſeinen erbittertſten, gleiſneriſchen Feinden, deren Geſinnung er wohl kannte, zu einem Gaſtmahl niederließ. — Kaum aber, daß dieſes geſchehen war, ſo trat jenes berüchtigte Weib, das Jeſus einſt von einer, in Folge ihres ſchlechten Lebenswandels entſtandenen Krankheit geheilt hatte — zu ihm heran, um ihm zuvörderſt ein der orientaliſchen Sitte angehöriges Opfer der Verehrung durch Salbung der Füße darzubringen. Um dieſes zu verſtehen, muß man ſich nun vergegenwärtigen, daß die Orientalen bei ihren Mahlzeiten nicht wie wir auf Stühlen ſitzen und vom Tiſche eſſen, ſondern daß ſie auf weichen Teppichen in halbliegender Stellung tafeln, ſo daß die Füße ſeitwärts nach außen gekehrt ſind; (beiläufig bemerkt, ein Umſtand, wie wenig treu ſelbſt die berühmteſten Abendmahls-Gemälde ſind). — Das Weib kniete zu den Füßen Jeſu nieder, zog ein Flacon gefüllt mit wohlriechenden Eſſenzen hervor, goß es über die Füße ihres Wohlthäters aus und rieb dieſe, frottirend, mit dem duftigen Inhalt, indem ſie zugleich nochmals den innigſten Dank für die ihr bewieſene Wohlthat ausſprach. Wenn man die Exaltation mancher Frauenzimmer ermißt, ſo wird man es nicht ungeſchichtlich erachten, wenn der Erzähler berichtet, daß ſie ihres Wohlthäters Füße küßte und ſie mit ihrem Haar abtrocknete. — Jeſus, der bekanntlich für dergleichen Verehrung nicht unempfänglich war, knüpfte ein freundſchaftliches Geſpräch mit dem Frauenzimmer an, gab ihm gute Lehren für ihr fernéres Verhalten, und rührte ſie bis zu Thränen. — Doch flochten nun die Phariſäer weidlich die Köpfe zuſammen und rümpften gewaltig die Naſen, was der ſcharfſichtige Gaſt ſehr wohl bemerkte, weshalb er ſich an Simeon, den Hausherrn, wendete, und ihn durch das bekannte Gleichniß abzufertigen ſuchte,

wo ein Gläubiger zwei insolventen Schuldnern, dem einen 50, dem andern 500 Groschen erläßt, und nun fragt, welcher von beiden dem Gläubiger am meisten verpflichtet sei? — die Antwort veranlaßt ihn dann eine Parallele zwischen jenen fingirten Personen der Parabel und der gegenwärtigen Wirklichkeit zu ziehen, die aber von dem Evangelisten Lucas so unglaublich unbeholfen aufgefaßt wird, daß Jesus nicht nur als unhöflicher Gast, sondern auch als eingefleischter Selbstling erscheint, der einen übertriebenen Werth auf die Huldigung der leichtfertigen Person legt. — In Wahrheit aber benutzte derselbe auch diese Gelegenheit nur zur Belehrung und Besserung einer Gefallenen, und als sie ganz zerknirscht fragte: ob sie wohl auf Gottes Vergebung ihrer frühern Verirrungen rechnen dürfe? — versicherte sie Jesus, daß sie durch ihre Reue und Besserung den besten Anspruch darauf habe und darauf rechnen dürfe, daß, wenn sie ihre guten Entschlüsse ausführe, ihr ihre Sünden vergeben werden würden.

Dahin wollte man eben Jesus haben. — Die scheinheiligen Pfaffen standen unwirrsch auf und beschuldigten Jesus der Blasphemie, indem er sich anmaße, in die Rechte Gottes einzugreifen und Sünden zu vergeben. Jesus aber behauptete mit Recht, er habe das Weib in Anbetracht ihrer Reue und Besserung nur auf Gottes Barmherzigkeit hingewiesen, und dabei blieb es. Er entließ das Weib mit seinem Segen. — Die Pharisäer aber schrieben sich diese neue Schuld in ihr Gedächtnißbüchlein, um gelegentlich Gebrauch davon zu machen.

Wir haben nun, um Jesu Verhältniß zum andern Geschlecht hier ein für allemal erschöpfend darzulegen, noch einige bezügliche Momente kürzlich zu berühren. — Der erste und nächste betrifft Jesu Ehelosigkeit, die in mißverstandenem Nachfolge Eifer und den Naturgesetzen widerstreitend, von den Geistlichen der ältesten Fraction der christlichen Kirche bis auf den heutigen Tag vielfach nachgeahmt wird. — Den Schlüssel zu der geschlechtlichen Isolirung eines so weisen der Natur und der Vernunft befreundeten Mannes, haben wir schon am Eingange dieses Werkes angedeutet, wo von seiner Verbindung mit den Essäern die Rede war, als deren oberster Grundsatz wir eben die Ehelosigkeit kennen lernten. Es läßt sich indeß, bei der Freiheit und Selbstständigkeit, die Jesus sich allezeit bewahrte, nicht wohl annehmen, daß dieses der alleinige Grund für ihn gewesen sei, außerhalb der Ehe zu bleiben, da es eben die naturwitrige Selbstkasteiung jener Sekte war, die ihn von dem förmlichen Eintritt in den Essäerbund zurückhielt. — Zufälliger Weise hat er uns nun aber in seinen mannigfaltigen Reden und Sentenzen an einer Stelle Aufschluß über diesen Gegenstand gegeben, die von den Wenigsten beachtet wird, zumal sie in der oft unbeholfenen Uebersetzung Luthers etwas sehr indecent klingt.

Die Veranlassung hierzu gaben abermals die spitzfindigen Fragen der Pharisäer, womit sie ihren Widersacher als Gesetz-Vernichter und Uebertreter zu fangen trachteten. Dieses Mal war

es die verhängnißvolle Frage über die Zulässigkeit der Ehescheidung, die ihm ein Pharisäer vorlegte, und zwar eigentlich ohne alle Veranlassung, da man seine Ansicht hierin bereits kannte; nämlich daß er, dem Gebote Mosis zuwider, die Scheidung zuzulassen, widerstrebte. — Es war dieses nun aber wiederum ein Zug seiner reformatorischen Kühnheit, daß er sich nicht scheute, den heiligsten Geboten der Juden, den mosaischen, keck entgegen zu treten; — und anderntheils eine milde Hinneigung zu dem Auftreten für das zartere Geschlecht, das nur zu oft und viel unter der Brutalität des Mannes zu leiden und zu dulden hat. — Somit verwarf er die Scheidung bis auf den einen Fall: nämlich überwiesener Untreue von Seiten des Weibes. — Als man ihn nun aber auf die Heiligkeit des, einer solchen Auffassung widersprechenden, mosaischen Gesetzes hinwies; weist er ihnen aus der Schrift nach, daß ein göttliches Gebot des Nichtscheidens und zwar älter, als das Mosaische, vorhanden sei, daß der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen solle; daß beide in Wahrheit ein Fleisch seien; und daß, was Gott zusammengefügt habe, der Mensch nicht scheiden solle. — Moses aber habe sein Gesetz nur gegeben, um „des Herzens Härtigkeit der Männer halber (indirect gesagt: um den Leidenschaften der Männer nachzugeben), von Anfang an aber sei es nicht so gewesen, und die neuere Gesetzgebung, namentlich in protestantischen Kreisen hat denn auch bekanntlich der mosaischen Auffassung recht geben müssen, und selbst die orthodox-katholische ist nicht im Stande, ihr Princip in allen Fällen strenge durchzuführen.

Als obigem Gespräche die Jünger zugehört hatten, trat einer von ihnen auf, und meinte: unter solchen Umständen scheine es denn wohl gerathen, lieber unverheirathet zu bleiben? — Und nun rückt Jesus mit einem bis daher in seinem Herzen verschlossen gehaltenen Gedanken heraus, indem er dem Jünger (nach Luthers Uebersetzung) antwortete: „Das Wort faßt nicht Jedermann, sondern denen es gegeben ist. — Denn es sind Etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren; und sind Etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind; und sind Etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben, um des Himmelreichs willen. Wer es fassen mag, der fasse es." —

Abgesehen nun von der indecenten Uebertragung Luthers, die gewiß feiner und anständiger hätte gegeben werden können, so liegt der Sinn dieser Antwort doch klar am Tage; nämlich: „Es sind Etliche, denen ist die Ehelosigkeit schon aus angeborenen körperlichen Gebrechen geboten; — andere wieder werden durch zwingende äußere Lebensverhältnisse, durch Geschicke, die in der Regel von unserm Lebensweg kreuzenden Menschen abhangen — zur Ehelosigkeit gezwungen; während wieder Andere — (und nun spricht er mit Beziehung auf sich selbst) sich durch höhere Lebenszwecke, die eine Ablenkung durch eheliche Verhältnisse nicht ertragen, zur freiwilligen Entsagung, zum Verzicht auf die Ehe veranlaßt sehen."

Es geht also hieraus das überraschende Geständniß des großen Weisen hervor, daß er in seinem Herzen der Ehe nicht abhold, den Frauen nicht abgeneigt war; — daß er es aber für die Durchführung seiner großen reformatorischen Pläne — an die er selbst sein Leben zu setzen entschlossen war — hinderlich erachtete, eine Familie zu begründen, und sich als Haupt derselben Verpflichtungen zu unterziehen, die seinen Hauptlebenszweck voraussichtlich beeinträchtigen würden. — Er hätte noch hinzufügen dürfen, daß Etliche auch aus heillosem Egoismus, aus Neigung zu lasterhafter Ungebundenheit sich dem gesellschaftlichen Naturgesetze des ehelichen Zusammenlebens entziehen, um unbeirrt ihren Lüsten zu fröhnen, und daß dieses verwerflich und im Grunde genommen strafbar sei, da dem Weibe dadurch sein Recht entzogen werde.

17.

Jesu Unterhaltung mit einer schönen Samariterin. — Maria und Martha. — Besuch von Nicodemus.

Eine fernere Veranlassung, Jesu leutseligen Charakter gegen das weibliche Geschlecht darzulegen und eine natürliche Hinneigung zu demselben fand sich durch die bekannte Begegnung desselben mit einer Samariterin, die er auf einer seiner vielfachen Ausflüge in die benachbarten Länder, und zwar dieses Mal nach Samaria, — zufällig an einem Brunnen traf, wo sie zum Wasserschöpfen eingetroffen war. — Die näheren Umstände dieser Begegnung sind uns von der Geschichte aufbewahrt worden, und es lohnt sich wohl der Mühe, einige Augenblicke dabei zu verweilen. —

Drei Tage war Jesus bereits in Gesellschaft einiger Jünger in dem, vom orthodoxen Judenthum verachteten Lande umhergezogen, als er eines Mittages unweit der, in einem romantisch schönen Thale liegenden Stadt Sichem ankam, und am Fuße des Berges Garizin neben dem sogenannten Jacobsbrunnen Rast machte, der dem Durstenden eine Menge des schönsten und klarsten Wassers darbot. — Ermüdet von einer langen Wanderschaft in der brennend heißen Sonne ließen sich Alle nieder, und nach kurzer Ruhe schickte der Meister seine Schüler in die nahe Stadt um Lebensmittel einzukaufen. — In der einstweiligen Einsamkeit hing Jesus seinen schwermüthigen Gedanken nach, indem ihm der giftige, aber ungerechtfertigte Haß seines Volkes gegen die Bewohner dieses schönen Landes vor die Seele trat, und mit

tiefem Kummer erfüllte. — Indem er nun so da, hingelehnt an einen Stein, im Grase saß, kam leichten Schrittes ein anmuthig junges Weib, mit einem Kruge im Arm zum Wasserschöpfen versehen, daher geschritten, und blickte mit dem Ausdrucke freudiger Ueberraschung auf den schönen jungen Mann, in dem ihr die Kleidung einen jüdischen Rabbi erkennen ließ. Nach dem ersten Anblick schlug sie verschämt die Augen nieder, und der feine Menschenkenner Jesus bedurfte nur eines kurzen Anblicks um in diesem Weibe, abgesehen von ihrer sehr anständigen, und sogar Wohlhabenheit verrathenden Kleidung — ein gebildetes und von edler Weiblichkeit und schönem Zartgefühl beseeltes Wesen zu erkennen. —

So nahm er denn keinen Anstand mit der Fremden ein Gespräch anzuknüpfen, indem er, durstig und ermüdet, um einen Labetrunk von ihrer Hand ersuchte.

Die Samariterin war über diese unerwartete Anrede des Fremden sichtlich bestürzt, denn sie erröthete und schwieg verlegen.

Jesus fragte sie daher, ob sie so hartherzig sein könne, ihm einen Trunk Wasser zu versagen? —

Dieser Verdacht schien sie zu kränken, denn sie schlug ihre großen schönen Augen zu ihm auf, und mit einem leisen Anflug von Unwillen fragte sie: — vergißt du denn, daß ich eine Samariterin und du ein Judäer bist? — Wie magst du von mir einen Trunk begehren, da dein Volk jede Gemeinschaft mit uns verabscheut? — da ihr uns hasset? — Ist dir's Ernst aus meinem Kruge zu trinken, und spottest du meiner nicht, so magst du's sagen, und ich schöpfe dir mit Freuden so viel du begehrst.

Ein Thor nur — sprach Jesus — kann ein Volk um seines Namens willen hassen. — Ich hasse euch nicht, und nun bitte ich herzlich, laß mich nicht länger dürsten.

Mit sichtbarem Vergnügen reichte das Mädchen ihm den vollen Krug und hing mit Wohlgefallen an der edlen Gestalt des Mannes, der ihr Herz im Fluge gewonnen. — Als er gesättigt war, dankte er für ihre Gabe, und erbot sich, ihr zur Vergeltung einen noch viel edlern und nachhaltigeren Labetrunk zu reichen. —

Das Mädchen — obgleich wohl den verborgenen Sinn seines Anerbietens ahnend, gab sich den Schein, als vernehe sie ihn nicht, behauptend, es gebe kein schöneres Wasser in der ganzen Gegend als dieses, wo denn, — meinte sie — wolle er einen bessern Trunk vernehmen, — zumal er nicht einmal ein Gefäß zum Schöpfen dazu besitze?

Jesus durchschaute sofort ihre Absicht, eine nähere Erklärung hervorzulocken, und so belehrte er sie nun in einem Bilde, daß er gekommen sei, Labung des Geistes allen darnach Dürstenden zu spenden, so daß, wer davon genossen, sich für alle Zeiten erquickt fühlen und nie wieder dürsten werde. — Es ist notorisch, daß Jesus absichtlich jede Gelegenheit wahrnahm, seinen schönen erhabenen Grundsatz: „Gleichheit aller Menschen vor Gott, ohne Auserwähltsein oder Bevorzugung" — zur praktischen

Ausübung zu bringen, wozu sich gerade bei den von den Juden verachteten Proselyten, den Samaritanern, die schönste Veranlassung darbot, die er denn auch — selbst auf die Gefahr hin, den größten Anstoß zu erregen, allemal mit Freuden benutzte. — So hier am Brunnen. — Das samaritische Mädchen ging denn nun auch sofort auf seinen Ideengang ein, und höchlichst angezogen sowohl von seiner Persönlichkeit als von seiner milden vorurtheilsfreien Rede, legte sie ihm freimüthig die Frage vor: ob ihre Nation denn wirklich wegen der vom Judenthum abweichenden Gottes-Verehrung eine solche Verachtung verdiene als man ihr von letzterem angedeihen lasse? —

Und in der Antwort, die Jesus nunmehr diesem heidnisch gescholtenen Weibe gab, stellte er sich mit unabweisbarem Rechte auf die Höhe seiner und aller Zeiten, und an die Spitze aller Civilisation, indem er der giftigen Viper des Particularismus und der zwieträchtigen religiosen Verketzerung die Ferse auf den Nacken setzte, indem er zu ihr sprach: „Das Recht ist niemals auf dessen Seite, der die wahre Gottesverehrung in dieser oder in jener Form sucht, und somit weder bei uns, noch bei euch, und die Zeit ist nahe, wo es allem Volke verkündet werden wird, daß Gott ein treuer und liebevoller Vater aller Menschen, aller Völker und Nationen in gleichem Maße ist. — Wenn nun in Wahrheit die Verehrung eines einigen Gottes von dieser Lehre unzertrennlich ist, so waren allerdings die Juden die Ersten, die diese Wahrheit erkannten, und in sofern waren sie deiner Nation voraus, denn der Glaube an einen Gott ist von uns erst zu euch gedrungen, und hat euch dem Götzendienste entfremdet. Doch was kommt auf diese Frage an? — Was haben wir denn gethan, daß wir in diesem oder jenem Volke geboren wurden? — Unser Verdienst liegt uns noch zu Händen, unsere Krone ist noch zu erjagen, denn Juden und Samariter und alle Völker der Erde wandeln noch vor Gott in Nacht und Wahn und die wahre Erkenntniß seines Wesens als einen Geist, als die alles belebende Seele der Welt, als einen Inbegriff aller Liebe, nicht als ein Zorn und Rache schnaubend, sinnlich Ungethüm — ist fern von ihnen. Der wahre Tempel der Gottesverehrung ist nicht mit Händen gemeistert, sondern ruht in unserer eigenen Brust, und sein Cultus ist die Liebe gegen alle Mitgeschöpfe, und dieses aller Welt zu verkünden, zu lehren und zu predigen, das ist mein Beruf und darum bin ich in die Welt gekommen.

Solche Worte aber, mit dem melodischen Klange und dem bekannten Feuereifer des begabten Redners gesprochen, rührte das Mädchen zu Thränen. Schweigend sank sie zu seinen Füßen nieder, küßte ihm die Hände, und da sie eben die Jünger herannahen sah, floh sie verwirrt von dannen, und vergaß selbst ihr Gefäß mit sich zu nehmen.

Die Schüler wunderten sich zwar sehr über die seltsame Erscheinung, ihren Meister mit einer Samariterin im eifrigen Gespräch begriffen zu sehn. Aber Ehrfurcht fesselte ihre Zunge, und

ſchweigend ſetzte man ſich zum Mittagsmahle nieder. — Mittlerweile aber war das Mädchen eilend nach Sichem heim gegangen, und verkündete dort mit großem Eifer was ihr begegnet. Es ſei ein Prophet, der Verkünder einer neuen Lehre draußen; ein Jude zwar, aber doch auch wieder keiner, da er die Gleichheit aller Menſchen vor Gott verkünde.

Die Haſt und das Feuer, mit der ſie ihre Neuigkeit vortrug, machte Aufſehen, und viele Neugierige ſelbſt der höheren Klaſſen zogen hinaus den Mann zu ſehen und zu hören; zumal der Ruf deſſelben Manchem nicht ſo unbekannt war, als das Mädchen vielleicht glaubte. — So erſchien nun eine Schaar wohlwollender Sichemiten am Jacobsbrunnen, und einer der Angeſehenſten trat zu Jeſus heran, und lud ihn freundlichſt und ehrfurchtsvoll ein, die Stadt mit einem Beſuche zu beglücken. — „Aber was hofft, was erwartet Ihr denn von mir?“ fragte Jeſus. —

„Wir wünſchen deine weiſen Lehren zu vernehmen, Rabbi!“ — ſprach der Mann — „drum ſchlage unſere Bitte nicht ab, denn nur ſelten wird uns das Glück zu Theil, einen Fremden deiner Art in unſerer Mitte zu ſehn.“ —

Jeſus ſah die Aufrichtigkeit des Bittenden, und im Triumphe führten ihn die Sichemiten in ihre Stadt, wo er bei den Eltern ſeiner erſten Bekanntſchaft, auf deren Beſuch, ſeine Wohnung nahm, und drei Tage lang verweilte. — Die ganze Stadt kam in Bewegung, denn jeden Tag lehrte und predigte Jeſus dort im Freien allem Volk, und die Weisheit, die ſeinem Munde entſtrömte, erwarb ihm unzählige Freunde und Verehrer, die ihn bewunderten und ſich zu ſeiner Lehre bekannten. Die zuvorkommendſte Gaſtfreundſchaft erdrückte ihn faſt, denn Jeder beeiferte ſich, dem vorurtheilsfreien Denker ſeine Verehrung zu bezeigen, und fruchtbaren Saamen für die Ausbreitung ſeiner neuen Lehre ließ er in Vieler Herzen zurück, als man ihm wehklagend das Geleit für die Fortſetzung ſeiner Reiſe bis weit über die Grenzen der Stadt hinaus gab. — Die aber am meiſten trauerte, das war das ſchöne Mädchen vom Jacobsbrunnen.

Unerachtet dieſer ſo außerordentlich freundſchaftlichen Aufnahme zog ihn doch ſein großer Reformplan mit unwiderſtehlicher Gewalt in den Brennpunkt des jüdiſchen Lebens, des jüdiſchen Cultus zurück, ohne deſſen gänzliche Umgeſtaltung, das wußte er, nicht an die Verwirklichung ſeiner Reform-Ideen zu denken war. — Zugleich auch hielt er es für angemeſſen, ſeinen Feinden nahe zu ſein, um ihre Pläne, die ſie unfehlbar zu ſeinem Verderben ſchmiedeten, kennen zu lernen, ſie wo möglich zu durchkreuzen, und zugleich den Muth ſeiner Freunde durch ſeine Gegenwart zu beleben. — So ging er denn mit ſeinen Schülern nun vorläufig nach Bethanien, einem Städtchen, in welchem einer ſeiner vertrauteſten Freunde Lazarus, und deſſen zwei liebenswürdige Schweſtern, Maria und Martha, ihm ebenfalls mit ganzer Seele zugethan waren, und die in dem duftigen Kranze ſeiner Frauenbekanntſchaften die hervorragendſte Stellung einnah-

men. — Die Mädchen wußten ſich kaum vor Freude zu laſſen, als ſie den hochverehrten Freund, deſſen Gegenwart ſie nun ſchon ſo manchen Tag entbehrten, bei ſich eintreten ſahen, aber dieſe Freude äußerte ſich auf verſchiedene Weiſe. — Während ſich nemlich Maria, die geiſtreichere Schweſter, gar nicht von ihm zu trennen vermochte, und, ſich zu ſeinen Füßen niederlaſſend, mit Begeiſterung auf ſeine allezeit tiefbedeutſame Rede lauſchte, — hielt es Marta vielmehr für ihre Pflicht, dem von der Reiſe ermüdeten Freunde Labung und Erquickung zu bereiten, zu welchem Ende ſie geſchäftig hin und wieder rannte, und nach Art fleißiger Hausfrauen und Töchter nur gleichſam im Fluge Theil an der Unterhaltung nahm, die zwiſchen Jeſus, Lazarus und Maria gepflogen wurde. — Es iſt damit nicht geſagt, daß Marta nicht eben ſo gern ruhig da geſeſſen und dem Freunde zugehört hätte; aber, die fehlende Hausmutter vertretend, trieb die Pflicht ſie für des Leibes Nothdurft zu ſorgen, denn wer hätte das Benöthigte ſonſt ſchaffen ſollen, da Maria ſich nicht rührte? und in einer Anwandlung von verzeihlichem Neid beſchwerte ſie ſich bei Jeſus, daß die Schweſter ihr nicht zur Hand gehe. — Es lag nun aber einmal in dem Charakter dieſes ſeltſamen Mannes, daß ihm des Lebens und des Leibes Nothdurft als Nebenſache erſchien, und er die Lernbegierde der von ihm vielleicht ohnehin bevorzugten Maria höher ſchätzte, als die mühevolle Sorge Marta's für ſeine Erquickung, und er nahm keinen Anſtand dieſe ſeine Meinung offen auszuſprechen. Die praktiſche Hausehre meinte indeß: „Alles zu ſeiner Zeit!“ — und ließ ſich in ihrem Thun nicht irre machen, obgleich er Maria das Compliment machte: ſie habe das beſſere Theil erwählt! — War doch nun einmal, wie den genialen Geiſtern in der Regel, das praktiſche Leben auch unſeres Weiſen ſchwache Seite.

Nachdem derſelbe nunmehr einige Tage im Kreiſe ſeiner Lieben geruht und ſeine fernern Pläne bedacht und beſprochen hatte, ſaß er eines Abends ſpät, kurz vor Schlafengehen noch mit ihnen vertraulich zuſammen, als es draußen leiſe an der Thür des einſam gelegenen Häuschens klopfte. — Marta war auch jetzt wieder die erſte, die raſch aufſprang und öffnete, und herein trat ein Mann in einen langen Mantel gehüllt, deſſen ängſtlich ſchüchternes Weſen auf eine wichtige Abſicht ſeines Beſuchs ſchließen ließ. — Er fragte halbleiſe ob hier Jeſus, der Rabbi aus Galiläa zu treffen ſei? was Marta ziemlich erſchrocken bejahte, und zitternd an allen Gliedern zurückeilte, um den Beſuch anzukündigen.

Jeſus ging ſofort dem Fremdling entgegen und führte ihn ſchweigend in ein entlegenes Gebetzimmer. Hier entzündete er eine Lampe und ſah nun, daß ſein geheimer Freund und Anhänger Nicodemus vor ihm ſtand, der ſogar unter dem Mantel den Ornat des hohen Raths, deſſen Mitglied er war, ſo wie die Abzeichen des phariſäiſchen Ordens trug. Es war dieſer aber derſelbe Nicodemus, der ſpäter in den Bund der Eſſäer übertrat

und als solcher in der Leidensgeschichte Jesu eine so wichtige Rolle spielte.

Jesus war, wie sich leicht erachten läßt, erstaunt, und forschte eifrig nach der Ursache dieses hohen und unerwarteten Besuchs.

Nicodemus betrachtete eine Weile schweigend die hohe Ehrfurcht gebietende Gestalt und das würdevolle und doch von Anmuth und Güte strahlende Antlitz des hochbegabten Weisen und dann erst begann er: „Rabbi! wir und alle die dich, deine Lehre und dein Thun beobachtet haben, wissen, daß du ein von Gott vorzüglich ausgerüstetes Werkzeug seines Willens, daß du ein vor Tausenden begnadeter Gesandter des Herrn unter unserm Volke bist! — Ich bin gekommen, dir meine Ehrfurcht zu bezeigen, doch um der Schwachen willen komme ich bei Nacht. —"

„Und worin — fragte Jesus — fandest du die Beweise für meinen hohen Beruf? —"

„Die Ueberzeugung davon drängt sich Jedem auf — erwiderte der Pharisäer — der deine Reden vor dem Volk, deinen Wandel, deine menschenfreundlichen Handlungen und deine erhabenen Pläne ermißt, die uns nicht verborgen sind, und wer vollends dir ins Auge sieht, und deine ganze Erscheinung würdigt, der findet den Stempel der Erhabenheit und göttlichen Bevorrechtung unverkennbar in dir ausgeprägt und kann nicht zweifeln daran, daß der Ewige dich zu Besonderem auserlesen und um großer Zwecke willen auf die Erde gesendet hat.

Jesus warf, als Nicodemus geendet — einen langen und bedeutsamen Blick auf den seltsamen Gast, als wolle er in seiner Seele lesen, ob Aufrichtigkeit oder Falschheit die Triebfeder dieser Apostrophe sei? Beide schwiegen lange. — Endlich begann der Weise: „Ich weiß was in deiner Seele vorgeht, Nicodemus, und in welcher Absicht du mich heimsuchst, denn ich kenne eure revolutionairen Pläne, zu deren Ausführung Ihr mich schon einmal bereden wolltet. — Ich sage euch aber zum andern Male, daß ich nichts mit irdischen Dingen gemein habe. Völlig gleich ist es mir wer das irdische Scepter trägt; das Reich, welches ich auf Erden zu stiften berufen bin, ist das Gottesreich der Sittenreinheit, der Menschenliebe, der Frömmigkeit durch edle Thaten, und Niemand kann daran Theil nehmen, der nicht von Neuem geboren wird; das heißt, der den alten Wahn, die Scheinheiligkeit, die inhaltlose Frömmelei und das lasterhafte Wesen von sich thut. Wie die Kinder müßt Ihr werden, die noch nichts wissen von alle dem Irrsal, das eure Häuser und eure Tempel entweiht; die thörigten Opfer, die albernen Ceremonial-Gesetze, durch deren ängstliche Beobachtung ihr die Gottheit zu bestechen wahnt: dieses und tausend andere Dinge müssen schwinden, ehe Ihr meine Pläne nur einmal zu würdigen verstehen könnt, und wie dürfte ich hoffen, Trauben von den Dornen zu lesen? — Geh, geh Nicodemus, ich lese es in deinen erstaunten Blicken, daß meine Forderung dich erschreckt; so ziehe du denn deine Straße und laß mich ruhig die meine wandeln."

Nicodemus verſuchte es, dem Freunde die Unmöglichkeit ſeiner Anforderungen begreiflich zu machen, aber damit reizte er nur den edlen Stolz des gottbegeiſterten Rabbi, der auch nicht eines Haares Breite von ſeinem großen Plane vergab, alle Menſchen, alle Nationen zu einem großen heiligen Bunde der Tugend und Gottſeligkeit zu verbrüdern und ſo ſchon ein Himmelreich, ein Reich der Liebe und des Wohlwollens auf Erden zu ſtiften. — Er nannte dieſes, das Reich Gottes, und von dieſer tauſendfältig ausgeſprochenen Idee war er ſo lebhaft durchdrungen, daß er die Sehnſucht nach dieſem „Gottesreich" als dritte Bitte in ſein ſpäter als Norm aufgeſtelltes Gebet einführte.

Dieſen Grundgedanken noch weiter ausführend, und von Nicodemus mit ſteigendem Intereſſe und immer ſchwächerem Widerſtande angehört — unterbielten ſich die Freunde noch eine geraume Weile, und der Phariſäer verhehlte dem kühnen Jüngling nicht, welche Gefahren ihn umringten und warnte ihn mit väterlicher Milde zur Selbſtbeherrſchung und Vorſicht, indem er ihn zugleich an die ſtrengen Geſetze des Judenthums mahnte, die über denjenigen richteten, der ſich gegen die heilige Religion verginge. — Aber Jeſus verſicherte ihn ſeiner furchtloſen Unerſchrockenheit; und ſeines feſten Entſchluſſes Alles, ja ſelbſt ſein Leben an die Ausführung ſeines Planes zu ſetzen, den er keineswegs willkührlich oder aus Nebenabſichten erſonnen, ſondern zu dem ihm ein über das menſchliche Wollen hinausgehender höherer, ein göttlicher Wille berufen, dem er ſich in Demuth füge; und wohl zu bedenken bat er ſeinen väterlichen Freund: daß, wer das Opfer ſeines Lebens hinzugeben ſich nicht fürchte, darüber hinaus nichts weiter zu befürchten habe. Nicodemus war tief erſchüttert von dem, was er aus dem Munde des jungen Freundes vernommen, und beide ſchieden ſpät in herzlichem Einvernehmen, auch hat man keinen Grund, dieſen Phariſäer für einen falſchen Freund zu halten, denn ſeine edle Geſinnung bewährte ſich bekanntlich bis über das Grab hinaus.

18.

Die Schüler oder ſogenannten Jünger Jeſu und deren Botſchaft. Definition des Begriffs: „Gottes Sohn" und „des Menſchen Sohn."

Da von jetzt an das eigentliche Lehramt Jeſu erſt recht ernſtlich beginnt, und der verhängnißvolle Pfad beſchritten wurde, deſſen Abſchüſſigkeit mit unaufhaltſamer Haſt zu der bekannten Ka-

katastrophe hinausführte, die ihm die Dornenkrone des Märtyrerthums auf das schuldlose Haupt drückte: — so wollen wir, nachdem wir die, seines Umganges gewürdigten Frauen in einer Gruppe dargestellt haben, auch einen kurzen Blick auf den obgenannten Jüngerkreis richten, von denen wir nur erst einige hervorragende Persönlichkeiten kennen lernten. — Die Evangelisten halten so ziemlich die Zahl zwölf fest, nur einer spricht von siebenzig, und es ist in der That sehr wahrscheinlich, daß durchaus keine bestimmte Zahl feststand, sondern daß auch die Zahl zwölf, wie so viele andern Momente des Lebens Jesu, in der evangelischen Auffassung, nur lediglich der jüdischen Tradition angepaßt wurde; hier z. B. analog den 12 Söhnen Jacobs und den daraus entsprossenen 12 Stämmen Israels.

Die meisten Jünger außer den schon genannten vier waren allezeit nur Figuranten, und unter ihnen machte sich eigentlich nur Matthäus, der Zöllner und einziger und ältester Biograph später einen rühmlichen Namen während dem Judas aus Karioth gebürtig, und der einzige Nicht-Galiläer unter ihnen, von den Evangelisten — wahrscheinlich mit Unrecht — ein berüchtigter Makel angeheftet wurde. — Wir finden dann ferner noch genannt Philippus aus Bethsais, Nathaniel aus Cana; Thomas, der später durch seinen Unglauben sich einen Namen für alle Zeiten gemacht hat, und dem wir nur noch etwas mehr und umfassendere Zweifelsucht gewünscht hätten. Ferner Taddäus; dann auch Simon, genannt: der Eiferer, und endlich auch noch zwei Vettern Jacobus und Judas, die ihm durch Marie Kleophas zugeführt wurden.

Ich führe alle diese Namen nur der Vollständigkeit wegen an, denn gegen ihren Lehrer und Meister verschwinden sie wie Irrlichter vor dem Tagesgestirn; und ihre Wichtigkeit beginnt erst mit dem Augenblick, wo Jesus von dem Schauplatz der Geschichte abtritt, und sie den Kern der neubeginnenden Religion bilden, um den sich von da ab die christliche Gemeinde und später die christliche Kirche crystallisirte. — Indeß sendete Jesus seine Schüler auch jetzt schon zu zweien oder in kleinen Gruppen aus, um seine Lehre zu verbreiten, und höchst merkwürdig ist, was er ihnen als Lehre und Richtschnur ihres Verhaltens mit auf den Weg gab. — Wir danken die Fassung derselben dem Theilhaber Matthäus, und dürfen wohl annehmen, daß er sich die Worte leidlich gut gemerkt hat. Jesus sprach zu ihnen etwa folgendes:

Meine Lehre ist für Alle, aber eure Wege führen nicht zuerst zu den Heiden noch zu den Samaritern, denn es ist den Tauben schlecht predigen; weilet vielmehr vorerst bei den verlorenen Schaafen des Hauses Israel, und verkündet ihnen, es sei das Himmelreich, d. i. das Reich des Friedens und der Beglückung in Liebe durch den neuen Glauben, nahe herbei gekommen. — Heilet die Kranken, wie ich es euch gelehrt, denn Wohlthaten binden die Herzen. Vor allem erlöset die Aussätzigen von ihrer Trübsal, und die da geistig todt sind, erwecket zu neuem Leben durch die Verkündigung

meiner Lehre; und wo die Sünde und das Laſter hauſet, da treibet dieſe Teufel aus in meinem Namen, da ihr ihnen den Gott der Liebe als unſer aller Vater verkündet. Nehmt aber keine Geſchenke, denn umſonſt habt Ihrs empfangen, ohne Entgelt ſollt ihr es wieder wegthun. — Auch rathe ich euch, nicht Gold noch Silber noch Erz bei euch zu tragen; habt auch keine Taſchen in euren Kleidern, und wer zwei Röcke hat, laſſe den einen daheim; auch ſollt ihr keine Schuhe tragen noch Stecken; ihr werdet aber überall Speiſe finden und was ſonſt des Leibes Nothdurft, denn jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth. Darum begrüßet auch Niemand auf der Straße, etwa um eine Gabe. Wo ihr aber in eine Stadt oder Flecken geht, da erkundet fleißig wo Einer wohnt der eurer werth iſt, und bei demſelben bleibet, daß ihr ſein Gaſt ſeid, bis daß ihr von dannen zieht, ſo ſollt ihr auch nicht von einem zum andern gehn. — Wo ihr aber merket, daß man euch widerwärtig, da dranget euch nicht auf, ſondern ſchüttelt den Staub von euren Füßen und ſcheidet in Frieden alſobald. Saget ihnen aber, es wäre das Gottesreich ihnen nahe geweſen, und es werde die Zeit kommen, wo ſie nach euch rufen möchten, aber euer Gehör werde dann ferne ſein; und wahrlich es wird ein Gerichtstag kommen über dieſes Land, und über dieſe Städte, und es wird ihnen ſchlimmer ergehen als Sodom und Gomorra, da ſie vertilgt wurden von der Erde. — Bedenket aber: daß ich euch ſende wie die Schaafe mitten unter die Wölfe, darum ſeid klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben. Machet euch aber Rechnung auf die Tücke der Menſchen, denn ſie werden euch geißeln mit ihren Zungen und die Gerechtigkeit wird ihre Hand auf euch legen auf den Rathhäuſern. Ja ſelbſt vor die Fürſten und Gewaltigen wird man euch führen um meinetwillen, zum Zeugniß über ſie und über die Heiden, denen zu gleichen man euch anklagen möchte. — Sinnet aber zuvor nicht viel was ihr alsdann reden werdet, denn die Stunde, da ſie gekommen, wird es euch auf die Zunge legen, daß ihr wahrhaftig redet; die Lüge aber ſinnet wie ſie den Schein gewinne; denn Ihr ſeid es nicht, die da reden, ſondern der Geiſt der Wahrheit, welcher iſt unſer aller Vater, der iſt es, welcher durch euch redet. — Wo aber der Streit ausbricht zwiſchen Klarheit und Finſterniß, da iſt es nicht zu hindern, das Zwietracht einhergehe unter den Menſchen; und alſo werden ſich haſſen um meiner Lehre willen Bruder und Bruder, Vater und Sohn, und die Kinder werden ſich empören gegen die Eltern bis in den Tod. So wird man auch mich haſſen um meiner Lehre willen und Alle die meiner gedenken; wer aber ausharret bis ans Ende, der darf ſich glücklich preiſen darum, daß er Gott erkennet in ſeinem Lichte wie er iſt. — Wenn ſie euch aber in einer Stadt verfolgen, ſo ſtehet ihnen nicht Rede, ſondern weichet vor ihnen als die Verblendeten, wahrlich Ihr werdet nicht alle Städte in Iſrael begrüßt haben, bis daß meine Botſchaft vollendet iſt, und das Werk nicht mehr untergeben kann, dazu des Menſchen Sohn iſt berufen worden von der Ordnung der Dinge

aus Gott. Ich weiß es wohl, daß Ihr es nicht allein möget vollbringen, denn der Jünger ist nicht über seinen Meister, noch der Knecht über den Herrn. Aber der Jünger soll seines Meisters Gedanken aufnehmen, und der Knecht seines Herrn Willen. Hat man den Hausvater Beelzebub geheißen, wie sollte man seine Hausgenossen mit Anderem verehren? Fürchtet euch aber nicht vor den Widersachern, denn es sieget das Licht wenn der Morgen seine Botschaft ausrichtet, und bleibet dann nichts verborgen, und ist keine Heimlichkeit mehr vor der Sonne. Was ich euch aber sage im Dunkeln, das erhellet mit eurem Verständniß und predigt es von den Dächern, und lasset euer Licht leuten vor allem Volk. — Fürchtet euch aber nicht vor denen, die wohl vermögen den Leib zu tödten; aber den Geist, der aus dem Lebendigen geredet und die Welt erleuchtet hat, vermögen sie nicht mehr zu tödten. Fürchtet euch aber vielmehr vor dem Lügengeist, der die Menschen an Leib und Seele verderbet, und macht die Erde zur Hölle.

Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Doch fällt derselben keiner auf die Erde ohne des Gesetzes Kraft wie es der Weltgeist geordnet. — So auch sind eure Haare auf dem Haupte alle gezählt. Darum fürchtet euch nicht, denn wie viel höher steht ihr als das Gewürm, das auf Erden kreucht oder das Gewächs, das nichts von sich selber weiß. Wer aber mich, d. i. meine Lehre bekennet, der bekennet sich zu dem alleinigen Gott, dem Vater der Menschen und dem Schöpfer aller Lebendigen. — Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, der sagt sich los von dem wahrhaftigen Gott, der keine Lust hat an dem Gebahren der Narren, die sich selber ihren Gott machen, und treiben Kurzweil mit heiligen Dingen. — Wer aber der Menschen Thorheit feind ist, und fahndet auf ihre Götzen, der kann nicht mit den Frieden beginnen, sondern muß des Schwertes gewärtig sein; also auch ich. So bin ich denn gekommen, und kann nicht anders als den Sohn zu erregen wider den Vater und die Tochter wider die Mutter, die Schnur wider ihre Schwieger; also werden dann die Hausgenossen in Feindschaft mit einander stehen; muß doch die Erde bluten um der Saat willen, daß sie gedeihe. Ich bin die Wahrheit; wer aber Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth; und wer nicht dulden mag um der Wahrheit willen die aus Gott ist, der ist mein nicht werth. — Es ist aber das Leben im Geiste, nicht wie das Leben jeder andern Creatur; darum wer da sein Leben suchet zu gewinnen der wird es verlieren; und wer seine Lust verleugnet am Leben um meinetwillen, der wird des Lebens die Fülle haben. — Wer euch aufnimmt, daß er sich des Lichtes erfreue, das von euch ausgehet, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich berufen hat zu der Botschaft vom Licht der reinen Erkenntniß, welche ist Gottes. — Wer aber Einen Eurer Geringsten auch nur mit einem Becher Wassers erquicket, da ihn dürstet, wahrlich ich sage euch, es soll ihm nicht unbelohnt

bleiben da sich die Zeit erfüllet." Mit solcher Rede entließ er seine Schüler und Boten, daß sie seine Lehre verkünden möchten.

Ehe wir nun in unserer Darstellung weiter vorschreiten, wird es nothwendig sein, uns über einen Punkt zu verständigen, den ich freilich schon eingänglich berührt habe, aber hier doch noch einmal flüchtig erwähnen will, nemlich, daß ich den erhabenen Gegenstand dieser Geschichte immer nur als Jesus, und niemals — wie es doch dem Stifter der christlichen Kirche zu geziemen scheint, als Christus bezeichne. — Die Ursache dieser Erscheinung liegt aber einfach in der Thatsache, daß Jesus während seines Lebens und Wirkens niemals etwas von einem Christus wußte, sich weder einen Christus noch einen Messias, auch nicht einen Gott, oder Gott gleich achtete, sondern sich nur ein Kind oder näher einen Sohn Gottes nannte, im Sinne jener philosophischen Auffassung, daß der Mensch in seiner geistig bevorzugten Stellung unter den Geschöpfen, als eine besondere Erscheinung, als ein Ausfluß der Göttlichkeit angesehen werden dürfe; ganz insbesondere aber derjenige, dessen hervorragende geistige Befähigung ihn vor seinen Mitmenschen noch besonders auszeichnet, und dem Urwesen um ein gut Theil näher stellt. — Viel öfterer aber noch als „Gottes Sohn" — nannte er sich auch des „Menschen Sohn" — und zwar in dem sublimen Sinne, als er das Menschengeschlecht, oder die Menschheit in einer Personification zusammenfaßte, und sich als eine demselben entsprossene, gleichsam eine Urschöpfung repräsentirende Persönlichkeit dachte, die rein und lauter, von allen den angewöhnten und angelernten Thorheiten, Irrthümern und Lastern der Menschen auf den Schauplatz tritt, und ein dem Gedanken der reinen Ursprünglichkeit entsprechendes Verhältniß zwischen Gott und Menschen herzustellen bemüht ist. Dieses ist der Sinn seiner Bezeichnung: „des Menschen Sohn" — und darin liegt zugleich der Gedanke des „Gottes-Sohn", was eigentlich, genau definirt: der Enkel heißen sollte, indem er sich zwar als den wiedergebornen Urtypus des Menschengebildes betrachtete, aber nicht in erster, sondern in der zweiten Generation. — Jesus ist überhaupt nur als Natur-Philosoph zu verstehen, der seine Gedanken, sein Empfinden, sein Wollen allezeit in tiefsinnige Bilder und Gleichnisse verhüllte, deren Sinn vielfach miß- noch öfterer aber gar nicht verstanden wurde. — Die Christus-Idee ist, wie bereits erwähnt, erst viel später durch die sogenannten Apostel oder Kirchenväter in Jesu Lehre hineingetragen und das ganze Lehrgebäude des großen Weisen dadurch geradewegs zu Widersinn und Unnatur verkehrt worden, und alles Unheil, das die Welt unter der Fahne des Kreuzes so viel tausendfach heimsuchte, ist als die Schuld jener Religions-Verkehrer zu betrachten, an deren Spitze der unselige Paulus (ursprünglich Rabbi Schaul und sein Freund Barabas einherschritt. Später mehr hierüber.

19.

Die angeblichen Wunderthaten Jesu.

Zu der eigentlichen Periode der Wunderthäterei herangeschritten, haben wir uns nunmehr wiederholt und ein für allemal über diese und die mystischen Erscheinungen im Leben Jesu überhaupt zu verständigen, mit denen ein verirrter und mißverstandener Eifer der ältesten Biographen das ehrwürdig erhabene Bild und den Charakter Jesu entstellte und entwürdigte. — Jesus hatte allerdings von seiner Reise nach Alexandrien ungewöhnliche Kenntnisse, namentlich auch — wie schon erwähnt — in der Heilkunst, mitgebracht, und er mag sie in mancherlei außerordentlicher Weise verwerthet haben; ob er aber auch von den, bekanntlich ganz Ungewöhnliches leistenden Künsten der egyptischen Magie Kenntniß gehabt, und wenn, ob er sie zur Beförderung seiner reformatorischen Zwecke verwendet hat, darüber ist durchaus kein historisch gültiger Nachweis vorhanden! wohl aber darf man es mit seinem großen, welterschütternden Plane einer Veredlung der Menschheit, durch Läuterung des Glaubens an Gott sowohl, als auch mit seiner erhabenen Persönlichkeit unvereinbar erklären, daß er sich solcher Jahrmarkts-Gaukeleien für seine Zwecke je sollte bedient haben, als ihm die Evangelisten unter der Bezeichnung „Wunder" und seine Feinde, die Talmudisten, als „Zaubereien" in ihren Schriften andichteten. Freunde und Feinde, beide haben in gleichem Maße das erhabene Urbild der ideal-reinen Menschenschöpfung mit den naturwidrigen und darum erlogenen Farben ihrer krankhaften Phantasiegebilde beschmutzt, dadurch vielfach dem cynischen Gespött der rohen Masse Preis gegeben, und selbst edleren und gebildeteren Gemüthern entfremdet.

Wir unserseits lassen uns diese Vorgänge ein warnendes Beispiel sein, den erhabenen Charakter Jesu als Wunderthäter zu carrikiren, da ihm ja doch der Schauplatz der unverfälschten Natur eine Arena, weit und groß genug für seine erhabenen Zwecke darbot, ohne daß es nothwendig wäre, ihn in der Harlekinsjacke der Zauberer und Gaukler agiren zu lassen.

Mit historischer Treue werden wir auch jetzt, da sich der Himmel über ihm verdunkelt und das lange drohende Gewitter mächtig zusammenzieht, seine ferneren Schritte verfolgen, und seine göttliche Begabung und die menschlich-edle Thatkraft seiner Lehre und seines Wandels der ungetrübten Anschauung Aller, die da sehen wollen, näher zu bringen versuchen.

Es ist nemlich in unserer Zeit ganz unmöglich, daß eine Religion ihre auf Achtung und Ehrfurcht basirte sittliche Mission unter den Menschen erfüllen kann, sofern sie nicht mit den Ergebnissen der Wissenschaft und namentlich der Naturwissenschaft in Harmonie einhergeht. — Führen wir beispielsweise zwei auf einander folgende Lehrstunden unserer Schulen an. Denken wir uns, in der ersten, der Naturlehre gewidmet, würden den Schülern Mittheilungen über das Universum, speciell der Weltenkörper Mit-

theilung gemacht. Der Lehrer bemüht sich, den Schülern einen Begriff von der Entfernung der Sonne, des Mondes und der Planeten unter einander und von unserer Erde zu demonstriren. Er sagt ihnen wie weit hinaus unsere Atmosphäre reicht, und daß jenseits derselben kein organisches Geschöpf mehr athmen und deshalb auch nicht ferner leben könne, und wie daher dem Aeronauten selbst eine nicht sehr entfernte Grenze des Steigens gesetzt sei. — In der nächsten aber, der Religion gewidmet, kommt vielleicht ein anderer Lehrer (oder auch gar derselbe) und sucht den Kindern den Glauben an die Himmelfahrt Jesu einzuprägen, eine angebliche Thatsache, die jener Naturlehre schnurstracks widerspricht und den einfachsten Naturgesetzen nach als absurd betrachtet werden muß. — Wie ist es denn nun möglich, daß dergleichen Widerspruch irgend gute Früchte tragen kann? — Und solch krassen Unsinn erlaubt und beschützt man von oben herab! — Ist es denn da zu verwundern, daß die Religion immer mehr in Verfall kommt, die Kirchen leer bleiben, die Sittlichkeit verkümmert? — und eine Zwiespältigkeit zwischen Glauben und Wissen die kindlichen Naturen zu Zweiflern und Spöttern macht? und so von Anbeginn die Sittlichkeit untergraben wird? —

Stellen wir also als die Grundbasis alles Wissens und aller Erkenntniß dieses Axiom fest: — Kein Sterblicher ist oder war jemals im Stande, irgend eine Handlung zu verrichten, die mit den bestehenden Naturgesetzen im Widerspruch steht, und jede vorausgesetzte Möglichkeit von Wundern und Zauberkünsten, und sollte dem ähnliches gleichwohl von Gauklern vor unsern Augen scheinbar in Scene gesetzt werden, ist ein Wahn, den man allenfalls der kindischen Einfalt vorzeitlicher Völker, und ebenso geistig verwahrloster Menschen unserer Zeit verzeihen darf; — niemals aber den Theilhabern vorgeschrittener Wissenschaft und Erkenntniß der Dinge wie sie sind; und wenn daher das verbrannte Gehirn supernaturaler Theologen, die sich wissenschaftlicher Bildung rühmen, dennoch den Wunderglauben und die Mysterien der sogenannten geoffenbarten Religionen als das Fundament ihres Lehrsystems hinstellen, so sollte man sie billig viel eher ins Irrenhaus als auf die Lehrstühle bringen, wo sie nur die Geister in Verwirrung setzen, und die Ordnung der Natur, somit aber Gott lästern.

Aus allen ungefärbten und ungetrübten Berichten über die Wirksamkeit Jesu geht denn auch nur als historisch wahr hervor, daß derselbe allerdings bedeutende medicinische und physikalische Kenntnisse sich angeeignet hatte; wahrscheinlich ist es auch, daß er — wie schon erwähnt, die seltene Gabe magnetischer Einwirkung — wie solche noch jetzt bei Männern (nie bei Frauen) häufig vorkommt, — angeboren war, und er diese Gabe zum Heil seiner erkrankten Mitmenschen vielfach anwendete; — sein edler Charakter aber bürgt uns dafür, daß er diese Bevorzugung niemals zu abergläubischen und betrügerischen Zwecken mißbrauchte.

In ähnlicher Weise hat auch schon der Kaiser Flavius Julianus, ein Neffe Konstantins, des ersten christlichen Kaisers

(† Anno 363) die Wirksamkeit Jesu aufgefaßt. Er wurde von christlichen Mönchen erzogen, konnte sich aber dessenungeachtet niemals von der göttlichen Wahrheit des durch Paulus corrumpirten „Christosthums" überzeugen; er war dagegen der griechischen Poesie und der platonischen Philosophie sehr zugethan, die er als Jüngling in Konstantinopel, Nicodemia und Athen studirt hatte. — Die Julianischen Bücher selbst sind leider verloren gegangen, da man sonst wahrscheinlich aus ihnen noch manche ungetrübte Data über Jesu Wirksamkeit hätte schöpfen können, indem erst einige Jahrhunderte seit dessen Tode vergangen waren, und letzterem die Zeitereignisse des Nazareners ungefähr so nahe standen, als uns die lutherische Reformation. Man kennt den theilweisen Inhalt jener verlorenen Werke nur aus einer Gegenschrift des Bischofs Cyrillus Julianus; es geht aber daraus hervor, daß auch Julian schon behauptete, Jesus sei durchaus kein Wunderthäter gewesen. Die Curen, die er wirklich an Kranken vollbracht, seien nur das Ergebniß seiner ärztlichen Geschicklichkeit gewesen. Es sei geradezu lächerlich anzunehmen, daß Jesus Umgang mit Teufeln gehabt und dieselben ausgetrieben habe, daß er auf dem Wasser gegangen sei und den Elementen Befehle ertheilen durfte, da er ja doch nicht einmal seine eigenen Brüder und Verwandten zum Glauben an sich habe bringen können. Daß er aber vollends Gott gleich zu achten, sei weder von den Evangelisten noch von ihm selbst jemals behauptet worden, ja Jesus selbst hat dem ausdrücklich widersprochen, wie z. B. in den Worten: „Was nennest du mich gut? — Niemand ist gut als der einige Gott!

Doch genug über die Wunderfabeleien, die nichts zur Verherrlichung des großen Weisen beitragen, sondern nur geeignet sind, seine Verdienste um die Menschheit herab zu setzen, indem man seine Thaten einer absoluten, gesetzlichen Nothwendigkeit unterordnet.

20.

Fernere Wirksamkeit Jesu als Lehrer und Prediger.

Wir nehmen nunmehr den Faden unserer Erzählung da wieder auf, wo wir ihn mit dem Besuche des Nicodemus abbrachen. — Jesus hatte von jetzt an einen vollständigen Kreis von Schülern oder Jüngern um sich versammelt; nicht aber wie andere Rabbi, Leute, die sich den Wissenschaften, dem Studium als Lebensberuf widmeten, sondern recht absichtlich, um auch äußerlich jedem Vorurtheil zu trotzen, nur Leute der allergewöhnlichsten Art;

ja, um hierin das äußerste zu thun, hatte er sogar einen in damaliger Zeit tief verachteten Stand, den eines Zöllners, nicht für so gering geachtet, als daß er nicht eine demselben angehörige Persönlichkeit, den Matthäus, in seinen Schülerkreis sollte berufen haben. Leute dieses Standes waren aber nicht etwa jene hohen Herren, meist römische Ritter, die man in unserer Zeit wohl als Generalpächter bezeichnet, sondern vielmehr jene niedern Beamten, Einnehmer und Vigilanten, die man in Deutschland auch wohl Officianten nennt, und die auch bei uns nicht eben zu der beliebtesten Standes-Classe gehören. — Da die große Heerstraße von Acre nach Damascus am See entlang durch Galiläa führte, so waren dort viele derartige Zöllner angestellt, und da die Zolleinnahme den römischen Gewalthabern zu Gute kam, so galt den Juden ein solches Amt als anrüchig und ehrenrührig, und der berüchtigte Sectirer und Aufrührer Judas der Gauloniter, nannte das Steuerzahlen geradezu einen Götzendienst. Aber auch andere Eiferer unter den Rabbinen rangirten Leute von so ehrlosem Charakter mit Mördern und Straßenräubern, und diese Verachtung des Zöllnerstandes war den Juden so geläufig geworden, daß kein ehrliebender Mensch mit ihnen umging; sie waren förmlich geächtet, durften kein Zeugniß ablegen, und da jeder den Umgang mit ihnen mied, so waren sie gänzlich nur auf den Umgang unter einander angewiesen, ähnlich etwa wie bei uns die Scharfrichter und deren Knechte.

Unter solchen Verhältnissen gehörte denn doch wohl ein außerordentlicher Muth dazu, wenn ein so allgemein bekannter und geachteter Lehrer wie Jesus, einen solchen Zöllner zu seinem Freunde und Schüler erwählte, und um allem die Krone aufzusetzen, sogar eine Einladung zu einer Mahlzeit bei ihm annahm, und inmitten einer Gesellschaft dieser Verfehmten ganz vergnügt speiste und trank und seine wunderbar imponirende Persönlichkeit und seine geistreichen Reden frei walten ließ. — Man muß sich aber diese Verhältnisse lebhaft vergegenwärtigen, um die philosophische Resignation dieses außerordentlichen Charakters ganz nach Verdienst würdigen können.

Es liegt indeß ganz außer Frage, daß Jesus gerade in diesem trotzigen Auftreten gegen das Vorurtheil, wie wir es schon bei der Samariterin, und später bei der Sünderin wahrnahmen, absichtlich etwas suchte, welches Bekenntniß er ja denn auch einst mit den Worten ablegte: — „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Schwachen.“ Freilich aber war dieses Verachten altvergebrachter Vorurtheile nicht geeignet, ihm in den höheren Schichten der Gesellschaft Freunde zu erwerben, und in diesem Stück sind und waren die Menschen aller Zeiten heute wie vor 1000 Jahren dieselben. Der Philosoph kann Jesus um solche Geringschätzung des Vorurtheils in seiner Achtung nur noch höher stellen. Aber die Philosophie hatte leider zu allen Zeiten nur geringen Beifall bei den Menschen im Allgemeinen, namentlich in den höheren Kreisen, und so kam es denn auch

hier, daß die Reichen und die sogenannten Frommen einen unauslöschlichen Haß auf Jesus warfen, der früher oder später zum Unheil für ihn ausschlagen mußte, wenn er nicht mit größerer Vorsicht zu Werke ging; und dieses lag nun einmal nicht in seinem Charakter. —

Die niedern Stände freilich gewann er durch leutselige Herablassung auch gegen den Geringsten, namentlich gegen Arme und Unglückliche, gegen Geistesschwache und Kinder, und seine Persönlichkeit, seine Art zu denken und zu reden, machte einen so unauslöschlichen günstigen Eindruck auf die Umgebung, daß sich das Volk massenweise zu ihm heandrängte, um nur sein Antlitz zu sehen, seine Worte zu hören, namentlich auch seinen ärztlichen Rath in Anspruch zu nehmen, und Wunder kann es nicht nehmen, wenn man dem ihnen geistig so sehr Ueberlegenen, göttliche Kräfte beimaß, und des Umganges mit höheren Geistern für von Gott gewürdigt hielt. — Schon damals bildete sich daher ein Sagenkreis um sein Leben und Wirken. Man erzählte sich z. B., daß er in der Einsamkeit, die er sehr oft suchte, um seine großen Pläne zu überdenken. — mit Mosis und Elias verkehre und sich berathe; daß dienstbare Geister ihm Botschaft von Gott brächten, und was so der müßigen Reden in jenen Kindertagen der Menschheit mehr waren, — die aber — wohl zu beachten — von Jesus selbst niemals zugegeben, niemals bestätigt worden sind. Auch war er weit entfernt, sich göttliche Verehrung anzumaßen, wie es seine blinden Nachtreter sogar seinem Bilde zu erweisen verlangen, und deß zum Zeugniß gedenke man unter Andern nur der Worte, die er einst gegen den römischen Hauptmann Cornelius sprach, als derselbe sich von seiner wundersamen Rede ergriffen, vor ihm niederwarf: „Stehe auf — sprach Jesus — ich bin ja auch nur ein Mensch!“ — Was brauchen wir weiter Zeugniß. — Wer ihm aber vollends die spätere göttliche Verehrung seiner Mutter vorher gesagt hätte, den würde er sicher für einen Tollhausler gehalten haben.

Als unser weiser und tugendhafter Volkslehrer, getrieben von seinem innern Beruf, sich endlich von seinen Freunden in Capernaum trennte, vermied er es absichtlich, seine Vaterstadt Nazareth zu besuchen, indem ihm die unlängst daselbst erlebte Mißachtung selbst von seinen eigenen Brüdern und Jugendbekannten noch in allzugutem Andenken war. Er wendete sich vielmehr zunächst nach Kana, jenem Städtchen zwischen Tiberias und Nazareth, und kehrte bei jenem glücklichen jungen Ehepaar ein, auf deren Hochzeit er einst so innig vergnügt gewesen war; und hier fand er seine Mutter, die sich, seit der Vater todt und die Kinder erwachsen waren, bei jenen ihr verwandten jungen Leuten aufhielt. — Auch sie gab sich, wie manche Andere, viele Mühe, ihren gefeierten Sohn zu bereden, noch einmal nach Nazareth zurückzukehren, indem er dort — nachdem sein Ruf sich so allgemein verbreitet hatte — ganz gewiß mit ganz andern Augen angesehen werden würde wie früher. — Er war aber daselbst zu tief ge-

kränkt worden, als daß er sich jemals zu einem zweiten Besuch hätte entschließen können, und der Grundgedanke seiner Weigerung sprach sich abermals in der bekannten, allem Volk geläufig gewordenen Formel aus: „Ein Prophet gilt nirgend in seinem Vaterlande!“

Ehe er indeß von seinen Kananitischen Freunden sich verabschiedete, hatte Jesus noch Gelegenheit, einen glänzenden Beweis seiner ungewöhnlichen ärztlichen Fähigkeiten abzulegen, die seine überschwänglichen Verehrer später als eine rechte Wundertat auszubeuten nicht verabsäumten.

Ein hoher Offizier nämlich, von des Herodes, in der Umgegend lagernden Truppen, war von dem Unglück heimgesucht, daß sein einziger geliebter Sohn an einem Fieber tödtlich schwer darnieder lag, so daß man jeden Augenblick seiner Auflösung entgegen sah. — Kaum hatte der tiefbetrübte Vater daher von der Anwesenheit des berühmten Rabbi in Kana gehört, als er sich eilends von Capernaum aufmachte, mit flehender Geberde vor Jesus hintrat, und Hülfe und Rettung für seinen erkrankten Sohn erbat. Jesus ließ sich sogleich die nähern Umstände der Krankheit genau beschreiben, und da er daraus ersah, daß die ihm wohlbekannte Naturheilkraft bereits die Krisis überwunden hatte, so hieß er den Flehenden getrost nach Hause gehen, indem sein Sohn nicht sterben, sondern genesen würde. Darnach gab er ihm noch einige Verhaltungsmaßregeln und entließ ihn. Als derselbe aber in die Nähe von Capernaum kam, begegneten ihm schon einige seiner Diener, die ihm die frohe Botschaft von der Genesung seines Sohnes brachten, und das Gerücht bezeichnete natürlich Jesus als die Veranlassung dieser Heilung, was ihm denn wiederum eine große Anzahl neuer Bekenner zuführte. —

Jesus war aber hierüber mehr betrübt als erfreut, und mehr als einmal klagte er: „Wenn Ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubet Ihr nicht!“ — und doch wollte er seiner Lehre und nicht seiner Zeichen halber geehrt und geschätzt sein. An seine Darstellung der göttlichen Dinge, der Sittenreinheit, der Menschenliebe, der Selbstverleugnung und aller jener Tugenden reiner Humanität, nicht an seine Person sollte man glauben und darnach handeln. —

Der weise Rabbi setzte nun seine Reise, gefolgt von einer großen Menge Menschen, an der Küste des galiläischen Meeres fort, und er konnte bei seinem bewegten Leben an den mannigfachsten und mitunter sehr interessanten Scenen nicht fehlen. Gleich am folgenden Morgen fand sich z. B. ein sehr wohlhabender und zugleich gelehrter Mann bei ihm ein, der den Vorträgen, die Jesus täglich öffentlich hielt, mit großer Aufmerksamkeit gefolgt und, von glühender Bewunderung für den erhabenen Redner getrieben, zu dem Beschluß gekommen war, sich dem Kreise seiner vertrauten Jünger beizugesellen. Er trat deshalb vor ihn hin, sprach seine Gesinnungen und Gefühle der Be-

Bewunderung unverhohlen aus, und bat dringend, ihn in den Kreis seiner Schüler aufzunehmen.

Der weise Rabbi warf nach seiner Gewohnheit einen langen, schweigenden, aber tief durchdringenden Blick auf den Fremden, und war dann sofort mit sich im Reinen, daß nur eine schnell auflodernde Begeisterung, und die Aussicht, auch dereinst ermöglichte irdische Vortheile den Entschluß des Mannes erweckt, gereift und gezeitigt hatten. — Mit seiner gewöhnlichen Milde, erhöht durch sein wundersam melodisches Organ, beantwortete er das Begehren des Jünglings folgendermaßen: „Ein jeder Redliche ist mir als Schüler willkommen; bedenke aber, daß Du in meiner Gesellschaft kein üppiges und behagliches Leben führen kannst; die Füchse des Waldes haben ihre Gruben und ihre Höhlen; die Vögel unter dem Himmel haben ihre Nester in den schattigen Zweigen der Bäume; wer sich aber, wie ich, dem Heile der Menschheit widmet, hat nicht so viel Eigenes, daß er darauf sein Haupt hinlegen möge zum Schlummer. — Dazu auch warten Gefahren meiner und Allen, die mir anhängen, denn der Feinde ist eine Legion, die auf mein Verderben sinnen Tag und Nacht. Hast Du dies bedacht, und bist Du noch entschlossen mir zu folgen, so mußt Du zuvor allem irdischen Vortheil entsagen und nur nach himmlischen Gütern trachten; bist Du dazu entschlossen, so folge mir.

Das Antlitz des Mannes verdüsterte sich merklich; schweigend wendete er sich ab, und verlor sich in der Menge. — Jesus sah ihm eine Weile in Gedanken verloren nach; dann wendete er sich seinen Schülern zu, und benutzte die Gelegenheit, sie daran zu erinnern, wie schwer es den an Wohlleben gewöhnten Reichen werde, der geistigen Veredlung ein Opfer zu bringen, und für Recht und Wahrheit zu dulden und zu entbehren. — Ja er soll sich der Metapher bedient haben, es sei eher möglich, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. —

Da wir uns nun über die angeblichen Wunder und Mysterien, mit denen die Evangelisten in falschem Eifer dem Christenthum zu nützen, das erhabene Bild Jesu verunstalteten, bereits ein festes Urtheil bezüglich ihres mythischen Charakters gebildet haben, so dürfen wir alle die nichtssagenden Krankenheilungen, die namentlich durch die angeblichen Reliquien-Wunder bei uns in schlechtem Geruch stehen — so wie namentlich die mirakulösen Teufel-Austreibungen füglich als selbst der Erwähnung unwürdig übergehen, indem wir nicht phantastische Märchen, sondern historische Denkwürdigkeiten aus dem Leben des großen Volkslehrers darzubieten versprochen haben.

21.

Die Bergpredigt Jesu.

Nahe dem mehrgenannten Städtchen Capernaum, kaum eine geographische Meile vom Ufer des Galiläischen Meeres entfernt, erhebt sich ein waldiger Hügel, von dessen Gipfel sich eine prachtvolle Aussicht nach Peräa, jenseits des Landsees ausbreitet, während am Fuße desselben blühenreiche Fluren und lachende Weiler das trunkene Auge zum Genusse einladen.

Hier lagerte sich einst in jenen Tagen die immer mehr anwachsende Gesellschaft der Freunde Jesu um ihren verehrten Lehrer, und die Zahl derselben schwoll von Stunde zu Stunde mehr an, indem die Zeit herannahte, die jeden rechtgläubigen Juden nach der Hauptstadt Jerusalem zur würdigen Feier des Osterfestes rief. — Fest-Caravanen sah man deshalb sich auf allen Landstraßen heran bewegen, und viele benutzten die Gelegenheit, Kranke und Gebrechliche zu dem großen Arzte zu bringen, dessen Ruhm bereits weit über die Grenzen des jüdischen Reiches hinausgedrungen war, und nicht minder angezogen von dem Ruf des kühnen Reformators als hochbegabten Lehrer und Sittenprediger.

Eines Tages, gegen Abend, als die sinkende Sonne alle Gegenstände mit ihrem goldigen Purpur übergoß, und die wunderbar magische Beleuchtung namentlich den, einen erhabenen Vorsprung betretenden Redner in einer imposanten Glorie erscheinen ließ, sammelte sich viel Volks, das man zu Tausenden zählte, zu seinen Füßen und harrte des Vortrags des gefeierten Lehrers. — Man muß sich aber unter diesen Hörern nicht eine vernüchterte Menge, wie sie etwa unsere nordischen sogenannten christlichen Kirchen aufzuweisen haben, denken. — Jene noch dem Kindesalter der Menschheit angehörenden Leute, glaubten noch an ein unmittelbar vom Himmel herniederreichendes Band, daß die Gottheit mit seiner Menschenschöpfung in Connex bringe; so wie auch der Glaube von keinem Zweifel daran berührt war, daß der Teufel und seine Gesellen, die bösen und abgefallenen Geister, ihr Wesen unter den Sterblichen auf Erden zu treiben berufen seien. — Die Empfänglichkeit einer solchen Gemeinde von erwachsenen Kindern findet nichts Aehnliches fast in unsern Zeiten, und der Redner, der auf sie wirken wollte, mußte deshalb seine Gedanken nothwendig in das geheimnißvolle, mystisch-poetische Gewand der Allegorie, der Parabel und des rhetorischen Bilderschmucks überhaupt hüllen, um des Erfolges sicher zu sein, den er beabsichtigte, und die tief im Busen aufdämmernde Ahnung der Wahrhaftigkeit half dem etwa mangelnden Verständniß nach, wenn der Redner sich in seinem Gedankenfluge etwa zu hoch über die sinnlich-faßbare Wirklichkeit erhob. — Dann und wann tauchte auch wohl einmal ein bescheidener Zweifel auf; dann aber wußte Jesus, der fort und fort in den Gesichtern seiner Hörer las, durch eine eigenthümliche Wendung seiner Rede, oft auch nur durch einen

Blick oder ein bedeutsames Lächeln, den Widerspruch auf ein bescheidenes Maß herabzustimmen oder ganz zu beseitigen. — Im großen Ganzen ahnte man aber das Göttliche in dieser imposanten Menschenerscheinung, und glaubte, was man hoffte und hier mit so großer Bestimmtheit verkündigen hörte: das Herannahen des Gottesreichs, das sich Jeder mit den frohesten Erwartungen ausschmückte. — Auf jedem Schritte — in der Wolke die vorüberzog; im Samenkorn, das erkeimte; in der Aehre, die sich golden farbte, sah man die Zeichen des herannahenden Reiches Gottes; man wähnte sich am Vorabend des Tages, wo man Gott schauen, und wo die jüdische Nation die Herrschaft der Welt antreten werde. Die Thräne der Dulder verwandelte sich durch diese Hoffnung zur Wonne; und in Jesus sah man den Verkünder, den Helfer und den Vollbringer dessen, was man seit Jahrtausenden mit so großer Sehnsucht erwartete; mit einem Wort, man sah in ihm den gottgesandten Messias, auch wenn er es selber gleichwohl nicht verkündete, daß dem so sei.

Jesus erhob nunmehr seine Hände zum Himmel und warf einen langen begeisterten Blick auf das prachtvolle Naturgemälde rings umher, dann neigte er sich zu einem stillen kurzen Gebet, und nun erst erhob er seine wohltönende Stimme zu jener unvergleichlichen Rede, die unter dem Namen der Bergpredigt so allbekannt und allbewundert worden ist, und die man mit Recht als den hochpoetischen Kern der christlichen Lehre und zugleich als den Culminationspunkt der Redekunst Jesu betrachten darf. — Der leitende Grundgedanke dieser meist sehr tiefsinnigen Rede ist die Selbstbefreiung von dem Wust der jüdischen Religionssatzungen; die Erhebung zu einer reinen Gottesverehrung, zu idealen Tugenden, namentlich der Menschenliebe, der Gerechtigkeit, Mildthätigkeit, Barmherzigkeit, Heilighaltung der göttlichen Autorität und Unterordnung des Selbstgefühls unter die Heischungen der allgemeinen Wohlfahrt, in der allein man sein Glück, seine Befriedigung, seine Beseligung finden soll, wie sich die Phantasie ein solches Dasein unter dem Bilde des Himmelreichs, des Reiches der Glückligen ausmalt. Nach einer neuern Uebersetzung des griechischen Urtextes sprach der weise Rabbi etwa folgendes:

„Glückselig preise ich, die da noch Kinder am Geiste sind, denn meine Lehre findet bei ihnen Raum und eine gute Stätte, so ist denn das Himmelreich ihr."

„Es mögen sich der Zukunft getrösten, die da Leid tragen, denn so sie sich meiner Lehre zuwenden, werden sie Freude die Fülle haben."

„Wohl denen, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn durch mich sollen sie gesättigt werden."

„Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden die Thoren überwinden, und das Erdreich wird in ihren Besitz kommen."

„Glücklich zu preisen sind die Barmherzigen, denn es

kommt die Stunde, wo ihnen mit Gleichem vergolten werden soll."

„Selig sind die reines Herzens anschauen die lebendigen Werke der Schöpfung, denn das Antlitz des Herrn leuchtet aus dem Verborgenen, als eine rechte Offenbarung; und also werden sie Gott schauen."

„Selig sind die Friedfertigen, denn der Hader gebäret die Sünde; aber die Liebe ist der lebendige Odem des Herrn, darum werden sie Gottes Kinder heißen."

„Zaget nicht, da man euch hasset und verfolget, um der Gerechtigkeit willen; denn so ihr ausharret, wird euer Lohn groß sein, da ihr am Himmelreich bauet."

„Kümmert euch nicht, da euch die Menschen schmähen und verfolgen um meinetwillen, und reden allerlei Uebels wider euch; denn die Lüge kommt auf ihren Nacken und währet nicht lange! so getröstet euch denn und seid gar fröhlich, denn es wird euch herrlich vergolten werden; es ist aber keinem Propheten anders ergangen vor Zeiten, wer kann sich rühmen, die Thoren zu bessern von heute bis morgen."

„Ihr seid das Salz der Erde; so nun das Salz fad' würde, womit sollte man würzen? — Wahrlich, es wäre hinfort nichts nütze, als daß man es hinaus würfe auf die Gasse, und lasse es zertreten von den Leuten, die hin und wieder gehen."

„Und abermals nenne ich euch das Licht der Welt; so trachtet denn die Steige zu hellen, die zum Heile führen. Bedenket aber: es mag die Stadt, die auf einem Berge lieget, nicht verborgen sein. Darum so trachtet nicht euch zu verhüllen, so doch eure Botschaft aller Welt offenbar werden soll."

„Denn wisset: niemand zündet ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, daß es ersticke, sondern stellt es säuberlich auf einen Leuchter, auf daß es dienstbar sei Allen, die im Hause umgehn."

„Also lasset auch ihr euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen, und hören die Stimmen, die da weise reden, und preisen den Herrn über Alle, der euch also begnadet hat."

„Meinet aber nicht etwa, daß ich gekommen, das Gesetz und die Lehren der Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen zu lösen, sondern zu erfüllen Alles das die Weisen gelehret in ihrer Weisheit; der Thorheit aber und dem Lügengeiste soll ein Ende werden in unsern Tagen."

„Denn dieses sage ich euch: die Wahrheit, welche aus Gott stammt und lügt nicht den Gesetzen, die da lebendig einher gehen durch die Schöpfung, ist ewig wie die Welt. So werden Himmel und Erde eher vergehen, denn der kleinste Buchstab noch Tüttel von solchem Gesetz, und wird der Tag kommen, wo Alles erfüllet ist."

„Wer nun aber den Menschen lüget und verachtet das kleinste Gebot, daß der Herr geschrieben in das Buch der Lebendigen und Todten verzeichnet droben mit goldner Schrift am blauen Gewölbe, der wird der Kleinste heißen, wenn das Himmelreich sich erfüllet hat; wer aber die Zeichen ergründet und lehret die Menschen was wahrhaftig ist, der wird groß heißen im Himmelreich.

„Denn ich sage euch dieses: es sei denn, daß eure Lehre und euer Trachten besser sei, denn das der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nimmer das Reich der Glücklichen erstreben schon hier auf Erden, welches ist das Himmelreich."

„Ihr habt vernommen, daß zu den Alten gesagt ist: du sollst nicht tödten! — wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig sein."

„Ich aber sage euch: wer seinen Mitbruder ärgert, der ist des Gerichts schuldig: und wer Rache übt, daß er Lust habe an dem Unglück seines Feindes, der ist des Verbrechens schuldig. Es wahre aber ein Jeder seine Zunge, denn Mancher saget zu seinem Bruder: „Du Narr!" und erwecket damit ein lodernd Feuer in seiner Brust."

„Darum so du beschlossen, eine Gabe zu opfern auf dem Altar, und gedenkst, daß Einer lebe, der Etwas wider dich habe, so laß deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe."

„Sei willfährig zur Sühne deinem Widersacher, dieweil du noch Odem hast, damit er dich nicht dermaleinst überantworte dem Richter, und der Richter seinem Vollstrecker, darnach du der Strafe nicht entrinnst. — Ich sage dir, du wirst nicht von dannen gehen, bis du auch den letzten Heller bezahlest."

„Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: du sollst nicht ehebrechen. — Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen, denn so er's vermöchte, gebräch es der That nicht.

„So dir aber dein Auge Aergerniß bietet, daß du lüstern werdest zu sündigen, so wende es ab, also: daß du es mit Nacht bedeckest oder mit Ferne, auf daß du der Versuchung entrinnst, und fliehest vor dem Anblick, der dich verlocket; es ist dir viel besser, daß du deine Sinne ertödtest, da der Geist nicht ihrer Herr ist, als daß du der Lust fröhnest, und rennest in ein ewiges Verderben.

„Aergert dich deine rechte Hand, also daß du sie ausstrecken möchtest zu bösen Thaten, als da sind: Unzucht, Diebstahl, Mordlust, Brandlegen oder was immer an Lastern die Erde schändet und das Bild also ein Trug ist an Gottes Verheißung: — wäre es besser, daß sie verdorrte vor der

That, um der Schande willen; denn es ist erträglicher, daß eines deiner Glieder verderbe, denn daß solche Thaten zum Himmel schreien."

„Ihr wisset auch, daß geschrieben steht: Wer sich von seinem Weibe scheidet, — der ist schuldig, ihr einen Scheidebrief zu geben. — Ich aber sage euch: wer sich von seinem Weibe scheidet — es sei denn, daß sie die Ehe gebrochen, — der ist schuldig an ihr da sie nun etwa die Ehe bricht. — Und wer eine Geschiedene freiet, der bricht die Ehe."

„Und weiter habt ihr gehört, daß vom Gesetze geboten worden, den Eid heilig zu halten um Gottes willen, da man bei seinem Namen schwöret. — Ich aber sage euch, daß ihr nimmermehr schwören sollt, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl; noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel, noch bei dem Erhabensten, das die Menschen geheiligt auf Erden. — Auch sollst du nicht schwören bei deinem Haupte; denn du vermagst nicht einem einzigen Haar daran Wandel zu schaffen. — Eure Rede aber sei ja! ja! — — nein! nein! — was darüber ist, das ist vom Uebel."

„Es stehet auch geschrieben, und ist gelehrt von den Alten: „Auge um Auge! — Zahn um Zahn! — Ich aber sage euch, daß ihr der Rache widerstreben sollt, um Gottes Willen. — Und wer dich beleidigt durch Thaten, den suche zu versöhnen durch liebreiche Worte, denn wer einen Feind also besieget heute, kann sich vielleicht morgen seiner Liebe getrösten, und hat einen Schatz gehoben, daß ihm also der Schaden vergolten werde zwiefältig.

„Und wiederum: so mit dir Jemand rechten will um deinen Rock, gehe ihm aus dem Wege, und solltest du auch den Mantel dazu lassen müssen, denn der Hader trachtet nach Beute, und eines Halmes halber möchtest du den Acker verlieren. — Nöthigt dich aber Einer eine Meile mit ihm zu gehn, so laß dichs nicht verdrießen und gehe mit ihm zwei. Meine Lehre aber gilt für alle, und wer sie erfüllet, leihet auf Zinsen. So gieb auch dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will, es sei denn, daß er rüstig sei zu schaffen und fröhne dem Laster, so sorge denn, wie ihm Rath wird."

„Und wiederum stehet geschrieben, du sollst lieben deinen Nächsten und hassen die so dir Feind sind. — Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr ähnlich werdet eurem himmlischen Vater, der da lässet aufgehen seine Sonne über die Bösen und über die Guten, und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte.

„Denn so ihr liebet, die euch lieben, was ist Großes daran, daß man es rühme? — und so ihr euch nur haltet

liebreich zu euren Brüdern und Freunden, weß Lohnes ist die That werth, daß man sie erhebe? — thut desgleichen nicht auch die unvernünftige Creatur? — Wer aber meine Lehre annimmt, derselbige soll streben nach Vollkommenheit, auf daß er ähnlich werde dem Vater über alle, der alles Leben geschaffen und uns Alle umfasset mit seiner unendlichen Liebe."

„So ihr aber wohlthut dem Geringen, und öffnet eure Hände den Armen, so achtet denn, daß es nicht gesehen werde von den Leuten um des Ruhmes halber, anders ihr euren Lohn da'in habt vor Gott, der die Gedanken durchschauet und erkennet die Absicht. — Also hüte dich, da du Almosen giebst dem Dürftigen und lasse nicht vor dir her posaunen, wie es die Heuchler thun in den Schulen und auf den Gassen, damit sich Rühmens erhebe unter den Leuten; wahrlich ich sage euch, die Gutthat erstirbt also vor dem Auge des Gerechten."

„So du aber Barmherzigkeit übest, weß immer es sei, so lasse denn die linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, auf daß deine Mildthat verborgen bleibe. Dem Ewigen aber, der in die Verborgenheit schauet, ist die That unverloren in den Zeiten, die dahin gehen und kehren nicht wieder.

„Also auch, wenn du betest, so gebehrde dich nicht wie die Frömmler, die sich schmücken und liebäugeln mit ihrem Bilde, bevor sie in die Schulen gehen und in die Tempel, und wandeln zierlich geschmückt in den Gassen, auf daß sie gepriesen werden von den Leuten. Wahrlich ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin. — Wenn Du aber zu beten gedenkst, so gehe in dein Kämmerl in, da dich Niemand belauschet, und rede zu Gott, dem gewaltigen Schöpfer und Beherrscher der Welten, vertraulich als zu deinem Vater, und er, der in das Verborgene siehet, wird dirs vergelten öffentlich."

„Zu einem Gebete bedarf es nicht mancher Worte und sollt ihr darum, da ihr betet, nicht viel plappern wie die Heiden, die da meinen, es zaudere die Erhörung nicht, wenn man viel schwatzet. — So hütet euch, ihnen zu gleichen, denn euer Vater weiß, wessen ihr bedürfet, ehe denn ihr ihn bittet."

„So höret denn diese Worte, und lernet wie ‚ich bete zu meinem Gott. — „„Unser aller Vater über den Sternen! — Dein Name sei von allen Völkern geheiligt! — Ein einiges Reich der Beglückung erfülle die weite Erde; also daß dein Wille geschehe hienieden wie im Lande der Seligen. — Gesegne unser Mühen um das tägliche Brot; — vergieb uns des Irrthums Schuld, so wie auch wir gern vergeben wollen denen, die uns kränken. — Bewahre uns Herr vor der Versuchung zum Bösen; — behüte uns vor Allem Uebel;

denn die Fülle der Gaben ist dein; dein ist die Kraft und die Herrlichkeit von Anbeginn bis in alle Ewigkeit. Amen."

„Vor Allem aber sage ich euch, geht mit dem Bruder nicht ins Gericht um seiner Fehler halber; denn so ihr ihm nicht vergebet, wird euer Vater euch auch nicht vergeben. — Wer aber gedenket fromm zu wandeln vor dem Herrn, soll nicht gedenken der Augen der Menschen, die auf ihn sehen, so daß er sein Antlitz etwa verstellet, und harret, daß man ihn preise, doch wird die Lüge offenbar und die Welt kennet den Heuchler wohl."

„So du aber gehest dem Herrn zu dienen, um deiner Beseligung halber, so reinige denn zuvor deinen Leib von dem Staube der Nothdurft, und schmücke ihn anständig, auf daß du dich ehrest vor dir selber und vor den Leuten; so gehet dann der Geist in Eintracht mit dem Körper, zur Zeit, da der Mensch sich reinigen will im Gebet von den Schlacken des Zwieträchtigen und dem Staube der Gewohnheit."

„Trachtet vor Allem nicht Schätze zu sammeln über des Lebens Nothdurft hinaus, daran die Motten und der Rost nagen, und der die Diebe verlocket, daß sie darnach graben und sie stehlen; denn bei dem Schatze rastet das Herz. — Sammelt euch vielmehr Schätze des Geistes, davon weder Motten noch Rost fressen, und darnach die Diebe nicht graben, und kann Niemand von euch nehmen, da ihr lebet."

„Das Auge ist des Leibes Licht, und leuchtet von außen nach innen; so lernet nun alle Dinge im rechten Lichte zu schauen, einfältig, wie sie sind, und thut nicht hinzu von Aberwitz und Mißtrauen, auf daß ihr nicht in die Irre gehet, und trügt euch selber. Denn wenn das Auge ein Schalk ist, so ist sein Licht kein Licht, und wohnet drinnen die Finsterniß; die Finsterniß aber ist der Tod."

„Es ist ein schwer Ding zweien Herren dienen, denn des Menschen Wesen ist eins, und eine gespaltene Zunge richtet Unheil an; so ist auch die Liebe nur eine und Niemand kann Gott dienen und dem Mammon. — Darum sage ich euch: ängstet euch nicht um des Lebens Nothdurft, da ihr grübelt um der Zukunft halber, und sorget: was werden wir essen, was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? — es genüget dem Leben eine geringe Speise, und kostbare Kleider kräftigen den Leib nicht; der Fleißige aber hat des Segens Verheißung. — Sehet die Vögel an und allerlei Gethier! — sie säen nicht, sie ernten nicht, und nur wenige sammeln in ihren Höhlen; und unser aller Vater nähret sie dennoch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?"

„Wer ist unter euch, der seiner Größe eine Elle zulegen könnte durch Prunk? — ob er gleich darum sorgte? — Warum denn sinnet und sorget ihr euch künstlich zu schmücken? — Schauet die Lilien an auf dem Felde, wie sie gedeihen; — sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht; dennoch aber

sage ich euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht herrlicher gekleidet gewesen ist wie derselben eine. — So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, daß doch heute stehe und morgen in die Rause geworfen wird; sollte er vielweniger sorgen für euch? — O ihr Kleingläubigen! — Darum denn so rühret die Hände zum Fleiße und hernach sorget nicht, denn euer himmlischer Vater weiß, wessen ihr Alles bedürfet.,'

„Trachtet aber zunächst nach dem Reiche Gottes; das ihr bauet Alle an der Beglückung Aller in gegenseitiger Liebe als Kinder eines Vaters; denn das ist die Gerechtigkeit vor Gott, daß sich keiner höher achte als der andere und beute seine Gabe aus, nicht nur für sich, sondern für Alle, nach dem Bilde seiner Gerechtigkeit; darnach wird euch dieselbe zufallen aus Verdienst; der Träge aber füllet seine Eimer nur aus Gnaden, da er nicht wirket im Haushalte des Herrn. — Darum, so schaffet denn heute, auf daß ihr nicht zu sorgen habet für morgen. Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe."

„Abermals aber sage ich euch: richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet, denn wer behende ist in der Zunge, daß er den Nächsten züchtige, der fordert den Stachel gegen sich, und wahrlich es hat Jeder seine wunde Stelle. — Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht inne den Balken in deinem Auge? — Oder wie darfst du sagen zu deinem Bruder: „Halt, ich will dir den Splitter ziehn aus deinem Auge und siehe ein Balken ist in deinem Auge! — Du Heuchler, ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge, und darnach trachte, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge schaffest."

„So ihr nun heiliget meine Lehren, und sammelt die Perlen meiner Worte, sehet wohl zu, wie ihr damit haushaltet; denn die sich weise dünken, und bändigen die Geister durch Knechtschaft, und heißen sich Schriftgelehrte: dieselbigen sind meiner Worte gram, also auch, was ihnen anhängt. — So sollt ihr nun das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen nicht vor die Säue werfen, auf daß sie dieselben nicht unter die Füße treten und sich wenden und euch zerreißen."

„Es ist zwar Vieles noch nicht offenbar, das ich euch lehre, es wird aber offenbar werden, Alles, ob es euch auch zur Zeit dunkel erscheine, und wird erhellet durch das Licht das Jedwedem eingeboren, so er darnach trachtet mit redlichem Fleiße. — Also sage ich euch: — Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. — Denn wer da bittet, der empfähet, und wer da suchet, der findet, und wer da anklopfet, dem wird aufgethan."

„Welcher ist unter euch Menschen: so ihn sein Kind

bittet um Brod, der ihm einen Stein biete? — oder so es ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange biete? — So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euren Kindern gute Gaben bieten, wie vielmehr wird der Vater über Alle Gutes geben, denen die ihn bitten!"

„Dieses aber nun ist das erste und höchste Gebot, und mehr als das Gesetz und die Propheten: Alles, was ihr wollet das euch der Nächste thun soll, das thut ihm zwiefach. — Gehet ein zu eurem Heile durch die enge Pforte; — zwar gleißet ihr zur Seite ein breiter Weg, und ihrer sind Viele, die darauf wandeln; doch führet er zum Unheil, und hat nicht die Verheißung der Seligkeit. Der Weg aber, der zum Leben führt ist eng und sehr schmal, und Wenige nur sind, die ihn finden.

„Hütet euch aber vor den falschen Propheten, die da in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber sind sie reißende Wölfe. — Ein jeder Baum ist zu erkennen an seinen Früchten. Kann man aber etwa Trauben lesen von den Dornen? — oder Feigen von den Disteln! — Ein guter Baum bringet gute Früchte; ein fauler aber bringet arge Früchte. Darum, so ist nun ein Jeglicher zu erkennen an seinen Früchten. Da nun ein Baum nicht gute Früchte trägt oder letzet das Auge durch seine Blüthen oder ist linde durch seinen Schatten, bleibt nichts anders, als daß man ihn tilge, und setze einen andern an seine Stelle. Dieses aber sage ich euch um der Lehre willen, drinnen wir einher gehen gleich unsern Vätern so manche Zeiten, und haben der Früchte geringe oder keine, oder sind voll Gift und Galle; so soll es nun ein Ende werden mit ihr, zu unsern Zeiten für alle kommenden bis an der Welt Ende."

„Es werden aber nicht Alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! — und tragen meinen Namen auf ihrer Zunge — Theil haben an dem Reiche, das ich gekommen zu begründen gleich einem Himmelreich auf Erden; sondern die den Willen thun des Ewigen, welcher ist uns allen ein rechter Vater, wie ich es auch verkündete von Anbeginn."

„Es werden aber die Tage kommen, und sind nicht gar ferne, wo Viele zu mir sagen werden: Herr! Herr! haben wir nicht in deinen Namen gepredigt und deine Lehre verkündet? — Haben wir nicht unter deinem Zeichen die Ungläubigen bekämpft, und das Laster und die Sünde? — Haben wir nicht Thaten gethan zu deiner Ehre in allen Landen? — Dann werde ich ihnen bekennen meine Gedanken, und sie sollen erfahren: — Ich habe euch noch nie erkannt! — weichet Alle von mir ihr Uebelthäter!" —

„Darum, wer diese meine Rede vernimmt und trachtet darnach, daß er sie auslege, und darnach handle mit Begier, den vergleiche ich einem klugen Manne, der, da er zu bauen gedachte, sein Haus auf einen Felsen baute. — Da nun ein

Platzregen fiel, und groß Gewässer kam, die Winde wehten und an das Haus stießen, fiel es dennoch nicht, denn es war auf einem Felsen gegründet. — Wer nun aber meine Lehren höret und achtet ihrer nicht in seinem Thun, der ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand baute. — Da nun ein Platzregen fiel und kam ein Gewässer und weheten die Stürme, und stießen an das Haus, da fiel es um und that einen großen Fall." —

Diese erste und schönste Probe von Jesu außerordentlicher Begabung, das Volk zu lehren, möge genügen. Der Evangelist fügt denn auch am Schluß die Bemerkung hinzu: „Das Volk entsetzte sich über seine Rede, denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. — Auch sind der kühne Schwung seiner Rede, die treffenden Gleichnisse in den Parabeln, durch die er seine reichen Ideen über die eigentliche Würde des Menschen, seine moralische Veredlung, die Universalität der Berechtigung an Lehre und Beglückung, so wie auch an die Gegenseitigkeit der Liebeswerke, und vor Allem auch die Verwerflichkeit der mosaischen Ceremonial-Gesetze, wie er solches Allen verständlich und ergreifend darthat, mit nichts dagewesenem zu vergleichen. — Daneben zeigte sich bei allen Gelegenheiten seine unendliche Menschenliebe und Herzensgüte, namentlich gegen den schwächern Theil (Frauen und Kinder) und gegen Leidende, wie er denn vorzugsweise Kranken und Leidenden seine Hülfe zuwendete, Züge seines liebenswürdigen Charakters, denen selbst die wundersüchtigste Ueberschwänglichkeit seiner einfältigen ältesten Biographen auch in den Augen der Vernünftigen keinen Abbruch thun kann. — — Zwar behaupten die jüdischen Gelehrten unserer Zeiten, daß alle von Jesus gepredigten und in so hohem Ansehen stehenden Sittenlehren, schon in den Schriften des sogenannten alten Testaments vorhanden wären, und wissen auch eine Menge Belege anzuführen. Wo aber findet man eine so präcise Zusammenstellung dieser Lehren? — Wo die poetische Ausschmückung, durch die eben die wundergleiche Wirksamkeit auf das Gemüth der Hörenden, und zugleich die allgemeine Anerkennung und unvergängliche Dauer für alle Zeit hinaus erzielt wurde? — Wo, frage ich ferner — war denn je ein Prophet der alten jüdischen Schule, der es wagte, den lächerlichen Uebertreibungen und Anforderungen der Mosaischen Gesetzgebung, wie solche ganz gegen die Gesetzlichkeit von Vernunft und Natur, als göttlich gepriesen und befolgt wurden: — öffentlich den Krieg zu erklären, wie z. B. dem läppischen Speisegesetz, das er mit dem kurz und bündig gefaßten ewig gültigen Dictum verwarf: „Nicht was durch den Mund eingehet; wohl aber was herausgeht, ist geeignet den Menschen zu verunreinigen." Eine Zusammenstellung seiner schönsten Reden und Parabeln (außer der Bergpredigt) könnte vielleicht wünschenswerth erscheinen, den meisten Lesern sind sie jedoch bekannt, und darf sie daher füglich unterbleiben.

22.

Die politische Intrigue enthüllt sich. Die Priester-Partei sendet Kundschafter gegen ihn aus.

Reden, wie die eben citirte Bergpredigt, deren kühne Sprache auch dem Tolerantesten die Absichten dieses Volkstribunen offen darlegen mußte, und wohl geeignet war, Bedenken zu erregen: scheint denn doch auch den Regenten von Galiläa, Herodes Antipas, mehr als bisher auf die außerordentliche Persönlichkeit Jesu aufmerksam gemacht zu haben, zumal es ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß eine gewisse politische Partei immer augenscheinlicher mit ihren revolutionären Plänen hervortrat, zu deren Verwirklichung man als Central-Punkt längst schon den jungen, allezeit redefertigen und kühnen Rabbi ersehen hatte, und wie man eben in dieser Periode mit neuen Plänen zur Verwirklichung dieser Idee sich beschäftige.

Leider lag es in den Tendenzen der evangelischen Geschichtsschreiber des Lebens Jesu, mehr die mystisch-religiose Seite seines Wirkens dem Lichte zuzuwenden als die politisch-revolutionaire, die doch die eigentliche Triebfeder der ganzen tragischen Begebenheit bis zur Katastrophe hinaus, war, sonst würden wir andere und viel wichtigere Data zu besprechen haben, während wir jetzt solche politische Thatsachen von dieser Seite her fast nur aus dürftigen Andeutungen, die das wundersüchtige Volk und die Biographen als Nebensache betrachteten, ja fast nur aus Combinationen erforschen und zusammengestellen müssen, um der Wahrheit die phantastische Mosesdecke abzustreifen.

Zu diesen dürftigen, aber dessen ungeachtet erstaunlich wichtigen Andeutungen gehört unter andern auch die anscheinend ganz beiläufig vom Evangelisten Johannes hingeworfene Bemerkung: „Da nun Jesus merkte, daß sie vorhatten zu kommen und ihn fortzureißen, damit sie ihn zum König machten, entwich er wiederum auf den Berg; er ganz allein.“ — So klingt die Stelle ungefähr im Urtext. Andere Uebersetzungen erscheinen etwas abweichend; so z. B. sagt die katholische Vulgate: „Da Jesus nun wußte, daß sie kommen würden, um ihn zu nehmen, und zum Könige zu machen u. s. w. — Professor von Oß übersetzt richtiger: „daß sie kommen und ihn mit Gewalt zum Könige machen würden. — Wogegen Luther bekanntlich diese kurze aber inhaltreiche Stelle folgendermaßen übersetzt: „Da Jesus nun merkte, daß sie kommen wurden, und ihn haschen, daß sie ihn zum Könige machten, entwich er abermal auf den Berg, er selbst allein.“

Lassen wir die Richtigkeit der Uebersetzung dahingestellt, so geht doch so viel daraus hervor, daß in dieser Periode des Lebens und Wirkens Jesu ein abermaliger Versuch gemacht wurde, den längst gehegten, und schon einmal gescheiterten Plan, den doch

gefeierten Freund des Volkes an die Spitze einer politischen Umwälzung zu stellen, wieder aufzunehmen und es hätte nur der Zustimmung desselben bedurft, um aus ihm, anstatt den größesten aller sittlichen und religiösen Reformatoren, — einen Masaniello, Pugatscheff oder Thomas Münzer zu machen.

Davor bewahrte ihn nun glücklicherweise die Redlichkeit seiner Absichten; vielleicht auch sein scharfer Verstand, der das Unhaltbare jenes tollkühnen Planes erkannte, vereint mit dem guten Rathe seiner essäischen Freunde, denen recht gut bekannt war, daß ihre gehaßtesten Feinde, die heuchlerischen Pharisäer, die Hände dabei im Spiel hatten, und vielleicht, ja höchst wahrscheinlich, die geheime Machination begünstigten, um den ihnen gefährlich werdenden jungen Rabbi auf diese Weise ins Verderben zu bringen.

Matthäus, wie schon bemerkt, der erste und älteste der Evangelisten, war ohne Zweifel sehr wohl mit jenem Plane, Jesus zum König auszurufen, bekannt; geht aber niemals umfassender darauf ein, sondern er — oder vielmehr seine um mehr als hundert Jahren später lebenden Bearbeiter des Urtextes — verrathen in den willkührlichen, phantastischen Zuthaten sowohl, als in mehren kurzen historischen Thatsachen nur ganz beiläufig, daß jene, planmäßig als Lockspeise ausgehängte Königswürde seinerzeit ein öffentliches Geheimniß war, das man ebensosehr dazu benutzte, die mythischen Verherrlichungen des großen Weisen zu illustriren, als auch den Stachel des Hohnes von Seiten seiner Feinde und Verderber dadurch zu schärfen. — So legt man u. A. jenen mysteriösen Magiern schon bei der Geburt Jesu die Frage in den Mund: „Wo ist der neugeborene König der Juden? — Und im Verlaufe des Anklage-Prozesses fragt Pilatus: „Sage an: bist du der Juden König? — Ja die römischen Soldaten, seine Wächter, wußten selbst davon, denn sie höhnten ihn mit den Worten: „Gegrüßet sei du, der Juden König! — und selbst über dem Kreuze, daran er den Tod erleiden sollte, hatte der satanische Witz jener jüdischen Pfaffen, die hier mit Wonne das Opfer ihrer Rache hinten sahen — die spöttische Inschrift ausgehängt: „der Juden König! — obwohl sie sehr gut wußten, mit welchem Abscheu er ihren Plan — ihn zum König der Juden auszurufen, verworfen hatte. — Freilich scheint es sogar einmal nahe daran gewesen zu sein, daß ihnen ihr Plan gelungen wäre, denn alle seine Biographen erzählen einstimmig, daß Jesus, als er Jerusalem nach längerer Abwesenheit wieder besuchte, vom Volke mit großem Enthusiasmus eingeholt wurde (wir kommen später darauf zurück) und wo das freudetrunkene Volk ihn mit dem Rufe begrüßte: Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn, ein König von Israel! —

Wenn nun gleichwohl die Evangelien sammt und sonders nur mit großer Vorsicht als geschichtliche Quellen zu benutzen sind, so bleiben dem Forschungsgeiste dennoch zahlreiche Mittel gegeben, die Spreu vom Weizen zu sondern, und namentlich

werden die alten Herren dadurch ihre eigenen Verräther, daß sie das Motiv ihrer Dichtung unter der Formel: „auf das erfüllet würde" — und dann auf das alte Testament, namentlich die Propheten, hindeutend — selber angeben. — Auch bietet die Vervierfachung der Erzählungen vielfach Mittel dar, den historischen Kern von den mythischen Anhängseln zu säubern, abgesehen von einem sogenannten Fühler, der den scharfsinnigen Forscher durch die fortgesetzte Beschäftigung mit seinem Gegenstande, bei seiner Arbeit unterstützt. — Wir dürfen demnach mit Recht annehmen, daß es mit der Königs-Intrigue seine Richtigkeit hat, und finden uns berechtigt, gerade diesen Moment — wie sehr ihn auch die Evangelisten vernachlässigt haben — als den eigentlichen Angelpunkt der ganzen tragischen Begebenheit hinzustellen. Beiläufig erwähnt, war aber Jesus über die Absicht seiner Feinde, ihn von dieser Seite zu verderben, d. h. ihn mit einer politischen Schuld zu belasten, so sehr klar, daß er, bezüglich dieser Gefahr, stets auf seiner Hut war, wovon u. A. jene bekannte scharfsinnige Antwort zeugt, als man ihm ein römisches Stück Geld zeigte, und dabei fragte: „Meister, ist es Recht, daß man dem Kaiser Zins gebe?" — Er fragt dem entgegen: „Wess ist das Bild und die Ueberschrift?" — Antwort: „des Kaisers!" — „Nun, — denn — entgegnete Jesus — so gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gotte was Gottes ist!" — Dergleichen kleine Züge, eben weil sie nicht die Tendenz apostolischer Vergötterung und Verhimmlung an sich tragen, sind als historisch zu acceptiren; und zwar um so mehr, wenn sie, wie hier, den Charakter der politischen Intrigue, mit der wir es zu thun haben, an sich tragen.

In die Periode jener Tage, wo Jesus das Volk in oben citirter Bergpredigt seine Lehren und Meinungen vortrug, fällt auch jenes vielgepriesene angebliche Wunder von der Speisung der 500 Personen mit wenigen Broden und Fischen, das wir aber um so mehr ignoriren dürfen, als man sofort den mythischen Charakter dieser Erzählung erkennt, da sie offenbar einer angeblichen Begebenheit aus dem Leben des Propheten Elisa nachgebildet ist (s. 2. B. d. Könige, Kap. 4, V. 42) und überdem als naturwidrig keine Beachtung verdient. — Viel wichtiger aber ist für die historische Darstellung des Lebens Jesu, daß nach besonders, nicht aus den Evangelien geschöpften Nachrichten eine effective, im geheimen Bunde der Verschworenen beschlossene öffentliche Proclamation des Jesus zum Könige der Juden im Werk war, zu deren Ausführung man nothwendig der Person desselben bedurfte, und diese Thatsache wird — abgesehen von Allem — schon dadurch bestätigt, einestheils, daß sie später bei der öffentlichen Anklage vor Pontius Pilatus als einen Beweis der Strafbarkeit geltend gemacht wurde; anderntheils aber die Thatsache, daß Jesus von seinen essäischen Freunden unterrichtet und gewarnt, sich eilend auf die Flucht begab, und nicht früher rastete, als bis er ein sicheres Asyl in Phönicien gefunden hatte.

— Dieser aus der ältesten Geschichte wohlbekannte Landstrich liegt an der Ostküste des mittelländischen Meeres, ist etwa 20 Meilen lang und 4 Meilen breit, und die demselben angehörigen Küstenstädte Sidon und Tyrus finden in den biblischen Geschichten vielfach Erwähnung. Religion und Sprache der Bewohner dieses Landes waren in jener Zeit die der ältesten Kanaaniter, und der fabelhafte Ruf des jüdischen Reformators, Volkslehrers und Arztes war auch bereits zu ihnen gedrungen; es läßt sich daher leicht erachten, daß das von der Mähr seiner Ankunft aufgeregte Volk sich zu Tausenden aufmachte, den wunderbaren Mann, den ruhmgekrönten Propheten zu sehen und zu hören.

Wenn man sich indeß der Mühe unterzieht, seiner Wirksamkeit in dieser wie in den bisherigen Perioden chronologisch zu folgen, so geräth man, seinen evangelischen Biographen nach, in ein solches Gewirre von märchenhaften und dennoch angeblichen Thatsachen und Wundertheten, neben den bald barocksten, bald wieder lehr- und sinnreichsten Parabeln, und übertriebensten ethischen und moralischen Heischungen und Anforderungen, daß es sehr schwer fällt — sich in diesem Chaos von Wahrheit und Dichtung zurecht zu finden, und das Bild des großen Propheten in die rechte Umrahmung zu bringen. — Man wird dieser Versicherung um so mehr Glauben schenken, wenn wir die Behauptung aufstellen, der jeder Unbefangene beipflichten wird, daß, wenn Jemand in unsern Tagen nur den zehnten Theil von dem reden und thun würde, was Jesus angeblich gesagt und gethan haben soll, man ihn over Weiteres dem Irrenhause übergeben würde. — Eben so gewiß ist es aber auch, daß der Jesus der Wirklichkeit keine so ungeheuerliche Erscheinung war, als ihn uns die zügellose Phantasie der spätern religiös-exaltirten jüdischen Proselyten hinstellte.

Versuchen wir es nun, Jesus auf dieser seiner letzten Reise zu begleiten, die wie wir sehen, mit einer Flucht vor den Nachstellungen und Zumuthungen der politischen Verschwörer begann und anfänglich ganz allein, ohne alle Begleitung fortgesetzt wurde, wie er es denn — wie aus mehren Beispielen hervorgeht, überhaupt liebte, sich von Zeit zu Zeit dem Geschwätz der Menge zu entziehen, und in stiller, abgesonderter Beschaulichkeit seinem großen Plane nachzudenken. Bei einzelnen Momenten dieser Art deutet die evangelische Geschichte — leider freilich unter wundersüchtiger Ausschmückung — selber darauf hin, — daß er sich an abgelegenen Orten mit seinen essäischen Freunden unterhielt, und seinen großen Plan besprach. — Die ungeheuerliche Phantastik der Erzähler, sieht das eine Mal in solchen Besuchern den leibhaftigen Teufel; ein ander Mal die Geister verstorbener Propheten, z. B. Moses und Elias, und der wundersüchtigen Theologie, namentlich der ältern Zeiten, kann es in dieser Beziehung bekanntlich nicht leicht zu arg werden.

Nächst dieser unleidlichen Wundersucht, die unserm Glauben die absurdesten Dinge aufzubürden versucht, ist es ein besonders

widerlicher Zug jener Erzähler, daß sie in der Schilderung ihres Helden so ganz und gar inconsequent verfuhren, und die schönsten Züge in dem Charakterbilde Jesu oft mit ihren läppischen Erfindungen wieder verwischen. — Wer z. B. erinnert sich nicht des menschenfreundlichen Zwiegespräches mit dem samaritischen Mädchen am Brunnen, wo er die Gleichheit der Menschen in der universellsten Geltung predigt. — Gleich die erste Scene aber auf der oben erwähnten Flucht bringt uns den schlagendsten Gegensatz zu jenen humanen Grundsätzen. — Ein heidnisches Weib nämlich — berichtet uns die Legende — lief weinend und schreiend dem Reisenden nach, — und flehte um Hülfe für ihre angeblich vom Teufel besessene Tochter. Jesus aber, heißt es, habe durchaus keine Notiz von ihr genommen. — Die Jünger aber fanden sich belästigt durch das Geschrei, und baten den Meister, die Ueberlästige zurückzuweisen. — Was antwortet nun aber angeblich das Muster aller Humanität, der menschenfreundliche Jesus? — Er sei nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt! und als das Weib nicht abläßt mit Bitten und vor ihm niederfällt, und inbrünstig um Hülfe fleht, soll er sogar die unzarte Anspielung gebraucht haben: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde!" — und nun — um der Ungereimtheit die Krone aufzusetzen, legt der Erzähler dem ganz ungebildeten Weibe die feine Wendung in den Mund: „Ja Herr, aber doch essen die Hündlein von dem Brosamen, der von des Herrn Tische fällt!" — und jetzt erst fühlt Jesus sich bewogen — anscheinend in Folge der schlagend trefflichen Antwort — dem Weibe ihre Bitte zu gewähren, denn dieser sogenannte Brosamen stellt sich dar als die Genesung des vom Teufel besessenen Mädchens. — Wahrlich jede Kritik ist hier überflüssig! — Dergleichen plumpe Erfindungen richten sich selbst. Der geschichtliche Kern mag eine von den hundertfach vorgekommenen Krankenheilungen sein, die Jesus als Arzt neben seinem Lehrberuf mit so außerordentlicher Menschenfreundlichkeit ausübte, und die bei dem Mangel an berufsmäßigen Aerzten in jener Zeit, wahrscheinlich die Hauptanziehungspunkte der Volksansammlung um ihn gewesen sein mag. — Matthäus läßt bei dieser Gelegenheit das Wunder vieler Tausende mit wenig Brot und Fischen, nebst Körben von Ueberbleibseln mit geringen Varianten sich wiederholen, dergleichen die unerbittliche Kritik längst in das große Fabelbuch geschrieben, und deshalb keiner weiteren Erörterung bedarf. —

Es konnte indeß nicht ausbleiben, und die unbefangene Geschichte bestätigt es, daß die Aufregung des Volkes durch das kühne reformatorische Auftreten Jesu bei der jüdischen Priester-Partei immer größere Besorgniß erregte, wie sich denn aller Orten, wo er lehrte und lehrte, sowohl Pharisäer als Sadducäer unterm Volke bemerklich machten, die ohne Zweifel zur Beobachtung ausgeschickt waren, und die dann von Zeit zu Zeit mit spitzfindigen Fragen zu ihm heran traten, um sich in der Regel

eine recht derbe oft auch nebenbei witzige und pikante Abfertigung zu holen. —

Eine derartige Begegnung ereignete sich unter andern auch auf dieser Reise. Eines Tages nämlich, als Jesus eben aus dem Schiff gestiegen war, auf dem er einen der vielen dortigen Landseen gekreuzt hatte, und abermals von dem enthusiasmirten Landvolke, als vermeintlicher Wunderthäter mit großem Jubel empfangen worden war, traten einige Priester aus der Menge hervor und zu ihm heran, meinend: wenn er wirklich der von Gott gesendete Prophet sei, als wofür er sich ausgebe, und wenn er wirklich Wunder verrichten könne, so müsse es ihm ja auch ein Leichtes sein, droben am Himmel ein unwiderlegliches Zeichen seiner göttlichen Wunderkraft, allem Volke erkennbar, zu geben, um so alle seine Feinde und Widersacher zu beschämen, und sie selbst könnten und würden sich dann nicht länger sträuben, seiner Lehre anzuhängen. —

Gegen solche Argumente ließ sich denn auch füglich nichts einwenden; aber Jesus, der wohl wußte, was es mit dem Volksglauben an seine Wunderkraft für eine Bewandtniß hatte, und der sich deshalb auch niemals direct auf dieselbe berief, nahm auch jetzt eine von seinen geistreichen und pikanten Wendungen zu Hülfe, um die zudringlichen „Versucher" — wie sie die Evangelisten zu nennen pflegen — abzufertigen. — Er wies sie nämlich auf die Morgen- und Abendröthe, als bekannte Wetterverkündiger hin, also als göttliche Wahrzeichen zukünftiger Dinge, und stellt dann mit einer vorwurfsvoll-pointirten Wendung die eben jetzt vorbereitete sociale Umwälzung damit in Parallele, die sie — obwohl sich so sehr weise dünkend, doch nicht einmal zu deuten verständen. — „Des Himmels Gestalt — sagt er — könnt ihr beurtheilen, aber die Zeichen der Zeit versteht ihr nicht zu deuten." — Schließlich mokirte er sich dann noch in einer recht drastischen Weise über die lächerliche Wundersüchtigkeit der jüdischen Priesterkaste, indem er sie an das alberne Märchen von Jonas im Wallfische erinnert, meinend: daran hätten sie ja wohl für alle Zeit genug; ob sie denn wirklich ein solches Wunder von Ninive noch einmal erwarteten. Damit wandte er den Pharisäern den Rücken und verlor sich unter die Menge.

23.

Definition des Gottesreichs. Auslegung der bilderreichen Lehrsätze Jesu; Zweck und Absicht seiner Lehre.

Der Lauf der Begebenheiten an sich sowohl als auch die Lehren, Sentenzen und Parabeln Jesu nehmen nunmehr von Tag zu Tag einen mehr und mehr sonderbaren und exaltirten Charakter an. Die sittlichen Anforderungen an seine Bekenner übersteigen alles Dagewesene und in manchen Beziehungen selbst das Menschenmögliche, namentlich bezüglich der Verläugnung alles Irdischen und der Hingebung an eine ideale Zukunft, von der er es selbst unentschieden ließ, ob man sie diesseits oder jenseits des Grabes zu suchen habe. Die Jünger selbst wurden deshalb oft an ihm irre; sie verstanden ihn meist nicht, und beim Nachfragen ließ er sie bart an und antwortete fast regelmäßig durch Gleichnisse, die nicht selten wieder Anlaß zu zweideutigem Verständniß gaben. — Großen Anstoß, und zwar selbst bei sonst wohlwollenden und unbefangenen Menschen, gab namentlich seine Lehre von der Armuth, von der Verachtung der irdischen Güter, die manche sonst tüchtige Freunde von ihm verscheuchte. — So fand sich einst, von der erhabenen Persönlichkeit Jesu angezogen, der Sohn eines weisen Mannes bei ihm ein, und wünschte Aufnahme in den Kreis seiner Jünger. Jesus aber, der niemals eine besondere Neigung zu reichen Leuten an den Tag legte, sondern so recht der Lehrer und Tröster der Armen war, und dennoch das größeste aller Wunder vollbrachte, die Gewaltigsten und Reichsten der Erde — mindestens äußerlich — zu seiner Lehre zu bekehren — ließ den Fremdling über seine Anforderungen nicht lange in Zweifel, sondern erklärte auch jetzt, wie schon einmal bei ähnlicher Gelegenheit, daß, um ein würdiger Mitarbeiter am Reiche Gottes zu sein, man sich seines irdischen Reichthums zum Besten der Armuth entäußern, den Freuden der Erde, ja selbst seinen nächsten Verwandten entsagen und sich ganz und ausschließlich dem heiligen Werke hingeben müsse, das zu vollbringen er von Gott in die Welt gesandt sei. Er bediente sich dabei auch diesmal wieder der poetisch-schönen Redewendung: „die Vögel unter dem Himmel haben ihre Nester und die Füchse ihre Gruben, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen kann.“ Das war aber nicht etwa Klage über sein Geschick! — Nein, er fand eben in der Unabhängigkeit von irdischen Gütern seinen Genuß, seine Befriedigung. Jesus war offenbar eine von jenen originellen Naturen, die nicht für den bequemen Großvaterstuhl häuslichen Comforts, angethan mit der Zipfelmütze der Gewohnheit geschaffen sind. — Schon sein unstäter Lebenswandel trägt unverkennbar das Gepräge eines sorglosen Cosmopolitismus an sich. Heute hier, morgen dort; Abenteuer zu Lande und zu Wasser; der Umgang mit allerlei Menschen, schlechten und guten;

das Beiwohnen kleiner Familien-Festins und größerer Aufzüge; — keckes Begegnen von allerlei Gefahren; oft auch wieder kluges Ausweichen derselben, gelegentlich Aufsuchen heimlicher Verstecke, Flucht und Wiederkehr, dabei pikante Gespräche, in denen er seine ungeheure Ueberlegenheit an Geist, so wie auch seine Belesenheit in den alten Religionsschriften bekundete, schlechte Sitten bestrafen und der Tugend und Frommigkeit ein Lobredner sein konnte: das waren die Elemente, auf die er vermöge seines wunderbaren Naturells angewiesen war, und in denen er sein Lebensbedürfniß, seine Befriedigung fand. —

Als der reiche Fremdling solche Anforderungen vernommen hatte, schlich er sich still davon und kehrte nicht wieder, und wir erinnern uns sehr wohl, wie schwer, ja fast unmöglich, unser großer Sittenlehrer es erachtete, daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. — Unter diesem Reiche Gottes — dessen er so oft erwähnt — verstand er aber keineswegs jenes vage jenseitige Institut unserer Theologen, wo die lieben Engelein mit rosenrothen Flügeln ihre Harfen-Concerte celebriren, und das man uns schon mit der ersten Fibel als den lieben Himmel demonstrirt; — sondern es war — wie schon mehrerwähnt, als eine Metapher für den Inbegriff jener irdischen Glückseligkeit zu betrachten, die durch Jesu reine Tugendlehre die Herrschaft auf Erden bekommen sollte und nach seiner festen Zuversicht auch früher oder später ins Leben treten werde.

Jesus lebte der festen Ueberzeugung, daß die jetzigen Zustände, zunächst der jüdischen Nation, unhaltbar seien, und daß revolutionäre Umwälzungen bevorstanden, die — wie ihm sehr wohl bekannt — geheime Gesellschaften auf materiellem Wege, er aber durch sittliche Veredlung zu erzielen strebte. —

In diesem Sinne aber setzte er sein Vertrauen vielmehr auf die kommenden, als auf die vorhandenen Geschlechter, und die Beweise hierfür treten uns in mehrfachen oft recht pikanten Wendungen seiner Reden entgegen.

So fragte ihn — gerade in der Periode seines Lebens und Wirkens, in der wir uns eben jetzt mit ihm beschäftigen — eines Tages einer seiner Jünger: „Sage uns, wer wird der Höchste sein in dem kommenden Gottesreiche, von dem du redest?" — Die Jünger hatten nämlich — wie Marcus das sehr richtig erwähnt, unterwegs und beiseits darüber gesprochen, wer von ihnen wohl die höchste Würde in dem neuen Staate bekleiden würde? — denn so viel geht aus Allem hervor, daß diese gänzlich ungebildeten und ursprünglich durchaus nicht begabten Männer von dem hohen Ideale, das Jesus vorschwebte, keine Idee hatten, sondern sich nur dereinstige materielle Vortheile in Aussicht stellten. — Jesus wußte das längst, und er ergriff daher mit Freuden die Gelegenheit, die eigennützigen Kleingeister gründlich von ihrem Wahne zu befreien, indem er ein eben zur Hand stehendes Kind nahm, und es vor sich und die Jünger hinstellte, sprechend: sehet dieses Kind an, und glaubet meinen Worten: „es sei denn,

daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, denn wer sich selbst erniedrigt, der wird der größte im Himmelreich sein." —

Jesus schwärmte demnach völlig für die Idee, eine uridеale Reinheit der Menschen, wie sie aller vernünftigen Einsicht nach im Schöpfungsplane gelegen haben muß, durch seine Lehre und sein Beispiel, namentlich durch den allmächtigen Impuls der Nächstenliebe, — oder, wie man heute sagen würde — der Humanität und Philantropie herbeizuführen. — Von Allem aber, was er dafür gethan, was er gehofft und erstrebt, ist im Grunde nur die Idee, oder wenn man will, die Theorie geblieben, und für ewige Zeiten als Ideal der Menschheits-Erziehung und der Menschenwürde gerettet worden. In der Ausführung aber, in der Praxis, haben ihn seine officiellen Vertreter, oder Stellvertreter, die Priester, schmälig im Stich gelassen; ja noch mehr: gerade sie haben noch viel mehr als die Laien sein schönes, ideales Werk, sein beseligendes Himmelreich auf Erden behindert, denn nur mit ganz wenigen verschwindenden Ausnahmen, trug und trägt noch jetzt ihr Panier die Devise: „Thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken; — während die Grundidee der Jesuslehre, die Humanität, vorzugsweise unter den sogenannten protestantischen Völkern, namentlich der mittlern Schichten, mehr und immer mehr Fortschritte macht, und die Menschheit im Allgemeinen dem schönen Ziele, das Jesus durch Nacht und Ferne herüber schimmern sah, mehr und mehr entgegenstrebt.

Man darf übrigens mit vollem Rechte behaupten, daß es sich bei allen den mancherlei oft sehr sinnreichen, oft aber auch sehr unverständlichen und sinnwidrig scheinenden Reden und Parabeln dem besten Theile nach, in unendlichen Varianten nur um das eine und höchste: die Menschen-Veredlung, die Reinigung von Lastern und unvernünftigen Gewohnheiten, um rein ungetrübte Erkenntniß Gottes und vor Allem gegenseitige Beglückung durch Liebe, ohne Ansehen der Person handelte, die er der Menschheit — nöthigenfalls mit Aufopferung seines Lebens — zu erringen bestrebt war.

Betrachten wir uns einmal eine Reihe solcher Reden und Parabeln, deren gerade aus dieser Zeit eine Unzahl aufbewahrt worden sind. — Matthäus ist namentlich stark in diesen Mittheilungen, von denen er ohne Zweifel ein gut Theil selbst nicht verstanden hat, da auch die Jünger ihrerseits noch gar keine Idee davon hatten, wo Jesus eigentlich hinaus wollte; und daß der Meister das sehr gut wußte, hat er unzählige Male ausgesprochen, und liegt schon in der Lieblingsphrase: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!" — Er wußte nämlich sehr wohl, daß es nur wenige, oder gar keine hörfähige Ohren in seinem Sinne unter den Anwesenden gab, sondern daß vielmehr als ein eigentliches, klares Verständniß der allgemeine, ahnungsvolle Eindruck von der tiefen Bedeutsamkeit seiner geheimnißvollen Reden, auf die Zu-

hörer einwirke. — Man kann aber, beiläufig bemerkt — doch auch nicht läugnen, daß seine Bilder und Vergleiche mitunter recht sonderbar und oft sogar den Spott herausfordernd gewählt waren; namentlich in seinen Strafpredigten gegen das verderbte Geschlecht, dem er selbst entsprossen, und die ihm — wie er sehr gut wußte — mehr aus Eigennutz — (wegen Krankenheilung) und aus Neugierde und Zeitvertreib, als aus aufrichtiger Anhänglichkeit und Bewunderung folgten.

So z. B. begann er einst eine solche Strafpredigt mit den Worten: „Wem soll ich dieses Geschlecht vergleichen? — Es ist den Kindern gleich, die am Markte sitzen und rufen gegen ihre Gespielen: Wir haben euch gepfiffen und ihr wollt nicht tanzen; wir haben euch geklagt, und ihr wollt nicht weinen" und nun, gleichsam als fühle er das Unpassende des Bildes, bricht er plötzlich ab, und springt unmittelbar zu etwas Anderm über; nämlich zu einer Parallele zwischen sich und Johannes dem Täufer. — „Johannes — spricht er — ist gekommen, lebte in der Wüste, aß und trank nicht: — da hieß es: — der hat den Teufel! — Ich (des Menschen Sohn) bin gekommen, lebe vernünftig, esse und trinke, da heißt es: „seht den Fresser und Weinsäufer! er geht mit Böllnern und Sündern um, und macht sie zu seinen Gesellen!" — so thut es denn Noth, daß selbst Vernunft und Weisheit sich rechtfertigen muß vor denen, die sich öffentlich als deren Vertreter hinstellen. — (Er meint damit die Priesterkaste. Luther übersetzt das kurz und bündig, aber unverständlich: „Die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern.") — Und nun — so erzählt uns der Evangelist — begann er die Städte zu schelten, denen er die größten Wohlthaten erzeigt, deren Bewohnern er seine schönsten und eindringsten Lehren gehalten, ohne daß davon irgend ein sittlicher Erfolg zu spüren gewesen wäre. — So erwähnt er z. B. Chorazin und Bethsaida, vor allem aber jenes Capernaum, das er so sehr liebte und so oft besucht hatte; sein Zorn über diese Stadt wird fast tragisch, denn er ruft ihr in seiner Aufregung die Drohung zu: — „Du bist erhaben bis an den Himmel, du wirst bis in die Hölle hinunter gestoßen werden!" und nun vergleicht er sie sogar mit jenem Sodom, daß einst, im Verein mit Gomorra — (angeblich wegen seiner lasterhaften Bewohner) durch Erdbeben zerstört wurde. — Welch' bittere Erfahrungen muß er dort gemacht haben!

Bei solchen Gelegenheiten tritt recht schlagend die ebenfalls dem Irrthum und der Leidenschaft unterworfene menschliche Natur Jesu in den Vorgrund. — Ihm selbst aber scheint das auch wohlbewußt, denn gleich wieder tritt das Zeichen der Selbstbeherrschung bei ihm auf, und milde und gut, wie gewöhnlich, versenkt er sich wieder in die Tiefe seiner erhabenen Gedanken und Plane, die weit über die Erde und die Begriffe gewöhnlicher Menschen hinausschweifend, das All der Schöpfung und den erhabenen Weltgeist umspannend, den Hörern unergründliche Räthsel auf-

giebt, an denen die Theologen aller Zeiten ihre morschen Weisheitszähne auszubeißen hatten.

Auch bei dieser Gelegenheit tritt uns etwas derartiges befremdlich entgegen. — Es sind indeß augenscheinlich die verbindenden Glieder der Begebenheitskette vielfältig verloren gegangen, und so steht manches abrupt und unmotivirt da, indem die Tradition natürlich nur die pikanten Lichtblicke festhalten konnte.

So stehen wir auch hier mit einem Gedankensprunge vor einer nicht leicht verständlichen Phrase Jesu, wenn er spricht: „Ich preise dich Vater, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen offenbart.“ Was aber damit gemeint ist — das müssen wir errathen!

Ohne Zweifel tritt auch hier wieder der Haß gegen die Priester- und Schriftgelehrten-Partei in den Vorgrund, die, ihrem Stande und ihren Verpflichtungen nach klug und weise sein und das Verständniß der göttlichen Dinge haben sollten. — Dem aber war in allen Zeiten bis auf das gestern und heute niemals so; und Jesus war einer der lebendigsten Zeugen für diese Wahrheit durch sich selber. — Er hatte weder Amt noch Stellung, er war durch seinen eingebornen Genius, und nicht durch die Gewaltigen der Erde zum Lehramt berufen; er zählte sich daher selbst zu den Unmündigen, aber zu denen, denen die Offenbarung der göttlichen Dinge geworden, und er fügt deshalb hinzu: — „Ich preise dich dafür (für solche Anordnung) denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir!“ — Und — beim Himmel! — auch dieses Naturgesetz ist noch ganz in seiner alten Kraft geblieben, denn: „die sich weise dünkten sind zu Narren worden!“ heißt es treffend an einer andern Stelle.

Bei diesem Gedankenbilde angekommen, fällt der weise Rabbi aber plötzlich wieder in eine jener tiefsinnigen Gedanken-Verzückungen, deren Ursprung man mit großer Wahrscheinlichkeit auf die griechischen Schulen zurückführen darf, die er in seinen Jünglingsjahren — wie weit vorhin berichtet — besucht hatte, denn die israelitischen Schulen hatten keine Spur von diesem Gedankenfluge, und doch hat jeder Geist, und sei es der höchste und genialste, ursprünglich einen Stützpunkt, von dem er seine Schwingen regend nach aufwärts strebt.

Lauschen wir einmal der christlichen Sybine, dessen Oedip sich bis daher noch nicht gefunden hat, wie weise sich auch unsere modernen Propheten auf Kanzel und Katheder, die sich in ihrer frommen Einfalt „Diener des Christenthums“ nennen, dünken mögen. — Ich will einige dieser Sentenzen hier zur bessern Uebersicht aus den ersten und letzten Evangelien zusammen stellen, und dann den Schlüssel dazu liefern. (Marcus und Lucas bringen nur Wiederholungen.) Das reichhaltigste Material an mystischen Reden liefert Johannes. — Beginnen wir mit Matthäus.

1) „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater; und Niemand kennt den Sohn denn nur der Vater; und

niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren." Matthäus 11, 27."

2) „Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben; aber die Lästerung wider den Geist wird den Menschen nicht vergeben."

3) „Des Menschen Sohn wird seine Engel senden; und sie werden sammeln aus seinem Reich alle Aergernisse und die da Unrecht thun, und werden sie in den Feuerofen werfen; da wird sein Heulen und Zähnklappen."

Und nun zu Johannes

4) „Wahrlich, ich sage euch: der Sohn kann nichts von sich selber thun, denn was er sieht den Vater thun; denn was derselbige thut, das thut gleich auch der Sohn. — Der Vater aber hat den Sohn lieb, und zeigt ihm Alles was er thut, und wird ihm noch größere Werke zeigen, daß ihr euch verwundern werdet." (Ich meine die Zeit ist gekommen, und die Verwunderung groß.)

5) „Denn wie der Vater die Todten auferwecket und macht sie lebendig, also auch der Sohn machet lebendig, welche er will. — Denn der Vater richtet Niemand; alles Gericht hat er dem Sohne gegeben; auf daß sie alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wer aber den Sohn nicht ehrt, der ehrt den Vater nicht, der ihn gesandt hat. (Unter „Sohn" ist allezeit die Menschheit in ihrer Gesammtheit als vernunftbegabte Wesen zu verstehen.)

„Wer mein Wort höret und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen."

„Wahrlich ich sage euch: es kommt die Stunde und ist schon jetzt, daß die Todten werden die Stimme Gottes hören, und die sie hören, die werden leben; denn wie der Vater das Leben hat in sich selber, also hat er dem Sohne gegeben das Leben zu haben in sich selber, und hat ihm Macht gegeben, auch das Gericht zu halten, darum daß er des Menschen Sohn ist."

„Verwundert euch aber deß nicht, denn es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören, und werden hervor gehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts."

„Ich kann nichts von mir selber thun. Wie ich höre, so richte ich, und mein Gericht ist recht; denn ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat." (Und so gehn die räthselhaften Reden in mancherlei Varianten noch eine Weile fort, die man selber in Kap. 5 des Johannes nachlesen möge.)

Es kommt nun aber jene, auf den ersten Anblick ungeheuerliche Stelle, die ihm sogar manche seiner Bekenner abtrünnig

machte, die aber eben in ihrer anscheinenden Ungeheuerlichkeit die richtige Auslegung erleichtert. Nämlich:

„Wer mein Fleisch ißt und trinkt mein Blut, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken; denn mein Fleisch ist die rechte Speise, und mein Blut ist der rechte Trank. — Wer mein Fleisch ißt und trinkt mein Blut, der bleibt in mir und ich in ihm. Wie mich gesandt hat der lebendige Vater, und ich lebe um des Vaters willen, also, wer mich ißt, derselbige wird auch leben um meinetwillen, denn dies ist das Brot, das vom Himmel kommen ist; nicht wie eure Väter haben Manna gegessen und sind gestorben: wer dies Brot ißt, der wird leben in Ewigkeit."

„Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt haßt, der wird es erhalten zum ewigen Leben."

„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater denn durch mich; und wer mich sieht, der sieht den Vater."

„Alles, was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich euch thun, auf daß der Vater geehrt werde in dem Sohne."

„Bleibet in mir und ich in euch. Gleich wie die Rebe kann keine Frucht bringen von sich selber, sie bleibe denn am Weinstock, also auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir. — Ich bin der Weinstock; ihr die Reben. Wer in mir bleibt, und ich in ihm, der bringt viel Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts thun."

„Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir sein, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast; denn du hast mich geliebt, ehe denn die Welt gegründet ward!"

Jeder Leser muß nun eingestehen, daß der einfache, schlichte bürgerliche Verstand mit diesen und ähnlichen Phrasen nichts aufzustellen weiß, keinerlei Sinn darin finden, keinerlei praktischen Gebrauch davon machen kann, und da auch die spitzfindigste Theologie nichts Greifbares, Vernünftiges in dergleichen Reden finden konnte, so machte sie sich's leicht, und meint: die Vernunft hat mit der Lehre Jesu eben nichts zu schaffen; man muß bei diesen Lehren die Vernunft gefangen nehmen, und blindlings glauben, was da steht. Dadurch artete aber die christliche Lehre in einen gewissen methodischen Wahnsinn aus, der die Welt für Jahrhunderte zu einer Art Tollhaus machte, und noch jetzt, bis auf die heutige Stunde zittern die Mißklänge durch das Leben der Menschen, so weit nicht die vorgeschrittene Aufklärung das Fieber besänftigt.

Es geht nun aber augenscheinlich aus den eben angezogenen mystischen Sentenzen des Jesu hervor, daß er in seiner Jugend die Lehren einer griechischen Religions-Weisheit eingesogen und

bei sich verarbeitet hatte, die — persischen und chaldäischen Ursprungs — später unter dem Namen der Gnosis bekannt geworden ist; und was Jesus vielleicht nicht selbst, persönlich, in diesem Sinne geredet, gedacht und überliefert hat, das haben die sogenannten Evangelisten, namentlich Johannes, hinzugethan. —

Die gnostische Schule rühmte sich nämlich einer höheren Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, und faßte das Wesen Gottes und die sichtbare Aeußerung (Emmanation) desselben in gewisse allegorische Formeln auf, die lebendig erkennbar in die Lehren und Sentenzen Jesu hereinspielen.

Nach der gnostischen Lehre nämlich wohnt Gott, die höchste Vernunft, in der Fülle des Lichts und ist der Urquell alles Guten. (Jesus nennt ihn consequent „den Vater.") — Alles sichtbare, die Materie, der Stoff ist zwar auch ewig wie Gott, aber der Urquell alles Bösen. — Diese gnostische Grundidee finden wir nun bekanntlich im Christenthum, vielfach verarbeitet, wieder; es ist der Dualismus (das Zweierlei) und steht sich als Gott und Teufel gegenüber. —

Ferner sagt die Gnosis: es seien aus beiden Prinzipien Wesen hervorgegangen, die unter dem Namen Aeonen als Gottähnlich bezeichnet werden, und die in der Christuslehre unter der Formel als heiliger Geist auftreten. Diese schufen dann das Menschengeschlecht, und da dieses aus einer Vereinigung beider Grundmaterien geschaffen wurde, so entstand daraus ein Wesen, das aus Gutem und Bösem zusammengesetzt, die uns bekannte Natur des Menschen darstellt. —

Diesen Grundgedanken verarbeitete Jesus nun nach seiner Weise. — Er nannte das höchste Wesen, den Weltgeist, oder die Weltseele, die Fülle aller Vernunft: den Vater, erwähnt des vermittelnden Geistes nur beiläufig, und faßt den Menschen in seiner von der Vernunft geadelten Ausnahmsstellung auf Erden als Ausfluß der Gottheit, als Kind, als Sohn des höchsten Wesens auf, der sich aus eigner Kraft von der Zuthat des Bösen reinigen und Gott ähnlich werden soll, was er bei allen Gelegenheiten ausdrücklich verlangt; z. B. „Seid barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig ist u. A. m. —

Was nun aber seine eigene Persönlichkeit anbetrifft, so spielt bei Auffassung derselben die Gnosis wiederum eine bedeutende Rolle, denn von jenen obengenannten Mittelspersonen zwischen Mensch und Gott, den Aeonen soll nach jener Lehre von Zeit zu Zeit einer in Menschengestalt auf Erden erscheinen, um die Menschen in ihrer Läuterung zu unterstützen, da sie sonst gänzlich dem Bösen verfallen würden; und ein solcher Mittler ist denn auch Jesus. —

Ich muß hier erklärend einschalten, daß das Gebiet der Thatsachen, dieses allegorische Phantasiestück einigermaßen unterstützt, indem allerdings von Zeit zu Zeit ein außergewöhnlich begabter Geist, ein Genius, unter der Menschheit ersteht, und durch sein Leben und seine Lehre dem Streben nach Ver-

edlung einen neuen Impuls giebt. — In unserer Zeit und in unserm Volke erstand eine solche außerordentliche Geniusscheinung u. A. in der Person Schillers. —

Es leuchtet nun aber aus Allem unverkennbar hervor, daß Jesus sich als einen solchen Genius betrachtete, der theils durch die natürliche Anlage, die besondere Begabung und Bevorzugung hinsichtlich des Gedankens, wie auch durch die eigene sittliche Willenskraft sich sozusagen als den Fleisch gewordenen Gott-Gedanken; mit andern Worten als das Ideal der Menschenschöpfung, gleichsam als Normalmensch, als Prototyp der menschlich-geistigen Persönlichkeit, als die verkörperte Vernunft hinstellte, deren außerordentliche Bevorzugung als irdische Erscheinung unmittelbar auf die höchste Vernunft, also auf Gott zurückzuführen sei.

Diesen Standpunkt festgehalten, verbreitet sich plötzlich ein Alles erläuterndes, Alles erklärendes Licht über den Sinn jener unerklärlich scheinenden mystischen Sentenzen, die Jesus (der Wahrheit die Ehre) mit Ueberschwänglichkeit immer wieder und wieder in den Vorgrund seiner rhetorischen Ansprachen stellte.

Eine Bestätigung für diese unsre Auslegung der sententiösen Symbolik Jesu liefert uns Johannes, der Evangelist, (ohne Zweifel ursprünglich ein Grieche und Gnostiker) gleich im Eingange seines Evangeliums, dessen wunderbarer Inhalt bisher ein unenthülltes Räthsel selbst für die scharfsinnigsten Theologen war.

Der Verfasser schreibt: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort". — Wer erinnert sich hierbei nicht an Göthes Faust, der bei Uebersetzung dieser Stelle sich lange nicht über den rechten Ausdruck einig werden kann? — Er gedenkt Anfangs zu schreiben: „Im Anfang war der Sinn." — Dann, als ihm dies nicht genügt: — „Im Anfang war die Kraft!" — und als ihm auch die Kraft das nicht genügend auszudrücken scheint, was der Evangelist sagen wollte, so verfällt er vermeintlich endlich auf den rechten Ausdruck und übersetzt: — „Im Anfang war das Wort!" — Also ganz wie Luther; und dennoch ist auch dieses nicht zutreffend. — Der Evangelist schrieb nämlich in seiner griechischen Sprache: „Im Anfang war der Logos!" — Die Griechen aber verbanden mit diesem Ausdruck, wie schon erwähnt, einen zwiefachen Sinn: einmal die Sprache, oder präciser: das Wort und dann auch die Vernunft, und zwar — ich wiederhole es — weil ohne Vernunft keine Sprache, und ohne Sprache keine Vernunft gedacht werden kann.

Man ersieht aber aus dieser Auffassung, daß eine den rechten Sinn und die zutreffende Meinung wiedergebende Uebersetzung weder Sinn, Kraft noch Wort, sondern Vernunft niederschreiben mußte, denn Johannes wollte ganz im Sinne der Gnostischen Lehre sagen: — Im Anfang — also schon vor Entstehung der sichtbaren Dinge, (speciell unserer Erde) — war die Vernunft, der ordnende Sinn, die Idee, der abstrakte Begriff,

die Combinationsgabe, mit einem Wort die höchste Intelligenz vorhanden. — Diese höchste Vernunft, dieser Logos aber war, — wie Johannes weiter spricht — nur bei Gott — (denn Menschen existirten ja damals noch gar nicht; und bei der Thierwelt giebt es keine Vernunft) — und — spricht er weiter: „Gott war die Vernunft! — Er identificirt also, ganz im Sinne der Gnostiker, Gott und die Vernunft. — Weiter heißt es wiederholend: „Dasselbige (das Wort; — der Logos) war im Anfange bei Gott; — alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist Nichts, was gemacht ist." In ihm war das Leben (d. h. die Idee der jetzt lebenden Organismen schon zum Voraus) „und das Leben war das Licht der Menschen" (d. h. jene höchste Vernunft, aus der das Lebendige hervorging, war oder wurde nach dem Auftreten der Species Mensch, dasjenige, was eben den Menschen als solchen vom Thier unterscheidet, indem es die an sich thierische Seele, aus der Bewußtlosigkeit, oder Geistesfinsterniß, durch das Licht der Vernunft zu dem Selbstbewußtsein befähigt, das ja eben der Vorzug des Menschen vor dem Thiere ist, und ihn zum Menschen macht.) — „Aber — schließt der Evangelist: — obgleich das Licht in der Finsterniß scheint; — so hat die Finsterniß es doch nicht begriffen." — Diese mysteriöse Stelle des ersten Fundamentalsatzes leitet nun auf das (Erscheinen eines Aeonen (siehe oben) hin, wie Jesus einer war. — Das ist aber so zu verstehen: — das Licht, das geistige nämlich, oder die in Gott ursprünglich vorhandene und dem Menschengeschlechte ausnahms- und bedingungsweise vom Schöpfer verliehene, aber der Ausbildung bedinglich unterworfene Vernunft, stellt sich — eben dieser Bedingung halber — bisher nur höchst verkümmert dar, so daß man wohl der räthselhaft klingenden Sentenz des Johannes beipflichten darf; nämlich: — obgleich die Vernunft, d. i. das geistige Licht, als vorhanden, als existirend nicht geläugnet werden kann, indem es als ein heller glänzender Stern die finstere Nacht der Unvernunft durchstrahlt, so hat doch der in geistiger Finsterniß, in thierischer Verdunkelung lebende Bruchtheil der Menschheit von dem hohen Werthe dieses Lichtes keinen Begriff, oder wie Johannes kurz und bündig schreibt: — „Die Finsterniß hat es nicht begriffen."

Auf diesen ersten Fundamental-Gedanken baut nun der Evangelist weiter, indem er den Logos, den aus Gott geborenen reinen Vernunft-Begriff personificirt in der leiblichen Erscheinung Jesu, (nachdem Johannes der Täufer seine Ankunft verkündet hat,) auftreten läßt, indem er von ihm spricht: — er sei das wahrhaftige Licht, das alle Menschen zu erleuchten bestimmt sei; es sei schon vor der Schöpfung vorhanden gewesen, und die Welt sei durch dasselbige gemacht. Dieses Licht, oder der Logos, die ideale Vernunft kam in die Welt; „das Wort ward Fleisch!" — spricht in seiner Art zu dichten, Johannes. — Er will indeß hiermit nicht ausschließlich auf Jesus hindeuten, sondern auf die Genien (Aeonen) überhaupt, die von Zeit zu Zeit durch

göttliche Vorveranstaltung unter den Menschen erscheinen. — So oft aber ein solcher Special-Gesandter Gottes, ein solches Licht, ein Logos auf Erden erschien, so wurde er nicht erkannt; man gehorsamte ihm nicht, er konnte seine Mission nicht erfüllen.

„Er kam in sein Eigenthum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf" — spricht der Evangelist und weiter:

„Wie Viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben; welche nicht von dem Geblüt, noch von dem Willen des Fleisches, noch von dem Willen eines Mannes, sondern von Gott geboren sind."

In diesen Worten liegt nun die klar ausgesprochene Enthüllung der christlich-philosophischen Haupt-Grund-Idee, — über die Göttlichkeit der Person Jesu; — nämlich:

Diejenigen, die sich zu dem Ur-Logos, (zu der höchsten Intelligenz) bekennen, seine Lehren, seine Gesetze, also die reinen Vernunft-Gesetze in sich aufnehmen („die an seinen Namen glauben") — haben hierzu das Leben, den Geist, die Kraft, nicht etwa durch die natürliche Zeugungskraft des Elternpaars bekommen, (denn sie **konnten nichts**, weder dazu noch davon thun) — sondern **ihnen ist** dazu die Fähigkeit als besondere Gabe, besondere Bevorzugung unmittelbar aus Gott eingeboren; „*er gab ihnen die Macht, Gottes Kinder zu werden.*" — Wir würden in unserer heutigen Weise zu sprechen, sagen: — „Es ist ein Geschenk der Natur; oder höchstens: Es ist eine Gabe Gottes." Und dieses, noch fort und fort sich geltend machende urschöpferische Naturgesetz konnte — nach des Evangelisten Meinung — in höchster Potenz nur auf Jesus angewendet werden, und dieser selbst — das liegt klar in allen seinen Reden ausgesprochen — glaubte fest an solche göttliche Würde, an diese in seiner Person aufgetretene Emanation göttlicher Urkraft, deshalb er sie fort und fort in der Formel ausspricht, daß er sich den „*eingebornen Sohn Gottes*" — aber auch des Menschen Sohn nennt; denn Gott und Mensch (oder vielmehr *Menschheit*) stehen sich in dieser Allegorie als die zeugenden Ursprungskräfte gegenüber. Und in dieser allein richtigen und überall zutreffenden Auffassung liegt nun der Schlüssel zu dem Verständniß aller jener mystischen Reden und Sentenzen, die uns als aus Jesu Munde hervorgegangen, überliefert worden sind, ja selbst zu den vernunftwidrig scheinenden unverdauten Dogmen der christlichen Kirche, sie mögen Namen haben, welchen sie wollen. — (Ueber die Sentenz, bezüglich der Sünde gegen den heiligen Geist, werde ich mich am Schlusse dieses Werks näher aussprechen.)

Greifen wir zum Erweise aus den verhin angezogenen Stellen z. B. die krasseste und unverständlichste heraus, wo es heißt: „Wer mein Fleisch ißt und trinkt mein Blut, der hat das ewige Leben ꝛc.", so erklärt uns der oben gelieferte Schlüssel den Sinn dieser Rede ganz einfach dahin: „Wer die rein göttliche Vernunft, nach meinem Vorbilde, in sich aufnimmt, in ihren Gesetzen lebt und webt, sozusagen also rein in Gott aufgeht,

der ſtellt einen Theil jener Fleiſch gewordenen Göttlichkeit auf Erden in ſich dar, aus der das nie raſtende, nie endende Lebensprincip ſich im Naturkreiſe fort und fort in ewigen Cirkeln darſtellt; oder wie Jeſus ſich concis ausdrückt: „der hat das ewige Leben.

Das ewige Leben alſo, das in der Schrift ſo unendlich viel vorkommt, iſt identiſch mit der (univerſell gedacht) ewig ſchöpferiſchen Vernunft; denn das Leben, dieſer geordnet organiſirende Bewegungsproceß in der Natur, dieſe Metamorphoſe von Stoff zu Stoff, iſt eben der ſinnliche Ausdruck, oder wie die Schrift ſich ausdrückt: die Fleiſchwerdung der höchſten göttlichen Vernunft, die in der behaglichen Erhaltung aller ihrer Produkte (d. h. der lebenden Geſchöpfe) culminirt, und dadurch mit dem höchſten Moralprincip zuſammenfallt, dem der Menſch, nach der chriſtlichen Zumuthung, unter der Formel: „liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt" — nachſtreben ſoll. —

Jeſus hat außer Anderm nun auch die Eigenthümlichkeit, daß er die in thieriſcher Verdummung, in Irrthum und Sünde aufgewachſenen Menſchen als Todte bezeichnet, als Leute, die den Begrabenen gleich zu achten; und in dieſem Sinne redet er denn auch wieder von Auferſtandenen, ſofern ſie ſich zu ſeiner Lehre, d. i. zu der reinen Vernunftlehre bekehren, und von ihrem gottloſen Weſen ablaſſen. — So ſpricht er u. A.:

„Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich geſandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, ſondern er iſt vom Tode zum Leben hindurch gedrungen."

„Es kommt die Stunde und iſt ſchon jetzt, daß die Todten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören; und die ſie hören, die werden leben. Denn wie der Vater das Leben hat in ſich ſelber, alſo hat er dem Sohne gegeben das Leben zu haben in ſich ſelber." (Und noch präciſer ſagt er:)

„Es kommt die Stunde, in welcher Alle (hört! hört!) die in den Gräbern ſind, werden ſeine Stimme hören, und werden hervorgehn, die da Gutes gethan haben, zur Auferſtehung des Lebens, die aber Uebels gethan haben zur Auferſtehung des Gerichts" d. h. mit andern Worten: Es wird eine Zeit kommen, wo die Vernunft auf Erden zur Herrſchaft gelangen wird, und wo die Menſchen dann im Lichte der Vernunft erkennen werden, wie ſie bisher gehandelt haben, die dann im dunkeln Drange dem Guten nachgeſtrebt, empfinden in dem neuen Lichte der Erkenntniß und des Selbſtbewußtſeins ein neues befriedigtes Daſein, während entgegengeſetzt die Uebelthäter nunmehr über ſich ſelber zu Gericht ſitzen, und ihr voriges Leben verdammen werden.

Somit iſt, wenn Jeſus von der Auferſtehung ſpricht, immer nur ein ſittliches, ein moraliſches Erſtehen aus der Grabesnacht, des Irrthums, der Unvernunft damit gemeint, als worauf all ſein Dichten und Trachten abgeſehen war.

So z. B. wenn er ſagt: „Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich

glaubt, den wird nimmermehr dürsten. Ich bin vom Himmel gekommen, nicht daß ich meinen Willen thue, sondern deß der mich gesandt hat.“ — Sein Wille aber ist, daß, „wer den Sohn sieht und glaubt an ihn, habe das ewige Leben; und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage.“ —

Mit diesem Ausdruck „jüngster Tag“ — ist nun leider auch seit jeher viel Unverstand im Volke, und noch vielmehr unter den Theologen getrieben worden, indem man darunter den letzten Tag vor der Welt Ende verstehen wollte, das ist aber ersichtlich gar nicht Jesu Meinung gewesen, (und konnte es nicht sein, denn in diesem Sinne würde niemals ein solcher Tag erscheinen, da die Welt ewig und unendlich ist, wie die Zahl und der Raum;) — sondern jeder Tag, an dem wir leben, ist der jüngste Tag und jede Minute die jüngste Minute; — der jüngste Tag ist also in christlichem Sinne nichts als die Gegenwart; das hat auch schon Schiller in seinem dichterischen Ahnungsdrange gewußt, wenn er sagt:

„Und der mächtigste von allen Herrschern ist der Augenblick.“

— Also: — der Tag, wo der Mensch sich zu der Religion der reinen Vernunft, mithin zur wahrhaft christlichen Religion bekennt, und in derem Lichte zu wandeln beginnt: — das ist sein jüngster Tag, wo er (bildlich gedacht) aus seiner (geistigen) Grabesnacht ersteht und zu einem neuen Leben geboren wird und eingeht. —

Alles dieses bestätigt Jesus etwas unumwundener an andern Stellen, z. B. wenn er sagt:

„Ich bin das Licht der Welt (d. h. das geistige Licht); wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens haben“ oder: „So ihr glauben werdet an meine Rede, so seid ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen; und die Wahrheit wird euch frei machen.“

Daß solche unverstandene Reden Jesu nicht ohne Widerspruch bleiben konnten, ist selbstverständlich; und gerade durch diesen gerügten Widerspruch, redete er sich immer tiefer in sein System hinein und gipfelte sich endlich sogar bis zu dem kühnen Vorwurf hinauf: — „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? — So ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht?“ —

Nun ließe sich über den Begriff: „Sünde“ ein langes und ernstes Wort sprechen, das würde uns aber zu weit abwärts von unserm Ziele führen. — So viel aber liegt am Tage, daß Jesu Theorie von der Fleisch gewordenen Vernunft durch das Merkmal der thätigen Liebe keine leere Redensart war, sondern daß er sie Tag für Tag zur Wirklichkeit machte, indem er seine Mitmenschen durch Lehre und Krankenheilung, ohne dafür ein anderes Entgelt, als nur Glauben an seine Worte und Nachfolge in thätiger Menschenliebe forderte, fort und fort Wohlthaten erzeigte und so bei dieser Forderung seiner Lehre mit dem schönsten Beispiel voranging. —

Mir gebricht zwar der Raum, die in Vorstehendem gelieferte Lösung der mysteriösen christlichen Dogmen in allen speciellen Fällen nachzuweisen, aber dem denkenden Leser wird es nicht schwer fallen, sich selber darin fortzuhelfen, insofern er sich für dergleichen geistige Evolutionen interessirt. Jesus fühlte die Schwierigkeit, ein Verständniß zu erzielen, selber sehr wohl, denn er wiederholte es sehr oft, daß er noch viel und mancherlei zu sagen habe, aber die Hörer seien noch unfähig, es zu verstehen. Und so ist es noch heute. —

Bevor ich nun aber dieses schwierige Thema verlasse (das ich übrigens in meinem Werke: „Endlicher und vollendeter Friedensschluß zwischen Vernunft und Christenthum" umfassender behandelt habe), will ich nur noch einige prägnante christliche Gnadenworte im Lichte der Vernunft erläutern, die ebenfalls so viele Jahrhunderte lang als gänzlich mißverstandene Gnadenwahrheiten im Volk colportirt wurden, und in dieser durchaus fälschlichen Auffassung das größte Unheil unter den Menschen angestiftet haben.

An der Spitze dieses religiösen anscheinend Un-, ja man möchte wohl sagen, Wahnsinns, steht die Theorie der Erlösung des Menschen durch Blut von aller Sünde und Schuld. — Dieses verfängliche Kapitel ist so viel durchgeklaubt und durchgeknetet, und den geistigen Säuglingen als Lutschbeutel in den Mund gesteckt, daß es gar nicht zu verwundern, wenn die denkfaule Menschheit dadurch, moralisch eingeschläfert, sich allmälig beruhigte, und die ungeheuer bequeme Entsündigung durch Christi Blut endlich für baare Münze genommen und sich wirklich [illegible] reingewaschen gehalten hat. —

Daß sich das Christenthum dadurch bei allen Bekennern anderer Religionen, so wie auch bei denkenden Christen ungeheuer geschadet, ist ebenso gewiß als natürlich. Die Gegner dieses abscheulichen Dogma's aber brachten es nicht weiter als bis zur einfachen Abweisung, zur Negation, ohne, wie es scheint, auch nur zu ahnen, daß demselben in der That eine tiefe, unabweisbar richtige, universell gültige, in der Natur der Dinge begründete Wahrheit zu Grunde liegt, die aber nur verstanden und richtig gewürdigt werden kann, wenn man Christus als die Fleisch gewordene Vernunft, als den Ausdruck der reinen Normalität der vom Schöpfer gewollten Menschenerscheinung oder als das Ideal derselben — mit Jesu eigenen Worten: als das (geistige) Licht betrachtet, das vom Himmel gekommen, alle Völker der Erde zu erleuchten. —

Die Sache liegt nämlich so, und will folgendermaßen aufgefaßt und verstanden sein:

Der Mensch tritt in den sichtbaren Naturkreis nicht als vollendeter Mensch, auch nicht mit der absoluten, schon ursprünglich eingeborenen Nothwendigkeit das zu werden, wozu ihn seine Entwicklungsfähigkeit berechtigt, und wie sie dem göttlichen Schöpfungs-Gedanken als Ideal vorgeschwebt haben muß, ehe

und bevor dieser Gedanke ins Leben, in die Wirklichkeit trat. Also nicht in der Art wie z. B. alle Thiergeschlechter in die Erscheinung treten, die bei ungestörten Entwicklungsbedingungen, sich dem Urplane gar nicht entziehen können und nicht entzogen haben, heute wie vor tausend Jahren. Jeder Vogel baut sein Nest heute wie immer; jedes geht seinen Trieben, seinem Bedürfniß nach, und macht in seiner Freiheit weder Fort- noch Rückschritte. — Alle sorgen mit Liebe für ihre Jungen; die Vögel singen jeder das eigene, vom Schöpfer componirte Lied ꝛc. So ähnlich und nicht anders geht es bei allen Thiergeschlechtern zu — nur nicht beim Menschen. — Der Mensch tritt ins Leben einzig mit der Anlage, mit der Möglichkeit ein Mensch zu werden; ohne Erziehung, ohne Ausbildung aber verfällt er dem Geschicke der Verthierung, und Fälle der allerneuesten Geschichte liefern hierfür den Beweis, wie z. B. das Mädchen, das anfangs dieses Jahrhunderts im Walde bei Hameln eingefangen wurde, und nicht zu zahmen war.

Was schließen wir nun hieraus? — Wir schließen daraus mit der unabweisbarsten Logik: daß der Mensch einer Erlösung aus dem ursprünglichen Ausnahmszustande, aus den Banden der thierischen Ursprünglichkeit bedarf, um den Begriff „Mensch" — in sich darzubilden, um dem schöpferischen Urideale zu entsprechen. Wodurch, durch welche Vermittlung kann nun aber diese Erlösung einzig und allein ins Leben gerufen werden? — Folgerichtig nur durch Erweckung und Ausbildung der als Anlage eingebornen Vernunft, als deren reinster, idealster Ausdruck sich Christus selber hinstellt; folglich kann und darf man — (insofern man Jesus (oder Christus) mit der reinen Vernunft identificirt) — mit vollem Rechte sagen: der Mensch wird durch Christus erlöst; die Erlösung des Menschen ist Christi Werk; — und indem die Befolgung, das wahre Glück des Menschen, nur in der idealen Darstellung der göttlich-schöpferischen Absicht, mit andern Worten, der Herausbildung der reinen Vernunft beruht, so kann man folgerecht behaupten, daß wir nur durch Christus zur Seligkeit gelangen — oder wie Jesus sich ausdrückt, das Reich Gottes ererben können, und somit wären alle jene so mystisch unheimlich klingenden christlichen Dogmen oder Glaubenslehren auf die einfachste und natürlichste aller Wahrheiten reducirt: — daß der Mensch einzig und allein nur durch möglichst ideale Erweckung und Ausbildung der reinen Vernunft zu einer der Absicht des Schöpfers entsprechenden Glückseligkeit schon hier auf Erden gelangen kann, und daß — die Universalität dieser Lehre zugegeben und über alle Menschen verbreitet, — dadurch allein nur jener Zustand herbeigeführt werden kann, den Jesus als das Gottesreich bezeichnet. —

Daß diese Grundzüge des reinen idealen Christenthums zur umfassenden Verständigung einer weitern Ausführung bedürfen, liegt auf der Hand, würde uns aber hier zu weit führen, und ich kehre daher nach dieser immerhin nothwendig erachteten An-

deutungen zu den ferneren Begebenheiten des Lebens Jesu zurück, bemerke aber zuvor noch, daß Jesus, eben im Sinne der rein-menschlich vernünftigen Gottesverehrung das unfruchtbare jüdische Ceremonial-Gesetz verwarf, seinen Jüngern und weitern Bekennern ein Gleiches zu thun einschärfte, und das richtige seiner Auffassung religiöser Pflichten durch manches schlagende Beispiel und selbst durch längere Parabeln erläuterte.

Der weise und einsichtsvolle Jesus hatte übrigens Scharfblick genug, um einzusehen, daß seine Lehren und Ermahnungen für unbedingte Rückkehr zum rein vernünftigen und dem entsprechenden sittlichen Leben, bei dem verstockten Volke der Juden durchaus vergebens sein würden, und daß deshalb ein großes National-Unheil demselben bevorstehe. — Er kannte die Herrsch- und Rachsucht der Römer zu genau, als daß er nicht überzeugt sein durfte, es würde die Ausführung einer beabsichtigten Auflehnung der Juden gegen deren Oberherrschaft auf das schrecklichste gerächt werden, und er verschwieg diese Voraussicht des kommenden Unheils nicht. Namentlich beklagte er den prachtvollen Tempel in Jerusalem, den er schon in Trümmern dahin gesunken voraussah, und das kommende Unglück seiner Nation rührte den Gefühlvollen oft bis zu Thränen; dennoch aber reichte seine ergreifende Beredsamkeit nicht aus, das Unheil abzuwenden; ja er sah sogar schon die ihm selber erwartende Katastrophe voraus, indem er sehr gut wußte, daß die herrschende Priesterkaste ihm seine reformatorischen Bestrebungen nicht ungestraft hingehen lassen würden; aber so sehr war er von seinem hohen Beruf überzeugt und durchdrungen, daß er selbst sein Leben nicht höher schätzte als das Werk, zu dem er sich berufen fühlte: eine sittliche Umwandlung des Menschengeschlechts, die ihm im Geiste, im Hinblick auf den Urplan des Schöpfers, als erreichbar vorschwebte.

„Sonderbarer Schwärmer!" hätte man ihm mit unserm großen Dichter zurufen dürfen; das Saatkorn hast du zwar gelegt, hie und da ist auch ein Körnchen aufgegangen, das meiste aber ist — mit seinem eigenen Bilde zu reden — auf einen steinigen Acker gefallen, und eine gesegnete Ernte liegt immer noch in weiter Ferne.

Um indeß die heldenmüthige Kühnheit dieses einfachen Amt- und Würdelosen jugendlichen Rabbis in seiner rechten Größe und Erhabenheit zu begreifen, ist es nothwendig, mindestens einen kurzen Blick auf den von Glanz und Pracht, aber auch zugleich von bodenlosem Unsinn strotzenden religiösen Cultus der Juden zu werfen, dem Jesus nichts Aeußerliches entgegenzustellen hatte, als seine einfache bilderreiche Sittenlehre, die gerade durch den dazu verwendeten Bilderreichthum vielfach unverstanden blieb, und nicht selten — selbst bis auf unsere Tage — als das gerade Gegentheil davon genommen wurde und wird, was der Redner damit sagen wollte.

24.

Eine Probe aus dem Ritual- und Ceremonien-Unsinn des jüdischen Tempeldienstes zu Jesu Zeiten.

Ein Greuel war unserm Rabbi Jesus vor Allem der schnöde blutige Opferdienst, der von tausend Schnörkeleien illustrirt, darauf angelegt war, dem dummen Volke der Juden zu imponiren; und dennoch haben unsere christlich-katholischen Pfaffen unter verwandten Formen ganz etwas ähnliches in den kirchlichen Cultus aufgenommen, indem auch sie meinen, der Zorn Gottes sei durch Blutvergießen zu versöhnen. —

Wählen wir als die höchste Blüte dieses jüdisch-religiösen Wahnsinnes z. B. das Gebaren am sogenannten Versöhnungsfeste (Jom hakipurim.) —

Die Hauptperson bei diesem Feste war der Hohepriester, eine Würde, die ungefähr der des christlichen Pabstes entspricht. — Schon sieben Tage vor des Festes Beginn waren in dessen Behausung drei kostbare Sessel für ihn, für den Landesfürsten und den Oberanführer der Priester, außerdem aber auch noch 70 silberne Stühle für die Priester-Senatoren aufgestellt. —

Sobald Alle Platz genommen, erhob sich der älteste von Letztern und ermahnte den Oberpriester seiner hohen Verpflichtung an diesem Feste eingedenk zu sein, und vor Allem sich streng zu prüfen und jede entdeckte Sünde durch Buße zuvor unschädlich zu machen.

Der Hohepriester betheuerte dieses Alles gethan und sich mit Gott vollständig versöhnt zu haben, und jetzt rief ein Herold den draußen versammelten Volksschaaren die Meldung zu, daß der Hohepriester im Begriff stehe, sein Zimmer im Allerheiligsten des Tempels zu beziehen; und sofort ordnete sich vorschriftsmäßig der grandiose Zug in folgender Weise:

Voran gingen Alle die der königlichen Abstammung überhaupt sich rühmten, nach ihrem Range geordnet. Ihnen folgten die Abkömmlinge des David'schen Geschlechts, und vor ihnen her ging ein Herold, von Zeit zu Zeit rufend: „Erzeiget Ehre dem Hause Davids!" Hierauf folgten die Leviten, deren man etwa 38,000 zählte, in zwei Rangordnungen, und vor ihnen her rief ein Herold: „Erzeiget Ehre dem Hause Levi!" — die Höheren im Range waren fein blau, die niedern Priester, — etwa 24,000 — fein weiß gekleidet. — Nun folgten die Sänger, dann die Musiker und abgetheilt ein Trompeter-Corps; ihnen folgten die Pförtner, die Rauchwerkbereiter, weiter noch 4 verschiedene mit dem Tempelwesen in Verbindung stehende Geschäfts-Corporationen in verschiedenen Gestalten, z. B. die Ehrenwächter, die Archivarii u. s. w. Hierauf die 70 Senatoren, gefolgt von 100 auserwählten Priestern mit silbernen Aexten den Weg frei

zu halten; endlich der Oberpriester, paarweise begleitet von den ältesten, ihm am Range zunächst stehenden Priestern. — An allen Ecken der Straßen waren Oberlehrer von hohen Schulen aufgestellt, die ihm ein Willkommen und Besuch um Fürbitte bei Gott zuriefen. Sie folgten hierauf dem Zuge und bei Ankunft an der ersten Pforte des Tempelberges verrichteten sie ein gemeinschaftliches Gebet für Wiederherstellung der Davidschen Regierung — (zu dessen ersten Repräsentanten — wie gesagt — die Revolutions-Partei Jesus ausersehen hatte), für die Priester und den heiligen Tempel. — Ein Amen aller der Tausende im Zuge und des umstehenden Volkes, so mächtig, daß die Vögel aus der Luft hätten fallen mögen, bildete den Beschluß. — Der Oberpriester machte vor dem Gesammt-Volke eine Verbeugung und anscheinend tief gerührt und weinend, ließ er sich von zwei Priester-Aeltesten nach seinem Gemach im Tempel führen, wo er in gänzlicher Einsamkeit sieben lange Tage in religiösen Betrachtungen vertieft zuzubringen hatte, um darnach wieder im Tempel öffentlich zu erscheinen, und den Hocuspocus fortzusetzen.

Wir wahlen, um von dem nun erfolgenden endlos-lächerlichen, pompösen Ceremoniell einen ungefähren Begriff zu vermitteln, — folgende Einzelheiten zur Mittheilung: „Der Hohepriester nachdem er für sich und das ganze Volk ein Sündenbekenntniß öffentlich abgelegt hatte, recitirte eingänglich mit lauter Stimme folgende Worte der Tora:

„An diesem Tage wird euch verziehen, und ihr seid von Sünden gereinigt, denn von allen Vergehungen sollt ihr vor Jehova rein werden."

Diese Stelle sprach er an diesem Tage drei Mal, wobei er den Namen Jehova! — laut und lang gedehnt hervorhob, während diesen Namen auszusprechen Jedem, Priester sowohl als Laien, das ganze Jahr über streng verboten war, und man den Namen Gottes deshalb nur in Umschreibungen z. B. der Ewige, der Herr u. s. w. verlautbarte. — Jesus aber opponirte u. A. auch solchem Gebote und kehrte sich, wie an so viele andere, auch an diese jüdischen Maximen nicht, erregte aber natürlich auch hierdurch nicht geringen Anstoß bei dem bigotten Judenvolke. — Uebrigens ersieht man aus dieser Mittheilung, woher die katholischen Priester die Theorie der Sündenvergebung genommen haben. — Sie ist rein jüdischer Natur.

Das Volk ergötzte sich ersichtlich an dem lang entbehrten Namen ihres Gottes aus Priesters Munde; denn Alle knieten nieder und man rief, daß die Mauern erbebten: — nach jeder Nennung des Namens „Jehova:" „Gebenedeit sei dein heiliger Name in Ewigkeit!" — und nunmehr schritt der ceremonielle Cultus dieses Festes weiter vor.

Das Allerheiligste im Tempel durfte selbst vom Hohenpriester nur an diesem einen Tage im Jahr betreten werden, und er that es mit dem Rauchfaß in der Hand, worauf das Volk ängstlich harrte, ob er lebend zurückkehren werde, denn es lebte der Glaube in

ihnen, daß, wenn sein Herz und Wandel nicht rein von jeder Fehl sei, der rächende Gott ihn sofort tödten würde. — Indeß selbstverständlich blieb der heilige Mann niemals aus, und nunmehr trat mit hochtragischer Lächerlichkeit jener Opfer-Cultus auf, bei dem der berüchtigte Sündenbock, der sprichwörtlich sogar bis auf uns gekommen ist, und auch jener „ganz besondere Saft" das Blut, die wichtigste Rolle spielten. — Es ging dabei in folgender Weise zu:

Frühmorgens, wenn die priesterlichen Acteure wieder alle auf der Scene im Tempel versammelt waren, breiteten die Tempeldiener einen kostbaren Teppich vor dem Hohenpriester hin, um damit die Grenze zwischen ihm und dem Volke zu bezeichnen, die keiner bei Todesstrafe überschreiten durfte. — Der heilige Mann hatte sich vorher schon durch ein reinigendes Bad zu dem hochwichtigen Werke vorbereitet, und das kostbarste seiner, von schwerem Golde strotzenden Gewänder angethan. Er wusch sich noch einmal vor aller Augen Hände und Füße, empfing ein großes blankes Messer, und ein schneeweißes Lamm, an dessen Halse er jetzt persönlich den ersten Schnitt vollzog, während es von einem Gehülfen gehalten wurde. Er selber aber fing das Blut in einer goldenen Schale auf und besprengte den Altar damit. Darnach trat er in das Innere, legte kostbares Rauchwerk auf glühende Kohlen, putzte die heilige Lampe, und übergab Kopf und Glieder des mittlerweile zerschnittenen Lammes dem Feuer zum Opfer. Es wurden aber außerdem noch 7 Lämmer und ein feister Ochse oder Stier an diesem Tage geopfert. — Bevor indeß hierzu geschritten wurde, nahm der Oberpriester abermals ein Bad, wusch sich auch Hände und Füße und legte weiße Kleider an. — Jetzt wurde ihm der Stier vorgeführt; er legte beide Hände auf das Thier, und sprach in dieser Stellung ein Sündenbekenntniß für sich und das ganze Volk. — So wie der Name Jehova ertönte, stürzten abermals Volk und Priester im Vorhof auf ihr Antlitz nieder und schrien im Chor: „Gepriesen sei der Name seiner Herrlichkeit für und für!" —

Jetzt wendete der Priester sich nach der Ostseite des Vorhofs und trat an die nördliche Seite des Altars. Hier waren zwei junge Böcke angebunden, von denen er den einen als ein Sühnopfer für den Ewigen bezeichnete. — Man nannte es das Bannböcklein, und der Oberpriester knüpfte ihm eigenhändig einen Purpurstreifen zwischen die Hörner, worauf er ihn thürwärts hinstellte; dem andern band er einen Streifen um den Hals. — Abermals trat er nun zu dem Stier heran und wiederholte die ebenvorhin erwähnte Beichte, für sich und seine Amtsgenossen unter allen gemeldeten Nebenumständen.

Unmittelbar darnach ergriff er ein neues blankes Schlachtmesser, untersuchte genau die Schärfe und that wie vorhin beim Lamm den ersten Schnitt durch die Gurgel des Stiers, worauf er das Blut in ein neues reines Becken auffing, und dasselbe einem Priester übergab, der damit in die vierte Abtheilung des

Tempel-Vorhofs trat, um das Blut durch fleißiges Rühren im Fluß zu erhalten. Der Oberpriester aber nahm ein goldenes Rauchgefaß, füllte es mit glühenden Kohlen und setzte es in denselben vierten Vorhof nieder. — Jetzt füllte er eine Schale mit dem feinsten Räucherwerk. Mit der Rechten faßte er das Kohlengefaß, mit der Linken die Schale, und so betrat er das Allerheiligste. Hier setzte er das Rauchgefäß zwischen die Stangen der heiligen Bundeslade nieder, streute das Kräuterwerk auf die Kohlen und wartete, bis das ganze Gemach zum Ersticken voll Rauch war. — Nunmehr erachtete er die Sünden hinlänglich ausgeräuchert, und reinen Herzens trat er in den Tempel zurück, worauf er folgendes Gebet sprach:

„Möge es Dir, Du Ewiger! unser und unsrer Väter Gott! gefallen, daß das bevorstehende Jahr seinen gehörigen Regen und keine Dürre habe. — Erhöre das Gebet der Wandrer nicht um trocknes Wetter, wenn die Welt des Regens bedarf. — Möge Niemand in Noth des Andern Hülfe bedürfen; keine Frau unzeitige Frucht bringen, möge die Feldfrucht gedeihen, und die Herrschaft von Jehuda nicht weichen." —

Dann nahm er das umgerührte Blut vom Stier, trat damit in das Allerheiligste zurück und besprengte den Deckel zwischen den Stangen der Lade einmal oben- und sieben Mal unterwärts, wobei er folgendermaßen zählte: „Eins, eins und eins; eins und sechs, eins und sieben, dann setzte er das Gefaß auf ein goldenes Gestell im Tempel nieder. (Wer erinnert sich hierbei nicht an den Ausspruch Faust's in der Hexen-Scene:

„Was sagt sie uns für Unsinn vor?
„Es wird mir gleich den Kopf zerbrechen
„Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
„Von Hunderttausend Narren sprechen.")

Sobald der Oberpriester zurückgekehrt war, brachte man ihm das Bannböcklein, er schnitt ihm, wie vorhin dem Lamm, in den Hals, fing das Blut in ein neues reines Becken auf, trat in das Allerheiligste und verspritzte davon in voriger Ordnung; dann nahm er eilends wieder des Stieres Blut, besprengte den Vorhang, der Lade gegenüber, von draußen, einmal oben, und sieben Mal unterwärts und zählte dabei wie oben; setzte es dann weg, nahm das Bocksblut und verfuhr damit auf gleiche Weise.

Nun mischte er beider Blut zusammen, goß immer das volle Gefäß in ein leeres und trat damit vor den Altar, und besprengte damit die vier Ecken und das Blatt siebenmal; verließ darauf die Halle und goß den Rest auf die Abendseite des äußern Altars aus.

Nunmehr kam der Sündenbock an die Reihe. Er begab sich zu ihm hin, legte beide Hände darauf und beichtete summarisch die Sünden von ganz Israel, wobei abermals Priester und Volk beim Ausrufen des Namens Jehova aufs Antlitz niederstürzten. —

Darnach rief er den bestellten Priester, der den Bock in die

Wüste bringen mußte, und zwar auf einen hohen, einen Abgrund überragenden Felsen, von dem er ihn rückwärts hinabstieß. Kaum auf die Hälfte des Sturzes angekommen, war das unglückliche Thier schon in Stücke zerschellt und der Priester rief nun mit heller Stimme: „So mögen Deines Volkes Israels Sünden getilgt werden!“ —

(Wir sagen mit Polonius: „Wenn das gleich Wahnsinn ist, so hat es doch Methode!“) —

Der Hohepriester schritt seinerseits nunmehr zu dem geschlachteten Bann-Bock und dem Stier, die verbrannt werden mußten. Er schlitzte sie eigenhändig auf, warf einen Theil der Eingeweide in ein Becken, verflocht beide Arten untereinander und legte sie auf den Brandheerd; las die vorgeschriebenen Stücke der heiligen Schrift und begab sich dann ins Badehaus, während ein erstickender stinkender Qualm, von dem Brandopfer aufsteigend, den ganzen Tempel erfüllte. — Wie sollte nun eine Religion, die solche Albernheiten als vermeintliche Gottesverehrung trieb, nicht bei jedem geistesfreien Denker in übeln Geruch kommen!? —

Nachdem der Oberpriester Hände und Füße geweiht, sich gebadet und getrocknet hatte, legte er das Goldgewand wieder an, weihte abermals Hände und Füße; richtete draußen Bock und Widder zu einem Schmause für sich und die übrigen Priester zu, legte das übrige auf den Brandaltar, und brachte das Abendopfer nach Vorschrift.

Nachdem Alles vollendet war, ging er wiederum ins Badehaus, weihte Hände und Füße, entkleidete sich, badete sich abermals, ließ sich abtrocknen, legte wieder ein weißes Gewand an, und wusch aufs Neue Hände und Füße. — Jetzt beschritt er noch einmal das Allerheiligste, nahm Schale und Rauchfaß, die er Morgens hineingetragen, hervor, weihte wiederum Hände und Füße, nahm ein Bad, legte die Goldgewänder an, ließ das Räucherwerk verdusten, putzte die Abendlichter, weihte von Neuem Hände und Füße, legte seine gewöhnlichen Kleider an, und ließ sich vom ganzen Volke, das in Festkleidern, mit brennenden Kerzen oder Fackeln in den Händen sein harrte, nach Hause geleiten. Alle Fenster waren dabei erleuchtet, mit kostbaren Stickereien behangen und mit Blumen geschmückt. —

Wir wissen, daß alle diese phantastischen Albernheiten aus dem großen Arsenal von capriciösen Ceremonial-Gesetzen des berühmten Abenteurers Mosis herrührten, und führten dieses Pröbchen eines mit Schlachtmesser und Blut illustrirten Tempeldienstes nur deshalb an, um die Berechtigung eines philosophischen Weisen, wie Jesus, darzulegen, der sich mit Abscheu von einer solchen Verehrung des höchsten Wesens abwenden mußte. —

Er war auch — wie es scheint, von seinen vielfachen Reisen aus den Provinzen, gerade zu dem Zweck eben jetzt, zur Zeit der hohen Feste nach Jerusalem gekommen, um sich mit frischem Muthe der Sitten-Verderbniß und den religiösen Albernheiten seines Volkes entgegenzustellen, denn er benutzte die in dieser

Periode gebräuchliche Gewohnheit, in den berühmteſten Synagogen Gaſtpredigten halten zu dürfen, und trat deshalb am ſogenannten Bußſabbath in einer, dem Tempel nahe gelegenen Synagoge auf, und hielt einen geiſtreichen Vortrag über eine Stelle aus dem Propheten Jeſaias, Cap. 1, Verſe 10 bis 14, alſo lautend:

„Höret das Wort Gottes, ihr Fürſten von Sodom! merk auf die Lehre unſers Herrn, du Volk Gomoras! — Was ſoll mir die Menge eurer Schlachtopfer? — ſpricht Gott. — Ich bin überſatt der Brandopfer von Widdern, des Feſtes der Maſtkälber und des Blutes von Farren, Schafen und Böcken mag ich nicht. — Bringt mir kein trüglich Speisopfer mehr, kein Räucherwerk, ſo mir ein Grauel. Eure Neumonde und Feſte haſſet meine Seele, und waren mir längſt eine Laſt, ſo bin ich müde ſie zu tragen!“ u. ſ. w.

Jeſus führte dieſes und ähnliche Themata anderer Propheten nach ſeiner Weiſe mit prachtvoller Beredſamkeit weiter aus, und das Haus ſtrotzte von Zuhörern. — Wehe ihm aber, wenn er ſich nicht auf die Worte der heiligen Propheten hätte berufen können, man würde ihn vielleicht jetzt ſchon erwürgt haben, denn er ſchmähte den jüdiſchen Cultus, der dem Volke ſo ſehr gefiel, da es allezeit etwas dabei zu ſchmauſen gab. —

Jeſus aber kehrte ſich durchaus nicht an das laute Murren Einiger, ſondern donnerte mit ſeiner gewichtigen, Alles andere übertönenden Stimme gegen die Albernheiten des Cultus, und die laſterhaften Gewohnheiten des Volkes. — Wurde es dieſem zu arg, dann ergriff er ſchnell die Worte eines jener unantaſtbaren Propheten, die er recitirte, und die man nicht verwerfen durfte, wie z. B. folgende, ebenfalls aus dem 1ſten Kap. Jeſaias, und dem 58ſten Kap.

„Waſchet und reinigt euch von euren Laſtern; ſchaffet weg eure böſen Werke aus meinen Augen, hört auf zu freveln. — Lernet Gutes üben, trachtet nach Recht; helfet den Unterdrückten; ſchaffet Recht der Waiſe und ſtreitet für die Wittwe.

Sehet! — dies iſt ein Faſten, woran ich ein Gefallen habe, ſpricht der Herr! — Löſet die Feſſeln der Bosheit; ſprenget die Banden der Unterjochung, und entlaſtet die Unterdrückten zur Freiheit! — Brich den Hungrigen dein Brot und die im Elend ſind führe ins Haus! Die da nackend ſind ſollſt du bekleiden und entzieh dich nicht deinem Bruder, denn er iſt dein Fleiſch ꝛc.“

Wie gewöhnlich hatten ſich auch Phariſäer unter die Zuhörer gemiſcht, und dieſe eben hetzten den Pöbel gegen den Verächter der heiligen Geſetze, die angeblich von Gott ſelber durch den Mund des Moſes gegeben worden, auf; ja es kam hier und an andern Orten bereits ſo weit, daß man Steine gegen ihn erhob und ſein Leben ohne Zweifel längſt in Straßenrevolten zu Grunde gegangen wäre, wenn ihn nicht ſeine zahlreichen Freunde jedesmal in die Mitte genommen und mit ihren Leibern gedeckt hätten.

Die eben erzählte Synagogen-Scene und jene großen Festlichkeiten fielen etwa in den Monat September. Er blieb auch noch die beiden folgenden Monate in Jerusalem, und setzte seine öffentlichen Strafreden in den Synagogen fleißig fort, wobei sich die eben erwähnten gehässigen Scenen mehrmals und in noch verstärktem Maße wiederholten; was ihm dann oft bei der nächsten Rede Gelegenheit darbot, solche Angriffe auf seine Person in den Vortrag zu verflechten. — Mit Rücksicht hierauf trug er u. A. einst das berühmte Gleichniß von den Hirten und den Schafen vor, das mit den Worten beginnt: „Ich bin ein guter Hirt, und ein solcher läßt sein Leben für seine Schafe; ein Mietbling aber flieht wenn der Wolf kommt" u. s. w. und welches am Ausgange dann mit der Prophezeiung endet: — es werde eine Zeit kommen, wo Alles *eine* Heerde und *ein* Hirt sein werde; — ein Ausspruch, der — beiläufig bemerkt — als die Wurzel der protestantischen Missions-Vereine zu betrachten ist, indem man in jenem Gleichnisse — das auch noch von „*andern* Schafen" spricht, die Zusage zu finden vermeinte, daß alle Menschen — auch die jetzigen Heiden, sich zum Christenthum bekehren würden. — Jesus aber hatte eine andere und viel größere und schönere Zukunft dabei im Sinn. Er wollte nämlich damit sagen, daß dereinst eine Zeit kommen werde, wo die Uranlage des Menschen, die eingeborene Vernunft, bei allen Völkern zur Ausbildung und zur Geltung kommen werde; und dieses Gotteslicht nennt er eben den Hirten, als dessen augenblicklichen Repräsentanten er allerdings sich, seine Person betrachtete.

23.

Jesus begiebt sich abermals auf Reisen. Er wüthet maßlos gegen die Priester-Partei.

Im December verließ Jesus mit seinen Schülern noch einmal die Hauptstadt, da seine Widersacher allzu drohend gegen ihn aufstanden, denn obwohl ihm sein Ausspruch, daß er sich nicht enthalte, das Leben für seine Schafe zu lassen, heiliger Ernst war, so fühlte er es doch auch lebhaft, daß die Stunde noch nicht gekommen sei, wo er sein angefangenes großes Reformationswerk verlassen dürfe, ohne es der Gefahr des Unterganges Preis zu geben, denn seine Jünger hatten ihn noch viel zu wenig begriffen, und auch die oft zum Austausch kommenden kleinlichen Leidenschaften unter ihnen bezeugten, wie weit sie noch

von dem Ideale entfernt waren, daß ſeinem Geiſte von der Menſchheit vorſchwebte. — Auch auf der eben jetzt begonnenen letzten Reiſe in die Provinzen hatte er mehrfach Gelegenheit, die kleinliche Eiferſucht der Jünger auf den zukünftigen Rang in dem Gottesreiche wahrzunehmen, das ſie ſich noch immer als einen weltlichen Staat vorſtellten, wo dann für ſie große Aemter und Gehalte abfallen würden. Jeſus belehrte ſie, und ſtrafte ihren Eigennutz auf dem Wege der Parabel, von denen ihm bekanntlich eine ganze Reihe zur Verfügung ſtand, und die meiſt dem Faſſungsvermögen der einfachen Galiläer — (die überhaupt im Rufe großer Einfalt ſtanden) angepaßt waren. — Einem einfachen Landrabbi, der ihm, gelegentlich einer Ermahnung zur brüderlichen Liebe und Mildthätigkeit die Meinung vortrug: eine ſolche Verpflichtung erſtrecke ſich doch wohl nur auf die jüdiſchen Glaubensgenoſſen? — belehrte er durch die bekannte Parabel von dem barmherzigen Samariter eindringlich eines andern, wie er denn überhaupt nur äußerſt ſelten im eigentlichen, gewöhnlich aber im uneigentlichen Sinne ſprach. — Er wäre hier, wie man bemerken wird, augenſcheinlich mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen, wenn jenes Gleichniß: „Niemand nimmt den Kindern das Brod und wirft es vor die Hunde" — nicht eine Erfindung der Erzähler wäre, als welche es leicht erkennbar.

Am wenigſten Umſtände machte er übrigens mit ſeinen erbittertſten Feinden: den Phariſäern und Schriftgelehrten, bei deren Charakteriſirung ihn jedesmal ſeine gewohnte Sanftmuth, Nachſicht und Nächſtenliebe verließ; denen er vielmehr ganz unverblümt und unumſchrieben die derbſten Wahrheiten ſagte; denn ſelbſt das bekannte Beiſpiel von dem Phariſäer und dem Zöllner, die beide im Tempel zum Gebet erſcheinen, — iſt kaum ein Gleichniß zu nennen, ſo klar und unumwunden liegt die Meinung am Tage, daß der Zöllner, der ganz im Gefühl der Reue verſunken an ſeine Bruſt ſchlägt, und ſpricht: „Gott ſei mir Sünder gnädig!" — gerechtfertigter von dannen ging als der heuchleriſche Pfaff, der ſich mit ſtolzen behäbigen Schritten in den Tempel begiebt, einen ſeiner Würde entſprechenden erhabenen Platz einnimmt, und in einem langen und lauten Gebete dem Höchſten ſeinen Dank dafür darbringt, daß er nicht, gleich manchem Andern, in Sünde und Laſter verfallen ſei, und dabei ſeine Tugenden und guten Eigenſchaften berechnet. — Dergleichen Spott und Hohn vor allem Volk geſprochen, ergötzte natürlich die große Menge, die dem Prieſterſtande nie ſehr geneigt war, ungemein; aber Jeſus vermehrte dadurch von Tag zu Tag ſeine Feinde, und die Gefahr wuchs mit jeder Stunde.

Nichts deſtoweniger verachtete er alle Warnungen und ſchärfte vielmehr den Stachel ſeiner Rede von Tage zu Tage, und was er früher etwa im vertraulichen Zwiegeſpräch mit Freunden geäußert, das brachte er jetzt hundertfach verſchärft in ſeinen öffentlichen Vorträgen an, die bald kein Maß und Ziel der Enthaltung mehr kannten.

„Hütet euch — sprach er z. B. — vor diesen Wölfen in Schafskleidern, die da in langen gleißenden Kleidern einhergehn, und ihre Heiligkeit zur Schau tragen; inwendig aber sind sie voll Raubes und Fraßes. — Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern! ihr Heuchler! die ihr der Wittwen Häuser fresset, und wendet lange Gebete vor! — ihr werdet desto mehr Verdammniß empfahen! — Ihr Heuchler, die ihr über Land und Wasser dahin ziehet, um einen Judengenossen zu gewinnen, und wenn es geschehen, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr denn ihr selbst seid! — Ihr Narren und Blinden, die ihr verzehntet die Münze, Till und Kümmel, und lasset dahinter das schwerere im Gesetz; nämlich die Barmherzigkeit und den Glauben. — Ihr verblendeten Leiter! die ihr Mücken seiget und Kameele verschlucket! — die ihr Becher und Schüsseln auswendig rein haltet, inwendig aber ist es voll Raubes und Fraßes. — Du blinder Pharisäer reinige zuvörderst das Inwendige an Becher und Schüssel, darnach auch das Auswendige rein werde. — Ihr seid aber wie die übertünchten Gräber, die da auswendig hübsch scheinen, inwendig aber sind sie voll Todtengebein und allen Unflaths; — also auch ihr: von außen scheint ihr vor den Menschen fromm; inwendig aber seid ihr voll Heuchelei und Untugend. — Ihr Schlangen und Otterngezüchte, wie wollet ihr der höllischen Verdammniß entrinnen? — Der Herr sendete euch die Propheten und Weise; ihr aber habt sie gekreuzigt und gesteinigt, auch etliche gegeißelt in euren Schulen, und verfolget sie von der einen Stadt zu der andern. — Ueber euch kommt alle das Blut, das unschuldig vergossen wird auf Erden, von dem Blut des gerechten Abel bis auf das des Zacharias, welchen ihr gemordet habt zwischen dem Tempel und dem Altar. — Wahrlich, ich sage euch, daß solches alles wird gerächt werden an eurem Geschlecht! — Wehe dir Jerusalem, Jerusalem! — die du tödtest die Propheten, und steinigst die zu dir gesandt sind. — Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel. Aber ihr habt nicht gewollt! — So soll denn euer Haus wüste gelassen werden, und ihr werdet mich fortan nicht sehen, bis das ihr sprecht: Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn!" —

Man ersieht aus dem Inhalt dieses Citats — desgleichen noch in vielfachen Varianten von den Evangelisten angeführt, vorliegen, einmal: daß Jesus, gleich jedem andern Sterblichen, menschlichen Leidenschaften unterworfen war, und ihm daher eine absolut göttliche Identität nicht inne wohnte, wie denn auch — wäre dies nicht der Fall — von einem Verdienst um die Menschheit seinerseits keine Rede sein könnte. — Zum andern aber ergiebt sich daraus die unwiderlegliche Thatsache, daß man seine Worte auch dann nicht immer buchstäblich zu nehmen hat, wenn er ohne Allegorie anscheinend von einfachen Thatsachen spricht; — denn unmöglich darf man doch wohl behaupten, daß sein bekannter Ausspruch: „ich bin sanftmüthig und von Herzen

demüthig" — mit jenem Zornausbruch in Uebereinstimmung stehe; — wenn wir auch gern zugeben, daß andere, noch krassere Belege solcher Aufregung, wie z. B. die angebliche Verfluchung des Feigenbaums, eine legendenartige Ausschmückung der wundersüchtigen Illustrationen genannt werden muß.

Der aufbrausende Zorn bei dem Wahrnehmen so großer, unter dem Deckmantel der Heiligkeit verübten Schändlichkeiten, wie die jüdische Priesterschaft sich deren zu schulden kommen ließ, ist aber ein zu allgemeines Kennzeichen edler Naturen, als daß wir uns versucht fühlen sollten, jene Ausbrüche einer moralischen Entrüstung dem christlichen Fabelbuche zuzuweisen; und was Jesus jenen seinen Widersachern geistlichen Standes vorwirft, daß gerade sie, die Priesterschaft, es seit den ältesten Zeiten gewesen, die die Weisesten und Besten des Volks verfolgt und getödtet hätten, so zeigt uns auch die Geschichte aller Völker nach Christus, daß sich jene Klasse um kein Haar gebessert, ja daß eben die christlichen Pfaffen es denen aller andern Religionsbekenntnisse in diesem Stücke zuvor gethan.

Daß ein so unausgesetztes Schmähen der herrschenden Religions-Gemeinschaft auf die Dauer kein gutes Ende nehmen konnte, und der Geduldsfaden endlich reißen würde, lag auf der Hand, und täglich bruteten die Feinde Jesu in geheimen Zusammenkünften über Pläne, wie man den Widersacher füglich verderben könne, ohne sich selbst bei der großen Beliebtheit des weisen Rabbi den Gefahren eines allgemeinen Aufstandes auszusetzen. — Alle Schlingen, die man ihm legte, versagten. Fragte man ihn nach seinem Glaubensbekenntniß, so verwies er einfach auf das 5. Buch Mose, Kap. 6, Vers 4 und 5: — Wo der Glaube an einen einigen Gott und die Liebe zum Nächsten als die Grundbasis aller Religionspflichten angegeben wird, und auch bei jeder sonst verfänglichen Frage wußte er der Schlinge durch kluge Antworten zu entgehen, so daß er seinen einst öffentlich gelehrten Grundsatze: „seid klug wie die Schlangen, und ohne falsch wie die Tauben" ersichtlich wohl beherzigte.

Die Feinde Jesu waren somit wirklich rathlos, wie sie ihren Plan, ihn zu verderben, ins Werk richten sollten, und da nebenbei ihre anderweitigen Verschwörungspläne, bei denen sie sich einst seiner als Werkzeug zu bedienen gedachten, nicht so ganz verschwiegen geblieben waren, daß die römischen Behörden nicht Wind davon bekommen hätten, so faßten sie endlich den teuflischen Entschluß, ihren Gegner als den Hauptanstifter einer politischen Verschwörung in Rom zu denunciren.

26.

Die politische Intrigue nimmt eine greifbare Gestalt an. Einleitung in den Criminalproceß Jesu.

In einer letzten geheimen Berathung der Feinde Jesu wurde in diesem Sinne beschlossen, ein anonymes Schreiben an den Kaiser Tiberius in Rom abzusenden, worin die Beschuldigung, daß der Rabbi Jesus unter dem Deckmantel religiöser Reformen eine Empörung der Juden gegen die römische Oberherrschaft, und mit deren Hülfe eine Staatsumwälzung beabsichtige, ausgesprochen war.

Die Geschichte weiß uns über den schändlichen Charakter und die grausamen Regierungshandlungen dieses tyrannischen Gewalthabers die fürchterlichsten Dinge zu erzählen, denn die angesehensten und einflußreichsten Römer waren sich bei dem geringsten Verdachte gegen ihre Loyalität ihres Lebens nicht sicher, und während er auf der Insel Capreä in viehischer Wollust schwelgte, wüthete sein Günstling Aelius Sejanus, Commandant der Garde, unter den Bürgern Roms, deren er ganz nach seinem Gelüste eine große Menge hinschlachten ließ.

Was konnte unter einer solchen Regierung das Leben eines armen obscuren Juden für Werth haben? — Da man indeß an dergleichen geheime Anklagen in Rom gewöhnt war, und sich um die Anstifter derselben in der Regel nicht viel kümmerte, so sind die eigentlichen Rädelsführer dieser gegen Jesus gerichteten Intrigue niemals speciell ans Licht gezogen worden. — Man hegte seiner Zeit darüber dreierlei Vermuthungen, wovon die erstere den größern Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Nach einigen Angaben nämlich waren es die religiösen Gegner Jesu, also die Priesterkaste, die sich eines ihnen gefährlich werdenden Neuerers um jeden Preis entledigen wollten. — Nach einer zweiten Version waren jene politischen Verschwörer die Anstifter, die einst den Plan hatten, Jesus zum König der Juden auszurufen, und die längst fürchteten, daß er den geheimen Plan verfolge, sich unabhängig von ihnen zum Oberhaupte der Juden aufzuwerfen. — Wieder Andere aber behaupten, die Denunciation sei von Herodes Antipa, Tetrarch von Galiläa ausgegangen, der sich allezeit bemühte, den römischen Gewalthabern gefällig zu sein, um, wie er hoffte, auch die Regierung über Judäa eingeräumt zu erhalten, und dem in dieser Beziehung ein so gewaltiger Volksmann, wie Jesus, dereinst gefährlich werden konnte.

Um die eigentliche Ursache des an Jesus verübten Justiz-Mordes möglichst richtig zu beurtheilen, müssen wir uns indeß nothwendig einen Augenblick mit den der Katastrophe vorausgegangenen Begebenheiten sowohl als auch mit den hervorragendsten Persönlichkeiten des welthistorischen Dramas bekannt machen.

Die bisher erzählten Reisen, Lehren und Thaten Jesu umfassen etwa den Zeitraum einiger, sagen wir zweier Jahre. Er war in dieser langen Zeit, was die Ausbreitung seiner Lehre und den Erfolg überhaupt anbetrifft, wenig weiter gekommen; nur die Erbitterung seiner Feinde hatte entschieden den höchsten Grad erreicht. — Seine Freunde aber drängten ihn zu einer entscheidenden That, d. h. zu einem recht eclatanten Wunder, um namentlich dem Volke seine göttliche Sendung auf eine unwiderlegliche Art darzuthun, und somit die Sache endlich zur Entscheidung zu bringen. Was man auch bisher von seinen angeblichen Wunderthaten erzählte, so sollten dieselben meist in entlegenen Provinzen unter dummen Landleuten geschehen sein, und die stolzen Jerusalemiten gaben nicht viel darauf. — Jerusalem, oder mindestens die nächste Umgebung der Hauptstadt, mußte daher der Schauplatz einer solchen That sein, um damit einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen und seine Freunde scheinen ihm dazu behülflich gewesen zu sein, oder auch der Zufall legte sich — wie so oft im Leben — ins Mittel, um eine ausgiebige Wendung herbei zu führen. —

Jesus hatte sich nach einer längern, und zwar der letzten weitern Reise, in Jerusalem wieder eingefunden, und seine öffentlichen Predigten wieder aufgenommen, wobei es ihm nicht entgehen konnte, daß sich eine bedenkliche, ja sogar Gefahr drohende Stimmung im großen Volkshaufen bemerklich machte. — Es schien, man habe nun der Worte genug gehört, und verlangte Thaten, d. h. solche Thaten, wie man sie von dem lange verheißenen Messias zu erfahren, sich für berechtigt hielt; vorzugsweise Befreiung von dem Joche der Römer.

In diesem Sinne drängten, als er eines Tages — es war im Winter und eben Kirchweihfest, — wieder im Tempel predigte, die Juden sich zu ihm heran und Viele schrieen: „Was sollen uns alle diese unverständlichen Reden und glatten Worte? — bist du der Messias, so sage es geradezu heraus, und beweise es; wo nicht, so bist du entweder vom Teufel besessen oder ein Betrüger! — Erkläre dich also, damit dem Zweifel ein Ende werde!" —

Jesus berief sich in gewohnter Weise auf seine Werke und seine Lehren, die es erwiesen, daß er von Gott gesendet sei; denn er und der Vater seien eins. —

Darüber schrie man nun überlaut: er sei ein Gotteslästerer, und als er den Tempel verließ, warf man mit Steinen nach ihm und wollte ihn tödten. Er vertheidigte aber im Fortgehen unaufhörlich seine Grundsätze, und beschuldigte seine Widersacher der Undankbarkeit, da er doch dem Volke so manche Wohlthaten erzeigt habe. — Ohne Zweifel aber fanden sich Aufhetzer unter der Menge von Seiten der Priester-Partei, und seine Freunde hatten abermals Mühe, ihn einer vorzeitigen Tödtung zu entziehen und in Sicherheit zu bringen.

Bei solchen Gelegenheiten zog sich Jesus gewöhnlich nach

Bethanien, einer paradiesischen Gegend in der Nähe Jerusalems zurück, wo ihm liebe Freunde, und auch jene schon erwähnten Freundinnen wohnten, die wir bei anderer Gelegenheit als Maria und Martha haben kennen lernen.

Die große und einflußreiche Begebenheit, die hier nun, und zwar unmittelbar nach jener Tempelscene ins Leben trat, ist uns nur nach den äußern Umrissen, nicht aber in den geheimen Fäden ihres Zusammenhanges bekannt geworden; aller Wahrscheinlichkeit nach aber hing sie mit jenen frechen Forderungen der Juden in Jerusalem, seine Messianität zu erweisen, zusammen, denn nach den damaligen Begriffen konnte nur ein ganz außerordentliches Wunder geeignet sein, einen solchen unumstößlichen Beweis zu liefern, und zwar mußte und sollte es diesmal unter den Augen der ungläubigen Jerusalemiten ins Leben treten. —

Es handelte sich hier aber um nichts Geringeres, als um eine Todtenerweckung, desgleichen die Sage ja schon einige aus frühern Tagen zu berichten wußte. — Wir haben uns über den Werth oder Unwerth solcher Wunderthaten bereits hinlänglich verständigt. Es war in den Kreisen des Judenthums seit jeher gebräuchlich, die Naturgesetze zu Gunsten gewisser Religionsmeinungen auf den Kopf zu stellen, sie aufzuheben oder umzumodeln, wie es eben den Zwecken ersprießlich, und es gab ja bekanntlich in Egypten ganze Classen von Menschen, die Magier, die das Wunderthun zu ihrem Lebensberuf machten, und diese Manie ist bekanntlich in der katholischen Kirche noch immer nicht ganz erloschen. — Was davon zu halten, darüber ist die gebildete und namentlich die wissenschaftliche Welt längst einig. — Es giebt wundersame Thatsachen, wo sich die letzten Gründe der dieselben vermittelnden Naturgesetze unsern Sinnen entziehen, wie z. B. der Magnetismus und die Electricität; — Wunder im eigentlichen Sinne des Worts aber kann es nicht geben und giebt es nicht. — So kommt denn auch allerdings vielfältig ein Erstehen vom Scheintode vor; aber eine Wiederbelebung wirklich Gestorbener und der Verwesung bereits anheim Gefallener als möglich zu behaupten, ist eine Absurdität, die heutiges Tages selbst die aufgeklärtere christliche Theologie zu behaupten sich schämt. Wir sind demnach mit dieser größten und letzten angeblichen Wunderthat Jesu, die Erweckung des bereits begrabenen Lazarus, völlig im Reinen, und nehmen an, daß es eine gutgemeinte Fiction der Freunde und Freundinnen Jesu in Bethanien war, um der Sache ihres verehrten Lehrers einen für alle Zeiten ausgiebigen Aufschwung in der öffentlichen Meinung zu verleihen. —

Wie diese angebliche Todtenerweckung — (die bei Maria und Martha eine vorzügliche Rolle gespielt zu haben scheinen), — in Scene gesetzt worden ist — darüber hat u. A. auch Renan allerlei Vermuthungen aufgestellt. Er meint: Lazarus scheine wirklich krank gewesen zu sein, und — von dem Plane seiner Schwestern unterrichtet, ließ sich derselbe, bleich von seiner Krankheit, in Leichentücher hüllen, und sich in das Grabgewölbe

der Familie einschließen. Diese Gräber waren große, in Felsen gehauene Kammern, in welche man durch viereckige Oeffnungen eindrang, die mit einer großen Steinplatte verschlossen wurden. — Martha und Maria kamen Jesus, der von einem Ausflug nach Peräa zurückkehrte, entgegen und ohne ihn erst nach Bethanien eingehen zu lassen, führten sie ihn nach der Grotte, wo Lazarus schlummerte. — Die Bewegung, welche Jesus empfand, als er an das Grab seines Freundes trat, den er todt glaubte, konnte von den Anwesenden für jenes Erzittern, jenen Schauer gehalten werden, welche stets die angeblichen Wunder begleiteten, da die Volksansicht dafür hielt, daß die göttliche Kraft im Menschen, wie ein epileptisches, convulsives Princip wirke. — Jesus wünschte den, den er so sehr geliebt, noch einmal zu sehen, und nachdem der Stein abgehoben war, bewegte sich Lazarus und trat im Leichenhemde und das Gesicht vom Schweißtuch umhüllt, aus dem Grabe heraus u. s. w. — Wir halten dergleichen natürliche Erklärungen für ein durchaus fruchtloses Bemühen, und begnügen uns unsrerseits zwei Möglichkeiten zu constatiren; nämlich: entweder hat Johannes, — der die Geschichte allein ausführlich erzählt, solche von Grund aus erfunden, — was auch Strauß Meinung ist — oder Lazarus ist nur scheintod gewesen, und die Behauptung seiner Schwester Maria, daß er schon röche, ist eine willkürliche Illustration des angeblichen Wunders, womit man dem vorliegenden Zwecke die allgemeinste Aufmerksamkeit zuwenden und ihm Vorschub zu leisten suchte.

Die letztere Absicht scheint denn auch im übervollsten Maaße erreicht worden zu sein; aber eben dieses Uebermaß schlug zum größten Verderben des weisen Rabbi um, denn die gegen den kühnen Neuerer längst aufgebrachte Priesterkaste, sah sich mit dem gesteigerten Ansehen je mehr und mehr bedroht, und etwas Entscheidendes — das wurde nunmehr fest beschlossen, — sollte und mußte zur eigenen Sicherheit geschehen. Jesus sollte unschädlich gemacht werden, das stand fest.

Um die geheimen Fäden des nun beginnenden weltbistorischen Processes nach Möglichkeit übersehen und würdigen zu können, müssen wir einen Augenblick bei den feindlichen Hauptpersonen des tiefergreifenden Dramas verweilen, an deren Spitze der damalige jüdische Hohepriester Kaiphas stand. Derselbe scheint indeß, nach Allem, was man von ihm weiß, nur der nominelle Würdenträger gewesen zu sein; — während der eigentliche Leiter irgendwelcher wichtigen Angelegenheiten in der Person des Schwiegervaters von Kaiphas, des alten Hanan zu suchen ist, der früher 7 Jahre lang (vom Jahre 7 bis 14) selbst Hoherpriester gewesen war, und erst beim Regierungsantritte des Kaisers Tiberius seines Amtes entsetzt wurde. — Die Familie Hanan schien übrigens die Hohepriesterwürde als erb und eigen zu betrachten, denn 50 Jahre lang ließ sie dieselbe nicht aus den Händen, und immer stand der intriguante Alte hinter den Coulissen und lenkte die einschlägigen Angelegenheiten. — Ohne seinen

Rath that auch sein Schwiegersohn Kaiphas nichts, und da er — wie alle hohen Würdenträger des Tempels — jener eingänglich geschilderten Priesterkaste der Sadducäer angehörte, die — wie uns Josephus berichtet, — sich durch besondere Härte und Schroffheit in ihren richterlichen Urtheilen auszeichneten; die Familie Hanan aber sich noch ganz besonders durch Unduldsamkeit und Verfolgungssucht hervorthat, und uns als hochmüthig, verwegen und grausam geschildert wird: so läßt sich hierin wohl eine Begründung der überwiegend glaubwürdigen Anklage finden, daß es Hanan, der Schwiegervater des Kaiphas war, der in einer, der Berathung über Jesu Unschädlichmachung gewidmeten Priester-Versammlung die ewig denkwürdigen Worte sprach: „Es ist viel besser, daß ein Mensch sterbe, als daß ein ganzes Volk durch ihn ins Verderben geführt werde.“ — —

Ueber allem Zweifel erhaben steht daher die Beschuldigung fest, daß die Verantwortlichkeit für den grausamsten und folgereichsten Justizmord, der je auf Erden vorgekommen, vor Allem Hanan zufällt. Der Scharfblick dieses erfahrungsreichen alten Sünders wußte sehr gut den Unterschied dieses genialen Reformators gegenüber andern minder wichtigen Sectirern — deren es vielfache unter den Juden gab — zu würdigen, und namentlich war es der oft wiederholte Ausspruch Jesu, es solle von dem prachtvollen Tempel binnen kurzem kein Stein auf dem andern bleiben, der die habsüchtige Priesterkaste, die von den geistlichen Gütern und Einkommen schwelgte, im hohen Grade beunruhigt zu haben scheint, denn es mochte ihnen wohl eine dunkle Ahnung aufdämmern, daß diejenigen Ursachen, die 70 Jahre später die von Jesus vorausgesehene und vorausgesagte Katastrophe, die Jerusalem sammt seinem Tempel und somit alle Herrlichkeiten der jüdischen Priesteraristokratie wie ein Kartenhaus über den Haufen warf, eben in Jerusalem selbst zu suchen waren, und daß man der immer argwöhnischen römischen Politik über die Zerfahrenheit des jüdischen Lebens keine Augen machen müsse, wie Jesus es in seinen gewaltigen Strafpredigten so ungenirt zu thun pflegte. —

In jener Nacht, als die unduldsamen Priester — Hanan und Kaiphas an der Spitze — zum Voraus über die Zukunft Jesu zu Gericht saßen, und jenes verhängnißvolle Wort fiel: „der Tod eines Menschen ist besser, als der Ruin eines ganzen Volkes,“ — kam auch dort jene, noch immer in der Regierungs-Praxis dominirende Maxime zur Geltung, man müsse dem Gedanken einen Dämpfer aufsetzen und den Fortschritt an die Kette legen, denn die Regungslosigkeit sei das Mittel zur Ordnung, und die Beharrlichkeit beim Alten, Hergebrachten, begünstige die Glückseligkeit der Völker und deren Führer. Die Thoren aber beherzigten das universelle Naturgesetz nicht, nach welchem die Explosionskraft mit dem Grade des Hemmnisses wächst, und daß sie um so weittragender und gefahrbringender wirkt, je fester und besser man das Objekt eingeschlossen zu haben glaubt.

Unter Vielen lieferte auch die Person Jesu hiervon den

schlagendsten Beweis. — Der religiöse Gedanke ist ein Samenkorn, das am liebsten in blutgedüngter Erde wuchert und das hat vielleicht keine Religion mehr, als das Christenthum bis zu den jüngsten Zeiten heran, bewiesen. Daß dieser wunderbare Zug der menschlichen Natur aber nicht eine Eigenthümlichkeit nur der Christen ist und war, das erweist unter vielen andern eine ganz neuerliche Begebenheit, als deren Schauplatz man die Hauptstadt in Persien, Teheran nennt. — Ein ruhiger, bescheidener Mensch, sein prosaisch klingender Name war: Bab — als Charakter etwa unserem Spinoza vergleichbar, sah sich fast gegen seinen Willen vom Volke zu dem Range eines von Gott gesandten Wunderthaters erhoben und wäre beinahe ein siegreicher Rival Mohammeds geworden. Er lebte in den funfziger Jahren dieses Jahrhunderts, und Tausende sind für ihn mit einer Freudigkeit in einen so scheußlichen Tod gegangen, daß die Geschichte des menschlichen Fanatismus fast kein zweites Beispiel davon aufzuweisen hat. — Ein Augenzeuge berichtet u. A. darüber folgendes: Eines Tages erlebte ich in den Straßen von Teheran ein Schauspiel, dessen fürchterlicher Inhalt wie ein unauslöschliches Traumbild nie aus meiner Erinnerung schwinden wird. — Zwischen grausamen Henkern sah man Kinder und Frauen einherschreiten, den Körper über und über mit Wunden bedeckt, in die man brennenden Schwamm gepreßt hatte. — Die Opfer wurden an Stricken geschleppt und mit Peitschenhieben vorwärts getrieben. — Kinder und Frauen sangen auf dem Wege zum Richtplatz Verse mit dem Refrain: „Wahrlich wir kommen von Gott und gehn wieder zu ihm ein!" — Ihre hellen, durchdringenden Stimmen und Stimmchen schwebten über dem tiefen Schweigen der Menge. Wenn eins der Opfer vor Ermattung niederfiel, und man es mit Hieben oder Bajonettstichen zum Aufstehen zwang, begann es, falls der Verlust des Blutes, das ihm über alle Glieder rieselte, noch einige Kraft übrig ließ, zu tanzen und zu springen, wobei mit gesteigertem Enthusiasmus abermals jene Gesangsphrase erscholl: — „In Wahrheit! wir sind Gottes und kehren zu ihm zurück!" Mehre Kinder sanken schon während des Zuges todt zusammen, und die Henker warfen den Leichnam vor die Füße ihrer Eltern und Geschwister, und diese schritten, ihnen kaum einen Blick schenkend, beherzt darüber hinweg. An der Richtstatte angelangt, bot man den Unglücklichen Leben und Freiheit an, wenn sie ihren Glauben abschwören wollten; ja einem Vater drohte der Henker, er werde, sofern er nicht widerrufe, seinen beiden Söhnen auf seiner Brust die Hälse abschneiden. Es waren dies zwei kleine Knaben: aber sie hörten, obwohl vom Blute triefend und an vielen Gliedern durch Feuer versengt, — der Drohung kaltblütig zu, und der Vater, indem er sich auf die Erde legte, erwiderte: er sei bereit; daneben verlangte der älteste, etwa 14jährige Knabe auf sein Erstgeburtsrecht pochend, der zuerst zu tödtende zu sein. Einige dieser Martyrer wurden, um sie zum Widerruf zu bewegen, an die Mündung einer Kanone gebunden, an welche eine lange, langsam

glimmende Lunte befestigt war. — Man versprach ihnen die Lunte abzuschneiden, wenn sie Bad verleugnen wollten. Sie aber erhoben ihre Arme gegen die Lunte, und baten nur, daß sie schneller brennen möge, damit ihr Glück recht bald vollendet werde. —

Endlich war Alles vorüber. Die Nacht senkte sich auf einen Haufen unförmlicher Fleischstücke herab; die Köpfe wurden in Bündeln an dem Gerichtspfahl befestigt, und die Hunde der Vorstädte kamen heerdenweise herbei gelaufen, sich an dem Fleische der gemordeten Menschen zu sättigen. — Man sieht also, daß das Märtyrerthum durchaus kein gültiger Beweis für die Heiligkeit und Göttlichkeit einer Religions-Idee ist, und wenn das Christenthum nicht andere Beweise für seine Gültigkeit hätte, als die der Blutzeugen, so würde es schlecht um seine Berechtigung für eine Weltreligion stehen.

Dennoch geizen auch die christlichen Fanatiker gewöhnlich nach der Märtyrerkrone, weil auch Jesus hiervon keine Ausnahme gemacht hat, denn er kannte die Gefahr sehr wohl, die ihn umringte, und der er sich auch jetzt, wie schon so oft, durch die Flucht hätte entziehen können. Er schien es aber lebhaft zu fühlen, daß er der von ihm angestrebten Reform minder durch sein Leben und seine Lehren — (denn was konnte er jetzt noch Neues vorbringen?) als durch seinen Tod zu nützen vermochte, und so scheint er in ruhigen Stunden beschaulichen Nachdenkens und reiflicher Ueberlegung mit sich eins darüber geworden zu sein, seiner Lehre das Leben zum Opfer bringen zu wollen.

Was uns die Evangelisten von jetzt an über Einleitung und Verlauf der tragischen Katastrophe berichten, ist so von offenbaren und verdeckten Widersprüchen durchwebt und so sehr von tendenziöser Wundersucht getrübt, daß der gewissenhafte Historiker, der keine Rücksicht auf die herrschende Kirche und deren Dogmenlehre nehmen darf, nur wenig davon gebrauchen kann und sich nach andern, weniger tendenziösen Quellen umsehen muß, um Einheit und Klarheit in seine geschichtliche Darstellung zu bringen. — Die Evangelisten sind auch aufrichtig genug, ihrer Absichtlichkeit kein Hehl zu haben, denn jedem irgend hervorragenden Momente fügen sie die Bemerkung bei: „Auf daß sich erfüllet was geschrieben steht" — und nun wird eine in den alten Büchern verzeichnete Prophetie hervorgehoben, die sich in diesem oder jenem Umstande erfüllt habe, um dadurch die speciell göttliche Sendung Jesu zu erweisen und die lang vorbereitete göttliche Planmäßigkeit der Ereignisse hervorzuheben. — Die Wissenschaft ist hierüber auch längst völlig einverstanden, und die hervorragendsten Vertreter derselben haben sich unendliche Mühe gegeben, das Unhaltbare der evangelischen Darstellungen des Lebens und Wirkens Jesu nachzuweisen. — Wir unsrerseits dürfen indeß hierauf — unserm Zwecke gemäß — nur wenig Rücksicht nehmen, da das Selbstverständliche keines Beweises bedarf, und somit gehen wir mit unbefangener, ungetrübter Wahrheitsliebe zur Darstellung des tragischen Ausganges dieses Lebensabschnittes über.

27.

Der Criminal-Prozeß Jesu.

Es war im März des 33sten Jahres unserer Zeitrechnung, als das für die Juden hochwichtige Osterfest herannahte, und Jesus nach seiner und vieler Juden Gewohnheit den Entschluß faßte, dasselbe in Jerusalem und dessen nächster Umgebung zu verleben.

Mancherlei, auf das Herannahen einer großen, hochwichtigen Begebenheit, auf eine endgültige Entscheidung anspielende Redewendungen, hatten die größte Aufmerksamkeit und Erwartung der Jünger angeregt, und während die kleine Schaar in mehr oder weniger zahlreiche Gruppen getheilt, durch Felder und Fluren der großen, heilig genannten Stadt entgegen pilgerte, stritten sich die noch in einem ganz falschen Wahn befangenen Jünger abermals darüber, wer in dem vermeintlich nunmehr bald beginnenden neuen Gottesreiche der nächste zu Jesus sein würde, und Salome, die Mutter zweier verbrüderten Jünger, Philippus und Jacobus, nahm sich sogar die Freiheit, dem Meister das Gesuch vorzutragen, ihren beiden Söhnen doch den Vorzug zu gönnen, und ihnen dereinst die nächsten Sitze zu seiner Rechten und Linken anzuweisen. — Jesus aber zerstörte alle solche Illusionen aufs gründlichste durch seine schlagenden Antworten, und unbegreiflich bleibt es für alle Zeiten, wie so der tiefe Denker und Herzenskundige, auch nur entfernt hoffen konnte, seine tief-philosophische Auffassung der menschlich-göttlichen Dinge von diesen offenbaren Flachköpfen, die keinen seiner Gedanken zu fassen, keine seiner Lehre zu begreifen und seinem Ideengange durchaus nicht zu folgen vermochten, jemals die Stützen seiner riesenhaften Reformidee werden könnten? — und in der That, wenn nicht später noch andere Männer hinzugetreten waren, unter denen auch Paulus und Barnabas: das Christenthum wäre sicher niemals zu Stande gekommen. — Sind doch auch außer Matthäus, Petrus und Johannes, alle andern gänzlich vom Schauplatze verschwunden; einige freilich durch ihr frühes gewaltsames Ende als Märtyrer der neuen Lehre.

Kehren wir indeß zu der kleinen Gesellschaft Pilger zurück, so hatte sich eine dumpfe Schwüle über ihre Unterhaltung gelagert, denn auf dem Antlitze ihres verehrten Lehrers lag ein schwermüthiger Ernst, eine tiefe Melancholie, indem der natürliche Selbsterhaltungstrieb bei ihm im Kampfe lag mit der Begeisterung für seinen großen Plan: die Menschheit zu einer höhern edlern Bildungsstufe zu erheben, sie in sittlichere Bahnen zu lenken, und dafür alle geistige Kraft, ja sein Leben selbst in die Wage zu legen. —

Keiner von den Jüngern wagte es sein bedeutsames Schweigen zu unterbrechen, und nur leise flüsterte man sich unter

einander die Besorgnisse zu über das, was ihrer in Jerusalem wahrscheinlich harre. — Endlich nahm Jesus selber das Wort, und sprach von dem ihm bevorstehenden Geschick, und wie sie sich nun wahrscheinlich bald würden trennen müssen. — (Die angeblich angedeuteten Specialitäten über Kreuzigung und Auferstehung, sind willkürliche Zusätze der spätern Biographen; Jesus konnte seine Kreuzigung nicht voraus wissen.)

Die Jünger wurden über diese Mittheilungen ihres geliebten Lehrers, auf den sie ihre ganze zukünftige Hoffnung gebaut hatten, äußerst bestürzt und traurig, eine solche Opferfreudigkeit, wie Jesus sie kund gab, ging weit über ihre Begriffe, und ein immer weiter greifendes Mißverhältniß, eine weit klaffende Scheidewand gab sich in den nun zur Entscheidung drängenden Momenten kund. —

In dieser Stimmung erreichte man Bethanien, die letzte Station vor Jerusalem, am Sonnabend, den achten Nisan (23. März) und acht Tage später trat das Osterfest ein. — Die Evangelisten geben mit ihrer Darstellung dieser letzten Tage Jesu, wie gewöhnlich, keineswegs einig, und zwar weder in der Zeit, noch in den Begebenheiten. — Wir kennen aber die Veranlassung hierzu und folgen theils den am glaubhaftesten Johannes, theils andern geschichtlichen Quellen.

Als Jesus mit seinen Schülern Bethanien gegen Abend erreicht hatte, kehrten alle wie gewöhnlich bei seinem Freunde Simon ein — über dessen Sohn Lazarus, und die Töchter Maria und Martha wir mehrfach gesprochen — und erregte große Freude dadurch bei den wackern Leuten. Namentlich die beiden Schwestern äußerten auch diesesmal die lebhafteste Freude über das Wiedersehn und suchten der offenbaren Verstimmung durch ein der Freude gewidmetes Gastmahl zu begegnen, zu der eine große Menge befreundeter Gäste geladen wurden. — Man sah es namentlich Maria an, wie sehr sie sich die traurige Stimmung ihres verehrten Freundes zu Herzen nahm, der sich in den ernstesten Gesprächen über die zukünftige Gestaltung des Judenreiches erging, und seine schlimmen Befürchtungen nicht verhehlte. Auch von seinem baldigen Abschiede und der ihm drohenden Gefahr sprach er unverhohlen, und erschreckte namentlich dadurch das liebende Herz Mariä, die, ihrer Gefühle nicht mehr Herr, hinaus ging und ein noch vom vermeintlichen Tode des Lazarus herrührendes Gefäß voll balsamischen Wassers herbeiholte, und dasselbe, nach orientalischer Weise über die Füße des Freundes ausgoß, ein Beweis von Verehrung, dem wir schon mehrfach begegneten. — Nach dortiger, auch noch jetzt vorhandener Sitte zerbrach sie dann das Gefäß, und trocknete mit ihrem langen seidenartigen Haar die heiligen Füße. —

Das ganze Haus war vom Dufte der kostbaren Specerei erfüllt, und keiner mißgönnte dem edlen Gaste diese außerordentliche Aufmerksamkeit der Tochter des Hauses, außer dem längst übel berüchtigten Judas von Kerioth, der sofort berechnete, wie viel

an Geldeswerth hier vergeudet worden sei, und er war seiner Habgier so wenig Meister, daß er es laut aussprach, wie es viel löblicher von Maria gewesen wäre, wenn man den Balsam verkauft und das dafür gelöste Geld den Armen geschenkt hätte; er nannte des Mädchens Gebahren geradezu Verschwendung, denn er, der angebliche Säckelmeister, hätte das Geld so gern in seine Klauen bekommen.

Jesus aber war anderer Meinung und er ließ auf seiner Freundin keinen derartigen Vorwurf haften, verwies vielmehr dem Judas seine unzeitige Kritik und belobte den Freundschafts-Dienst der Maria, „denn — sprach er mit ernster, fast zorniger Miene — „die Armen werdet ihr alle Zeit bei euch haben, mich aber habt ihr nicht alle Tage!" — und mit echt prophetischem Blicke verhieß er der Maria um dieses Werkes willen die Unsterblichkeit. Ob er diesen Vorzug im geschichtlichen oder supernaturalen Sinn meinte, daß müssen wir dahin gestellt sein lassen. So viel aber ist gewiß, daß man bis zu dem letzten Tage von der hingebenden Liebe der Maria zu Jesus — die bis über's Grab hinaus währte — reden und schreiben wird, und ihr somit die geschichtliche Unsterblichkeit gesichert ist.

Die Anwesenheit des weithin bekannten und geehrten Volkslehrers hatte sich in der ganzen Umgegend verbreitet, und es hat daher nichts Auffälliges, daß sich am folgenden Tage, da Jesus nach Jerusalem zurückzukehren beabsichtigte, eine große Menge Volks versammelte, um ihm das Geleit zu geben, und weiterhin ist es mehr als wahrscheinlich, daß seine enthusiastischen Freunde und Freundinnen in Bethanien, Maria an der Spitze, ihm bei seinem Rücken eine Ovation, eine scheinbar improvisirte, in Wahrheit aber wohlverabredete Feierlichkeit in Betreff seines Einzuges in die Mauern Jerusalems bereiteten. — Das Volk aber ist in diesem Stücke zu allen Zeiten gleichen Charakters gewesen: der Ruf ist gleich einem Miasma, ansteckender Natur, und der Enthusiasmus lodert gar leicht in lichte Flammen auf, unbekümmert, was daraus entstehen möge. So ist denn auch die für diesen Tag ins Leben tretende Scene leicht erklärbar, und die Evangelisten ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, dieselbe nach ihrer Gewohnheit zu einer Extra-Verherrlichung zu benutzen, und zwar abermals in einer so wundersüchtigen Weise, daß einige der neuern Biographen den ganzen Einzug als fabulös verwerfen und in Abrede stellen. Dies ist jedoch übertrieben, denn man kann die historischen Merkmale nicht wohl verkennen.

Vorausgehender muß noch der Umstand werden, daß in der ältern biblischen Geschichte, wie im Orient überhaupt, der Esel sowohl als Lastthier wie auch als Reitthier, eine große Rolle spielt, und bei gewissen heiligen Historien in letzterem Sinne oftmals seine Dienste leistete. — Schon der Erzvater Jacob spricht in der Verzückung, da er seinen Söhnen den Segen ertheilt (1. B. Mose 49, V. 11) von: „ein Füllen an den Weinstock binden, und der Eselin Sohn an die Reben." Auch der Prophet

Zacharias, wahrscheinlich als Nachbeter des Jacob schreibt (Kap. 9, V. 9) „Du Tochter Zion freue dich sehr, und du Tochter Jerusalem jauchze! — Siehe dein König kommt zu dir, ein Gerechter und Helfer, arm, und reitet auf einem Esel und auf einem jungen Füllen der Eselin.“ — Dergleichen Sagen waren den erwartungsvollen Juden allezeit gegenwärtig und geläufig, und die Veranstalter des feierlichen Einzuges Jesu hatten sich, wie es scheint, jene Prophetie der Alten wohlgemerkt. Vielleicht versprach man sich sogar ein durchschlagendes Ereigniß von diesem Jubeleinzuge, und somit hatte man dafür gesorgt, daß eine Eselin mit ihrem Füllen zur Stelle war, um sich dessen zur Solennisirung des Zuges zu bedienen. — Was die ersten Evangelisten (die sogenannten Synoptiker) indeß von Jesu Befehl des Herbeibolens der Eselin fabuliren, ist auf Rechnung ihrer Idolatrie zu setzen und verdient keine weitere Beachtung.

Es läßt sich leicht denken, daß eine Menge Galiläer, Jesu Landsleute, zum Feste mit herauf gekommen waren, und die willkommene Gelegenheit ergriffen, nach Möglichkeit zu dem feierlichen Empfange ihres berühmten Heimathsgenossen beizutragen. Zu verwundern ist — nach unsern Begriffen aber, daß der demüthige und bescheidene Jesus sich dieser lärmenden und im höchsten Grade auffälligen Ovation nicht entzog. Es geht indeß aus mehren Anlässen hervor, daß er der öffentlichen Verehrung nicht abhold war, und da sie von seinem geliebten Volke ausging, so ließ er sie sich denn auch diesmal gefallen. — So bedeckten denn seine Freunde der Eselin Rücken mit den kostbarsten Geweben, die man in der Geschwindigkeit auftreiben konnte, setzte ihn darauf und bestreute den zu passirenden Weg mit Blumen und Palmlaub. — Einige sogar breiteten ihre Mäntel und Tücher auf den Weg und die Luft erbebte von dem Freudenruf der Menge, bei dem der damals gebräuchlichen Freude-Ausdruck: „Hosiannah!“ nicht fehlte. Es kam aber auch der merkwürdige Passus vor: dem Sohne Davids, Gelobt sei der da kommt ein König der Juden! Ehre sei ihm in der Höhe! u. s. w.

Daß bei diesem Aufzuge auch die ihn unablässig beobachtenden Pharisäer nicht fehlten, läßt sich leicht erachten, und es scheint als ob sie wegen dieser auffälligen Verherrlichung ihres Widersachers einen allgemeinen Volksaufstand befürchteten, denn es drängten sich Einige von ihnen zu dem Gefeierten heran und ermahnten ihn um seiner selbst willen, dem Volke Schweigen zu gebieten. — Jesus aber fertigte sie ganz kurz und in seiner sarkastischen Weise ab, indem er ihnen zurief: „was würde euch ihr Schweigen nützen! — es würden ja doch anstatt ihrer die Steine auf der Gasse zum Himmel schreien!“ — Manche Leute in Jerusalem schienen indeß bis daher von der Persönlichkeit Jesu wenig Notiz genommen zu haben, denn es wird ausdrücklich bemerkt, daß Viele, die aus der Stadt kommend, dem Zuge begegneten, nach dem Gegenstande der Feierlichkeit fragten, und von „dem Propheten Jesus von Nazareth“ noch nichts vernommen

hatten, — ein Beweis, daß die damalige Popularität des großen Weisen mit seinen spätern Erfolgen in gar keinem Verhältniß stand.

Der beabsichtigte Erfolg dieses wunderlichen Auf- und Einzuges scheint denn auch gänzlich in den Sand verlaufen zu sein, denn man hörte nichts weiter davon, und gerade die Zeit der Feste, wo das ganze Interesse sich auf den Gegenstand concentrirte, dem die Opposition Jesu vornehmlich galt, nämlich der höchsten Blüthe des Ceremonialgesetzes, war schlecht gewählt, um im Kreise der prunkliebenden Juden die Persönlichkeit eines äußerlich so einfachen und unscheinbaren reformatorischen Rabbinen auf den Schild zu heben. — Innerhalb der Mauern, unter dem Gewühl von vielleicht mehr als 100,000 Fremden hörte denn auch die Ovation von selber auf, und Jesus entzog sich mit seinen Jüngern dem Gedränge, um seine zahlreichen Freunde unter den Bewohnern Jerusalems aufzusuchen, und mit ihnen religiös-philosophische Gespräche zu führen oder den Rednern in den verschiedenen Synagogen zuzuhören.

Abends kehrte er regelmäßig nach Bethanien zurück, indem ihm eine trübe Ahnung sagte, daß die Nächte seiner Freiheit vorzugsweise Gefahr drohten. — Einigemale schlief er auch bei einem Freunde an der Westseite des Oelberges, wo derselbe ein kleines Landgut besaß — und im Ganzen genommen konnte man unmöglich eine gewisse ängstliche Unstätigkeit an ihm verkennen; so wie auch daß die frühere Freudigkeit, ja man darf wohl sagen Keckheit, oder vielmehr Kühnheit bei Jesus bedeutend abgeschwächt war, und seine Freunde hatten es kein Hehl, daß ersichtlich ein großer Kampf in seinem Innern vorgehe, erzeugt durch den lange gereiften Entschluß, sein Leben für die große Reform-Idee einzusetzen, obwohl im Kampfe mit dem widerstrebenden Rathe eben jener besonnenen Freunde, die nichts als resultatloses Unterliegen voraussahen, und daher seinen Entschluß nicht gut heißen konnten. Wer aber kann daran zweifeln, daß auch die Natur bei ihm ihre Rechte forderte, und die Liebe zum Leben, die alte liebgewonnene, freundliche Gewohnheit des Daseins (wie Goethe sagt) sich auf die Seite der Freunde stellte und ihrem Rathe beipflichtete? — Dergleichen innerer Zwiespalt ist aber allezeit der schrecklichste Moment in dem Leben großer Charaktere, wo das unablässig drängende Geschick zur Katastrophe ruft und im Heute schon das Morgen handelt.

Diese Zeit des innern Zwiespalts, ja vielleicht der Unentschlossenheit, beängsteten seine Seele dermaßen, daß er auf seinem Lager nicht rasten konnte. Kein Schlaf kam in seine Augen, und die besorgten Jünger, die jeden seiner Schritte bewachten, hörten ihn oft bis spät in die Nacht seufzen und beten. — Es war die schreckliche Vorahnung seines nahen Todes, die ihn beunruhigte, und oft, wenn die Angst am höchsten stieg, verließ er sein Lager, um draußen in der freien Natur, angesichts der goldenen Sterne am Firmamente im inbrünstigen Gebete zu Gott um Trost und Seelenstärke in diesem fürchterlichen Kampfe zu flehen.

Eine solche Schreckensnacht war es auch, als er eben wieder bei seinem ebenerwähnten Gastfreunde am Oelberge das Nachtlager genommen hatte, und ihn die innere Unruhe in jenen Garten hinaus trieb, der unter dem Namen Gethsemane bekannt geworden ist. — Eine unwiderstehliche Neigung drängte ihn allein zu sein, aber der besorgten Jünger einige folgten ihm nach, es war Petrus, Johannes und dessen Bruder Jacobus. — Als sie in dem Garten angekommen waren, befahl ihnen Jesus, seiner an einer gewissen Stelle zu warten, worauf er sich etwas abseits entfernte, dort auf die Knie niedersank, um sich seiner Angst, die centnerschwer auf ihm lastete, im Gebet zu entledigen, und man hat selbst einige Worte jener innigen Unterhaltung mit Gott aufbewahrt, die, im Selbstvergessen mit lauterer Stimme gesprochen, zu den lauschenden Jüngern hinüberdrangen, und — so wenig ihrer auch sind — doch die düstere Stimmung des Unglücklichen lebhaft charakterisiren, der, wie so mancher Genius-begabte Geist, ein willenloses Opfer der ihm eingeborenen Geistesgaben werden sollte. „O mein Vater im Himmel — rief er, schmerzbewegt die Hände ringend aus — meine Seele ist betrübt bis in den Tod! — hilf, o hilf mir über diese Stunde hinweg! — und wenn es dein allmächtiger Wille zulässt, so laß diesen bittern Kelch an mir vorübergehn. Doch nicht wie ich will, sondern wie du mein Vater willst!" — —

Man hat sich gewundert — und selbst Renan erwähnt dieses Umstandes — daß der Evangelist Johannes, der doch, wie man meint, in seiner Eigenschaft als Jünger, ausdrücklich als gegenwärtig genannt ist — in seiner Erzählung der letzten Lebenstage Jesu nichts von dieser Scene erwähnt hat. Der sonst so umsichtige und gelehrte Franzose bezeugt hier aber wiederum, daß er nicht weiß, wie der Evangelist Johannes eine ganz andere Persönlichkeit war, als der Jünger Johannes, wie wir das schon mehrfach hervorgehoben. Ersterer war ein griechischer Philosoph, der weit über 100 Jahre nach Jesus lebte, wahrscheinlich in Antiochien zum Christenthum übertrat, und seine griechische Philosophie zur Ausschmückung des Christenthums verwendete. Dahin gehört z. B. seine Lehre vom Logos, den er unter großer Berechtigung symbolisch mit Jesus identificirt. —

Was in dieser Nacht Alles in der Seele des wunderbaren Mannes vorgegangen sein mag, darüber schweigt die Geschichte, und nur derjenige vermag es nachzuempfinden, der einst in ähnlicher Seelenstimmung eine Nacht voll tiefen Seelenschmerzes im Gebet vor Gott zugebracht hat, wie das ja auch der feine seelenkundige Göthe so schön mit den Worten bezeichnet:

„Wer nie sein Brot in Thränen aß,
„Wer nie die kummervollen Nächte
„Auf seinem Bette weinend saß,
„Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

Auch Jesus fand im Gebet seine Kraft wieder, und der Entschluß, sein irdisches Dasein dem großen Werke der Menschheits-

Erlösung von religiösem Wahn und sittlicher Versunkenheit zum Opfer zu bringen, stand bei ihm fester wie je. —

Neugestärkt und ermuthigt erhob er sich und kehrte zu den Jüngern zurück, die er zu seiner größten Ueberraschung eingeschlafen fand, und niemals wohl trat der große Contrast zwischen ihm und den einfältigen Schülern schlagender zu Tage als in diesem Augenblick, wo die sichtbar größte Seelenangst ihres geliebten Lehrers so wenig Mitgefühl in ihnen zu erregen vermochte, daß sie — wenige Schritte von ihm entfernt, — ruhig liegen und schlafen konnten.

Jesus verwies ihnen denn auch ihre gleichgültige Ruhe in so verhängnißvoller Zeit mit milden Worten. „Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen?" — sprach er in vorwurfsvollem Tone. „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." — — Das will sagen: „Laß nicht auch ihr, wie ich, in diesen Seelenkampf gerathet, wo der Wille gut und stark, die Kraft aber, das Gewollte zu vollbringen, nicht ausreicht. Ein Selbst-Vorwurf also über seine Zaghaftigkeit.

28.

Das Nachtmahl. Jesu Verhaftung und peinliche Anklage.

Wir gelangen nunmehr zu dem für das christlich-religiöse Dogma so hochwichtigen Mahl, das unter der Bezeichnung Nachtmahl oder Abendmahl für Viele eine so unbeschreibliche Wichtigkeit erlangte, und das in der demselben angedichteten mystischen Bedeutung später leider auch die Veranlassung zu den größten Confessions-Spaltungen gegeben hat, wie denn bekanntlich die Trennung zwischen Calvinisten und Lutheranern in der verschiedenartigen Auffassung der Abendmahlsformel ihren Grund hatte.

Ich muß noch voraussenden, daß die evangelischen Berichte über die letzten Lebenstage Jesu, was Ort und Zeit sowohl, als auch einzelne Scenen und Begebenheiten anbetrifft, so völlig im Widerspruch unter einander und auch mit den Naturgesetzen und den jüdischen Gebräuchen stehen, daß sie für eine unsrer aufgeklärten Zeit entsprechenden, wahrhaften und glaublichen Darstellung fast ganz unbrauchbar sind, und wir, um nur einen irgend logischen Faden festzuhalten, uns nach ganz andern Quellen und Hülfsmitteln umsehen müssen.

So z. B. ist es für die großherzige That Jesu zwar ganz unerheblich, an welchem Tage der an ihm verübte Justizmord stattfand, aber nichts destoweniger ist es doch der Folgerung halber höchst interessant zu wissen, daß scharfsinnigen astronomischen Be-

rechnungen zufolge, die in den Evangelien angegebenen Bezüge zwischen dem jüdischen Mazothfeste und dem Hinrichtungstage Jesu, mit Sicherheit ergeben, daß der Freitag nicht der Richttag, und demzufolge auch der Donnerstag Abend nicht der der Gefangennehmung gewesen sein kann. — Ist dieses aber als richtig und wahr festgestellt, so geht wiederum daraus hervor, daß die Kreuzigung Jesu zwar wohl eine Folge der jüdischen Anklage, der Denunciation an die Römer, gewesen sein kann — wie wir dies auch mehrfach angedeutet — daß aber der eingeleitete peinliche Prozeß, die Verurtheilung und die Vollstreckung des Urtheils rein Sache der römischen Justiz war, da die jüdischen Gesetze (die Tora) es streng geboten, an dem Pascha (hebräisch: Peszach- oder Mazoth-Feste), nur heilige Zusammenkünfte zu halten, und keinerlei Werkthätigkeit oder Geschäft zu verrichten, vielweniger denn Handlungen vorzunehmen, wie sie uns von den Evangelisten als bei Jesu Gefangennahme und Anklage von jüdischen Geistlichen geschehen und vollzogen, angegeben werden. — Die einfache Thatsache ist die, daß man Jesus bei den Römern, wie schon erwähnt, als eine politisch-gefährliche Person verleumdet hatte, die nichts geringeres im Sinne habe, als sich zum Könige der Juden aufzuwerfen, wie solches auch schon die ihm später zum Spott aufgesetzte Dornenkrone, der Purpur und die Inschrift am Kreuz: „König der Juden" deutlich genug bestätigt. Ich wiederhole also: daß die Juden zwar die eigentliche Triebfeder seiner Verurtheilung gewesen sind, daß aber die Ausführung des Justizmordes lediglich Sache der Römer war, wie denn ja auch bei den Juden niemals der Kreuzestod vorkam, vielmehr die Hinrichtung bei ihnen durch Steine werfen (steinigen) geschah.

Kehren wir indeß zu unserer Erzählung zurück; so finden wir Jesus, seinem Geschick nunmehr gelassen und fest entschlossen entgegengehend, an jenem verhängnißvollen Abende der Verhaftung in einer Gegend und in einem Hause, worüber die Geschichtserzähler durchaus nicht einig sind; es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß diese Scene ebenfalls bei seinem Freunde auf dem schon erwähnten Landsitze am Oelberge stattfand.

Es war nämlich die Zeit des großen jüdischen Festes der Erinnerung an den Auszug aus Aegypten herangekommen, das auch bei uns als jüdischer Ostern wohl bekannt ist, und sogar die ärmern christlichen Nachbarn höchlich interessirt, da gewöhnlich einige sogenannte Osterkuchen, oder Mazzen dabei abfallen, die jene ungesäuerten Brote vertreten, von denen die vertriebenen Juden einstmals in der Wüste lebten. — Das Ceremoniel für dieses in allen Familien gefeierte Fest, das mit einer Abendmahlzeit eingeleitet wurde, war genau vorgeschrieben, und gewöhnlich lud jeder irgend begüterte Hausherr eine große Anzahl Freunde und Bekannte dazu ein, weshalb es auch durchaus nicht wahrscheinlich ist, daß Jesus mit seinen Jüngern allein und abgeschlossen das Mazoth-Mahl eingenommen habe, und in der That sind nach

anderweitigen Mittheilungen an die hundert Freunde an jenem verhängnißvollen Abend in dem Gartenhause am Oelberg versammelt gewesen, die, wie es bei allen religiösen Feierlichkeiten gebräuchlich, auch an jenem Festabend sämmtlich gleichmäßig gekleidet waren, ein Umstand, dessen Wichtigkeit für die Passions-Geschichte — wie wir gleich sehen werden — von großer Erheblichkeit ist.

Dem Gebrauche nach war die ganz niedrige Speisetafel, um die sich die Gäste auf Teppichen lagerten (nicht saßen) mit Lichtern und duftenden Blumen schön verziert, und es befanden sich auf dem Tische, je nach dem Vermögen des Gastgebers, kostbare Schüsseln mit dem bekannten ungesäuerten Kuchen (Mazoth) und mehre Gefäße mit jenen bittern Kräutern, die bei den Juden unter dem Namen Maror bekannt sind. — Der Hausherr, oder ein von diesem besonders geehrter Gast, nahm einen Becher Wein in der erhobenen Hand und betete ein vorgeschriebenes, ziemlich langes Gebet, das da beginnt: „Gelobt seist du Ewiger, Herr der Welt, der du die Frucht des Weinstocks geschaffen" u. s. w.

Nach Beendigung dieses Gebets nahm der Hausherr oder sein Vertreter einen großen Becher (Kelch nennen wir es bekanntlich) gefüllt mit Wein, trank daraus und reichte ihn seinem Nebenmann zur Linken, der dem nächsten u. s. w. die ganze Reihe herum. — Darnach nahm der Vorbeter einen Kuchen aus der besagten Schüssel, und hielt ihn, Allen sichtbar erhoben, während er in chaldäischer Sprache folgendes sprach:

„Dies ist das Brot des Elends, das unsere Väter einst in Egypten gegessen haben. — Wem da hungert der komme und esse mit uns, wer da darbt, der lasse sich nieder und genieße mit uns das heilige Korban Pesach. — Früher lebten wir in der Verbannung, jetzt sind wir in unserer Heimath; früher waren wir Knechte, jetzt sind wir freie Bürger. — Gelobt seist du Ewiger, unser Gott, der du das Brot aus der Erde wachsen läßt. Der du uns durch dein Gebot geheiligt, daß wir ungesäuertes Brot und bittere Kräuter essen sollen." —

Nach dieser Einleitung (denn der Trepfen Wein, das Mazoth-Brot und die bittern Kräuter hatten natürlich nur als Symbolik Bedeutung) begann das eigentliche Peszach-Mahl, dessen namentlicher Bestandtheil aus einem gebratenen Lamm bestand. — Nachdem sich alle gesättigt, las ein Kind oder das jüngste Mitglied der Tischgesellschaft, aus einem heiligen Buche, der Mischna, beginnend: „Warum ist diese Nacht nicht gleich andern Nächten? — u. s. w. die bezüglichen Stellen vor. — Der Vorbeter antwortete nach Vorschrift, und hiermit war das Ceremoniel beendet, und die freie Unterhaltung begann, oder wenn ein Rabbi zugegen war, hielt derselbe auf das Fest bezügliche Vorträge; abwechselnd wurden auch Psalmen gesungen, und oft brach der Tag an, ehe man es merkte, und die Zeit mahnte zum Morgengebete.

Es geht nun unwiderleglich aus der Darstellung der Evangelisten hervor, daß sie bei ihrer Geschichtserzählung Jesu ein

solches jüdisches Pesach-Essen im Sinne hatten, als sie die Einsetzung des christlichen Abendmahls unter Jesus und seinen Jüngern schilderten, denn einzelne Züge, wozu namentlich der Vorgenuß des Brodes und Weins gehört, stimmt ganz und gar mit den üblichen jüdischen Gebräuchen, wie wir sie ebenvorhin dargelegt haben, überein, nur daß die begleitenden Reden nach christlicher Mystik verändert wurden. Die Evangelisten aber — sämmtlich neubekehrte, griechische Christen — die nach einer und derselben kurzgefaßten griechischen Uebersetzung des ebräischen Urevangeliums und nach mündlichen Traditionen arbeiteten, kannten entweder die jüdischen Gebräuche nicht, oder modelten sie nach ihren mystischen Tendenzen, zu denen Paulus und Barnabas namentlich die Grundzüge gegeben, um. — —

Aus der bevorstehenden Schilderung der Verhältnisse geht es nun leicht begreiflich hervor, daß bei der vorliegenden Osterabendmahlzeit nur Freunde und Schüler Jesu gegenwärtig gewesen, und daß der Hausherr dem vornehmsten seiner Gäste — wie solches oft geschah — die Ehre des Vorredners überließ. — Die Worte nun, die Jesus dem jüdischen Ritus substituirt haben soll, sind fast wörtlich dieselben, die schon bei einer andern Gelegenheit untergelegt wurden, und die damals so großen Anstoß erregten, daß viele seiner Freunde sich von ihm abwendeten, nämlich: Ev. Joh. 6, V. 54—56. „Wer mein Fleisch ißt, und trinkt mein Blut, der hat das ewige Leben u. s. w. —

Ich habe mich bei Aufführung dieser Stelle über die hyperbolische Symbolik derselben bereits ausgesprochen, und die tiefere Bedeutung derselben dargelegt. — Hat Jesus beim Genusse des Pesach-Mahls dieselbe Idee nur in einer andern Wendung noch einmal vorgetragen, so kann derselben abermals nur derselbe Grundgedanke untergelegt werden, sofern irgend ein vernünftiger Sinn darin gefunden werden soll. — Merkwürdig ist es, daß Johannes, der doch jene früher gesprochenen Worte — und zwar nur er allein aufgezeichnet hat — von dieser Nachtmahls-Formel nichts weiß, so daß es fast scheint, als hätten die drei ersten Evangelisten, (die Synoptiker) die Worte, die Johannes als bei einer ganz andern Gelegenheit gesprochen anführt, absichtlich für diese wichtigere Gelegenheit aufgespart. — Sie lauten bekanntlich hier: (bezüglich des Brotes) „Nehmet hin und esset; dies ist mein Leib" — und bezüglich des Weins: „Dies ist mein Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden." —

Was diese symbolische Formel im Laufe der Zeit durch den Mißverstand der Ausleger, und durch die Bemühung der ersten apostolischen Sendboten für eine ungeheure Wichtigkeit erlangt hat, bedarf kaum der Erwähnung, und dennoch ist der sublime tief versteckte Sinn derselben weder von jenen Führern der ersten christlichen Bekenner noch auch von den spätern Theologen nur entfernt geahnt worden. — Sie Alle nahmen und nehmen noch heute analog der jüdischen und auch heidnischen Opfer-Idee, nachdem das Märtyrer-Blut des größten aller Propheten wirklich

geflossen war — diesen Erguß im Sinne der Stellvertretung zur Beschwichtigung des göttlichen Zornes, zu welchem Zweck man früher Thieropfer und bei den Heiden auch Menschenopfer darbrachte. —

Jesus aber hatte, in seiner gewohnten Weise in Bildern (Tropen, Allegorien) zu reden, bei diesem Denkspruche, den er statt des mosaischen Textes beim Kredenzen von Brot und Wein anbrachte, keine theamisch-religiöse, sondern eine tief philosophische Idee im Sinn. Nämlich: der Fleisch gewordene Logos, die Vernunft (das Wort) oder der in der Natur speciell als Mensch eingelebte Theil des Urgeistes — tritt in seiner irdisch-organischen Erscheinung als Leib und Seele, — oder besser gesagt, als Körper und Geist auf, als dessen allegorische Vertretung Jesus in dem Momente seiner festlichen Tischrede das Brot und den Wein betrachtet. Dieses natürlich in der Allgemeinheit. Speciell aber betrachtete er sich als den idealen Ausdruck, als den Typus jener Fleisch gewordenen Gott-Idee, den die Weltregierung auf die Erde gesendet, damit die in Sünde, Laster und Irrthum über göttliche Dinge verkommene Menschheit sich nach diesem Urbilde regenerire, und somit ein Gottesreich auf Erden hergestellt werde, was er schon selbst in allerlei Redewendungen unzählige Male ausgesprochen. — Diese Mission war nunmehr insoweit vollendet, daß er die neue Heilslehre, wie sie sein eingeborener Genius als richtig erkannt, durch Wort und That in die Gemüther eingepflanzt, und jetzt nur noch die Besiegelung des neuen Bundes durch den Märtyrer-Tod übrig blieb, denn nach der damaligen Weltansicht — die auch jetzt noch nicht ganz verschwunden ist (man denke nur an das Duell) muß der edle Mensch für seine Ehre, für eine große Idee, für ein gegebenes Wort, für Vaterland u. s. w. — mit seinem Blut, mit seinem Leben einstehen; und also wollte es auch Jesus, der edelste und größte seines Geschlechts, und darum entzog er sich jetzt, nach vollbrachter Mission, den Händen der Gewalthaber ferner nicht. — Daher der mystische Weihespruch über Brot und Wein: „Dies ist mein Fleisch, und dieses ist mein Blut, d. h. es ist die Fleisch gewordene Gottidee, der Logos; nehmet es in euch auf, damit es eins werde mit euch, und ihr meine Nachfolger. — Erinnert euch dieses Abends, und dieser Worte recht oft durch eine ähnliche Scene und gedenket dabei, daß ich mein Leben lasse für meine Lehre, und folglich für euch und für die ganze kommende Menschheit, die durch mich zu einem edlern und gesittetern Leben eingeführt werden wird. — Beiläufig bemerkt, liegt die Angemessenheit der stellvertretenden Symbolik für Leib und Seele (oder Körper und Geist) durch Brot und Wein auf der Hand, da das „tägliche Brod", als Ernährer des Leibes, mit diesem fast identisch ist; und der Wein als sinnlich wahrnehmbarer Träger des Fruchtgeistes schon in der täglichen Umgangssprache als geistiges Getränk bezeichnet wird, und es dabei keinen angemessenern Repräsentanten der Psyche geben kann.

Hier liegt also in Wahrheit der Schlüssel zu dem sublimen Sinn der Abendmahlsworte Jesu, die mithin, tiefsinnig betrachtet, die Einsetzungsworte eines echten, reinen, geläuterten Naturgottesdienstes waren, denn Geist und Körper (durch Wein und Brot allegorisch vertreten) durchweben und beleben in gemeinschaftlichem und gegenseitigem Durchdringen die ganze organische Natur, die wiederum in ihrer erscheinungsreichen Allgemeinheit der reinste und beseligendste sinnlich wahrnehmbare Ausdruck Gottes ist, und somit wies der große Lehrer in sinniger Allegorie — (leider aber allezeit mißverstanden), auf die erste einzige und älteste Offenbarung des Weltgeistes hin, an dessen Stelle der Unverstand dann aber jene stellvertretende blutige Opfertheorie setzte, die so großes und unsägliches Elend in der Welt durch Unduldsamkeit und Parteienhaß angezettelt hat.

Wir haben nun aber, bevor wir zu der eigentlichen Katastrophe übergehen, noch einer Episode zu gedenken, die durch fälschliche Tradition unter dem Volke verbreitet, und von den über ein Jahrhundert später erfolgten evangelischen Aufzeichnungen blindlings nachgebetet, einen der Jünger, von ihnen Judas Ischariot genannt (in Wahrheit aber Jehuda von Kerioth) den Namen eines geizigen, schmutzigen Verräthers angeheftet, und wird sogar dabei behauptet, Jesus habe schon über Jahr und Tag solchen Verrath voraus gesehen, und ihn dennoch als Säckelmeister angestellt. — Wenn dieses nun schon an sich durchaus unglaublich erscheinen muß — denn es hieße doch solches wahrlich den Spruch Jesu: „Führe uns nicht in Versuchung" — von ihm selber geradezu auf den Kopf gestellt — so leidet auch die ganze Verrathgeschichte, wie die Evangelien sie darstellen, stark an einer Unwahrscheinlichkeit, da hier wahrlich nichts zu verrathen war, was auch Jesus selber eingesteht, indem er darauf hinwies, wie er ja jeden Tag öffentlich in den Synagogen aufgetreten, und deshalb eine allgemein bekannte Persönlichkeit sei. Die Evangelisten sind aber doch auch ehrlich genug, einzugestehn, daß sie ihre Erzählung nur alten Weissagungen anzupassen versuchten, denn sie legen Jesus die Worte in den Mund: „Das Alles aber muß geschehen, damit erfüllet werde die Schrift der Propheten." Selbst die 30 Silberlinge, von denen Matthäus als Sündengeld zu berichten weiß, finden wir im Propheten Zacharja Kap. 11, V. 12 wieder, und sogar von dem Töpferacker, den Judas für das Geld gekauft haben soll, finden wir dort wörtliche Spuren.

Die ganze Verräther-Historie, wie sie uns die Evangelisten erzählen, trägt denn auch den Forschungs-Resultaten der scharfsinnigsten theologischen Kritiker nach, einen überwiegend mythischen Charakter, und ist die Sage nach apokryphen Quellen nur auf folgendes Thatsächliche zurückzuführen.

Die römische Justiz hatte aus politischen Gründen die Verhaftung und peinliche Anklage Jesu längst beschlossen, und bei dem nächsten Erscheinen desselben in Jerusalem sollte dieser Be-

schluß zum Vollzuge kommen. Aus unbekannten Gründen verzögerte sich die Ausführung; das jüdische Fest kam darüber heran, und da der zum Voraus Verurtheilte voraussichtlich gleich nach dem Feste, oder gar gegen Ende desselben wieder abreisen wurde, man das Fest selbst auch durch eine solche, jedenfalls Aufsehen erregende Verhaftung nicht gern stören mochte, so blieb nur noch dieser letzte Abend übrig, und die Gelegenheit war sehr erwünscht, da die abgelegene Gegend vor dem Thore, wo Jesus eben übernachtete, und die Stockfinsterniß, das Vorhaben sehr begünstigte. — Nur die große Zahl der Anwesenden, alles Männer von gleicher Kleidung, erschien der Ausführung hinderlich und man hatte daher die Vorsicht gebraucht, irgend einen schäbigen Juden, dem für Geld alles feil war, unter die Gesellschaft der Peszach-Gaste einzuschmuggeln, der sich, seinem Auftrage gemäß, die Person Jesu wohl zu merken, und zu einer verabredeten Zeit aufzubrechen und den Häschern entgegen zu gehen hatte, um sie über die Gelegenheit zu unterrichten und ihnen die Person Jesu durch ein verabredetes Zeichen zu markiren. Ob dieses Zeichen nun ein Kuß gewesen, ob überhaupt bei den Juden das Küssen Sitte war — was zu bezweifeln — das bleibe als unwesentlich dahin gestellt. — Der Spion aber — und als solchen darf man ihn viel eher bezeichnen, denn als Verräther — führte den bei den Israeliten tausendfältig vorkommenden Namen Jehuda, woraus die gräcisirenden Evangelisten dann Judas machten, und er führte seinen Auftrag pünktlich aus. Alles andere ist phantastische Ausschmückung, wie wir sie zum Uebermaß in den Evangelien finden; nirgends aber liegt ein historischer Beweis vor, daß wirklich einer der auserwählten Freunde Jesu ein solcher Schurke war, wie es die Sage uns glauben machen will; und hiermit sei diese widerliche und höchst anrüchige Episode aus dem Leben des großen Weisen abgethan. —

Die langen Reden, die — nach Johannes, — von Jesus noch an diesem Abende gehalten sein sollen, sind erwiesener Maßen das Produkt des Verfassers des vierten Evangeliums, wie namentlich die in seiner Epistel wiederum vorkommende Redeweise solches leicht erkennbar verrath. So z. B. konnte Jesus den bekannten Lieblingsspruch der Theologen: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie Dich, daß Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen," — niemals gesprochen haben, da von einem Christus damals noch nichts bekannt war, sondern nur von einem Rabbi Jeschua. Auch haben die Synoptiker (Matthäus, Marcus und Lucas) nicht die geringste Spur von dieser langen Rede. Auch das Fußwaschen ist eine Eigenthümlichkeit der Johannes'schen Erzählung, von der die Historie nichts weiß, wie man denn überhaupt in Ausschmückung der damals für gar nicht so wichtig erachteten Begebenheit unerschöpflich war.

Nach vollbrachtem Peszah-Mahl hielt Jesus noch einen seiner gewöhnlichen Vorträge, während dessen sich der besagte Spion

Jehuda, verstohlen entfernte, was dem gewohnten Scharfblicke Jesu, der jederzeit, selbst bei dem lebhaftesten Vortrage dennoch Alles um sich her beobachtete, nicht entgangen zu sein scheint; denn er wurde sichtbar unruhig und zerstreut, brach den Vortrag auch kurz ab, und begab sich, allmählich gefolgt von dem größten Theil der Anwesenden, in den geräumigen Garten, wo wir ihn schon einmal getroffen. — Es war rabenfinstere Nacht, und allgemeine Stille herrschte rings umher. Plötzlich sieht man am Eingange des Gartens sich Fackeln bewegen; ein Geklirr von Waffen und der gleichmäßig abgemessene Schritt von vielen Herannahenden läßt auf die Annäherung von Soldaten schließen. Alle horchen hoch auf, und die, sämmtlichen Anwesenden wohlbekannten Verhältnisse lassen Keinen in Zweifel über die ihrem gemeinschaftlichen Freunde drohende Gefahr. — Viele drängen sich wie schützend um ihn zusammen; von seinen Jüngern nur einige Wenige, worunter namentlich Petrus — der uns als ein leidlich fester und couragirter Charakter bekannt ist — namentlich genannt wird. — Die meisten Anwesenden ließen ihren Meister in der Gefahr im Stich und entflohen; Einer sogar, (es soll eine ganz junge flaumbärtige Persönlichkeit gewesen sein und wir kommen darauf zurück) als die römischen Soldaten, denen er sich durch seine eilige Flucht verdächtig machte — ihn greifen wollten, unter Preisgebung seines Mantels. — Unter den sich um Jesus herandrängenden bemerkte dieser auch jenen verdächtigen Gast, der sich vorhin heimlich von der Gesellschaft entfernt hatte. — Der Bösewicht stellte sich, als wolle er Jesus mit seinem Leibe gegen den Angriff der Soldaten schützen, umschlang ihn sogar mit seinem rechten Arm, und drückte sich so fest an ihn, als ob er ihn küssen wolle, woher denn auch die Sage von dem berüchtigten Judaskuß entstanden sein mag. In Wahrheit aber war dieses das verabredete Zeichen für den Anführer der römischen Soldaten, daß hier die gesuchte Persönlichkeit zu finden sei.

Der Centurione, (d. i. der Anführer von hundert Soldaten), bahnte sich nun durch den Haufen einen Weg zu Jesus, der aber, da das langerwartete Verhängniß nunmehr thatsächlich gegen ihn auftrat, seine gewohnte Kühnheit und Entschlossenheit plötzlich wiedergefunden hatte, und von seiner nächsten Umgebung sich losmachend, trat er dem Römer keck entgegen, und fragte ihn: „wen suchest du?“ —

Der Römer antwortete: „Jesus von Nazareth!“ — und Jesus sprach: „ich bins! —“

Der Centurione — (Quirilus Cornelius war sein Name), erklärte nun wie er den Auftrag habe ihn zu verhaften. Einige der Muthigsten, namentlich die jüngeren Freunde Jesu — (Johannes nennt speciell den Jünger Petrus) — machten Miene Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Centurione aber, der dieses bemerkte, warnte die Juden vor den schlimmen Folgen eines vergeblichen Widerstandes, und machte darauf aufmerksam,

daß der ganze Garten von Soldaten umstellt sei. — Somit unterblieb die Nothwehr, die auch ganzlich nicht in der Absicht Jesu lag, und daß vollends Petrus das Schwert gezogen, und einem der Kriegsknechte — (Malchus wird er in der Bibel genannt Renan nennt ihn — wohl auf hebräisch — Malek) — das Ohr abgehauen habe, ist an sich so unwahrscheinlich, daß es unbegreiflich erscheint, wie selbst der so hyper-skeptische Strauß, nichts gegen den historischen Charakter dieser Erzahlung einzuwenden hat, da doch die Frage unabweisbar: — wo nahm denn Petrus plötzlich das Schwert her? — Daß die Juden keine Schwerter trugen ist allgemein bekannt, und daß sich ein römischer Soldat das seine hatte sollen entreißen lassen, ist vollends unglaublich, abgesehen davon, daß die Helme der Soldaten das Ohr nicht so ungeschützt lassen, um es nur so mir nichts dir nichts absäbeln zu können. — Die Evangelisten freilich sagen, es sei Malchus eines Hohenpriesters Knecht gewesen; — wir haben aber bereits gesehen, daß die ganze peinliche Verhandlung Sache der römischen Polizei war, die es hier mit einem politischen Aufrührer zu thun zu haben vermuthete. Lucas will sogar wissen, das Jesus das abgehauene Ohr sofort durch ein Wunder wieder angeheilt habe. Ein Beweis, wie geschaftig in jener Zeit die Phantasie war, wenn es galt, einen Religionsstifter mit göttlicher Kraft auszurüsten. —

Jesus fragte nun nach einem schriftlichen Befehl zu seiner Verhaftung, und der Centurione, damit versehen, reichte dem Verhafteten folgenden Befehl; den Jesus mit lauter Stimme verlas:

„Pontius Pilatus, Landpfleger von Judäa!

Nach Empfang und Einsicht eines Kaiserlichen Befehls, zur Verhaftung des Rabbi Jeschua von Nazareth, und in schuldiger Befolgung dieses Auftrages verfügt hiermit wie folgt:

Der Centurione Quirilus Cornelius ist angewiesen, besagten Rabbi Jeschua sofort zu verhaften, denselben in sichern Gewahrsam zu bringen und die Prätur von dem Vollzuge in Kenntniß zu setzen."

Hiergegen war nichts einzuwenden, und Jesus erklärte sich zu folgen bereit. — Die Jünger, meist noch in einiger Entfernung lauschend, von Schrecken ergriffen, und fürchtend, daß auch sie verhaftet werden würden, entflohen eiligst nach allen Richtungen, und nur einige Wenige, unter ihnen abermals Petrus, folgten ihrem Lehrer von Ferne nach der Stadt, wo derselbe in das Praturgebäude abgeliefert wurde, in welchem sich die verschiedenen Bureaux des römischen Procurators befanden, während er selbst in der Nähe in einem prachtvollen, mit dem kostbarsten orientalischen Luxus ausgestatteten, mit marmornem Saulen gezierten Pallast residirte, an welchen sich ein mit den herrlichsten Tropen-Pflanzen gezierter Garten anschloß.

Jesus wurde in ein Gefängniß gebracht, und Pilatus sofort von dem Vollzuge seines Befehls in Kenntniß gesetzt. — Dieser römische Beamte, obwohl ihm das Geschick eine traurige Berühmtheit in dem größten aller Weltdramen aufgedrungen, und seinen Namen mit unauslöschlich schmachvollen Zügen in die ehernen Tafeln irdischer Unsterblichkeit eingegraben hat — scheint dennoch diesesmal nur ein Sclave seines Amtes und Standes, und mithin nichts als der gezwungene Vollstrecker eines höhern Befehls aus Rom, gewesen zu sein, gegen den es keine Appellation gab.

Er hatte nämlich ein Schreiben der Kaiserlichen Regierung bekommen, in welchem man ihm die einzelnen Data jener vorhin erwähnten, aus Jerusalem eingelaufenen Denunciation mittheilte, und ihn auf die außerordentliche Gefährlichkeit dieses Volksaufwieglers aufmerksam machte. — Es wurde ihm in Hinblick hierauf strengstens befohlen, daß, selbst auch wenn der von den Juden so schwer Angeklagte den beabsichtigten Hochverrath nicht sollte eingestehen wollen, derselbe dennoch, aus Rücksicht auf die jüdischen Gesetze zum Tode zu verurtheilen sei; jedoch solle er, um die israelitische Bevölkerung nicht aufzureizen, die Verhandlung so leiten, als bilde die, mit der Todesstrafe bedrohte Uebertretung der jüdischen Gesetzes-Vorschriften, den Hauptgrund der Anklage. — Das verhängnißvolle Schreiben enthielt schließlich noch den strikten Befehl, falls das Schreiben noch vor Eintritt der bevorstehenden jüdischen Festtage eintreffe, solle das Todesurtheil ohne den geringsten Verzug sofort, aber ohne großes Aufsehen zu erregen vollzogen werden, um so bei der immensen Volksansammlung in der jüdischen Hauptstadt etwaigen Excessen vorzubeugen.

Daß man in Rom die Situation richtig beurtheilt hatte, erwies die ungeheure Sensation, wie solche schon einfach die Verhaftung Jesu beim Volke erregte, denn Schaaren von Neugierigen drängten sich am nächsten Morgen vor dem Prätur-Gebäude, um des Vorgeführten zu harren und seiner ansichtig zu werden.

Der Gefangene seinerseits war während der Nacht, wo er seine gefährliche Lage ruhig zu überdenken Maße hatte, zu der Ueberzeugung gekommen, daß die nächste Ursache seiner Verhaftung in politischen Motiven zu suchen sei. Auch wußte er sehr wohl, daß die vorhin erwähnte, von der beleidigten Priesterpartei nach Rom entsandte Denunciation, die ihn der politischen Aufwiegelung verdächtigte, weil er den Plänen der Verschwörer kein Ohr geliehen, die eigentliche Veranlassung zu dem gegen ihn eingeleiteten peinlichen Justizverfahren sei. — Er wußte andererseits aber auch, daß ihm die Darlegung dieser Sachlage bei den Verhörrichtern nichts nützen, sondern seine Feinde nur noch mehr erbittern würde, und daß, wenn er die einstmalige Absicht der Verschworenen, ihn zum König der Juden auszurufen, entdeckte, die Römer dieses möglicherweise zum längst gewünschten, und daher willkommenen Vorwand benutzen würden, um der jüdischen

Nation den letzten Schimmer einer politischen Selbstständigkeit zu berauben, und somit sein Volk einer lang gefürchteten gänzlichen Vasallenherrschaft zu überliefern, — Er faßte daher aus Rücksicht auf das Wohl seines Volkes den heroischen Entschluß, seinerseits zwar nicht als Denunciant gegen seine Feinde, die die wirklich Schuldigen waren, aufzutreten, aber seine Unschuld mit allen ihm sonst zu Gebote stehenden Mitteln aufrecht zu erhalten.

Pilatus fand sich schon sehr früh in dem großen Verhörsaal des Prätorgebäudes ein, denn in jenen ältern Zeiten war es noch nicht Sitte der obersten Regierungshäupter, sich bei so wichtigen Angelegenheiten durch Unterbeamte vertreten zu lassen. Hier aber erst wurde er daran erinnert, daß die Juden, die vorzüglichsten Ankläger des Rabbi, an dem Fest-Vortage (Freitag, den 14. Nisan oder 3. April) das Prätorium nicht betreten durften, weil sie sich sonst verunreinigt haben würden, und dann das Fest nicht mit feiern durften. — Pilatus daher — weil er ihrer nicht entbehren konnte, — trat auf das Binna, (ein unter freiem Himmel befindlicher, balconartiger Vorbau, der bei ähnlichen Veranlassungen zum Tribunal benutzt wurde) — befahl aber, bevor er das öffentliche Verhör begann, ihm den Verbrecher zu einer Besprechung unter vier Augen hereinzuführen. — Was die Beiden nun hier gesprochen, darüber hat nie ein Sterblicher etwas erfahren, und am wenigsten der Evangelist Johannes, obgleich er ein kurzes Resumé darüber niederzuschreiben sich erkühnte. Pilatus war den Juden nicht wohl gesinnt, denn sie hatten ihn mehrfach in Rom verklagt, und er wußte sehr wohl, daß die von Jesus denselben gemachten Beschuldigungen begründet waren. — Aber er hatte auch strengen Befehl, sie zu schonen, und somit mußte der Prozeß seinen Verlauf nehmen.

Der Landpfleger ließ also den Gefangenen zum öffentlichen Verhör vorführen, und dieser war sehr unangenehm überrascht, als er nicht nur Herodes, den jüdischen Tetrarchen von Galiläa, der eben des großen Festes halber in Jerusalem anwesend war, sondern auch seine boshaftesten Widersacher, Kaiphas und dessen Schwiegervater Anas, sowie auch von dem Orden der Pharisäer Mehrere erblickte, die, wie er sehr gut wußte, den möglichen Verrath ihres politischen Verbrechens, durch das Opfer eines Unschuldigen zu verdecken suchen würden.

Pontius Pilatus nahm mit großer Würde seinen Präsidenten-Sitz ein, und nachdem er einen langen nachdenklichen und viel sagenden Blick auf den Gefangenen geworfen, begann er die im römischen Justizverfahren üblichen Fragen nach Namen, Stand, Alter und Geburtsort, woran sich schließlich die Frage reihte: ob ihm die Ursache seiner Verhaftung bekannt sei? — Jesus verneinte diese Frage. Sein Alter gab er auf 33 Jahre an.

„Man hat dich hochverrätherischer Umtriebe angeklagt — redete Pilatus ihn weiter an — dein Ziel war die Vertreibung der Römer aus Judäa, und die Erhebung deiner Person zum König der Juden."

„Meine öffentlichen Reden — antwortete Jesus — widersprechen ausdrücklich dieser Beschuldigung. Dankbar erkannte ich jederzeit den Schutz an, den uns die römische Regierung, den feindlichen Nachbarvölkern gegenüber, angedeihen ließ, so wie die Milde, mit der man unter Anerkennung der Nationalität unser Volk regierte; auch kann es dir sicher nicht unbekannt geblieben sein, daß ich mein Volk bei jeder Gelegenheit vor einer gewaltsamen Veränderung dieses Verhältnisses warnte."

„Es giebt Zeugen, die das Gegentheil behaupten, — antwortete ihm Pilatus. Kannst du es leugnen, Versammlungen politischer Verschwörer beigewohnt zu haben, die mit der Absicht umgingen, dich zum König der Juden auszurufen?"

„Ich leugne dieses nicht! — aber ich betrat die Versammlung, ohne den Zweck und die Absicht derselben zu kennen, und entfernte mich sofort, als man mir derartige strafbare Anträge machte."

„Wie aber sollte man auf den Gedanken gerathen sein, dich zum König der Juden auszurufen, wenn nicht dein Betragen und deine Gesinnung zu einer solchen Wahl und zu solchem Antrage die Veranlassung gegeben hätten?"

„Ich habe weder durch das eine noch durch das andere dazu ermuntert" — erwiderte Jesus mit unerschütterlicher Ruhe und Würde, und Pilatus gab nunmehr Befehl, die Belastungszeugen herein zu rufen.

Wir müssen hier episodisch einschalten, daß sich seit der Verhaftung Jesu die Jünger bis auf zwei: Petrus und Johannes, in alle Winde zerstreut hatten. — Nur diese Beiden folgten ihm von Weitem, und auch am folgenden Morgen hatten nur diese den Muth, sich in den Vorhallen des Prätorgebäudes unter das Volk zu mischen, um gelegentlich über das fernere Geschick des geliebten Lehrers Erkundigung einzuziehen. — In der Vorhalle brannte ein Feuer, an das sich Petrus, zum Erwärmen der Hände, hinstellte, und sich nun wie ganz von ungefähr nach dem muthmaßlichen Geschicke Jesu erkundigte. — Wer die befragte Person gewesen, darüber ist kein Evangelist mit dem andern einig. Der eine nennt einen Pförtner, der andere eine Magd, ein dritter einen Knecht, der vierte einige Männer. — Die Sache ist an sich nicht wichtig, aber man ersieht auch hier die Unzuverlässigkeit der evangelischen Berichterstatter. —

Petrus wurde an der Sprache als ein Galiläer erkannt, und da, wie man wußte, auch der Angeklagte ein Galiläer war, so sagte man es ihm auf den Kopf, daß er der Partei des Nazareners angehöre. — Petrus erschrak darüber sehr, denn wie leicht, dachte er, könnte man auch mich als Jünger des Verhafteten, zu gleicher Verantwortung ziehen! — Somit leugnete er es aufs Bestimmteste zur Partei Jesu zu gehören, und diese Scene wiederholte sich bei jeder Erkundigung, die er einzuziehen suchte, so daß er endlich, um der Lüge überhoben zu sein, die Halle verließ. — Ob er, — wie die Sage wissen will — diese

Verläugnung seines Meisters unter „bitterlichen" Thränen beweint und bereut hat, mag dahin gestellt bleiben; ein abermaliger Beweis aber liegt in dieser an sich unbedeutenden Episode, wie so ganz unbedeutende, charakterschwache Männer diese hochgepriesenen Apostel waren, unter deren alleinigen Fürsorge das Christenthum sicher niemals zum Siege gelangt wäre. — Was, beiläufig bemerkt — die Sage vom Hahnkrähen und Vorherwissen Jesu, bezüglich dieser Verleugnung hinzugethan, ist nur auf Rechnung der erfinderischen Evangelisten zu setzen.

Kehren wir indeß zu dem peinlichen Verhör des Gefangenen zurück, so traten mehre von der jüdischen Priesterpartei bereit gehaltene Zeugen ein, die es bekräftigten, daß in der That bei einer Volksversammlung in Galiläa der Beschluß gefaßt worden sei, Jesus zum König der Juden auszurufen, wobei denn auch der bekannte Einzug in Jerusalem nicht unerwähnt blieb.

Pilatus legte auf diese Anklage großes Gewicht, indem er in jener Anmaßung der Königswürde einen absoluten Hochverrath gegen die kaiserliche Regierung fand, und erklärte er die vorliegenden Beweise der Schuld schon allein als ausreichend für seine Verurtheilung. — Jesus erläuterte diesen Moment der Beschuldigung dahin: daß er niemals an ein irdisches Königreich gedacht habe. „Mein Reich — sprach er — ist nicht von dieser Welt! es ist das Reich der Gerechtigkeit und der Wahrheit!" — Worauf Pilatus die ewig denkwürdigen Worte erwiderte: — „Ja, was ist Wahrheit?" — Zugleich aber fügte er hinzu, daß neben diesem politischen Vergehen, auch Anklagen religiöser Natur gegen ihn vorlägen, wegen deren er, nach jüdischem Gesetze, das Leben verwirkt habe.

„Diese Anklage — erwiderte Jesus — gehört vor den Sanhedrin (jüdischer Gerichtshof) — dessen Mitglied ich selber bin."

Pilatus gestand das zu, insofern kein politischer Hochverrath dabei in Betracht käme. Um aber diesen zu constatiren, habe der Richter auch auf den anderweitigen Charakter und die Gesinnungen des Angeklagten Rücksicht zu nehmen, und da sei das religiöse Moment von ganz anderer Bedeutung. — Er gab einen Wink, und auf diesen trat eine Anzahl hochgestellter jüdischer Beamte der Priester-Partei hervor, welche alle jene Vergehen gegen das jüdische Gesetz bezeugten, deren wir bereits gedacht haben; z. B. das Vergehen gegen die Sabbathordnung, das Verwerfen der Opfertheorie u. s. w. — und sie belegten die Strafwürdigkeit dieser Vergehen mit Stellen aus der Thora, die sie verlasen. — Auch der Umstand seiner unehelichen Geburt — die — wenn sie erwiesen werden konnte — ihn nach mosaischem Gesetze der Rabbi-Würde unfähig erklärt hätte, kam zur Sprache. Es traten jedoch, und zwar mit großer Indignation viele Zeugen für die Legitimität seiner Geburt in die Schranken, und nennt uns die später in Rom vorgefundene Acte Pilati (d. i. die von Pilatus eingeschickte Criminal-Acte über den Prozeß Jesu) unter

jenen Entlastungszeugen folgende Namen: Elieser und Asterius, Antonius und Jacobus, Carus und Samuel, Isaak und Phineas, Krippus und Agrippa, Annas und Judas. — Vor allem aber war es der mehrgenannte Nicodemus, der sich des Unschuldigen annahm, wogegen uns jene Acte als vorzügliche Ankläger, außer Caiphas und Anas auch noch folgende Namen; Simeon, Dathar, Gamoliel, Judas Levi, Naphtalin und Jairus nennt.

Diese und noch manche Andere eifrige Juden, meist Pharisäer, suchten indeß allerlei, nach mosaischem Gesetze, todeswürdige Vergehen, namentlich gegen die jüdischen Religions-Vorschriften hervor, um den Richter zur Verurtheilung Jesu aufzustacheln, wogegen aber seine Freunde eine Menge der von ihm unentgeltlich Geheilten ins Treffen führten, die für das Leben ihres edeln Wohlthäters baten. Auch eine Frau, Berenike, war unter letztern, aber die feindlich gesinnten Juden schrieen: „Ein Weib ist nach unserm Gesetz nicht zum Zeugniß zuzulassen; — worauf Pilatus einwarf: ich richte nicht nach eurem, sondern nach dem Gesetze meines Kaisers Tiberius.

Es muß zur Ehre des Pontius Pilatus gesagt werden, daß er zwar die, nach jüdischen Begriffen, todeswürdigen Beschuldigungen des Angeklagten nicht in Abrede stellen konnte; so wie auch, daß er sich dem ausdrücklichen Befehle von Rom, denselben zum Tode zu verurtheilen, nicht entziehen durfte; daß er aber in seinem Innern von der Unschuld und hohen Würde dieses Mannes überzeugt war, und deshalb — sofern er unabhängig dagestanden hätte, eine Verurtheilung desselben schwerlich erfolgt sein würde. — Rom aber kannte in dieser Beziehung kein Erbarmen, und Pilatus wußte sehr wohl, daß es hier sein Amt oder Jesu Leben koste. Wer möchte den Mann unter so schwierigen Verhältnissen verdammen, daß er sich selbst als den Nächsten betrachtete. Ja er durfte es sich als Kaiserlicher Beamter nicht einmal anmerken lassen, daß er Partei für den Angeklagten nehme, da derselbe vom Hofe bereits verurtheilt war, und Rom überall seine Späher hatte, die auch das Verhalten der höchsten Würdenträger zu überwachen und darüber nach Hof zu berichten hatten. —

Das Verhör war bald beendet, denn Jesus hielt es für überflüssig, bei der ihm wohlbekannten Sachlage und der Erbitterung seiner jüdischen Widersacher seine Unschuld zu erweisen, zumal er sehr gut wußte, daß er den Bestimmungen des Mosaischen Gesetzes gegenüber nicht unschuldig sei, sondern den Tod verwirkt habe. Deshalb erklärte er, als Pilatus ihn zu einer weitern Vertheidigung aufforderte, daß er sich an dieser Stätte auf eine Widerlegung der gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen nicht einlassen könne, zumal er (Pilatus) seine Rechtfertigung nicht einmal verstehen würde. — Mein ganzes Leben — schloß er — war ein öffentliches, und jedes Wort, das ich gesprochen, der Wahrheit, der Tugend und vor Allem der Menschenliebe gewidmet.

— Zwar habe ich die Formen der mosaischen Gesetzgebung angegriffen, da sie des Geistes unwürdig sind, der in unserer Lehre waltet, die nur eine Veredelung des Menschengeschlechtes anstrebt, diesen Geist selbst aber zur Erfüllung zu bringen, ist mein Hauptstreben gewesen, denn der Buchstab tödtet, der Geist aber ist es, der lebendig macht.“ —

Pilatus verwies ihm nun, gestützt auf sein eigenes Bekenntniß, die Angriffe auf den religiösen Cultus, namentlich auf die Opfertheorie, durch die er ja auch die Götter Roms angegriffen und verworfen habe, und fragte ihn: ob er sich denn etwa weiser bedünke, als die religiösen Gesetzgeber der Juden und Römer?

Jesus schwieg, und da er die erneute Anfrage: ob er sich weiterhin zu vertheidigen gedenke, verneinte, so erklärte Pilatus das Verhör für geschlossen und befahl den Lictoren, ihn in das Gewahrsam zurückzuführen.

Ihm war indeß die Hoffnung nicht ganz entschwunden, den unglücklichen Rabbi zu retten, der ihm ersichtlich ein großes Interesse eingeflößt hatte. Auch darf es wohl für historisch richtig angenommen werden, daß sich Procla, die Gemahlin des Landpflegers, auf Verwendung mehrerer schwärmerischen Freundinnen Jesu, namentlich der Johanna, Gemahlin des Chusa, Verwalter bei Pilatus, — Aurelia, Frau des Beamten Gremion u. A. bei ihrem Gatten noch im letzten entscheidenden Augenblick lebhaft für Jesus verwendet hatte, indem sie ihm von einem (möglicher Weise fingirten) Traum berichtete, der die Begnadigung des Nazareners als von Gott befohlen darstellte. — Pilatus kam, (vielleicht in Folge dessen) — noch auf den Gedanken, Jesus auf loyalem Wege dadurch zu retten, daß er der Blutgier der fanatischen Juden eine andere Persönlichkeit zur Hinrichtung überlasse. Es war nämlich Sitte, daß zu Ostern ein peinlich Angeklagter nach freier Wahl des Volkes begnadigt werde, und Pilatus hoffte, daß man auf sein Zureden Rabbi Jesus diese Begnadigung zuwenden, und dagegen einen andern bereits verurtheilten Aufrührer, der einen Mord begangen hatte, dem Nachrichter überlassen würde. — Durch einen sonderbaren Zufall führte auch dieser Verurtheilte den Vornamen Jeschua, sein Zuname aber war Bar-Abban. Pilatus, nachdem er diesen Gedanken gefaßt, trat noch einmal auf die Binna hinaus, und machte dem Volk die eben erwähnte Proposition, indem er hoffte, dasselbe dadurch zu beschwichtigen und dem fanatischen Pöbel sein Opfer zu entreißen.

Als die ungeduldig harrenden Priester diesen Vorschlag vernahmen, erschraken sie sehr; sofort aber war auch ihr Entschluß gefaßt, für die Freilassung obengenannter Persönlichkeit zu agitiren, und ließen sie daher durch ihre Helfershelfer, deren sie eine große Menge unter dem Volkshaufen vertheilt hatten, den Namen desselben umherflüstern, und da jener Bar-Abban ebenfalls beim Volke in einigem Ansehen stand, so wurde es den Gegnern Jesu

nicht schwer, eine große Menge Schreier auf ihre Seite zu bringen, die die Freigebung jenes Verurtheilten mit großem Ungestüm begehrten, und das Lautwerden jeder andern Meinung schon im Beginn erstickten. —

Der wohlwollende Plan des Pilatus war also durch diese erneute Machination der fanatischen Priester vereitelt, und es würde ungerecht sein, den Richter in ihm zu verdammen, da seine Stellung nicht unabhängig genug war, um den beiden treibenden Gewalten, von Rom und der jüdischen Aristokratie ausgehend, zu widerstehen. — Der Fabel aber gehört — beiläufig bemerkt — jene evangelische Version an, nach welcher man den jüdischen Tetrarchen Herodes — oder gar den Antipater mit in die Verhandlung zieht, als sei Jesus denselben ebenfalls vorgeführt worden. — Herodes war — wie schon erwähnt — mit gegenwärtig, vielleicht auch Antipater, denn das große Fest hatte alle Notabilitäten in Jerusalem versammelt; auch mögen dieselben den Pilatus privatim vielleicht beeinflußt haben; officiell aber stand ihnen keine Berechtigung zu, in den Prozeß einzugreifen. —

Das Geschrei des jüdischen Pöbels wurde indeß je länger je ärger, und drohte in einen offenen Aufstand auszuarten, als man, durch die Verzögerung veranlaßt, fürchtete, daß der Volkswuth ihr Opfer entzogen werden sollte. — Wo blieben denn nun aber jene Schaaren, die sich einst an Jesu herrlichen Reden erbaut hatten, wo die Kranken, denen er Arzt, die Armen, denen er Freund und Tröster gewesen war? — Von ihnen, ja selbst von seinen Jüngern war in dieser verhängnißvollen Stunde Niemand zu sehen; einsam und verlassen unter allen den Tausenden, die das Prätorgebäude umstanden, war der Unglückliche nur allein auf sich, auf die moralische Kraft seines Riesengeistes angewiesen, die ihn vermochte, sich in seinem reinen Bewußtsein hoch erhaben über dieser bestialischen Rotte zu fühlen, — denen ähnliche Creaturen ja auch noch heute vor uns einher wandeln – die man viel eher redende, boshafte Affen, als Menschen nennen möchte.

So standen die Sachen, als Pilatus zum dritten Male, begleitet von seinem Procurator — vor das bis zur Raserei erhitzte jüdische Volk hervor trat. Von allen Seiten schrie man ihm entgegen, daß man Bar-Abban frei gegeben, Jesus, den Nazarener aber gekreuzigt wissen wolle. — „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ schrien die Exaltirtesten — Ans Kreuz mit ihm, er ist des Todes schuldig!“ —

Wenn nun die Sage hinzufügt, es habe Pilatus öffentlich erklärt, er finde nichts der Todesstrafe Würdiges an dem Angeklagten; ja er habe sich sogar Wasser bringen lassen und sich, zum Zeichen, daß er unschuldig sei an diesem Blute, die Hände gewaschen — so heißt das ganz und gar die Würde eines so hohen römischen Beamten und die Situation überhaupt verkennen. Jemand für unschuldig erklären, dieses öffentlich vor allem Volke zu bekennen, und ihn dennoch zu einer so grauenhaften Todesstrafe zu verurtheilen: — das that ein edler Römer zu keiner

Zeit, und ist lediglich als eine sagenhafte Ausschmückung zu betrachten, um die Schuld an diesem Justizmorde den verhaßten Juden zuzuschieben, da doch dieselben in Wahrheit nur die Triebfeder waren, während die eigentliche juridische Verantwortlichkeit für den Urtheilsspruch den Römern zufällt, als deren unfreiwilliges Werkzeug wir Pilatus kennen lernten und zu betrachten haben.

Es ist ferner in dieser Beziehung von großer Wichtigkeit, das jüdische Rechtsverfahren zu berücksichtigen, wie solches in jenen Tagen bei Criminalfällen gesetzlich angewendet wurde, und das namentlich darauf berechnet war, Uebereilungen zu vermeiden, die nachher niemals wieder gut gemacht werden konnten.

Das oberste jüdische Gericht, das Sanhedrin, zu deren Mitgliedern auch Jesus gehörte, bestand zu jener Zeit aus 71 Personen, als deren Vorsitzender der Hohepriester fungirte. — Die Theilhaber mußten jung, gelehrt und von hohem Ansehn, auch in fremden Sprachen wohl bewandert sein, damit man möglichst der Dollmetscher überhoben sein könne. — Nur bei Vergehen geringen Grades war eine Unvollzähligkeit des Gerichts — (jedoch nie unter 23 Personen) gestattet. — Bei peinlichen Gerichtsverhandlungen aber mußte das Collegium vollständig versammelt sein, also aus 71 Personen bestehen. Da nun Jesus selbst ein Mitglied dieses Gerichts war, und man somit in diesem Falle erst eine Neuwahl hätte vornehmen müssen, so geht schon einfach hieraus hervor, daß derselbe nicht von einem jüdischen Forum verurtheilt sein kann. — Die Sitzungen waren regelmäßig am Montag und Donnerstag Morgen und wurden niemals am Tage vor einem Feste begonnen, da Jedermann an solchem Tage mit den Vorbereitungen zum Feste beschäftigt war. Alles Beweise für die irrthümliche Mittheilung der evangelischen Erzählungen in Betreff der Verurtheilung Jesu.

Das peinliche Gerichtsverfahren des Sanhedrin war in folgender Weise geregelt. Dasselbe fand in einem runden Saale statt, wovon der eine Halbkreis innerhalb des Tempels, der andere außerhalb desselben fiel. — Das Verfahren war durchaus öffentlich vor allem Volk. Officielle Ankläger und Vertheidiger gab es damals noch nicht. — Eine Anklage-Acte wurde laut und deutlich verlesen, und im Fall der Ableugnung erfolgte das Zeugen-Verhör, worauf der Angeklagte gefragt wurde, ob er etwas gegen dieselben einzuwenden habe? — War dieses der Fall, so wurden die Einreden geprüft und durch Urtheil erledigt.

Die zugelassenen Zeugen wurden vom Vorsitzenden aufs feierlichste ermahnt, die Wahrheit zu berichten. — „Bedenke — hieß es darin u. A. — welch eine große Verantwortlichkeit auf dich fällt, denn es handelt sich hier um ein Leben, dessen Verlust niemals zu ersetzen ist. Sollte der Angeklagte durch deine Veranlassung unschuldig verurtheilt werden, so wird sein Blut, und das seiner Nachkommen, deren du die Erde beraubst, über dich kommen; Gott wird Rechenschaft von dir fordern u. s. w.

Von den Zeugen wurde gefordert, daß sie die Identität ihrer Person bündigst erwiesen; Monat, Tag und Stunde der begangenen verbrecherischen That genau angaben, und Rechenschaft darüber ablegten, ob und in welcher Art sie dieselbe zu verhindern bemüht gewesen. — Der geringste Widerspruch in den Aussagen veranlaßte das Verwerfen des Zeugnisses.

Erst wenn allen diesen Vorbedingungen vollkommen Genüge geleistet war, begann die Besprechung des Falls unter den Mitgliedern des Sanhedrin selbst, und war es Gesetz, daß Jeder laut und vernehmlich genug spreche, damit er selbst von allen Zuhörern vollkommen gehört und verstanden werden könne.

Nach geschlossener Verhandlung resumirte einer der Richter das Wesentlichste derselben, und zwei Schreiber sammelten die Stimmen für und gegen die Verurtheilung. Die Mehrheit der Stimmen war entscheidend, und fielen dieselben für den Angeklagten günstig aus, so wurde er sofort in Freiheit gesetzt; im entgegengesetzten Falle aber wurde der definitive Spruch bis zum nächsten Gerichtstage ausgesetzt. — Die Richter waren verpflichtet, sich in dieser Zwischenzeit nur mit der vorliegenden Sache zu beschäftigen, und dieselbe unter einander zu besprechen; dabei hatten sie sich aller üppigen Nahrungsmittel, so wie auch des Weins gänzlich zu enthalten und jede Zerstreuung zu meiden. Erst am dritten Morgen trat die Corporation zu einer Revision der vorgestrigen Verhandlung wieder zusammen und eine hochherzige Anordnung war es, daß diejenigen Richter, die den Angeklagten in der vorherigen Sitzung verurtheilt hatten, ihn jetzt freizusprechen berechtigt waren, während eine entgegengesetzte Sinnesänderung keine rechtliche Folgen haben durfte.

Sofern das Urtheil die Todesstrafe erkannte, geleiteten zwei obere Beamte den Verurtheilten sofort zum Richtplatz, die Mitglieder des Sanhedrin aber verließen während dessen ihre Sitze nicht, denn gesetzlich wurde am Eingange der Gerichtshalle ein Vogt mit einer kleinen rothen Fahne in der Hand aufgestellt, während ein zweiter zu Pferde dem Verurtheilten folgte, und sein Auge fortwährend zurück nach dem Orte wandte, von dem man ausgegangen war. — Ereignete sich auch jetzt noch irgend etwas, das einer Entlastung des Verurtheilten günstig erschien, so gab der erste Vogt ein Zeichen mit seinem Fähnchen, und der Berittene führte den Delinquenten in den Gerichtssaal zurück, wo dann der neue Entlastungsgrund einer neuen Erörterung unterzogen wurde. Eine solche Unterbrechung der Execution war bis zu 5 Malen gestattet. — Kam es dann endlich zur wirklichen Ausführung des Todesurtheils, so schritt der Zug langsam einher, und ein vorausschreitender Herold rief in kleinen Zeitpausen laut und vernehmlich die Worte: „N. N. verurtheilt wegen des Verbrechens (folgt die Bezeichnung) wird zum Richtplatz geführt. Zeugen die gegen ihn aussagten, sind die und die (folgen die Namen.) Hat Jemand etwas zu seinen Gunsten anzugeben, so

beile er sich!!" — — Auch ein Erfolg dieses Aufrufs war vermögend, die Zurückhaltung des Delinquenten in obengenannter Anzahl zu veranlassen.

Wie wenig blutdürstig übrigens der Sanhedrin im Ganzen genommen war, geht u. A. auch aus folgender Bemerkung des Talmud hervor:

„Ein Gerichtshof, der einmal in sieben Jahren ein Todesurtheil ausspricht, darf ein blutiger genannt werden; ja er verdient diese Bezeichnung, sagt Rabbi Elieser, wenn er ein solches Urtheil in 70 Jahren ein einziges Mal ausspricht; — und Rabbi Akiba und Rabbi Tarphon setzen hinzu: — wären wir Mitglieder des Sanhedrin gewesen, wir würden niemals einen Menschen zum Tode verurtheilt haben."

Schließlich sei aber auch noch als letzter Beweis, daß hier kein jüdischer Gerichts-Akt vorliegt — angeführt, daß die Juden in ihren Criminalgesetzen keinen Kreuzestod kannten, wohl aber die Todesart des Stranges. — Ein dazu verurtheilter aber wurde zuvor erdrosselt und dann gehängt. Die Gesetzesstelle lautet: „Memitin oto, weachar Kachtolim oto."

Aus dieser wahrhaften Darstellung geht schon zur Genüge hervor, wie durchaus unberechtigt man die Verurtheilung Jesu den jüdischen Richtern zuzuschreiben sucht.

Es bestreiten eine solche Angabe außerdem aber auch noch folgende jüdische Gesetzesstellen:

„Zwei Verbrecher dürfen nicht an einem Tage hingerichtet werden." (Sanhedrin; Halacha. „En denin schenajim bejom achad.")

Es ist aber auch — ganz abgesehen hiervon — aus andern Gründen erwiesen — daß die episodisch angeführte Mithinrichtung zweier sogenannter Schächer aller historischen Sicherheit ermangelt. Bei der bekannten Eile, womit die Verurtheilung Jesu und die Execution betrieben wurde, fragt man mit Recht, wo kamen denn die beiden verurtheilten Missethäter so plötzlich her? — Auch die Römer, gleich wie die Juden, vollzogen ein gesprochenes Todesurtheil sofort. Da indeß alle vier Evangelien, und auch die Acte Pilati von zwei mithingerichteten Schächern sprechen, so dürfen wir die Sache an sich als dah n gestellt sein lassen. — Die angeführten und unter sich abweichenden Unterredungen zwischen Jesus und den Schächern, weichen aber in den verschiedenen Erzählungen so sehr von einander ab, daß sich der Charakter einer willkürlichen Ausschmückung ganz von selbst ergiebt. —

Wir haben indeß dem Gange der Begebenheit hiermit bereits vorgegriffen, hielten es aber für wichtig genug, Beweise dafür zu sammeln, daß die jüdische Nation mindestens insofern der Schuld an Jesu Verurtheilung entlastet werden müsse, als kein loyaler Gerichtsakt des Sanhedrin dabei concurrirt, wenn gleichwohl die

moralische Mitschuld einzelner jüdischen Fanatiker weder geleugnet werden kann, noch darf. Wie ungerecht es aber wäre, eine ganze Nation für die Schuld einiger wenigen Individuen, selbst unter Zeitgenossen verantwortlich zu machen, liegt auf der Hand; wie viel ungerechter aber würde es sein, auch den nachgeborenen Generationen eine Verantwortlichkeit für die Schuld einiger wenigen Verblendeten aufzubürden, die vor tausende von Jahren gelebt haben!

Hüten wir uns nun, um gerecht zu sein, andererseits aber auch, die alleinige Schuld an dem Tode Jesu Pilatus aufzubürden. Dieser Römer war ein feingebildeter Kopf, der die jüdischen religiösen Albernheiten, die sie das Gesetz nannten, im Lichte der Vernunft sehr wohl als Absurditäten erkannte; aber die Verhältnisse der unseligen Zwitterregierung drängten ihn übermächtig dazu, der jüdischen, den angeklagten Jesus fanatisch hassenden Priester-Aristokratie den Willen zu thun, und zugleich dem kaiserlichen Befehl, von Rom ausgegangen, zu gehorsamen. Es lag in der That nicht in seiner Macht, den Unglücklichen zu retten, der aber — vergessen wir das nicht — sehr wohl sich selber hätte retten können, wenn er — wie er es früher ja so oft gethan — durch die Flucht dem drohenden Unheil hätte entrinnen wollen. — Es lag aber ausdrücklich in seinem Plan, als ein Opfer seiner Lehre zu sterben, und eine Begnadigung, die diesen heroischen Entschluß durchkreuzt hätte, würde ihn jedenfalls unangenehm berührt haben. Trösten wir uns daher mit dem Gedanken, daß — (Socrates etwa ausgenommen), — niemals ein Sterblicher für eine reinere, wahrhaft vernunftgemäßere Idee sein Leben gelassen hat, als Jesus. — Der einzige und größte Irrthum aber, der den Glanz seines Charakters trübt, ist der, daß er absichtlich darnach strebte, ein Märtyrer seiner Lehre zu werden. — Viele andere religiöse Märtyrer thaten dasselbe und waren doch nur fanatische Schwärmer für irgend ein unverdautes Dogma. Jesus aber wollte die menschliche Vernunft zu Ehren bringen, und die thätige Menschenliebe zum gouvernirenden Grundprincip aller menschlichen Handlungen machen. — Daß Mißlingen lag vielleicht in der Ueberschwänglichkeit seiner Anforderungen an die menschliche Natur (man denke nur an die Gütergemeinschaft) aber seinem Verdienst um die Menschheit geschiebt dadurch kein Abbruch. Er war ein Jude, und der jüdische Zaum um das Gesetz, von dem immer noch abgedungen wird, hatte ihn vielleicht zu Ueberschwänglichkeiten verleitet, die jetzt belächelt werden. Wie weit entfernt wir aber überhaupt noch von dem Ziele seines edlen Strebens sind, das erweisen allein schon die noch immer nicht erloschenen blutigen Kriege, die, aller christlichen Nächstenliebe zum Trotz, immer neu wieder erwachen, und ihr den schändlichsten Hohn sprechen, angesichts dessen man sich fast schämen sollte, den Namen Christ zu führen, da er nur wie Spott und Hohn auf den menschenfreundlichen Stifter einer Religion der Liebe klingt.

Renan sagt in dieser Beziehung eben so schön als wahr: „Es wird in der That mehr als 18 (sagen wir dreist 19) Jahrhunderte brauchen, bis das vergossene Blut Christi Früchte trägt. — In seinem Namen hat man Denkern, die ihm in edlen Gesinnungen nichts nachgaben, Folter und Scheiterhaufen zuerkannt.“ Und — fügen wir hinzu — an unsern Priestern liegt es zum Theil wahrlich nicht, wenn dasselbe nicht noch heute geschieht, wie solches Witschel, (der selbst Priester war) in einer seiner Episteln an die Christen so schön mit den Worten ausspricht:

„„Priester, schämt euch! aller Zwist der Kirche
„„Kommt von euch — und Duldung nur vom Thron!
„„Fürsten mußten euch zum Frieden zwingen!
„„Edle Fürsten, Gott ist euer Lohn!““ —

„Noch heute — fährt Renan fort — werden in Ländern, welche Anspruch darauf machen, civilisirt genannt zu werden, Strafen für religiöse Vergehen ausgesprochen. — Jesus konnte wahrlich nicht voraussehn, daß Völker mit verirrter Einbildungskraft ihn eines Tages unter dem Bilde eines Molochs auffassen würden, der nach verbranntem Menschenfleisch lüstern sei.“ u. s. w.

Das Christenthum — füge ich hinzu — aus dem Judenthum hervorgegangen, hat seine Mutter mit großer Berechtigung in Betracht des inhaltlosen Formelwesens, verleugnet, aber ein scheußliches Vermächtniß hat es leider als Erbschaft mit herüber geschleppt, nämlich jene erbarmungslose, blutdürstige Intoleranz, die eine Ausgeburt der Hölle, zu allererst in dem Schädel jenes Moses gebrütet wurde, den man einen weisen Gesetzgeber geheißen, der aber als Erz-Vater des religiösen Wahnsinns, der die Vernunft verleugnet und den Buchstab zu seinem Götzen macht — mehr Unheil in der Welt angestiftet hat, als je ein Mensch zuvor, und auch der edle Nazarener wurde als ein Opfer jenes Dämons nach Golgatha geschleppt und ans Kreuz geheftet. —

28.

Jesu Verurtheilung, Mißhandlung und Hinrichtung.

Kehren wir indeß zu unserer Geschichte zurück, so trat Pilatus nunmehr zum dritten und letzten Male ins Innere des Prätoriums zurück. Nach einiger Zeit erschien der Procurator auf der steinernen Erhöhung vor dem Prätur-Gebäude „Gabbatha“ genannt, von wo aus die Gerichts-Urtheile dem Volke öffentlich verkündet wurden. — Sofort bildeten die römischen Soldaten einen weiten Halbkreis um denselben, um das Volk

abzuhalten, das sich in unabsehbarer Zahl versammelt hatte, und verlas der Procurator nunmehr — nach gebotener Stille — Angesichts des Verurtheilten, der von Soldaten in den Kreis geführt wurde, folgendes Todesurtheil, wie solches Pilatus später nach Rom eingeschickt, und wie man es im Jahre 1280 in Aquila, im Königreich Neapel, bei einer zur Auffindung römischer Alterthümer veranstalteten Nachgrabung, auf einer Platte gravirt gefunden hat.

„Im siebenzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius und am 25ten Tage des Monats Nisan (März) in der Stadt Jerusalem.

Pontius Pilatus, Procurator von Judäa, auf dem Präsidial-Stuhl des Prätors sitzend:

In Angelegenheit des Angeklagten Rabbi Jeschua aus Nazareth, —

in Erwägung,

daß derselbe angeklagt und überwiesen ist, hochverrätherische Verbindungen unterhalten zu haben, zu dem Zweck, die römische Oberherrschaft über Judäa zu beseitigen, welches Verbrechen nach römischem Staatsrecht mit Todesstrafe bedroht ist;

in fernerer Erwägung auch:

daß derselbe angeklagt und überführt ist, das von den Juden heilig gehaltene mosaische Gesetz geschmäht und verunehrt zu haben, welches Vergehen nach Behauptung der Juden und nach den im Verhör verlesenen Bestimmungen der Thora, von ihrem Gott selbst mit der Todesstrafe bedroht ist:

Verurtheilt den Angeklagten zum Tode, und daß diese Todesstrafe durch Kreuzigung zu vollziehen ist. —

Beauftragt auch den Centurionen Quirilus Cornelius mit Ausführung der erkannten Strafe und befiehlt ihm, den Verurtheilten sofort zum Richtplatz zu führen." —

Die Hände des Verurtheilten waren bei dieser Scene mit Stricken gebunden. Auf seinem Antlitze ruhte zwar Todesblässe, dennoch aber war eine erhabene Ruhe über die edlen Züge des Weisen gebreitet, dessen Gedanken sich, über das erbarmliche irdische Treiben hinausschweifend, sichtbar mit Gott beschäftigten, denn von Zeit zu Zeit erhob er sein großes schönes Auge zum Himmel, und seine Lippen bewegten sich wie im leisen Gebet. —

Es erfolgte nun ein Auftritt, über den wir als zu empörend hinweg eilen wollen, und dessen wir gar nicht erwähnen würden, wenn er nicht als vollkommen historisch der Geschichte angehörte. Es existirte nämlich in jener Zeit die abscheuliche Sitte, die zum Kreuzestode Verurtheilten kurz vor dem Todesgange zu geißeln, und auch unser edler Dulder sollte diesem Geschicke nicht entgehen. — Es ist mehr als lächerlich, mit Renan anzunehmen, Pilatus habe gehofft, die hasserfüllten Juden durch diese Geißelung zu beschwichtigen, und so Jesus der Todesstrafe zu überheben. Es war nun einmal beschlossen, dem Widerwärtigen keinen einzigen

Tropfen aus dem Leidensbecher zu erlassen, und somit erhielten die stärksten und robustesten Soldaten fingerdicke Rohrstöcke, mit denen sie den entblößten Rücken des Verurtheilten herzlos zerfleischten. — Dieses geschah sogar öffentlich und der jüdische Pöbel hetzte die Büttel, herzhaft ihre Schuldigkeit zu thun. Die Folgen dieser Behandlung lassen sich leicht ermessen. Dennoch ertrug der Mißhandelte Alles mit engelgleicher Ruhe und Geduld, und erst als man ihn losgebunden und eine wollene Tunika über die blutenden Wunden geworfen, zuckte er im ungeheuren Schmerze einen Augenblick zusammen und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Es fand sich nun, daß es der Eile halber an einem Kreuz fehlte, und wurde der Mißhandelte daher, bis daß es hergerichtet worden, durch die Stadtknechte in den nahe gelegenen Vorhof des Gebäudes geführt, das den römischen Soldaten zum Aufenthalt diente. Vor der Thür der Wache, die offen blieb, ging ein Militärposten auf und nieder, und so konnte man von außen so ziemlich Alles, was drinnen vorging, sehen, und mehre Feinde, aber auch Freunde und Verehrer Jesu sammelten sich an der Thür, um das fernere Schicksal des Verurtheilten zu beobachten und davon weiter erzählen zu können.

Die römischen Krieger, verwilderte, robuste Gestalten — sogenannte Auxiliar-Truppen aus fernen, fremden, eroberten Ländern, roh und ungeschlacht, lagerten meist in Gruppen am Boden umher. Einige putzten ihre Waffen, andere spielten in Würfeln und noch andere wurden von den Hauptleuten im Handhaben der Lanzen unterrichtet, wieder andere lungerten, faulenzend und in der Sonne sich streckend auf den Bänken umher, sangen oder plauderten mit einander. Die Bursche langweilten sich augenscheinlich; jede Veränderung der Scene erregte daher ihre Neugier, und so nur — nicht aus irgendwelchem Interesse an der Person Jesu, von dem sie wahrscheinlich noch nie etwas gehört — läßt es sich erklären, daß sie sich um den, unter Aufsicht eines Offiziers eintretenden Gefangenen versammelten und ihn neugierig anglotzten. — Da sich mehre Juden ganz nahe an den Eingang gedrängt hatten, so erkundigten sich einige Soldaten bei ihnen nach der immerhin auffallenden Persönlichkeit Jesu, und es mag sicher keine demselben freundlich-gesinnte Auskunft ertheilt sein, denn gleich darnach begannen die Spottreden in den verschiedensten Nüancen, und sobald sich der Offizier entfernt hatte, enthielt man sich sogar der Thätlichkeiten nicht.

„Seht hier — rief Einer — der hat sich zum König der Juden machen wollen, sieht der aus wie ein König!“ —

„O noch viel mehr — fiel ein anderer ein — er hat sich selbst unter die Götter versetzt — und schmeichelt sich ein Sohn des Jupiter zu sein!“ —

„O Kameraden — rief ein Dritter lachend: — eine so hohe Persönlichkeit muß ja getreut werden! — Kommt her, wir

wollen ihm schnell eine Krone zurecht machen. Sorgt nur für einen Purpurmantel, denn ohne den geht's doch einmal bei einem Könige nicht."

„Dann darf aber auch ein Zepter nicht fehlen," — schrie ein Vierter dazwischen, — einen Königszepter muß er in die Hand bekommen! dann ist die Majestät gleich fertig!" —

Jesus hörte auf einer steinernen Bank sitzend alle diese höhnenden Reden mit der unerschütterlichen Ruhe eines Weisen an, und keine Miene verrieth, daß ihn der Spott dieser verthierten Söldner treffen solle. —

Indeß entfernten sich einige von ihnen, und nicht lange, so kam einer von ihnen mit einem alten verschossenen rothen Reitermantel heran; ein zweiter hatte einen abgelegten Hauptmannsstab in einem Winkel gefunden; und der dritte war in einen anstoßenden Garten gegangen, und hatte sich einige Zweige eines scharfstacheligen Gesträuchs abgeschnitten, aus denen er mit Hülfe eines andern, unter allerlei schlechten Späßen, eine Art Kranz oder Krone zusammen flocht; — und nun ging ein teuflischer Jubel durch den Wachraum: — man wolle den Judenkönig mit feierlichem Pompe krönen. — So bildete sich unter fortgesetztem Gelächter und Hohngeschrei eine Art feierlichen Zuges. — Voran schritt der Kronenträger, gefolgt von einer Anzahl Soldaten, darnach kam der Zepterträger mit Gefolge und schließlich trug Einer den über eine hocherhabene Lanze gehängten rothen Reitermantel. — Dabei sang man im Chor:

„Heil dem König der Juden!

„Heil dem Messias, dem Sohne Jupiters, dem Fürsten aller Memmen Heil!" — u. dergl. mehr.

Der Verurtheilte blieb sich auch jetzt noch, bei alle dem fürchterlichen Hohne, unerschütterlich gleich, denn sein edler Geist schwebte in Gedanken bereits hoch über dieses elende Getreibe der Erde zu seinem himmlischen Vater, als dessen Auserwählten und auf die Erde gesandten Befreier der Menschen von Wahn und Verruchtheit, er sich auch jetzt noch betrachtete.

Endlich hielt der Zug vor der Steinbank an. Der Kronenträger trat zu dem Unglücklichen heran, hielt das Dornengeflecht mit beiden Händen über das edle Haupt desselben, und mit den Worten: „so krone ich dich nun im Namen der Juden zu ihrem rechtmäßigen König!" drückte er dasselbe mit seinen schweren ungeschlachten Fäusten so gewaltig über Stirn und Schädel, daß die tief eindringenden scharfen Stacheln sich auf der Knochendecke umbogen, und das Blut in Perlen über das bleiche Antlitz hernieder rieselte. — Im ersten Schmerz zuckte der Dulder unwillkührlich auf, aber nicht lange und die himmlische Ruhe des guten Gewissens und der Versöhnung kehrte in seinen Zügen zurück. —

„Und nun — begann ein anderer — bekleide ich dich, du

großer Judenkönig, mit dem Purpurmantel!" — und in demselben Augenblick riß ein neben ihm stehender die wollene Tunika von des Gegeißelten Schultern, und bei dem dadurch erregten ungeheuren Schmerz, stieß der Gemarterte unwillkührlich einen kurzen Schmerzensschrei aus; gleich aber — gleichsam als schäme er sich dieser Schwäche, kehrte auch jetzt die vorige Ruhe auf sein Gesicht zurück; ohne Sträuben ließ er sich den groben rothen Mantel überwerfen, und — um diese peinliche Scene kürzlich zu vollenden — sei es gesagt, daß er auch den ihm mit roher Gewalt aufgezwungenen Quasi-Zepter in seine Hand nahm, worauf dann Alle sich tief vor ihm verneigten, und im Chor brüllten:

„Heil dem großmächtigen König der Juden! nieder in die Knie vor dem Beherrscher der Welt!" — und in der That knieten Einige in fürchterlichem Hohn vor ihm nieder; — andere aber erhoben ein teuflisches Gelächter. —

Bei alledem war es unverkennbar, daß die stoische Geduld, die unerschütterliche Ruhe und Ergebung, ja man darf wohl sagen: die himmlische Sanftmuth des Verhöhnten ihren Eindruck selbst auf mehre der abgehärteten Krieger nicht verfehlte, denn das Lachen Einiger war unverkennbar erzwungen, während Andere sich darüber erboßten, daß dieser Mensch durchaus nicht in Zorn zu bringen war. — Ja man nannte ihn einen Feigling, daß er sich alle diesen fürchterlichen Hohn ohne Widerspruch gefallen lasse. —

Nur ein alter, grauer, wettergebräunter Soldat, der anfangs einer der lebhaftesten Spötter gewesen war, schien auf einmal von dieser übermenschlichen Geduld frappirt, und den unglücklichen Dulder scharf ins Auge fassend sprach er:

„Einen Feigen nennt ihr diesen Juden? — Nein, wahrhaftig, um dieses Alles mit Geduld zu ertragen, dazu gehört mehr Muth, als sich mit dem Schwert in der Hand in den dichtesten Haufen Feinde zu stürzen" — und dabei ging er auf die Seite und trocknete sich eine Thräne.

Die übrige Rotte setzte indeß ihren Spott fort, und da man den erhabenen Dulder noch immer nicht zum Zorne zu reizen vermochte, so schlug man ihn aus Wuth ins Gesicht, spuckte ihn an, kurz übte alle erdenklichen Schändlichkeiten gegen ihn, dessen — das darf man wohl behaupten — nur solche verthierte Söldner, kein wirklicher Römer, und — dies darf man ebenfalls mit Sicherheit annehmen — auch kein Jude fähig gewesen wäre.

Jesus hatte unter den Schlägen sein blutendes Haupt tief gesenkt, und als er darauf den Blick wieder erhob und seine Peiniger ansah, war auch jetzt nur wieder der Ausdruck innigen Mitleidens mit den Verwahrlosten darin zu lesen, und — gleich wie das Raubthier den Blick des Menschen nicht ertragen kann, — schienen auch diese Kannibalen den milden aber durch-

dringenden Blick des übermenschlich Duldenden nicht ertragen zu können, denn einer von ihnen löste seine Schärpe und verband dem, wie es schien, noch immer nicht genug Gequälten die Augen. — Hierdurch aber kam Einer der Unholde auf den Gedanken, ein neues Hofterspiel mit Jesus zu beginnen. — Er schlug ihm nämlich ins Gesicht, und sprach dann mit grinsendem Lachen: „Sage an, du großer Prophet, wer war es, der dich schlug?" — und nun ging diese neue Infamie die Reihe herum; trotzdem aber, daß die harten groben Fäuste ihr Opfer fast wund schlugen, hörte man keine Klage, kein Seufzen aus seinem Munde, sondern nur den durch alle Zeiten und alle Völker milde und versöhnend, wie ein Hauch aus anderen Welten herüber tönenden Bittruf: „Vater im Himmel! — vergieb ihnen, denn sie wissen ja nicht, was sie thun!" —

Aber auch dieser Ausdruck der erhabensten Seelengröße entwaffnete die entmenschte Rotte nicht, deren Thaten als ein ewiges Schandmaal erst mit dem letzten Buchstaben der Geschichte von der Erde vertilgt werden wird. — Eine ganze Weile noch wurde diese Marterscene unter mannigfachen Varianten fortgesetzt, bis plötzlich der Ruf ertönte: „Da ist das Kreuz!" — denn erst jetzt hatte man das Gerüst zur Hinrichtung eilends aus rohem Holze zusammen geschlagen, da keines vorräthig war.

29.

Der Verurtheilte wird zum Tode abgeführt.

Die Söldner nahmen ihrem Opfer nunmehr die Binde von den Augen, und auch den rothen Mantel von den Schultern, da beides noch Werth für sie hatte. — Nur die Dornenkrone ließen sie ihm auf dem blutenden Haupte und litten nicht, daß er sie herab nehme, und so führte man ihn zu der Thür des Prätoriums, von da sein letzter Schmerzensgang nach Golgatha, dem Richtplatze, beginnen sollte. Sichtbar aber fühlte er sich befriedigt, daß die Erlösungsstunde von allen diesen Qualen nun bald schlagen sollte. Er war indeß durch alle die Martern so schwach geworden, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte, und obgleich dieses Jedem erkennbar, so ersparten ihm die draußen seiner harrenden jüdischen Feinde dennoch den Hohn nicht, der von diesen, seinen Volksgenossen ausgehend, ihm doppelt und dreifach durch die Seele schnitt. — Spottend wiederholten sie manche Stellen seiner Strafpredigten gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer, und gegen die Reichen. — „Rufe doch nun — hieß es — die Bettler und Vagabonden zu deiner Hülfe herbei, denen du das Reich Gottes verheißen hast! — Wo sind sie nun? — wo sind deine Schaler? — Alle haben sich verkrochen! — Jetzt

wäre es Zeit Wunder zu thun, aber deine Zauberei läßt dich im Stich. — So hat es aber noch alle den Religionsverächtern ergangen, denn man weiß mit Leuten deines Schlages sehr gut fertig zu werden" u. s. w.

„Fort ans Kreuz mit ihm!" — schrieen Viele aus der Hefe des Volks. — „Was zögert man denn noch? — man wird ihn doch nicht am Ende gar begnadigen wollen? — Barnabas soll frei gegeben werden, kein anderer! — Ladet ihm das Kreuz nur auf! — er ist stark genug, es zu tragen!"

Und also geschah es. — Die herzlose Bande, einige von denen, die ihn vorhin so gequält, waren auch jetzt beordert, Jesus zum Tode zu führen, denn eigentliche Nachrichter gab es bei den Römern nicht. —

So lud man ihm nun das schwere Gerüst auf, und obgleich er sich kaum selber tragen konnte, so raffte er doch sichtbar seine letzten Kräfte zusammen, um den ganzen Leidenskelch bis zur Hefe zu leeren, verbiß den furchtbaren Schmerz, den seine zerschlagenen Glieder durch den Druck des Holzes empfanden, und der jammervolle Zug setzte sich in Bewegung. —

Ein ungeheurer Haufen Volks sammelte sich um die Gruppe und derselbe nahm noch zu, als man das reichere und vornehmere Stadtviertel verließ und in die, den Ausgang der Stadt begrenzenden ärmeren Straßen gelangte. — Da standen nun ärmlich gekleidete Mütter mit ihren Kindern auf den Armen, vielfach in den Thüren und weinten heiße Thränen des Mitleids über den ihnen wohlbekannten Lehrer, dessen Worten sie so oft mit Wonne gelauscht, der mit ihren Kindern so freundlich getändelt, und manches von ihnen, das erkrankt war, vom Tode gerettet hatte.

Aber was half dem Verurtheilten alle die Theilnahme der Schwachen? — Die rohen Krieger stießen ihn mit ihren Lanzen, wenn er nicht schnell genug vorwärts konnte, unter seiner Last keuchte, und sich von Zeit zu Zeit auszuruhen versuchte. — Endlich sank er dennoch ermattet auf die Knie, dann vornüber auf's Angesicht, und war unfähig sich wieder zu erheben. — Auch jetzt glaubten die Soldaten ihn durch Lanzenstöße wieder empor bringen zu können, aber es gelang ihnen nicht und er lag da wie todt. Endlich ermannte er sich indeß wieder, richtete sich mit großer Anstrengung auf und blickte mit seinen großen thränenden Augen im Kreise umher, als suche er Jemand, der ihm die schwere Last des Kreuzes tragen helfe.

Einer, unabhängig von anderm, im Volke sich erhaltenden Sage nach hatte diese Scene vor dem Häuschen eines Schusters (oder Sandalenmachers) mit Namen Ahasveros, stattgefunden, der vor seiner Thür saß und arbeitete. — Er war ein großer starker Mann, und Jesus von früher her bekannt. — Dieser wendete sich daher mit der Bitte an ihn, ihm das schwere Kreuz tragen zu helfen. — Ahasveros aber — so spricht die Sage — schlug ihm die Bitte mit schnöden Worten ab, und derselbe soll sogar

noch spöttische Bemerkungen hinzugefügt haben, und die Alles verschönernde Sage hat auch hier nicht unterlassen, dem Wunderglauben eine Concession zu machen, die aber, was man leider übersehen, in der Art, wie es geschehen, dem versöhnlichen Gemüthe Jesu keine Ehre gemacht haben würde, indem man ihm die rächenden Worte in den Mund legt: „So sollst du denn keine Ruhe haben und wandern bis zum jüngsten Tage!“ — worauf dann, in Folge dieses Fluches, der hartherzige Schuster in demselben Augenblick aufstand, und noch heute und immerdar ruhelos die Erde durchwandert. Bekannt ist es, wie sich verschiedene Dichter dieser Sage bemächtigten und sie sogar dramatisirten. —

Wir unsers Theils wissen, was wir von dergleichen zu halten haben, und acceptiren auch hier nur den allegorischen Kern, nämlich, daß der Fluch, den die unvergängliche Geschichte über die hartherzigen Quäler des edlen Dulders ausgesprochen, ruhelos und unvergänglich alle Zeiten überdauern wird; daß er unsterblich ist, wie die Lehre dessen, den man an jenem denkwürdigen Tage um der Wahrheit willen ans Kreuz geschlagen.

Mittlerweile tauchte unter den Zuschauern dieser peinlichen Scene eine große robuste Gestalt auf; ein Jude war's, Simon, gebürtig aus Cyrene, weshalb man ihn zur Unterscheidung von so viel hundert andern Simons, Simon von Cyrene nannte. — Ein von den Pharisäern vielfach verwendeter Kundschafter, der sich auch jetzt zur Stelle fand, bemerkte und erkannte ihn als einen der frühern eifrigsten Hörer und Anhänger Jesu, weshalb er einige der höheren Begleiter des Zuges davon in Kenntniß setzte und ihnen den Vorschlag machte, diesen Simon zum Kreuzträger zu pressen. — Man hatte sich schnell hierüber verständigt, und auch der römische Centurion war damit einverstanden, da Jedermann einsah, daß man nicht anders ans Ziel gelangen würde. Man rief also nach Simon, doch that derselbe anfangs, als ob ihn der Ruf nichts anginge, und suchte er sich sogar aus dem Staube zu machen; gleich aber hatte ihn ein römischer Soldat beim Kragen gefaßt, und als Simon bemerkte, daß ihm die Flucht abgeschnitten sei, so machte er gute Miene zum bösen Spiel; ließ sich freiwillig zu Jesus hinanführen, und als er demselben so nahebei in das weinende Auge sah, und die blasse abgezehrte Miene betrachtete, da ging ihm das Herz über, und rasch war sein Entschluß gefaßt. — „Wohlan — sagte er — ich trage das Kreuz allein wohin ihr wollt;“ daneben sprach er einige tröstende Worte zu dem, dessen Reden ihm so oft Freude gemacht, und im raschen Entschluß ergriff er dann das schwere Kreuz, lud es ganz allein auf seine starken Schultern und schritt rüstig des Weges voran. Jesus folgte unmittelbar hinter ihm, und er mußte alle seine schwindenden Kräfte sammeln, um mitzukommen. — Jetzt nahte man sich dem Ausgangsthor, und beim Einbiegen in eine Straße, die zum Richtplatz führte, mußte auch Simon — so schwer war das Kreuz — einen Augenblick rasten. — Es ge-

schah dieses vor der Thür einer Zeughandlerin, die in der Thür stand, und die Thränen der jungen Frau flossen reichlich, als sie den blutenden Rabbi erblickte, an dessen erhabenen Lehren auch sie sich früher so oft erbaut hatte. Schnell ergriff sie ein feines weißes Leintuch, drängte sich zu ihm heran, und trocknete ihm das durch Schweiß und Blut entstellte blasse Angesicht; der unglückliche Martyrer dankte ihr mit wenigen Worten voll himmlischer Güte. — Das Weib aber hieß Veronika.

Am Ausgange der Stadt harrte seiner noch eine ähnliche aber peinlichere Scene. — Dort standen die Schwestern Maria und Martha, Magdalena, die Büßerin, Johanna, die Frau des königlichen Verwalters Chusa, Aurelia, deren Freundin und mehre andere Frauen, die ihm befreundet. Schluchzend, in Thränen gebadet, befanden sie sich auf einer kleinen Erhöhung am Wege, so daß Jesus, der ganz nahe bei ihnen vorbei ging, sie ganz genau sehen und zu ihnen reden konnte, und von inniger Rührung über so viel Theilnahme rief er ihnen zu: „Ihr Töchter Jerusalems! — warum weinet ihr über mich? — Weinet vielmehr über euch selbst und eure Kinder! — denn wisset: es sind die Zeiten nicht ferne, wo Klageruf ertönen und man ausrufen wird: Selig sind die nicht geboren, und die Brüste, die nicht gesaugt haben!" und, sein großes schönes Auge begeistert zum Himmel erhebend, mit erhöhter Stimme und gleichsam die Schrecken der Zukunft im Geiste erschauend, fügte er — alle Umstehenden mächtig ergreifend — hinzu: „es wird die Menschheit dann in ihrem Schrecken erbeben und den Bergen entgegen rufen: — fallet über uns! — und den Hügeln: bedecket uns! denn da man also thut am grünen Holze, was soll am dürren werden!"

Darnach senkte er wieder sein müdes Auge auf die Brust, und setzte seinen Leidensgang fort. — Die eben beschriebene Scene hatte aber einen so mächtigen Eindruck selbst bei den erbitterten Feinden hinterlassen, daß das bis daher gehörte wüthende Geschrei einer verhältnißmäßigen Stille Raum gab, denn so mächtig war die Ueberlegenheit dieses Riesengeistes über die Zwerge ringsum, daß sie sich seinem Zauber nicht zu erwehren vermochten. In der That eine sichtbare Bethätigung der einst gesprochenen Worte: „fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten; die Seele aber nicht vermögen zu tödten!" — Das aber ist der Triumph der wahren Geistesgröße, daß sie sich über die Erbarmlichkeit der Menschen erhaben fühlt und ihre Beleidigungen verachtet. —

Jetzt führte der Weg die steile Straße zum Gerichtsplatz hinan, und je näher man der Katastrophe kam, um so stiller wurde die Umgebung des Zuges. — denn mehr wie Einem mochte denn doch wohl das Bewußtsein von der Größe dieses Mannes in der Seele aufdämmern, und von der ewigen und unauslöschlichen Schmach, deren man sich in dieser verhängnißvollen Stunde schuldig zu machen im Begriff stand.

Jetzt durchschritt man die dunkle Wölbung des Gerichtsthors

und erstieg den steilen Calvarienberg, auf dessen Gipfel die Unthat vollendet werden sollte. — Hier aber wurde doch selbst dem starken Simon der Gang zu schwer; er triefte von Schweiß und mehremale sah er sich genöthigt, das schwere Kreuz rastend niederzusetzen, um Athem zu schöpfen. Wie hätte der so gänzlich zerschlagene und durch Blut geschwächte Jesus es wohl möglich machen sollen, das Kreuz den Berg hinauf zu bringen. Kaum nur reichten seine Kräfte noch aus, sich unbelastet die Anhöhe hinauf zu tragen, die von losem Gestein und mancherlei Gestrüpp bedeckt, keinen gebahnten Weg darbot. —

Es war ein düsterer unfreundlicher Tag, und die Natur selbst schien zu trauern über eine Schandthat, dergleichen die Menschheit freilich schon oft erlebt, aber niemals so folgenreich, so über alle Zeiten und Völker der Erde sich erstreckend wie diese. — Wenn man der Geschichte Glauben schenken darf (denn positiv erwiesen ist es nicht), so hätte man die raffinirte Schmach so in das Ungeheuerliche ausgedehnt, daß man den edlen Menschenfreund in Gesellschaft zweier gemeiner Straßenräuber hinzurichten beschlossen, zu welchem Ende bereits zwei Kreuze auf dem Gipfel des Hügels errichtet standen, neben welchen schon die in Todesfurcht zitternden Delinquenten, unter Bedeckung, der Ankunft des Zuges harrten.

Sobald man oben angekommen, wurde die Execution an diesen beiden wirklichen Verbrechern zuerst vollzogen, indem man die Kreuze auf die Erde legte, und Jesus zwang, der schauderhaften Procedur der Befestigung beider Bösewichter an das Holz beizuwohnen, worauf dann unmittelbar darnach dasselbe Loos den edlen Weisen traf, der mit seinem Herzen voll reinster Menschenliebe das Opfer jenes mitleidslosen Priesterhasses wurde, der später, im Namen dieses Gekreuzigten, gleichsam als eine Satire auf die von demselben gestifteten Religion der Liebe, „ganze Schaaren sogenannter Ketzer, angeblich zur Ehre Gottes, auf dem Hochgericht sterben ließ. —

Wir enthalten uns füglich, die schauderhaften Qualen auszumalen, deren im natürlichen Gefolge dieser grausamsten aller Todesarten, auch Jesus nicht enthoben werden konnte und sollte.

Das von den Römern hierzu gewöhnlich angewendete Gerüst war eigentlich kein Kreuz, sondern ein Stamm mit einem darüber befestigten Querbalken, ohne das, auf Abbildungen gewöhnlich mit angebrachte Kopfstück; es bildete daher dasselbe eine Figur, ähnlich dem großen Antiqua (oder lateinischen) T. — Das Gerüst hatte auch keineswegs die in der gewöhnlichen Vorstellung eingebildete Höhe, sondern war so niedrig, daß die Füße fast die Erde berührten, und zugleich war diesen dadurch eine gewisse Stütze gewährt, daß unten eine Querstange oft auch ein Brett angebracht war, auf die sie sich stützen konnten, da sonst die Handmuskeln ausgerissen sein würden. Unsere Abbildungen haben hiervon keine Notiz genommen. — Die Füße wurden in der Regel nicht mit festgenagelt, sondern mit Stricken gebunden. Wie man es aber bei Jesus damit gehalten, hat uns die Ge-

ſchichte nicht aufbewahrt, denn wenn auch die Evangelien erzählen, daß die Füße mittelſt Nägel befeſtigt worden ſeien, ſo erweiſt das nichts, da ſie, ja nicht einmal die Jünger gegenwärtig waren, denn ſelbſt die behauptete Anweſenheit des Johannes beruht nur auf Muthmaßung.

Da hing nun das unglückliche Opfer einer ſchändlichen Intrigue, verlaſſen von allen ſeinen Freunden, verſpottet und verhöhnt von ſeinen Peinigern, die ſich in ſchneidender Ironie ſelbſt durch die Inſchrift über dem Kreuz an ihm rächten, indem man anſtatt — wie es gebräuchlich — die Urſache der Hinrichtung dort anzuführen — die hohnvolle, in drei Sprachen geſchriebene Inſchrift gewählt hatte: „Jeſus von Nazareth, König der Juden; lateiniſch: „Jesus Nazarenus, Rex Judaa.“ Weshalb man denn auf Abbildungen vielfach die vier Anfangsbuchſtaben jener Worte J. N. R. J. findet. Die höhern Juden hatten Pilatus darauf aufmerkſam gemacht, daß eine ſolche Inſchrift unpaſſend ſei, da Jeſus nur ein angemaßter Judenkönig geweſen; und drängten ſie daher auf eine Abänderung. — Pilatus aber, den die ganze Angelegenheit längſt anwiderte, ließ ſie mit der Bemerkung abfahren: „was geſchrieben ſteht, das ſteht geſchrieben“; und die Inſchrift blieb wie ſie war.

Wo waren nun, fragen wir abermals, die nach Tauſenden gezählten Schaaren, die Jeſus einſt bei ſeinen ergreifenden Reden umlagerten? — Wo war jene jubelnde Menge, die ihn noch vor wenigen Tagen, „Hoſiannah!“ ſchreiend, in Jeruſalem einführten. Alle verſtoben! — Alle entflohen, verſteckt, verkrochen. — Nur die Mutterliebe verläugnete ihre opferfähige Natur auch hier nicht; denn Maria, obgleich von ihrem Sohne nicht eben durch beſondere Anhänglichkeit verwöhnt, war ihm bis unter's Kreuz gefolgt, und ſie hatte den heroiſchen Muth, ihren Liebling unter Strömen von Thränen auf ſo ſchmähliche Weiſe verbluten zu ſehen. — Jene mehrfach erwähnten Freundinnen, Frauen und Verwandten ſtanden von Ferne, unter den Zuſchauern, und wagten ſich nicht heran; denn die Stimmung im Volke war gefährlich, und es ſchien, als wenn alle Feinde Jeſu ſich das Wort gegeben, ſich an den Folgen ihres unerſättlichen Haſſes recht zu weiden, denn man ward nicht müde, ihm durch Spöttereien aller Art die ſchwere Leidensſtunde noch möglichſt zu verbittern, wobei ſeine eigenen, mein mißverſtandenen Worte vielfach citirt wurden, um ihren Witz daran zu üben, und namentlich ſeine öftere Berufung auf Gott, der ihn jetzt im Stich laſſe, zu verhöhnen.

Die Soldaten, die ihn hinaus begleitet, dann Büttelarbeit verrichtet und jetzt als Wächter da zu bleiben hatten, bis er den letzten Seufzer verhaucht: ſie hatten die Berechtigung, ſich die Kleider der Hingerichteten anzueignen und zu theilen, und da man ſich bezüglich der von Jeſus abgelegten nicht einigen konnte, ſo beſchloß man ſie zu verloosen. Beiläufig bemerkt wäre es ſehr intereſſant zu wiſſen, ob alle die in der katholiſchen Chriſtenheit bis zu den heutigen Tagen vorgezeigten ungenähten Röcke ſich

bei dieser Verloosung befanden. Es dürfte erlaubt sein, stark daran zu zweifeln. — Während die Soldaten bei diesem Geschäft eifrigst beschäftigt waren, lechzte die Zunge des von Todesschauern durchrieselten Martyrer nach einem Trunk Wasser, denn, wie es bei diesen „Folterqualen gewöhnlich vorkam, dürstete auch ihn entsetzlich. — Nun führten die römischen Soldaten jederzeit in ihren Feldflaschen ein Getränk mit sich, das in Weinessig und Wasser bestand, und Posca genannt wurde. — Von diesem gab man ihm zu trinken, wogegen die Angabe, als habe man ihm Essig und Galle gereicht, zwar nicht als müßige Fabel zu betrachten ist, denn man hatte wirklich die Gewohnheit, ein aus Wein und Galle gemischtes Getränk den am Kreuze Hängenden zu reichen, um ihre Schmerzen zu betäuben. Jesus aber verbat sich dieses Getränk; er wollte mit vollem Bewußtsein sterben, und auch dieser Umstand bezeugt die heroische Größe seines Charakters. — Man war aber überhaupt auch noch sonst auf solchem Fall des Dürstens vorbereitet, denn da das Trinken in der Körperlage eines Gekreuzigten nicht wohl thunlich, so führten die Soldaten zu dem Zweck einen Schwamm mit sich, den man, an einem Stab befestigt, mit dem Getränk sättigte, und so dem Dürstenden zum Munde führte.

Was die Tradition von verschiedenen, angeblich von Jesus am Kreuz gesprochenen versöhnenden Worte und einem Zwiegespräch mit den Schächern zu erzahlen weiß, trägt durchaus keinen historischen Charakter und scheint theils im Hinblick auf ältere Prophezeiungen, theils aus Rücksichten der Erbauung und Vergötterung des angeblichen Messias geschrieben zu sein. Namentlich ist Lucas hierin star., und da er in einer Zeit schrieb, wo weder das Material zu einer Prüfung vorhanden, noch Menschen, die ein Interesse daran hatten, Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden, das Wunderbarste vielmehr der glaubensseligen Menschheit jener Tage überhaupt das liebste war, so fanden die ersten Christen Gefallen an dergleichen episodischen Darstellungen, und der Sieg des Christenthums ist hauptsachlich mit in der fleißigen Ausbeutung dieser Glaubensseligkeit begründet.

Wenn wir indeß, den Evangelisten gegenüber, an der historischen Treue ihrer Darstellung zu zweifeln uns erlauben, so halten wir uns dagegen für berechtigt, anderweitigen Mittheilungen Glauben zu schenken, daß Jesus in seiner Todesangst laut und deutlich den 22ten Psalm recitirte, der zu seiner augenblicklichen Situation in so merkwürdiger Beziehung stand. Es kommen nämlich darin u. A. folgende Stellen vor:

„O mein Gott! mein Gott! — warum hast du mich verlassen? — Ich weine, aber deine Hülfe ist ferne! — des Tages rufe ich; so antwortest du nicht, und des Nachts schweiget nicht meine Klage. — — Zu dir schrieen unsere Väter, und wurden errettet; sie hofften auf dich und wurden nicht zu Schanden. — Ich aber bin ein Wurm vor deinem Angesicht, ein Spott der Leute und Verachtung des Volks. — Alle die mich sehen, spotten

mein, sperren den Mund weit auf, und schütteln die Häupter. — Sei, o Herr nicht ferne von mir; denn Angst ist nahe und kein Helfer erscheint mir. — Ich bin ausgeschüttet wie Wasser; alle meine Gebeine haben sich zertrennt, und mein Herz ruht in meinem Leibe wie zerschmolzenes Wachs. — Meine Kräfte sind vertrocknet wie eine Scherbe; meine Zunge klebt am Gaumen, und du legst mich in des Todes Staub. — Hunde haben mich umgeben, und der Bösen Rotte hat sich um mich gemacht. — Sie haben meine Hände und Füße durchgraben. — Sie theilen meine Kleider unter sich, und werfen das Loos um mein Gewand. — Ach, du mein Herr sei nicht ferne; du meine Stärke! eile mir zu helfen. Errette meine Seele von dem Schwert; hilf mir aus dem Rachen des Löwen!" u. s. w.

Merkwürdig genug hat dieser Psalm die Ueberschrift: „Ein Psalm Davids, vorzusingen von der Hindinn, die früh gejagt wird." — Unter Hindinn versteht man gewöhnlich eine Hirschkuh. Welche geheime Züge eine solche zu Jesus hat, überlassen wir füglich den Theologen zu erklären. — Sicher aber ist, daß der Psalm neben vielen von uns ausgelassenen unpassenden, in vorstehender Auswahl des Zutreffenden viel und Bedeutsames hat, was aber für die Geschichte nicht wesentlich. Wir ersehn daraus nur die fürchterlich qualvolle Situation des Unglücklichen, namentlich aber auch, daß der oftmals demselben zum Vorwurf gemachte verwurfsvolle Ausruf: „Herr mein Gott, warum hast du mich verlassen! — eben auch nur ein Citat jenes Psalms, und nicht aus der Seele des Gequälten gesprochen war.

Auch Renan hält leider den großen unerschütterlichen Geist des erhabenen Märtyrers einer momentanen Verzweiflung an Gott fähig, was freilich die unklare Darstellung der Evangelisten entschuldigen mag; aber man muß eben auf diese aphoristischen, und sich einander widersprechenden Berichterstatter nicht zu viel geben, sondern sich nach andern Quellen umsehen. — Nichts berechtigt uns sein felsenfestes Vertrauen auf Gott auch nur einen einzigen Augenblick als wankend zu betrachten, und sein Körperzustand war glücklicherweise der Art, daß seine Qualen durch Erlahmung des Bewußtseins, ein baldiges Ende nehmen sollten; während man sonst Beispiele hatte, daß Gekreuzigte 4 Tage lang in dieser peinlichen Lage verbleiben mußten, bevor der Tod sie erlöste; denn nicht sowohl Verblutung, als vielmehr die unnatürliche Lage des Körpers war es, die allmählig alle Lebensfunktionen untergrub, und durch Störungen des Blutlaufs, rasenden Kopfschmerz, Herzkrämpfe, Contraktion der Gliedmaßen u. dergl. m. endlich aber vereint mit nagendem Hunger, dem Leben ein Ende machte. — Die zarte Organisation Jesu, und die schon vorher erduldeten Martern bewahrten ihn glücklicherweise vor dem Aeußersten; er verlor das Bewußtsein durch eine jener tiefen Ohnmachten, die man ihrer Intensität halber wohl mit dem Tode verwechseln kann, und sie daher auch Scheintod zu nennen pflegt. —

Beim Herannahen dieses Moments, den Jesus unstreitig sehr wohl vernahm, und ihn für den wirklichen Tod hielt — raffte er noch einmal alle seine letzten Geisteskräfte zusammen, stieß einen lauten Schrei aus und ließ einige wiewohl unverständliche Worte vernehmen, die verschiedentlich gedeutet, von dem Einen als: „Vater ich befehle meinen Geist in deine Hände!" — von Andern als: „Es ist vollbracht!" — gedeutet wurden. — Sein Haupt neigte sich vorüber, Todesblässe bedeckte das Gesicht und alle Umstehenden hielten ihn für todt, obgleich ein so schnelles Ende nach wenigen Stunden, zu den unerlebten Dingen gehörte.

Die noch immer zahlreich versammelten Feinde Jesu standen unfern und freuten sich des Gelingens ihrer Schandthat, nicht ahnend, wie eben dieser erste Aktschluß des großen Weltdramas nur die Exposition zu dem Unerhörtesten, was jemals die Welt gesehen, bildete. Denn gleich wie das Saatkorn, in die Erde gelegt, um der Entwicklung des Keims halber, zerstört werden und vergehen muß, damit eine spätere Ernte daraus hervorgehe — eben so war auch hier der irdische Träger einer großen fruchtbaren Idee vermeintlich zerstört, aber das Samkorn — wie Jesus sich einstmals in einer seiner Parabeln selber ausdrückte — sollte keimen und gedeihen, und seine Zweige ausbreiten, so daß die Vögel unter dem Himmel in seinen Zweigen nisten konnten. —

Während so nun die Rache der Feinde gesättigt war, denn nach ihrer Meinung hatte sie ja der Tod von ihrem erbittertsten Feinde befreit — standen seiner vertrautesten Freunde mehrere, namentlich Rabbi Nicodemus und Joseph von Arimathia (beide längst zu den Essäern übergegangen) mehre Verwandte nebst den mehrgenannten Frauen abseits, und ihr verstohlenes aber eifriges Gespräch ließ vermuthen, daß etwas Wichtiges bei ihnen im Werke sei. Die Männer wußten nämlich aus Erfahrung, daß die Kreuzigung einen so raschen Tod nach wenigen Stunden nicht zu veranlassen pflege, und daß man daher zu der Vermuthung berechtigt sei, es walte hier nur eine tiefe Ohnmacht, so daß es beschleunigter Abnahme vielleicht möglich sei, den theuren Freund ins Leben zurückzurufen. — Es war jetzt ungefähr, nach unserer Zeitrechnung, 3 Uhr, und ein jüdisches Gesetz verbot, den Leichnam eines Gerichteten länger als nach Sonnenuntergang des Hinrichtungstages hängen zu lassen. — Wenn nun gleichwohl die Römer hierauf keine Rücksicht zu nehmen brauchten, so wußte man doch aus Erfahrung, daß ihre Behörden mehrentheils den Sitten und Gewohnheiten ihrer Schutzbefohlenen Rechnung trugen, mithin auch hier eine Willfahrung wahrscheinlich war. —

Jedenfalls war man es dem Freunde schuldig, einen Versuch zu wagen, und die Genannten verfügten sich deshalb zu Pilatus, meldeten ihm den Tod des Rabbi und erbaten sich, unter Angabe der obengenannten Gründe, den Leichnam Jesu, um ihn zu beerdigen. — Pilatus wunderte sich sehr über das so rasch erfolgte Ableben des Gerichteten und beauftragte einen Hauptmann, sich von dem wirklichen Tode des Jesus durch den Augenschein zu

überzeugen. — Derselbe begab sich denn auch sofort, von einigen Soldaten begleitet, zur Richtstelle, und angeblich hätte einer der Kriegesknechte dem Jesus mit seiner Lanze einen Stich in die Seite gegeben, worauf als Beweis seines wirklichen Ablebens Blut und Wasser hervorgequollen sei; eine Angabe, die so sehr allen physiologischen Naturgesetzen widerspricht, daß der mythische Charakter dieser Erzählung unverkennbar ist. — Das Wasser im Blut (Serum) sondert sich erst ab, wenn das Blut nicht mehr flüssig ist. — Es hätte mithin Blut oder Wasser, nicht und Wasser fließen können. — Bei Einem vor 3 Stunden wirklich Gestorbenen aber fließt kein Blut mehr, und der Lanzenstich wie das bekannte Beinbrechen, das an den Schächern verübt, bei Jesus aber umgangen sein soll, ist ohne Zweifel, im Hinblick auf die angebliche Prophezeiung 2. B. Mose 12, 46 und 4. B. Mose 9, 12. — geschrieben, wo der Gesetzgeber von der Passahfeier spricht, worin aber nicht die entfernteste Beziehung auf Jesu Tod gefunden werden kann. Dahin gehören auch alle die angeblichen Wunder-Erscheinungen, von denen wir füglich abstrahiren können, da sie einestheils mit den unwandelbaren Naturgesetzen in Widerspruch stehen; anderntheils ist ihre Entstehungsart und sind die Motive, aus denen sie hervorgegangen, wohl bekannt; indem sie nämlich auf die damalige Anschauungsweise der Menschen basirt, für den Sieg der neuen Religion unerläßlich erschienen, vielleicht auch in gutem Glauben an die Tradition niedergeschrieben wurden; abgesehen von dem mythischen Kern, den ich anderweitig nachgewiesen.

Wir haben uns daher, um über das was von jetzt an, entfernt von aller mythischen Ausschmückung, sich wirklich zugetra[illegible] — nach andern Quellen umzuschauen.

Nach dem römischen Gesetz hätte der Hingerichtete so lange am Kreuz hängen müssen, bis ihn die Raubvögel in Stücken davon getragen. Pilatus aber war den Juden in allen erlaubten Dingen gefällig, und Nicodemus und Joseph erhielten daher sofort seine Erlaubniß, den vermeintlichen Leichnam ihres Freundes herabzunehmen und ihn in ein ehrliches Grab zu bestatten, nachdem der Hauptmann seinen Bericht über den wirklich erfolgten Tod nach seinem besten Wissen abgegeben. — Joseph von Arimathia aber war ein reicher und angesehener Mann; wahrscheinlich hatte er es sich bei dem Hauptmann etwas kosten lassen, und so gelangte man schnell zum Ziele, denn Gefahr lag im Verzuge. — Es war nun aber über alle diese Vorbereitungen Abend geworden, und was jetzt, unter dem Mantel der Nacht verhüllt, mit Jesus vorging, das wurde, schon der Gefahr halber, mit dem tiefsten Schleier des Geheimnisses bedeckt, aber das eine steht wohl so ziemlich fest, daß es den beiden thätigen Freunden Jesu nicht um ein Begräbniß, sondern um eine Wiederbelebung zu thun war, und dazu bedurfte es keines Grabes, sondern nur einer scheinbaren Beerdigung. — Wie hätte man denn auch diesem edlen Zweck, in einem dunkeln, kalten, aus Stein gemauerten Grabe obliegen können. Dazu gehörte eine ganz

andere Lokalität, ganz andere Bequemlichkeit, als sie eine kalte, feuchte Steinhöhle gewähren konnte. —

Diese geheimnißvolle Sache darf nun aber, allen bekannt gewordenen Umständen nach, mit ziemlicher Gewißheit unter folgenden Zusammenhang gebracht werden. —

Als Jesus vermeintlich gestorben war, hielten sich seine Feinde in jeder Hinsicht gesichert und gingen heim, während Joseph, der wohlhabende Rathsherr, seinen schon bezeichneten und mit den übrigen Freunden verabredeten Plan verfolgte. — Joseph's steinernes Grabgewölbe war in der Nähe, und dahin auch bewegte sich der Zug Abends im Dunkeln, um etwaige Späher irre zu führen. Die Begleitung bestand, außer den von Joseph aus seinen bewährtesten Leuten auserwählten Trägern, nur aus einigen andern Freunden und den Frauen, die — wie auch die Evangelien erzählen — nur von Ferne standen, da man Ursache hatte, sie nicht in das Geheimniß zu ziehen, und sie deshalb von der unmittelbaren Annäherung zurückhielt. — Nach einigen Angaben hatte Joseph's Grab, das in seinem eigenen Garten belegen war — zwei Eingänge, von denen der Haupteingang zum eigentlichen Begräbnißacte, der andere, unscheinbare hintere, aber zum zeitweilen Besuch der Ueberlebenden bei den durch Einbalsamirung gegen Fäulniß geschützten geliebten Todten bestimmt war. — Sei dem wie ihm wolle; so steht mindestens dies fest, daß man nur eine fingirte Beisetzung des todten Freundes vornahm, während er selbst in das Haus Josephs gebracht, und hier durch geeignete Pflege ins wirkliche Leben und zum Bewußtsein zurückgebracht wurde, da ja keine edlen Organe verletzt waren.

Es ließ sich voraussehen, daß die Feinde Jesu, nachdem sie sich von den Anstrengungen des Tages etwas erholt hatten, Kenntniß von dem ferneren Verbleib des Gerichteten zu erlangen suchen würden; auch gelangte das Gerücht von seiner Abnahme und Beisetzung bald genug zu ihrer Kenntniß, und in richtiger Combination drängte sich ihnen der Verdacht einer Intrigue auf, indem sie sich sehr wohl erinnerten, daß Jesus im Leben mehrfach von seinem Wiedererstehen nach dreien Tagen gesprochen hatte, (obwohl auch diese angebliche Vorhersagung sich nur auf die Unvernichtbarkeit seiner Lehre und der Wahrheit überhaupt bezog.) Man fand sich daher bewogen, Pilatus um Ueberlassung einiger Soldaten zu ersuchen, um von diesen den Eingang des Grabes überwachen zu lassen. — Pilatus — der diese Sache endlich einmal beendet zu sehen wünschte, sagte zu Allem Ja, und somit wurden zwei Soldaten vor die Grabesthür gestellt, um ein etwaiges Entführen des vermeintlichen Leichnams zu verhüten, das dann, — wie man besorgte — von den Freunden Jesu als eine Auferstehung hätte imputirt werden können. — Ja nach einigen Angaben versiegelte man die aus einem großen Stein bestehende Grabesthür sogar, und somit glaubte man von dieser Seite nichts befürchten zu dürfen.

Die nun folgende Darstellung der letzten Lebenstage Jesu

rührt von einem Zeitgenossen und lebendigen Zeugen aus dem Orden der Essäer her, dessen Aufzeichnung man sehr spät in einem Archive Alexandriens in einer lateinischen Uebersetzung aufgefunden hat und die später ins Deutsche übertragen worden ist.

30.

Jesu letzte Lebenstage und endliche Auflösung.

„Den Sabbath über, als an einem Ruhetage — schreibt der Essäer — geschah nichts weiter in Betreff Jesu, als daß wir, seine Freunde, den Schauplatz der letzten tragischen Vorgänge umspähten, indem unsere Aeltesten den Gedanken hegten, wo möglich einen Wiederbelebungsversuch mit dem Gekreuzigten vorzunehmen, von dem wir wußten, daß er nur wenige Stunden am Holz gehangen, und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wirklich gestorben sei. — So lange es Tag war, ließ sich in der Angelegenheit nichts thun, aber in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag machten wir uns an die Wächter, und da es für eine so wichtige Sache auf den Preis nicht ankam, so wurde es nicht schwer, dieselben durch ein Geschenk zur Abwälzung des Steins von der Thür zu bewegen, zumal es sich, wie wir zwei Beauftragten versicherten, nur um einen letzten Abschied von dem geliebten Todten handelte.

Man denke sich unser Erstaunen, als wir das Grab leer fanden! Anfangs wußten wir nicht, was wir von der Sache denken, und eben so wenig, was wir nun beginnen sollten. — Im Nachdenken hierüber und unsere Vermuthungen gegenseitig austauschend setzten wir uns, in unsere weißen Ordensmäntel gehüllt, zu beiden Seiten des Grabes auf den Steinrand, und hatten so eine gute Weile zugebracht, als sich die Sonne im Osten erhob und ihren ersten glühenden Strahl durch die Grabesöffnung auf uns warf. — Plötzlich hörten wir von ferne her Stimmen, und als dieselben sich näherten, vernahmen wir, daß es Frauenstimmen waren, die sich von Jesus unterhielten. — Bald darauf erschienen sie an der Grabesthür und schauten mit Blicken, die Jemand suchten, herein. — Der Anblick unserer weißen, von der Sonne grell beleuchteten Gewänder schien sie zu erschrecken, doch flohen sie nicht, und wir erkannten, daß es Maria, die Schwester der Martha, und Maria Magdalena, die Büßerin, waren, und trugen dieselben allerlei kostbare Specereien mit sich, indem sie vor hatten, den Leichnam Jesu damit zu salben. —

Da sie sich nun ihrer guten Absicht bewußt waren, und nicht anders wußten, als daß der Leib des Gekreuzigten noch im Grabe des Joseph von Arimathia schlummere, kamen sie herzu, zwar etwas zögernd und scheu, da sie nicht wußten, wer wir waren, und schienen uns für Engel zu halten, die das Grab des Herrn bewachten. — Wir redeten sie daher freundlich an, theilten ihnen mit, wie wir das Grab leer gefunden, und daher vermutheten, daß sich seine Vorhersagung bewährt und er vom Tode erstanden sei. — Auf den Gesichtern der Frauen malte sich, ob dieser unserer Mittheilung, ein hohes Entzücken, und als wir im guten Glauben, daß es so sei, wie wir gesagt, ihnen riethen, in die Stadt zu gehen und den Jüngern, was geschehen sei, zu verkünden, liefen sie eiligst davon, und verkündeten es zuerst den römischen Kriegsknechten, die sich vor Schreck auf die Erde warfen, und halb todt waren, aus Furcht vor der Strafe. —

Mittlerweile hatte sich Jesus unter der Pflege des Joseph und Nicodemus, und da er selbst, als Arzt, die besten Mittel zu seiner Stärkung angab — so weit erholt, daß ihn sein unruhiger Geist nicht länger auf seinem Lager duldete, und er verordnete sich selbst die erfrischende Morgenluft und die schön aufgehende Morgensonne zu genießen, da ihn diese mehr als alle Arznei stärken würden; auch trieb es ihn, Angesichts des Himmels, mit seinem Gott zu reden, und ihm für seine wunderbare Erhaltung zu danken, denn unter freiem Himmel war ihm allezeit am wohlsten, und er liebte die grüne Erde über Alles, darum er auch meist alle seine Predigten draußen auf den Feldern und Bergen hielt, die er seines Vaters im Himmel ureigensten Tempel nannte. — Joseph aber, da er ihn nicht davon zurück zu halten vermochte — fürchtete die Nachstellung seiner Feinde, und veranlaßte den kühnen Freund, mindestens fremde Kleider anzulegen, darnach man, der passenden Statur halber, auf den Anzug eines Untergärtners verfiel, der dem reichen Manne diente, und also verstellt ging Jesus langsam hinaus in den Garten, in der Richtung des Grabes, und traf auf seinem Wege die eben genannten Weiber, seine vertrautesten Freundinnen, doch wurde er von ihnen nicht sogleich erkannt, und da sie ängstlich erschienen und weinten vor Schmerz und vor Freude, fragte Jesus sie um ihren Kummer und wen sie suchten? Die Frauen erkannten ihn auch jetzt noch nicht, sondern hielten ihn für des Joseph Gärtner, und antworteten schluchzend: „wir suchen Jesus den Gekreuzigten, den man dort in das Grab gethan; jetzt aber ist er nicht mehr darinnen; hast du ihn weggetragen, so sage uns, wohin, denn wir wollen seinen Leib salben, mit diesen Specereien, damit er erhalten werde für alle Zeit.“ — Da erhebt nun Jesus seine Stimme in der alten gewohnten Weise, und sagt nichts als nur das eine Wort: „Maria!“ — Daran erkennt sie nun gleich ihren geliebten Freund, schreit laut? „Rabbuni“, (d. i. verdeutscht: „Meister“) und stürzt zu seinen Füßen nieder, um sie in ihrer Freude zu umschlingen. — Jesus aber wehrt ihr

mit milden Worten: „Rühre mich nicht an, Maria! — denn meine Glieder ſchmerzen von den Stricken und von den Nägeln. Gehe aber hin zu meinen Jüngern und den andern Freunden und verkünde ihnen, daß ich lebe; aber meinen Feinden ſoll man nichts davon wiſſen laſſen.“ — Da gingen nun die Frauen eilends und thaten wie Jeſus ihnen befohlen, und die Mähr verbreitete ſich rings in allen Gaſſen.

Indeß waren Joſeph, Nicodemus und einige Aelteſte unſers Ordens in den Garten getreten, um zu ſehen, ob Jeſus wegen ſeiner großen Schwäche auch nicht etwa Schaden nehme; denn Nicodemus, der der Arznei wohl kundig, hatte geſehen wie ſich die Wunden mehr und mehr zu entzünden begannen, und die Stellen, wo die Seile um die Bruſt und die Füße gelegen, ſich gefährlich dunkelten; und als ſie eine Strecke gegangen, ſahen ſie den Freund neben einer Mauer ſtehen, an die er ſich ſtützte, als wollten ihn ſeine Beine nicht tragen. —

Mitlerweile war auch Johannes, der Liebling Jeſu, da ihm die Mähr von deſſen Auferſtehung bekannt geworden, nach dem Grabe geeilt, um ſich von dem Begründetſein des Gerüchts zu überzeugen. — Wir beide Beauftragten vom Eſſäer-Orden hatten uns eben durch die erwähnte heimliche Thür in den Garten des Joſeph entfernt, und bemerkten von ferne wie dieſer Jünger ſich nicht hinein in die Grotte wagte, ſondern von außen her die leere Stätte zu erkundigen bemüht war. — In dieſem Augenblick kam auch Petrus hinzu, und dieſer, viel beherzter als Johannes trat ohne Weiteres in das Innere des Grabgewölbes, worauf Johannes ihm folgte, und beide ſich überall nach den Spuren des Meiſters umſahen, aber nichts fanden als ein ſogenanntes Schweißtuch, das man wahrſcheinlich abſichtlich daſelbſt zurückgelaſſen hatte. Beide eilten dann im eifrigſten Geſpräche nach Jeruſalem zurück.

Da nun die Freunde Jeſu im Garten wußten, daß er gern einſam und ungeſtört zu bleiben wünſchte, ſo beſchränkte man ſich darauf ihn von ferne zu beobachten, und bemerkte, wie er langſam an der Gartenmauer entlang ging, bis er an eine kleine Thür gelangte, welche in das Thal am Berge Gihon führte. — Hier ſtand er horchend eine Weile ſtill, denn es wurden draußen klagende Frauenſtimmen laut, und nach einigem Zögern öffnete er die Thür und trat ihnen entgegen. — Da dieſe wahrſcheinlich ſchon davon gehört hatten, daß er in Gärtnerkleidern geſehen worden, ſo erkannte man ihn gleich, wich aber ſcheu zurück, da man nur ſeinen Schatten zu ſehen wähnte. Jeſus aber, um ihnen die Furcht zu benehmen, redete ihnen mit ſeiner gewohnten liebreichen Stimme zu, ſich nicht vor ihm zu fürchten, er ſei ganz derſelbe wie früher, jedoch ſei ſeines Bleibens hier nicht lange, denn er werde ſich zu ſeiner Sicherheit nach Galiläa begeben, dies möge man ſeinen Jüngern und Anhängern mittheilen, und dort wolle man ſich treffen. Das Sprechen aber griff ihn ſichtbar an, und die Frauen, von ihrer wichtigen Miſſion ganz

erfüllt, eilten schnell hinweg seinen Auftrag zu vollziehen, worauf wir, und seine stillen Beschützer auf ihn zutraten, und Joseph ihn unterstützend ins Haus geleitete, wo Nicodemus seine Wunden neu verband, ihm Stärkung einflößte und ihn bat, sich durchaus ruhig zu verhalten. — Der lebhafte Geist Jesu war aber zum Ruhen wenig geeignet, er dachte fort und fort nur an sein großes Werk, und sprach es aus, daß er dasselbe auch jetzt noch viel höher achte als sein Leben und den Tod nicht fürchte. — Seine Kräfte aber verließen ihn, und er fiel alsbald in einen tiefen Schlaf, worauf die Anwesenden einen Rath hielten, wie man ihn in Sicherheit bringen wolle, denn daß man ihn hier bald aufsuchen und dann auf's Neue einfangen werde, daran zweifelte Niemand. Vorläufig aber beschloß man Kundschafter in die Stadt zu schicken, um Berichte über den Stand der Dinge, über die Gerüchte und die etwaigen Gefahren einzuholen." —

So weit der Essaische Berichterstatter. — Das Gerücht war natürlich nicht lassig gewesen, in der Stadt die wunderbarsten Dinge umherzutragen, denn die Soldaten, sobald sie sich von der Abwesenheit des Begrabenen überzeugt hatten, verließen ihren Posten, und erzählten von Engeln und Dämonen, die den Stein vom Grabe gewälzt haben sollten; andere sprachen von einem Erdbeben, den Klügsten selbst aber stand der Verstand still, und bei dem gang und gebe Wunderglauben, ja man darf wohl sagen der Wundersucht der Juden, hat es durchaus nichts Auffälliges, wenn Viele an eine wirkliche Auferstehung des gekreuzigten Rabbi glaubten. — Dieser Glaube aber kam der feindgesinnten Priester-Partei sehr ungelegen, indem hierdurch die göttliche Sendung Jesu ihre eclatante Bestätigung erhalten hätte, und Kaiphas, der Hohepriester ließ es sich daher ein gut Stück Geld kosten, daß die am Grabe aufgestellt gewesenen Wachter aussagen mußten, es sei der Leichnam von den Schülern des Rabbi gestohlen, um so die vorhergesagte Auferstehung als wirklich erfolgt im Volke glaublich zu verbreiten, und dadurch Anhänger der neuen Lehre zu gewinnen. — Durch diese verbreitete sich die Erzählung von der Auferstehung denn auch in der That hundertfaltig ausgeschmückt unter allem Volk, von den Feinden Jesu allerdings widersprochen, von den Klügern mit Zweifel aufgenommen, von Vielen indeß geglaubt und so zu den Evangelisten gedrungen, die der Sage Dauer gegeben. — Ueber die philosophisch-allegorische Bedeutung der Auferstehung werde ich am Schluß dieses Werkes reden.

Die Freunde und Beschützer Jesu, jeden Augenblick seine erneute Gefangennahme befürchtend, rasteten nicht, bis sie ihn der Nähe Jerusalems entführt und nach Galiläa gebracht hatten, wo er, nach ihrer Absicht im Verborgenen seine Genesung erwarten sollte. — Anfangs wollte Jesus nicht darauf eingehen, obgleich es noch gestern seine eigene Idee gewesen und er den Frauen davon gesagt hatte, — denn die Sehnsucht nach seinen Jüngern und seiner zweiten Heimath Jerusalem, die ihm so über alles

lieb war, daß er sich nur ungern davon trennte, drängten ihn, seinen ersten Entschluß aufzugeben; — jedoch endlich den eindringlichen Vorstellungen seiner Freunde nachgebend, bat er nur daß man gestatte ganz allein seines Weges zu gehn, und so reiste er am Sonntag gegen Abend ab, und versprach die Nacht in einem kleinen Flecken, Emaus, etwa eine halbe Wegsstunde entlegen, zu verweilen, und überhaupt nur in ganz kleinen Tagmärschen zu reisen. Desselben Weges gingen auch zur selben Stunde zwei fromme Juden, eifrige Anhänger des Jesus, der Name des einen ist uns aufbewahrt, er hieß Cleophas. — Diese beiden unterhielten sich lebhaft über die neueste Begebenheit, als ein Fremder sich zu ihnen gesellt, und sie über die betreffenden Verhältnisse in Jerusalem ausfrägt. — Er erfährt von ihnen, daß die Jünger und Freunde Jesu im höchsten Grade geängstet und besorgt, ja fast muthlos und an dem Erfolg der neuen Lehre verzweifelnd, sich im Verborgenen aufhalten, und mit Sehnsucht erwarten, daß der erstandene Lehrer und Meister bei ihnen erscheine und sie tröste, ermuntere, und ihnen ihre ferneren Lebenswege vorzeichne. — Der Fremde — kein anderer als Jesus selbst — hört das Alles mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an; kehrt mit ihnen in ihre Herberge ein, ißt mit ihnen zu Abend und erbaut sie durch geistreiche Reden über religiöse Dinge, wobei er sich als gründlichen Kenner der heiligen Bücher bewährt und die beiden Fremden überhaupt im höchsten Grade für sich begeistert. Neben solchen geistreichen Gesprächen hatten sie noch nicht einmal daran gedacht, sich nach dem Namen ihres neuen jungen Freundes zu erkundigen, und als sie es endlich, nach einem abgeführten Zwiegespräch, thun wollten, bemerkten sie zu ihrem Bedauern daß er fort war. — Jetzt erst fiel es ihnen ein, daß der Fremde kein anderer als Jesus gewesen sein könne. Man erinnerte sich an so manche Eigenthümlichkeiten die ihnen von Jesus bekannt geworden waren, z. B. die Art das Brot zu brechen, auch seine Stimme erinnerte sie dunkel an früher gehörte Vorträge desselben, und Alles in Allem hegten sie keinen Zweifel mehr an der Identität des Fremden mit dem Auferstandenen, was sie denn auch bei ihrer Rückkehr nach Jerusalem allgemein verbreiteten, und das deshalb mit Recht in die Geschichte des Lebens Jesu übergegangen ist.

Durch die Unterhaltung mit den beiden Reisenden war derselbe inne geworden, daß er, solle sein begonnenes Werk nicht gänzlich verkümmern, nothwendig noch einmal mit seinen Jüngern zusammen kommen müsse, um ihnen den Glauben an sein erneutes Dasein gleichsam in die Hand zu geben, und sie zur Fortsetzung des begonnenen großen Reformationswerkes zu begeistern. — So geschah es denn auch, und ohne für dieses Mal bei seinen Freunden und Beschützern Joseph und Nicodemus vorzusprechen, begab er sich geradenweges zu dem ihm wohlbekannten Versammlungshause seiner Jünger, das ihnen schon früher zu ähnlichen Zwecken gedient hatte. Die Jünger hielten hier bei verschlossenen Thüren,

deren Oeffnungsweise nur den Eingeweihten bekannt war, eine berathende Versammlung, in denen sich Besorgniß über das zukünftige Geschick ihres Lehrers, einzeln auch Zweifel über seine Wiederbelebung kund gab, da, wie man anzunehmen sich berechtigt hielt, der Lebende sicher längst, ja zuerst bei ihnen erschienen sein würde. — Unter diesen eifrigen Gesprächen öffnete sich plötzlich die innere Thür, vor der der Lauschende, angelehnt an dieselbe, Zeuge ihrer Gespräche gewesen war, und er trat mitten unter sie.

Anfangs waren die Jünger aufs Aeußerste erschreckt, und glaubten nur ein gespenstisches Trugggebilde ihres geliebten Lehrers vor sich zu sehen. Er aber redete ihnen freundlich zu, versicherte sie seiner realen Wirklichkeit, und um ihnen vollends jeden Zweifel zu benehmen, zeigte er ihnen die Nägelmale seiner Hände, und nahm keinen Anstand sie auch in das Geheimniß seiner Rettung einzuweihen. — Darnach ließ er sich an der Seite seines Lieblings Johannes nieder, lehnte das Haupt an dessen Brust und ruhte eine Weile, denn er war von dem weitem Wege und den erregten Reden sehr ermattet, ja er schlummerte sogar einige Minuten, und als er erwachte fühlte er Hunger. Die Jünger, die bereits zu Abend gegessen hatten, brachten schnell die Ueberreste, an Brot, Honig und gebratenen Fischen herbei, und wenn irgend etwas die wirkliche reale Existenz ihres Lehrers hätte erweisen können: das freudige Dankgebet, das er in gewohnter Weise vor dem Essen sprach, und der Appetit, mit dem er das Dargebotene verzehrte, mußten jeden Zweifel beseitigen. — Neu gestärkt erhob sich Jesus unmittelbar darauf, ermahnte die Jünger noch einmal dringend und herzlich nicht muthlos zu werden, sondern unverzagt auf dem beschrittenen Wege weiter zu gehen; er müsse sich zwar verborgen halten, und Niemand von ihnen dürfe ihn deshalb begleiten, aber von Zeit zu Zeit werde er bei ihnen erscheinen, und seine Belehrung fortsetzen, da er ihnen noch vieles und mancherlei Wichtiges zu sagen habe. — Hierauf segnete er sie, und eilte festen Schrittes zu dem essäischen Jüngling hinaus, den er bei seiner Herkunft mit einem Maulthiere getroffen und hierher bestellt hatte, um seiner großen Schwäche halber, des Gehens überhoben zu sein.

Jesus verlangte nach einer bestimmten Brüdergemeinde unweit Jerusalem gebracht zu werden, und unter dem Schleier der Nacht verließ er daher, reitend, Jerusalem. Eben außen angekommen aber, überfiel ihn wieder eine solche Schwäche, daß er die Bewegung des Reitens nicht länger ertragen konnte, und absteigen mußte. Zum Glück fand sich ein zweiter Essäer, ein junger starker Mann bei ihnen an, den man von den Brüdern zur Kundschaft in die Stadt geschickt hatte, und auf beide gestützt, mehr getragen als gehend, kam der Flüchtling nach großen Mühen, spät Abends bei den Brüdern an, und in dem Hause des Aeltesten, das nahe dem Oelberge lag, wurde er sogleich auf frisches Moos gebettet, worauf er in einen tiefen Schlaf verfiel.

Die beiden Begleiter aber eilten sogleich noch Joseph und Nicodemus, um sie von dem was sich ereignet in Kenntniß zu setzen, — und diese beschlossen, ihren Schützling nächsten Morgen sofort nach Galiläa zu geleiten, und dann eine Versammlung seiner Freunde daselbst zu veranlassen.

Sie fanden indeß ihren Schützling noch zu schwach, um diesen Beschluß sofort auszuführen; als er sich aber am Fuße des Karmel mehrere Tage durch Ruhe und Pflege gestärkt hatte, da ließ er seinen Jüngern Botschaft zukommen und sie einladen, nebst sonstigen Anhängern zu ihm zu kommen, denn in dieser einsamen und entfernten Gegend lief man nicht eben Gefahr, die Freiheit Jesu abermals bedroht zu sehen. — Die Kunde von seinem wirklichen Wiedererscheinen hatte aber großes Aufsehen unter der Schaar seiner Freunde und Anhänger gemacht, und außerordentliche Begeisterung für seine Lehre erweckt. So erschienen denn mit den Jüngern mehre hunderte derselben, worunter Manche wohl nur aus Neugier, sich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen, und von seinen verlautbarten Wunderthaten zu profitiren. — Manche auch hofften noch immer auf ihn als einen Messias, der ein neues Königreich der Juden stiften und ein Befreier des Volks werden würde. Dergleichen Meinung erschreckte allemal den weisen Lehrer, der auch jetzt noch fort und fort betheuerte, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, auch hatte er sich jetzt ganz den Essäern angeschlossen, denen alle Dinge weltlicher Herrschaft völlig fremd waren.

Obwohl nun, wie gesagt, viele Freunde aus Jerusalem herbeigekommen waren, ließ er doch nur seine Jünger [illegible] allein zu sich kommen, und verabredete mit ihnen eine Zusammenkunft mit allen Freunden für einen bestimmten Tag. — Einer von den Schülern, Thomas, war bei der ersten Zusammenkunft nicht gegenwärtig gewesen, und hatte seinen Zweifel an der Wirklichkeit des Wiedererstehens Jesu nicht verschwiegen. — Diesen Unglauben verargte ihm der allezeit freundliche und milde Jesus keineswegs, vielmehr zeigte er auch ihm, wie der Ungläubige es gewünscht, die Nagelmale seiner Hände, und beschamte dadurch den Zweifler, der sich reuevoll an seine Brust warf, und zerknirscht und gerührt ausrief: „Mein Herr und mein Meister!“ Die ganze Strafe des sanftmüthigen Meisters bestand darin, daß er zu ihm sagte: „Selig sind die nicht sehen und doch glauben!“ was seitdem ein Ruhekissen für viele Vernunft- und Denkfaule geworden ist, und Manchem eine bequeme Brücke gebaut hat, um auf dem weichen Pfühl des blinden Glaubens sich dem süßen Nichtsthun zu ergeben. Der gutmüthige Jesus hat das in dem Augenblick wohl nicht bedacht, und konnte ja auch die Folgen nicht voraussehen.

An dem für die Zusammenkunft verabredeten Morgen, legte Jesus ein neues blendend weißes Bundesgewand an, wie es die Essäer zu thun gewöhnt waren, und begab sich vorweg auf die Höhe des Berges. — Unten im Thal lag ein dichter Nebel aus-

breitet, während der Gipfel, wo Jesus sich befand, in hellem Sonnenschein glänzte. Als nun die unten Stehenden die Blicke erhoben, erschien ihnen der Herabsteigende wie in eine Glorie gehüllt, so daß Viele im Volk ihn für ein überirdisches Wesen hielten, und, sich fürchtend, zur Seite traten.

Nach seiner Gewohnheit von früher, blieb er auf einem Felsvorsprung stehen, und sprach zu den Versammelten mit lauter und vernehmlicher Stimme, fast wie in seinen frühern bessern Tagen. — Der Gegenstand seiner Rede war zunächst die wiederholte Versicherung, daß er nicht gekommen sei, etwa nur eine Schule zu stiften, wie so mancher Rabbi vor ihm gethan; noch viel weniger aber ein weltliches Herrscherreich, als man ihn vielfach beschuldige, sondern sein Zweck sei lediglich die Begründung eines Gottesreiches über die ganze Erde, durch Weisheit und Tugend. Er ermahnte seine Bekenner dann zu gegenseitigem Zusammenhalten in Liebe und Eintracht, und versicherte sie, daß sein Geist, auch wenn er aus dem Reiche der Lebendigen geschieden sein würde, allezeit bei ihnen weilen werde. Und so sprach er noch mancherlei, doch milder und versöhnender als früher, und ordnete dann noch einiges, aus den Gebräuchen der Essäer genommene Ceremoniel für die junge Gemeinde an, namentlich die Taufe, die bei den Essäern längst im Gebrauch war, und die Reinigung von Sünde und Fehl bedeuten sollte; jedoch wollte Jesus, daß sie erst mit der Ueberzeugung, also nicht an Säuglingen vollzogen werden solle. — Dann entließ er das Volk und begab sich mit seinen Jüngern in die Einsamkeit, und belehrte sie über mancherlei Geheimnisse, die er selber einst theils von den Therapeuten in Alexandrien, theils auch von denen der Essäer erlernt hatte, wie z. B. allerlei Krankheiten zu heilen, die Wirkungen von mancherlei Pflanzen und Salzen zu kennen, Thiere unschädlich zu machen, Gifte zu überwinden u. s. w. —

Des Volkes blieben auch noch Viele mit den Jüngern mehre Tage in der Gegend, und Jesus hatte noch manche Zusammenkünfte mit ihnen, und belehrte sie, wie man leben und die neue Lehre verbreiten solle.

Mitlerweile sendeten die Aeltesten des Bundes aus Jerusalem Botschaft, daß die heimlichen Kundschafter der Priester und des hohen Raths erfahren hätten, was in Galiläa vorginge, und wie man im Geheim die Veranstaltung treffe, ohne Aufsehen zu erregen, den angeblichen Jesus abzufangen, indem Kaiphas ihn für einen Betrüger hielt. Deshalb warnten die Brüder aus Jerusalem, auf die Sicherheit ihres Freundes bedacht zu sein, und beschloß man in Folge dessen, daß Jesus nach Bethabara gebracht werden solle. Deshalb veranstaltete man eine letzte Versammlung, worin dieser Entschluß den Freunden mitgetheilt wurde. Auch war es Zeit, daß man dem körperlich Leidenden wieder einige Ruhe vergönnte, denn er hatte sich in den letzten Tagen über seine Kräfte angestrengt, und also geschah es, daß

man den Entschluß vollführte, und ihn zu einem andern Asyl der essäischen Brüder übersiedelte. —

In kurzem kam nun die Zeit heran, wo diese das gemeinschaftliche Brudermahl zu halten pflegten, und man beschloß, daß es für diesmal in Bethabara gefeiert werden sollte, weshalb alle Brüder, unter ihnen auch Joseph und Nicodemus, wie auch der, der diese Aufzeichnungen gemacht, nebst vielen Andern von Jerusalem, in aller Stille aufbrachen und hinab zogen, wie es verabredet worden war.

Man fand den geliebten Freund über die Maaßen schwach, und die Wunden brannten ihm noch immer, doch war sein Geist ungeschwächt, und die Freude über das Wiedersehen regte ihn sehr auf. — Er sprach auch viel von seiner nahe bevorstehenden Auflösung, und da das Brudermahl beendet war, und er sich immer schwächer fühlte, so begehrte er Abschied zu nehmen von seinen Freunden, und da redete er mit ihnen noch viel und Mancherlei, so unter Anderm auch davon, daß er nicht ganz nach den Regeln des Bundes lebe und bat sehr, ihn deshalb nicht zu verkennen. — Aber — sagte er u. A. — „hätte ich, gleich wie ihr, nur im Verborgenen zu wirken getrachtet, so wäre die Wahrheit und die bessere Erkenntniß niemals in's Volk gedrungen, und daher ist eure Geheimthuerei nicht meine Ueberzeugung. Auch öffentlich vor der Welt kann man Weisheit und Tugend üben, und eben um des guten Beispiels und der Nachahmung halber sollte es also geschehen.“ Deshalb forderte er die Brüder ernstlich auf, die Verborgenheit zu meiden, und öffentlich vor das Volk zu treten, auch wünschte er, daß der Orden sich mit seinen Jüngern und Anhängern verbrüdere, um gemeinschaftlich das begonnene Werk weiter zu führen.

Seine natürliche Beredsamkeit trug denn auch die besten Früchte, indem sich eine große Menge Volks der neuen Gemeinde anschloß, worunter auch viele Essäer, die die Einöde, worin sie bisher lebten, verließen und in das bürgerliche Leben als Bekenner der Jesuslehre übergingen.

Die Aeltesten des Essäerbundes aber blieben demselben treu und stellten Jesus eindringlich vor, daß er sowohl seiner körperlichen Schwäche halber als auch um den Nachstellungen seiner Feinde gründlichst zu entgehen, nichts Besseres thun könne, als sich in die Einsamkeit des Ordens für alle Zeit zurückzuziehen; daß es aber, um einen nachhaltigen Eindruck hervorzubringen, räthlich sei, wenn er schließlich, wie die Sonne am Abend, mit einer gewissen Feierlichkeit vor den Augen alles Volkes verschwinde, und dann nicht wiederkehre. — Daß dieses aber bald geschehe, war doppelt Noth, denn neben persönlicher Gefahr von Seiten der jüdischen Priester-Partei, regte sich auch wieder die alte Marotte vom weltlichen Königthum im Volke, und es stand abermals ein Aufruhr unter der Fahne des erstandenen Messias in Aussicht, dem man um jeden Preis zu entgehen suchen mußte, denn nichts würde ihm peinlicher gewesen sein, als wenn vor

seinem Ende noch Menschenblut um seinetwillen hätte vergossen werden sollen. — So willigte er denn ein, sich dem Drangen seiner Freunde zu fügen, jedoch machte er es zur Bedingung, Abschied zu nehmen von seinen Geliebten in Bethanien, und dann sprach er noch Mancherlei ins Geheim mit Joseph und Nicodemus und den Aeltesten des Bundes, das aber ein Geheimniß geblieben ist.

Am folgenden Tage Abends geleitete man der Verabredung gemäß den geliebten Lehrer, bequem auf einem Maulthier reitend, nach Bethanien, wo man um Mitternacht eintraf, und seine Mutter, und die Brüder und alle die verehrten Freundinnen, Martha, Maria, Maria Magdalena und andere im Hause des Lazarus versammelt fand. — Die Mutter vor Allem weinte sehr über die Hinfälligkeit des geliebten Sohnes. Er aber tröstete Alle mit seiner unaussprechlich milden Beredsamkeit; er wußte es ihnen einzureden, wie er ihnen in seinen Lehren ewig nahe bleiben und sie im Geiste umschweben werde; versicherte sie auch, daß dereinst die ganze Erde von seiner Lehre erfüllet sein werde, denn es sei die einzige, ewige und unvergängliche Wahrheit, über die nichts hinaus gehe und von der nichts abgedungen werden könne, und jemehr Zeit darüber hinrausche, um desto mehr werde sich diese Wahrheit vor den Augen und in den Herzen der Menschen abklären, und der Bekenner würden Legion sein. — Und so sprach er noch Manches und Mancherlei, das nicht Alles sogleich in Worten zu fassen und wieder zu geben ist.

Es hatte sich aber das Gerücht schnell verbreitet unter den Bekennern in Jerusalem, daß Jesus ganz in der Nähe, in Bethanien, weile, und Viele kamen noch in der Nacht, ihn zu sehen, und versuchten es auch jetzt noch, ihn zur Annahme der weltlichen Königswürde zu bereden. Er aber verwies es ihnen mit milden Worten und setzte ihnen seine Gründe auseinander, indem er nur ein König der Geister zu sein begehre, und kein Gelüste nach Krone und Purpur habe; bat auch dringend seines schwachen Leibes zu schonen, und damit entließ er sie.

Je mehr nun aber die Stunde des Scheidens drängte, um destomehr stieg die Sehnsucht in ihm auf, sein geliebtes Jerusalem noch einmal zu sehen und Abschied von ihm zu nehmen. — So gingen denn die Jünger mit sich zu Rathe, ob sie es wohl wagen könnten, seinen heißen Wunsch zu befriedigen, und endlich entschloß man sich dazu. Ehe denn die Nacht vollends dahin schwand, nahm man ihn in die Mitte und führte ihn auf geheimen Wegen in die Stadt, in ein einsames Haus, woselbst er noch von vielen essäischen Freunden und seinen eigenen Anhängern Abschied nahm. — Als er dann ein wenig geruht und Speise und Trank zu sich genommen hatte; ließ er die Jünger wieder zu sich rufen, und ging unter großer Bewegung seiner Seele, bei den ersten Strahlen der Morgensonne durch die Stadt am Tempelberge vorüber und aus dem Thore, das in das Thal Josaphat führt. —

Es wurde nun aber sein Herz immer schwerer und trauriger je weiter er ging, da es sein letzter Abschied von der geliebten Gegend sein sollte, und da er auf Kidron angekommen war, verweilte er daselbst, und weinte über Jerusalem, gleich wie er es vor Zeiten gethan, denn er sah im Geist das Unheil voraus, das über die Stadt und über das jüdische Volk hereinbrechen werde. Dann ging er, in tiefes Nachdenken versunken, schweigend weiter, und beschritt mühsam, aber des festen Willens voll, die höchste Spitze des Oelbergs, wo man fast ganz Palästina überblicken kann, denn er wollte noch einmal, so viel immer thunlich, das Land sehen, daß er nach allen Richtungen lehrend und predigend durchzogen, und wo ihm der Freunde so viele in treuem Angedenken lebten. Gegen Morgen hin sah man den Jordan, das todte Meer und das arabische Gebirge; gegen Abend leuchteten die Feuer vom Tempelberge herauf; — am andern Hügel des Berges aber, jenseits desselben, lag sein geliebtes Bethanien.

Dahin, meinten die vertrauten Jünger, werde Jesus sie geleiten. Jenseits des Oelberges aber waren die Aeltesten des Bundes still versammelt zur letzten Reise und erwarteten Jesus, wie er es mit ihnen verabredet hatte. Es lag aber ein starker Nebel auf dem Berge, als er seine Jünger noch einmal zu sich heran winkte, sie eindringlich zur Einigkeit, Beharrlichkeit und Ausdauer ermahnend, dann hieß er sie knieen zum Gebet, und breitete segnend seine Hände über sie aus. — Jetzt erschienen Boten von den Essäern, die mahnten zum Aufbruch, und während die Jünger im Gebet darnieder lagen, eilte Jesus durch den stärker anziehenden, von der Morgensonne glühend gerötheten Nebel den Berg hinab. — Zwei Brüder aber in schneeweißen Festgewandern, redeten die sich erhebenden Jünger an, und verkündeten ihnen, daß Jesus für immer von ihnen geschieden sei, und sie ihn nun nicht mehr sehen würden, denn er sei in den Himmel erhoben, und zu seinem Vater zurückgekehrt, von dem er so oft zu ihnen geredet. — Damit schieden auch sie.

Die Jünger standen anfangs zum Tode erschrocken da. Bald aber belebte sich, eingedenk der Worte des Meisters, ihr Muth, denn sie wußten nun, daß die Zukunft der neuen Lehre ganz allein auf ihren Achseln ruhte, und hielten sich von da ab, sammt allen Bekennern einmüthig zusammen, und lehrten und predigten aller Enden und Orten, wie es ihnen der Meister geheißen, von dem Reiche Gottes und tauften die Gläubigen nach der Vorschrift ihres Herrn und Lehrers.

In der Stadt aber, und von dort ab nach allen Gegenden verbreitete sich das Gerücht, Jesus sei von einer Wolke aufgenommen und zum Himmel erhoben. (Ein Glaube, der bei den damaligen geringen physikalischen Kenntnissen verzeihlich genannt werden darf. Bei dem heutigen Stande der Wissenschaft aber, die bereits bis in die tiefsten Schichten der menschlichen Gesellschaft gedrungen ist, kann man auf solch kindischen Glauben nur mit Mitleid und Bedauern hinblicken, daß Männer, die Anspruch

auf Bildung machen, im krassesten Widerspruch gegen die offenkundigsten Naturgesetze, dergleichen Fabula noch als buchstäbliche Wahrheit aufrecht zu erhalten sich anmaßen und abmühen.) Die Jünger, obwohl sie es nicht gesehen, widersprachen dem Gerüchte nicht, weil es ihrer Verkündigung von der göttlichen Sendung ihres Meisters diente, denn das Volk erwartete ein Wunder von seinem Heimgange; also ist der Glaube davon alt geworden, und um der Schwachen willen ist es dabei geblieben. Die Essäer aber kannten das Ende wohl. Auch der Jünger Matthäus kannte den Weg, den Jesus zum Abschiede erwählt, daher hat er auch in seinem Evangelium nichts von der Himmelfahrt aufgenommen, eben so wie auch der Evangelist Johannes. — Andere Evangelisten aber, so auch Marcus und Lucas, trauten dem Gerücht und beschrieben die Scheidestunde am Oelberg nach den Eingebungen ihrer Phantasie, da sie nicht selber dabei gewesen.

Jesus aber wurde am Fuß des Oelberges von seinen essäischen Freunden herzlich empfangen; man hob ihn auf ein weich gedecktes Maulthier und zog langsam des Weges zum todten Meere hinab, denn der Abschied brannte heiß auf seinem Herzen und er fühlte, daß er sich bald auflösen würde.

Als sie nun an das Ende ihrer Reise angekommen waren, wo abermals essäische Brüder wohnten, am todten Meer, da war Jesus leidend und mußte von den Therapeuten empfangen werden. Joseph und Nicodemus blieben noch etliche Tage bei ihm, und als sie in langen Gesprächen noch seinen letzten Willen gehört hatten, verabschiedeten auch sie sich, mit dem Versprechen, ihm genaue Botschaft von der Gemeinde zu Jerusalem zugehen zu lassen.

Daselbst aber wußten es nur Johannes und Matthäus, daß Jesus in das Dunkel des Essäer-Bundes zurückgekehrt sei, um zu verhindern, daß man ihn zum weltlichen Fürsten ausrufe. — Joseph und Nicodemus aber sind in dieser Zeit drei Mal bei ihm gewesen, und sie brachten den Brüdern jedesmal Nachricht von ihm; so u. A. daß er nicht stark genug sei, die ausgestandenen Martern jemals ganz zu überwinden, denn es fehlte ihm die Ruhe und Schonung, deren seine volle Genesung bedurfte. Die Sehnsucht nach den Jüngern und die Besorgniß, daß etwas versäumt werden möge für die Verbreitung der Lehre hielten seinen Geist in einer unablässigen Spannung, und die Unruhe des Gemüths, das in der Einsamkeit keine Nahrung fand, zehrten an seinem Leibe und machten die nahe Auflösung unvermeidlich.

Als nun der letzte Vollmond vorüber war, kehrte Joseph und Nicodemus zum letzten Male von ihm zurück, als eben das Liebesmal der Essäer gefeiert werden sollte; und ihre Herzen waren schwer und voller Betrübniß, denn der Liebling Gottes und der Menschen, der Auserwählte war aufgenommen in die himmlischen Gefilde des Vaters. — Die Brüder hatten seinen letzten Seufzer empfangen und berichteten, wie sein großer und gewaltiger Geist ruhig und ohne Schmerz die Leibesfessel gesprengt habe. Sanft

und geduldig wie sein Leben war auch sein Abscheiden aus dieser Welt voll Irrthum und Bosheit. —

Er wurde dann von den Brüdern begraben an dem Ufer des todten Meeres, wie es Gesetz und Sitte der Brüderschaft befiehlt. — Nicodemus aber gebot Stillschweigen über das Ableben des Freundes, bei Allen, die nicht den obersten Graden der Brüderschaft angehörten.

Dieses nun aber ist die wahrhaftige Geschichte des Lebens, der Lehre, des Leidens und Abscheidens des Weisesten der Weisen, Rabbi Jeschua, genannt Jesus Christus; einfach und ohne Schmuck und Zuthat der Phantasie, treulich wieder erzählt aus den lautersten Quellen und in unverfälschter Eintracht mit den ewigen Naturgesetzen, denen die Lüge fremd und die Fälschung ein Greuel ist. Dieses ewige und unverbrüchliche Gesetz der Natur aber ist eben jener heilige Geist, von dem Jesus einst in seiner tiefsinnigen Weise sprach: „daß die Sünde gegen ihn niemals vergeben werden solle." — Und in der That bestätigt die Erfahrung noch täglich und stündlich diesen gelassen ausgesprochenen Fluch gegen die Verächter und Fälscher der Naturgesetze; denn unerbittlich und mit Gigantenkraft ergreift und straft dieses Gesetz, dieser durch die Natur geoffenbarte Geist Gottes, oder wie Jesus sagt: der heilige Geist! die Verächter und Sünder gegen seine Gebote, denn tausendfältige Erfahrung bestätigt es, daß die Natur keine Vergebung kennt; — sie ist in einigen Fällen langmüthig; — in andern aber straft sie rasch wie der Blitz, der aus der Wolke niederfährt; — immer aber ist sie wahrhaftig, gerecht, oft sogar grausam in ihrer Vergeltung, und niemals daher sollte man seinen Spott mit ihr treiben, wie die Wundergläubigen, denn selbst dieser anscheinend so unschuldige Spott, den ich die große Weltlüge genannt habe — trägt den Keim der rächenden Vergeltung in sich, und eben daher steht die Menschheit — trotz der heiligsten Absicht Jesu — noch immer auf einer so tiefen Stufe der Moral, und träge und langsam nur ringt sie sich aus den Banden dieser demoralisirenden Weltlüge zu einer edlern und freiern Bewegung auf, die nach der Verwirklichung des göttlich gedachten Menschheits-Ideals ringt und jenem Zustande entgegenstrebt, den Jesus als das „Reich Gottes" bezeichnet — und das uns Erdenbewohnern von heute — wie Moses auf dem Horeb das gelobte Land — aus ferner, ferner Zukunft entgegen dämmert, das aber erst unsere spätesten Enkel erreichen und in Besitz nehmen werden.

Ich werde nunmehr nach Abschluß dieser meiner historischen Darstellung, indem ich von der realen Wirklichkeit des historischen eine Brücke hinüber schlage zu dem idealen Christus, versprochener Maaßen noch einen kurzen Blick auf den mythisch-methaphorischen Sinn der Christus-Sage werfen.

Es läßt ſich leicht erachten, daß das Verſtändniß dieſer idealen Hieroglyphe nicht Jedermanns Sache iſt, und dennoch liegt die Erſcheinung ſo einfach und klar in der offenen und traulichen Begrenzung realer, natürlicher Wirklichkeit, daß die einfachſte Logik zum Verſtändniß derſelben gelangen kann.

Da es nicht in meiner Abſicht liegt, hier ſchließlich eine lange Abhandlung über den idealen Chriſtus niederzulegen, ſo will ich es verſuchen, die Grundzüge deſſelben in einigen kurzen Fundamental-Sätzen einzurahmen, und ſo zu einem anmuthigen Tableau für tiefſinnige Denker zuſammenzuſtellen.

Beginnen wir alſo denn unſern logiſchen Stufenbau mit folgenden Fundamentalſätzen, Alles Weitere und Umfaßlichere findet man in meinem mehrerwähnten „Friedensſchluß zwiſchen Vernunft und Chriſtenthum.“ —

1) Das leere Nichts und die Unendlichkeit der Zeit und des Raums, ſind für den menſchlichen Gedanken unfaßbare Abſtracta. Alles Sein, und jeder Gedanke beginnt daher unabweisbar mit dem Etwas; ſo in der materiellen, wie in der moraliſchen Welt. —

2) In der materiellen Welt beſteht dieſes Etwas aus den Monaden und dem Aether. — In der moraliſchen aus dem höchſten Gedanken oder Gott, der vor allen Organismen, ja ſelbſt vor jeder Zuſammenballung der Atome, gleichzeitig mit dieſen vorhanden geweſen ſein muß. (Im Anfange war das Wort, d. i. die Vernunft (der Logos).

3) Mit der uranfänglichen Zuſammenballung der Monaden oder Atome, nahm der höchſte Gedanke zuerſt Geſtalt an, und mit den Organismen, die bedingte, vom Bedürfniß influirte, inſtinktive Bewegung, indeß ohne Bewußtſein, und ohne freie Wahl, an deren Stelle die zwingende Nothwendigkeit des Naturgeſetzes; teleologiſch geſprochen, der vorherbeſtimmende (prädominirende) Wille Gottes trat.

4) Die Entwicklung war bis daher kein Akt der freien Wahl, ſondern der Nothwendigkeit. Aber eben dieſes Umſtandes halber gipfelte die Entwicklung allemal in der Vollendung, und jeder Grashalm, jede Infuſorie bis zu den größten und herrlichſten Organismen herauf iſt des auch heute Zeuge; und dieſer Zuſtand der göttlichen Selbſtgenügſamkeit mag vielleicht Milliarden von Jahren gewährt haben, — in welcher Friſt das große, oder das ſideriſche Naturgeſetz (das Sternengeſetz) unſere Erde in vielmaligem Wechſel der Arten und Geſchlechter be- und entvölkerte. Der große Todtengräber war die ſideriſche Revolution. — Wer der Urbildner war, und wie er den Odem (die Seele) in die neuen Geſtalten blies, das liegt außer dem Bereich des menſchlich-faßlichen. Das dominirende Geſetz iſt eben das überſinnliche, ſideriſche, das Sternengeſetz, für das unſerm Gehirn das der Faſſung entſprechende Material fehlt. —

6) Den Reigen dieser Neubildung beschloß auf dem Schauplatz unseres eigenen Seins eine, allem dagewesenen und vorhandenen ungleichbare Gruppe, sowohl der äußern Erscheinung nach, — die jedoch minder in Betracht kommt — als namentlich wegen der Fähigkeit zu denken, und die Gedanken durch stellvertretende Töne oder Laute (Worte) sinnlich zu fesseln und übertragbar zu machen, ja sogar durch Schriftzeichen unbestimmte Dauer zu verleihen. — Mit dem Auftreten eines also befähigten Geschöpfes, mit allen daraus resultirenden Consequenzen, wurde diese unsere Erde der Schauplatz einer bisher nicht dagewesenen Erscheinung: nämlich die sinnlich wahrnehmbare Incarnation eines allerdings kleinen und schwachen, dennoch aber unverkennbar legitimen Bruchtheils jener höchsten Intelligenz, jenes Logos, der als das absolute Etwas, allem Schaffen vorher ging, was Johannes der Evangelist in die Formel faßt: — „und das Wort ward Fleisch" — mit andern Worten: der Logos nahm zum ersten Male auf Erden Gestalt an, er trat zur sinnlich wahrnehmbaren, freilich jedoch verklausulirten Erscheinung hervor.

6) Stellen wir uns nun betrachtend den millionenfältigen außermenschlichen Organismen einerseits, und dem letzten und einzigen Genus: Mensch, anderseits gegenüber, so drängt sich, abgesehen von allem Unwesentlichen, als scharf markirte Differenz, das dominirende Urgesetz der thematischen Vollendung nach dem Ideal-Typus des Schöpfers dort — gegen die von Bedingungen abhängige Perfectibilität des Menschen hier, der ruhigen Betrachtung auf; und jedes neugeborne Individuum dieses Ausnahme-Geschlechts verkümmert zu mehr als thierischer Verdummung, wenn ihm die Bedingungen zu seiner Menschwerdung, oder mit andern Worten, der Erlösung aus den Banden thierischer Verdummung durch Bildung und Erziehung entgeht, denn die instinktive Vollendung der andern Gruppen tritt nicht an die leer gebliebene Stelle der Erweckung und Ausbildung.

7) Nichts destoweniger ist es ein vollberechtigter logischer Schluß, daß jenem höchsten Gedanken, dem Urlogos, auf den die mannigfaltigen Schöpfungsmomente, die sich als Organismen darstellen, zurückzuführen sind — und der bei jeder Species einen vorhergedachten und fest ausgeführten Typus erkennen läßt — bei der Schöpfungsidee, die als das Genus Mensch zur Erscheinung heraus trat — ebenfalls ein Ideal vorschwebte, das durch Bildung zu erreichen möglich ist, und möglich sein muß, wenn wir nicht von der höchsten Intelligenz, und einer geordneten Schöpfungs-Idee abstrahiren und bezüglich der Krone aller Organismen in das bodenlose Chaos des blinden Zufalls, ja wohl gar der absichtlichen Unvollendung zurückfallen wollen.

8) So wie es also einen vorher gedachten Urtypus der

vernunftlosen Organismen zieht, so kann man auf dem Wege der logischen Gedankenreihe auch nur zu dem berechtigten Schlusse gelangen, daß der Mensch seelisch und körperlich, das Werk eines vorhergedachten Urtypus sein muß, dessen auch nur annähernd vollendete Darstellung in beiderlei Potenzen bis daher zu den größten Seltenheiten gehört; wenn gleichwohl in ahnungsvollem Drange das Streben nach vollendeter urtypischer Körper-Schönheit sowohl, wie auch nach sittlicher Vollendung Bessergearteten tief in die Seele gegraben ist. —

9) Obgleich Niemand behaupten kann, der Anschauung eines solchen göttlich-menschlichen Ideals gewürdigt worden zu sein, so haben wir doch in der plastischen Darstellung der griechischen Schönheitsregeln, bezüglich des menschlichen Körperideals einen Maaßstab der Vollendung, der uns schon bei der annähernden Verwirklichung mit jenem Schauer des Entzückens erfüllt, der sich jeder Beschreibung entzieht, und allenfalls als poetische Beseligung bezeichnet werden darf.

10) Schreiten wir von diesem körperlichen Ideale zu dem seelischen, oder vielmehr geistigen Ideale hinüber, so kann auf diesem Gebiete leicht begreiflich nur von einer sittlichen Idealität die Rede sein, denn alle andern seelischen Vorzüge: Kunst, Wissenschaft, Geschicklichkeit, Witz, Beredsamkeit, Muth u. s. w. sind nur Attribute der geistigen Veredlung; der eigentliche Kern aber ist die Moral, die ihrerseits wieder in dem einen und höchsten aller Affekte, in der Liebe wurzelt und von hier aus den ganzen seelischen Menschen durchgeistigend in der unverwelklichen Blüthe der höchsten Sittlichkeit, und der Humanität gipfelt. — Der Maßstab für diese geistige Idealität aber ist die Natur, mit derem ersten und erhabensten Gesetz sie congruirt: das Gesetz nämlich, was jedem Wesen als Bedürfniß eingepflanzt ist: der Trieb nach behaglicher Erhaltung bis zum Tage der natürlichen Auflösung. — Und da dieser Trieb universell ist, die Befriedigung aber von der Gegenseitigkeit abhängt, so ist es die Liebe, von der die Erfüllung dieser Gegenseitigkeit bedingt ist, das Universalgesetz aller Sittlichkeit, und auf ihr beruht daher die Idealität, die urtypische Vollendung des seelischen Menschen. —

11) Eine solche ideale Vollendung aber für alle Menschen zu erstreben, das war die riesengroße Aufgabe, die Jesus sich gestellt, und als deren Vorbild er sich selbst in seiner Persönlichkeit darstellte, indem er das Ideal der höchsten Sittlichkeit, oder kurz gesagt, die Nächstenliebe in sich verkörperte, und immer und immer wieder zur Nachahmung empfahl. — Mag man aber gleichwohl bestreiten, daß ihm dies gelungen, so bleibt jenes Ideal dennoch dadurch unbeschädigt, da dem Schöpfer ein solches bei seinem Schöpfungs-

Akte des Menschen vorgeschwebt haben und nothwendig erreichbar sein muß.

12) Ein solches menschlich-göttliches Ideal aber fassen wir in dem einen Worte Christus zusammen. — Unter Christus ist mithin der urgeborne Typus der idealen Menschenschöpfung, mithin der Normal-Mensch oder die verkörperte Ideal-Vernunft zu verstehen, und darauf fußt denn auch die ganze Lehre vom Christenthum, die Nachfolge Christi als Bedingung zur Seligkeit, indem wir nämlich jenem Ideale nachjagen. — Die Erlösung durch Christus, indem wir durch die sittliche Bildung aus dem thierischen Zustande erlöst und dem Ur-Ideale der Menschenschöpfung entgegengeführt werden. — Und hier liegt der Schlüssel zu allen den tiefsinnigen Mysterien des Christenthums. — Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Nachtrag.

Das Dogma
von der unbefleckten Empfängniß,
oder die Parthenogeneſis
im Lichte der Philoſophie.

Seit manchen Jahren bereits war die hyperorthodoxe katholiſche Chriſtenheit — Pius IX. an der Spitze — vorzugsweiſe eifrigſt bemüht, dem Dogma von der unbefleckten Empfängniß, — indem es ſo vielfachen Glaubensſchwankungen und Anfechtungen unterworfen iſt — durch die Kraft der geiſtlich-oberherrlichen Dictatur eine felſenfeſte, unantaſtbare Baſis zu geben, und ſuchte man deshalb von Zeit zu Zeit die Gemüther des Volkes durch feſtliches Schaugepränge dafür zu gewinnen. — Es iſt aber bekannt, daß ſich gerade dieſem, der Frivolität und dem Geſpött ſo vielen Spielraum gewährenden Myſterium ſeit jeher, und ſo noch heute, ſelbſt im Schoße der katholiſchen Kleriſei, eine weit verbreitete, energiſche Oppoſition entgegenſetzte, die ſich einſtmal ſogar — wie wir es ſeiner Zeit (1857) mit ſchaudervollem Erſtaunen vernahmen — bis zu einem Proteſte mit dem Dolch in der Hand hinaufwirbelte, indem der franzöſiſche Pfaff Verger, in wahnſinnigem Eifer, den Altar vermeinter Wahrheit mit dem Blute des Erzbiſchofs von Paris beſudelte. — Mindeſtens lag der Proteſt gegen obengenanntes Dogma als Nebenabſicht beſtimmt vor, indem der Mörder ſein Opfer mit dem Ausruf niederſtieß: „Keine Göttin!“ (oder nach einer andern Verſion: „Nieder mit der Göttin!“) — was er dann ſpäter im obenbemerkten oppoſitionellen Sinne commentirte. —

Dergleichen Ereigniſſe rufen nun mit gewaltiger Stimme die Philoſophie, die Alles verklärende, Alles durchdringende, Alles erkennende, göttliche Sendbotin auf Erden, in die Schranken, um ihr Urtheil in dem Prozeß zwiſchen Wahrheit und Irrthum abzugeben. — Aber es fehlt der Sinn; es fehlt die Leuchte, die bis in die ſchauerliche Tiefe hinab dringt, wo das Verſtändniß jenes wunderſam verſchleierten Dogma's im geheimnißvollen Dunkel der mytho-chriſtlichen Schatzkammer ruht, wie alle die Perlen

christlicher Mysterien, von denen das vulgäre, courante Christenthum unserer Priester und Pfaffen nur die äußere Schale kennt, und diese gern auf dem offnen Markte des Lebens für echte Kleinodien verkaufen möchte. — Daß wir diese Tauben- und Tabulett-Krämern im „Tempel des Herrn," — wie einst der zürnende Nazarener — gern Alle hinausgeißeln möchten, versteht sich ganz von selber, denn sie Alle sind weit davon entfernt, etwas Anderes, als einen Gewaltstreich auf die gesunde Vernunft ausüben zu wollen. — Unsere Enthüllungen über das Dogma der unbefleckten Empfängniß haben daher mit jenen Glaubenskrämern gar nichts anderes zu schaffen, als daß sie in Folge ihres Unverstandes das Thema einstmals auf die Tagesordnung der Weltgeschichte brachten, um so die Geister zum Gerichtstag aufriefen. — Wir reden deshalb auch nicht zu jenen Unmündigen, die nur durch Zufall die Gewalt, nicht aber von Gottes Gnaden das Recht haben, im Rathe der Geister mitzureden, vielweniger denn über so viele Millionen zu dominiren; — sondern wir reden zu den Mündigen aus allerlei Volk, denen die Denkgesetze nicht fremd sind, und hoffen zu Gott, daß wir nicht als mit fremder, unverstandener Zunge redend, angehört werden.

Das Dogma von der unbefleckten Empfängniß fordert nun aber den Denker auf, dasselbe aus einem dreifachen Gesichtspunkte zu betrachten. — Der vulgärste, trübste, und deshalb die gröblichste Täuschung veranlassende ist der ganz und gäbe wunderfüchtige, wo die mythisch-tiefbedeutsame evangelische Erzählung der Evangelisten Matthäi und Lucas, von der Ueberschattung, als ein factisch-isolirter Eingriff Gottes in die irdischen Naturgesetze aufgefaßt und dem fanatisch festgehaltenen Wunderkreis der Messiade einverleibt wird. — Es gehört mithin diese Auffassung in den längst überwundenen, nebulösen Kreis des Aberglaubens der Absurdität, mit dem der denkende Menschengeist längst gebrochen hat, und es deshalb unter seiner Würde hält, sich ferner in Discussionen darüber einzulassen, da mit Kindern und Blödsinnigen über Denkgesetze und deren Resultate nicht zu streiten ist. — Daß aber dennoch geistig Unmündigen, und deshalb Unzurechnungsfähigen noch immer die usurpirte Gewalt nicht genommen worden ist, eine geistige Herrschaft über so manche wackere Völker auszuüben: — das ist eine von jenen unerklärlichen, räthselhaften Thatsachen der Weltgeschichte, die wohl nur in der Denk-Trägheit so vieler Menschen, und in der gefährlichen Macht des fait accompli einigermaßen ihre Erklärung findet. — Und hiermit ist denn dieser Gesichtspunkt mehr als zur Genüge abgethan, und wir gehen getrost zu der nächstfolgenden Betrachtung über. —

Den zweiten Gesichtspunkt möchten wir als den physiologischen, oder präciser, als den anatomischen bezeichnen. — Die Zeugungs-Acte der locomotiven Organismen sind bekanntlich ihrem eigensten, innersten Wesen nach noch immer in ein tiefes Dunkel gehüllt; aber es hat sich die Scheu verloren, den Isisschleier von dieser ersten und geheimsten Werkstatt der schaffenden Natur zu heben, und klarer als vor 1800 Jahren ist dem forschenden Menschengeist jedenfalls die That geworden, wo der Weltgeist sich bei der Fortbildung der Wesenkette von den Geschlechtern selbst vertreten läßt, während er den Ur-Anknüpfungspunkt, die Genesis, durch andere, uns unbekannte Gesetze — so daß wir sie mit gewisser Berechtigung eine Selbstthat nennen können, — vermittelt haben muß; — weniger Scrupulöse würden sagen: vermittelt hat. —

Die Complication, die Verkettung von aufeinander folgenden einzelnen Acten als Bedingung einer jeden Zeugung — liegen in vorliegendem Betracht außer der Nothwendigkeit der Erörterung und nur ein einzelner, vorgängiger, geringer Nebenumstand ist es, der das Bedenken herausfordert, da dem hochgepriesenen Wunder der unbefleckten Empfängniß, eben als Wunder dadurch die Spitze abgebrochen wird. —

Zeugung ist ihrem innersten Wesen nach die Begegnung der ungleichen Polaritäten, — positiv und negativ in den anorganischen, — männlich und weiblich in den organischen Gebilden genannt. — Bei der chemischen Zeugung, in den anorganischen Stoffen, strömt vom positiven Pol, — in den organischen vom Manne der Impuls zur Zeugung aus, und der negative Pol und das Weib sind die Empfänger und weiterbildenden Potenzen. — Dieses Gesetz ist durch die ganze lebensvolle Natur unter den verschiedensten Formen, und zu den mannigfaltigsten, bildenden Zwecken verbreitet. — Impuls wie Empfang und Ausbildung sind freilich an die gröbere, sinnlich wahrnehmbare Materie gebunden, aber das Belebende, das Befruchtende ist seinem innersten Wesen nach nicht die gröbere Materie, sondern der geistige Hauch, der von dieser Materie ausströmt, und durch gewisse Medien, namentlich die Luft — die wahrscheinlich ihr Theil dazu abgiebt — an die rechte Stelle getragen wird. — Ob dieser geistige Hauch, genauer betrachtet, — wie man behauptet — sich als lebende Infusorien darstellt, möge hier, als unwesentlich unerörtert bleiben. — Wohl aber darf behauptet werden, daß, wenn gleichwohl die gröbere, auch mit ganz gewöhnlichen Sinnen wahrnehmbare Materie, wenn auch nicht das Wesentliche, sondern nur der unerläßliche Träger des Befruchtungsgeistes ist, dennoch letzterer, der Befruchtungsgeist — sicher ebenfalls Materie, aber eine so sehr verfeinerte ist, daß sie sich unserer sinnlichen Wahrnehmung (eigentlich nur dem Auge) — entzieht, und höchstens der Materie gleichzuachten ist, die wir unter andern Verhältnissen durch den feinern Sinn des Geruchs wahrnehmen vermögen. Wie denn überhaupt das, was man

unter „Geist" versteht, gar nicht in der Natur existirt, sondern nur als eine so sehr verfeinerte Materie gedacht werden darf, daß sie sich der Wahrnehmung vermittelst unserer relativ gröbern Sinne entzieht. — Ein feinerer, oder gar ein sechster Sinn würde sicher den Begriff „Geist" aus unserer Vorstellung gänzlich beseitigen. Dadurch allein auch nur läßt sich z. B. die Befruchtung vieler Blumen, namentlich der mit getrennten Geschlechtern, erklären. — Und nun gar die Kryptogamen! — Es ist aber — wie gesagt — der sinnlich wahrnehmbare Hauch, ausgegangen vom Manne, der bei der Befruchtung vorzugsweise in Betracht kommt; und diese Betrachtung führt uns von den Pflanzen zu den locomotiven Organismen, zu dem Thiergeschlecht hinüber, wo die neuere, wissenschaftliche Forschung mit gerechtem Erstaunen vor einer Wahrnehmung still stand, die unter der Bezeichnung „Parthenogenesis" ihren Platz in der Naturgeschichte angewiesen erhielt. Es wird aber damit bezeichnet eine Fortzeugung der eigenen Art ohne irgend welche nachweisbare Befruchtung, mindestens ohne männliche Mitwirkung in erster Instanz, und unmittelbare Einwirkung auf das Nachkommen erzeugende Weib. Es kommt aber diese wunderbare Erscheinung — der Idee nach — in Wahrheit einer wahrhaft unbefleckten Empfängniß gleich, und wird gefunden bei einigen Schmetterlings-Arten, und namentlich, und zwar auf die allerseltsamste Weise, bei den gewöhnlichen Honigbienen, ohne doch, daß man diesen kleinen Geschöpfen eine göttliche Verehrung deshalb erweist.

Diese neueste Errungenschaft der Natur-Wissenschaft ist aber zu interessant, als daß ich mich nicht versucht finden sollte, das daraus hierher Gehörige kürzlich zu berühren. — Man vernehme also und staune:

Bevor man auf die Entdeckung der eigentlichen, wirklichen Parthenogenesis kam, wollte man schon bei andern, als den genannten Insekten etwas Aehnliches gefunden haben, namentlich bei den Blattläusen. — Es stellte sich jedoch bei genauerer Nachforschung heraus, daß hier nur ein sogenannter Generationswechsel vorliege. — Es ist nämlich Thatsache, daß bei den ebengenannten Schmarotzern auf eine geschlechtlich normale Generation von männlichen und weiblichen Individuen, plötzlich eine ganze Reihe von Generationen beginnt, in welcher nur eine vereinzelte Form, nur ein Geschlecht und zwar ein modificirt weibliches auftritt; welches, obgleich es in einem gezwungenen umgekehrten Cölibat lebt, ohne irgend welche männliche Gesellschaft und Einwirkung dennoch zahlreiche Nachkommenschaft zum Dasein bringt. Da nun — geschehe es wie es immer wolle — auch hier eine — sei es gleichwohl anticipirte — Empfängniß Statt finden muß, so ist dieselbe, in höchster Potenz, jedenfalls eine sogenannte unbefleckte Empfängniß, deren natürlicher Zusammenhang sich nur unserer Wahrnehmung, unserm Verständniß entzieht, ohne uns aber doch in die lächerliche Versuchung zu führen, dabei an ein Wunder zu denken, obwohl uns

die bezügliche Gesetzlichkeit der Natur verborgen blieb. — Nach 7 bis 11 solcher Generationen (über die Zahl scheint kein Gesetz fest zu stehn) erscheint dann einmal plötzlich wieder eine normale Generation von Männchen und Weibchen, und verschwindet wieder, indem das obengenannte Spiel von neuem beginnt. — Bevor wir aber diesen Gegenstand verlassen, möge noch erwähnt werden, daß anatomische Untersuchungen der normalen Weibchen im jungfräulichen Zustande, im Gegensatz zu den anormalen, vor und nach der Zeugung, einen großen Unterschied unter beiden, hinsichtlich der Zeugungs-Organe ergeben hat. — Die normalen Mütter sind nämlich mit den gewöhnlichen Eierstöcken versehen, aus denen sich die Larve der kommenden Generation ablöst, wogegen die anormalen Zeugerinnen — die man deshalb auch nur uneigentlich Weiber nennen kann — nur sogenannte Keimstöcke besitzen, an denen sich polypenartig die lebendigen Jungen bilden, um nach Erlangung eines gewissen Grades von Vollkommenheit ausgestoßen, d. h. geboren zu werden, und die Wissenschaft hat daher jene Mütter ovipare, (eierlegende) diese vivipare (lebendige Junge gebärende) Mütter genannt. —

Diese Erscheinung eines Generationswechsels ist nun aber unzweifelhaft nicht als ein Naturspiel, eine Anormalität, sondern als eine Natur-Gesetzlichkeit zu betrachten, von der man freilich in ältern Zeiten, wie von so manchen Geheimnissen der Natur, keine Ahnung hatte. — Einen Schritt weiter auf diesem Felde des Generirens führt uns nunmehr unmittelbar zu der wirklichen Parthenogenesis; d. i. die jungfräuliche Zeugung. — Bei dieser, vorhin bereits angedeuteten Erscheinung, handelt es sich aber nicht, wie bei dem Generationswechsel, um knospenartiges Abgliedern der Jungen von den geschlechtslosen Müttern (Ammen, wie man sie genannt hat), sondern von einer — außer der fehlenden Befruchtung durch den Mann — gänzlich durch normale Organe vermittelten Zeugung.

Da für unsern Zweck ein vereinzeltes Beispiel genügt, um die wunderbare, und dennoch völlig gesetzliche Anordnung der Natur in Betreff jungfräulicher Zeugung anschaulich zu machen, so wollen wir von dem Beispiel einer Schmetterlings-Gattung, des sogenannten Sackträgers, bei der sie ebenfalls auftritt, absehen, und uns an das ungleich interessantere der gemeinen Honigbiene halten.

Es ging nämlich schon seit langen Zeiten unter den praktischen Bienenzüchtern die Sage um, daß gewisse Arbeitsbienen ohne alle Befruchtung entwicklungsfähige Eier legen könnten, und diese Angabe wurde zuletzt von keinem erfahrenen Bienenzüchter geleugnet. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß ich von der eigentlichen, gewöhnlichen Arbeitsbiene, nicht von der, mit dem Eierlegen sonst von der Natur beauftragten Bienen-Königin oder der sogenannten Weisel, rede. — Die Wissenschaft mußte endlich nothgedrungen Notiz von dieser Thatsache nehmen, und man fing deshalb an, die Arbeitsbiene anatomisch zu zergliedern.

— Es ergab sich hierbei, daß dieselbe allerdings nicht — wie bisher irrthümlich angenommen worden — geschlechtslos sei, daß aber ihre Zeugungsorgane verkümmert, namentlich die Eierstöcke und die Saamentasche (receptaculum seminis) unvollkommen entwickelt waren, sie auch sonst, vermöge der unausgebildet gebliebenen Empfangs-Organe, sich mit einer männlichen Biene (Drohne) nicht zu einem Befruchtungs-Akte herbeilassen konnten. — Da nun aber dennoch Arbeitsbienen — wenn auch gleichwohl nur sehr vereinzelt — so wie auch erweislich unbefruchtete Königinnen (Weisel) keimfähige — freilich nur Drohnen oder männliche Bienen producirende Eier legten, so kam hier unwiderleglich die reine Parthenogenesis, d. h. mit andern Worten: die unbefleckte Empfängniß zur Erscheinung.

Die wissenschaftliche Begründung dieser Thatsache verdanken wir dem praktischen Bienenzüchter und protestantischen Geistlichen, Pastor Dzierzon zu Carlsmarkt bei Brieg in Schlesien, der aber wohl weit davon entfernt war, dabei an eine Parallele zu dem christlichen Dogma von der unbefleckten Empfängniß zu denken. — Das Ergebniß dieser überaus interessanten Entdeckung im Bienenstaate ist nun aber, kurz zusammengefaßt, folgendes:

Die Natur hat ursprünglich im Bienenstocke, wie überall bei nur irgend entwickelten Thiergeschlechtern, Mann und Weib geschaffen; aber die Fortzeugung des Bienen-Volkes ist an ganz besondere, von allen andern Organismen abweichende Bedingungen geknüpft. — Die Schaar der Weiber nämlich, oder was dasselbe ist, der Arbeitsbienen, sind angewiesen, innerhalb des Stocks drei verschiedene Arten Zellen zu bauen. — Die eine, sehr gering an Zahl, für die Königinnen-Larven; eine zweite, sehr zahlreiche für die Männer (Drohnen) und die dritte, geringer an Zahl, für die Weiber oder Arbeitsbienen. — Die Königin legt indeß nur zweierlei, den beiden gewöhnlichen Geschlechtern, Mann und Weib, entsprechende Eier; jedoch nach instinktmäßiger Willkühr: Drohneneier in die Drohnen-Zellen, und weibliche Eier in die Königinnen- und Weiber-Zellen. — Sobald nun aber die Larven ausschlüpfen, und von den Arbeiterinnen genährt werden müssen, ist diesen die Befähigung gegeben, die in den Weisel-Zellen ausschlüpfende Brut mit einer besondern, auserwählten Speise zu nähren, durch welche der jetzt noch von seiner gewöhnlichen Arbeitsbiene (Weibchen) unterschiedene Leib, zu einem königlichen herausgefüttert wird. — Sobald nun das junge Volk in der Ausbildung soweit vorgeschritten ist, um fliegen zu können, wartet es nur einen warmen, sonnenhellen Tag ab, um sich ins Freie zu begeben, und einen Flug hoch in die Luft vorzunehmen, zu schwärmen, wie man es nennt. Bis daher zeigt sich das Drohnen-Volk sehr träge, phlegmatisch und theilnahmlos. Sobald aber die Königin, durch ein eigenthümliches Brummen ihrer Flügel das Signal zum Hochzeitsflug giebt, werden sie lebendig, aufgeregt, indem der Geschlechtstrieb lebhaft in ihnen erwacht, und sie folgen, nebst den jungen Arbeiterinnen, der Königin hoch in die Luft, wo das

besagte Gesummse der Königin, das den jedesmaligen Ort ihrer Anwesenheit verkündet, Alle zu lebhaften Liebesanträgen aufreizt. — Von der großen Schaar der sie umschwärmenden Drohnen wählt die Königin indeß auf diesem ihren ersten und letzten Hochzeitsfluge nur eine einzige auserwählte Drohne zur Befruchtung aus, und dieser Actus ist das Werk eines ganz kurzen Moments. — Die beglückte Drohne aber bezahlt den gewiß vielbeneideten Vorzug mit ihrem Leben, indem sie das Werkzeug der ausgeübten Pflicht bei der Weisel zurückläßt, die sich desselben erst später entledigt, und die ihrerseits den Actus, wie schon oben angedeutet — nur ein einziges Mal in ihrem Leben ausübt. — Sobald derselbe beendet, sucht sie mit ihrer stramm gefüllten Saamentasche und im Gefolge des ganzen Schwarms einen neuen Aufenthalt (Stock) für ihr ferneres Leben, und beginnt den eigenen Haushalt.

Nunmehr aber kommt die Pointe dieser unserer Darstellung einer der interessantesten neuern Entdeckungen auf dem Gebiete der Natur. — Sobald die Arbeitsbienen nämlich Zellen für die neue Generation fertig haben, beginnt die Königin mit dem Eierlegen, und zwar dergestalt, daß die Eier während des Vorbeischlupfens an der gefüllten Saamentasche, entweder von dem Saamen influirt, (befruchtet) werden oder nicht. — Die Eier sind ursprünglich alle einer und derselben Art; jenachdem aber eines derselben befruchtet oder nicht befruchtet wird, entstehen daraus weibliche oder männliche Larven; d. i. Arbeitsbienen oder Drohnen; und die Königin legt, in ihrem dunkeln Drange, je nach der, durch ihr Wollen, erfolgten oder nicht erfolgten Befruchtung, die Eier in männliche oder weibliche Zellen, die — wie bereits erwähnt — verschiedenartiger Gestalt sind; und somit ist die Geburt jeder Drohne das Resultat der reinen Parthenogenesis. Streng genommen freilich nicht bei dem normalen Verlauf des Regenerations-Actes durch die Bienen-Königin, da immerhin eine Paarung derselben mit der Favorit-Drohne behufs Erzeugung weiblicher Bienen Statt gefunden hat. — Es kommen aber andere Fälle vor, wo die Parthenogenesis vollkommen rein auftritt, und eben diese zu beleuchten ist nothwendig, um den Anschein der Fabel von der oben gegebenen Fortpflanzungstheorie der Bienen, und somit von der Parthenogenesis überhaupt fern zu halten. — Die Wahrheit und Richtigkeit derselben aber wurde durch folgende vielfach beobachtete abnorme Fälle constatirt.

Zuerst nämlich kommt es vor, daß Königinnen ohne normale Flugwerkzeuge geboren wurden, oder daß diese durch irgend einen Zufall vor dem Hochzeitsfluge beschädigt worden waren, so daß mithin der Befruchtungs-Akt — der bekanntlich niemals anders als hoch in der Luft vor sich geht — unterbleiben muß. — In solchem Falle hat man gefunden, daß die an den Stock gefesselte Königin dennoch Eier legte; Eier zu Tausenden, daß aber aus allen nur Drohnen und immer nur Drohnen und nichts als

Drohnen entstanden. — Nun versteht es sich von selbst, daß für alle diese Drohnen nicht Zellen genug vorräthig sind; aber die Weisel genirt sich nicht ihre Eier auch in die Weibchen-Zellen zu legen, und nun entsteht eine Verlegenheit, indem die ausschlüpfenden Drohnen-Larven in den Weibchen-Zellen nicht Raum haben. Dieses merken auch die Arbeiterinnen sofort, und suchen den Fehler zu reparaturen, indem sie, zum größten Erstaunen älterer Bienenzüchter, durch Umbau der Zellen eine völlig bucklige Gestalt der Waben veranlassen, über deren Ursache man sich früher keine Rechenschaft zu geben wußte. — Man hat Beispiele, daß eine solche jungfräuliche Königin bereits 1500 Stück Eier als Drohnenbrut abgelegt hatte, als man sie einfing, anatomisch untersuchte, und ihre unverletzte Jungfräulichkeit constatirt wurde.

Einen ferneren Beweis für die Existenz einer solchen Naturgesetzlichkeit im Bienenstaate, liefert auch der Umstand, daß die einmal auf dem besagten Hochzeitfluge gefüllte Saamentasche für die ganze Lebensdauer der Weisel ausreicht, und niemals wieder ergänzt zu werden braucht. — Eine solche normale Weisel lebt 5 bis 7 Jahre und legt in der Zeit viele tausend Eier, männliche und weibliche, so daß gegen das Ende ihrer Tage die Befruchtungs-Tasche leer ist. — Nichtsdestoweniger legt sie aber auch dann noch Eier, aber von der Zeit an nur Drohnen-Eier.

Endlich aber legen — wie schon vorhin angedeutet — auch einzelne Arbeits-Bienen, die niemals Anspruch auf den Rang einer Königin machten, Eier, aber aus demselben Grunde wie eben angeführt, nur Drohnenbrutfähige; und niemals hat man, trotz der größten darauf verwendeten Aufmerksamkeit, Arbeitsbienen, d. h. Weiber daraus hervorgehen sehen. Die Ursache der Befähigung einzelner Arbeits-Bienen aber, überhaupt Eier abgeben zu können, scheint auf dem Umstand zu beruhen, daß einer solchen Arbeitsbiene zufällig etwas Königinnen-Futter zugegangen ist. Gewisses weiß man darüber nicht

Wir verlassen indeß nunmehr hiermit diesen interessanten Gegenstand, da er für unsern Zweck: den Beweis einer in der Natur vorkommenden absoluten Parthenogenesis, oder jungfräulichen Zeugung, ausreichend erschöpft ist, und werfen nunmehr einen kurzen Blick auf das menschliche Geschlecht, wo die Parthenogenesis in ihrer eigentlichen Bedeutung, wie es das katholische Dogma annimmt, freilich nicht vorkommt, und nicht vorkommen kann, da die Gesetzlichkeit der Natur in der Regeneration der Quadrupeden dagegen spricht. — Dennoch aber constatirt die Anatomie eine jungfrauliche Befruchtung und wir kommen hiermit auf einen, vorhin nur oberflächlich berührten Punkt zurück, wo die äußern, übrigens sehr trüglichen Merkmale der Jungfraulichkeit vollkommen unverletzt blieben, worüber sogleich Näheres.

Die Natur begnügt sich — wie längst vorhin erwähnt — mit einem Hauch, mit einem Odem, um die neue Creatur zu beleben, wie solches auch schon die Genesis in ihren mythischen Schöpfungsbildern andeutet. — Durch diese, dem delicaten

Gegenstande entsprechende, kurze Andeutung soll aber nur erwiesen sein: daß die sogenannte unbefleckte Empfängniß, materiell und buchstäblich betrachtet, kaum in das Reich des Wunderbaren, vielweniger denn in das der Wunder gehört, wohinein es die mirakelsüchtige Kirche doch so gern gezogen sähe. — Ein anderes freilich ist es, wenn man der betreffenden Erzählung des Lucas den Sinn der reinen Parthenogenesis unterlegt, die in diesem Falle nur einmal, durch besondere Veranstaltung Gottes, und unter momentaner Suspension des betreffenden Naturgesetzes, durch Vermittlung des heiligen Geistes, in Activität getreten wäre; und daß diese Auffassung allerdings vorliegt, geht aus den, der Maria in den Mund gelegten, freilich sehr doppelsinnigen Worten hervor: „Sintemal ich von keinem Manne weiß!“ — Dergleichen Fälle, d. h. die Berechtigung zu solchem Einwande, hat indeß die Geschichte der Menschheit auf manchem Blatte verzeichnet, und zwar selbst zu jenen Zeiten, als Chloroform und Schwefeläther noch zu den unentdeckten Stoffen gehörten, und ein höchstpotenzirter Schlaf jezuweilen deren Stelle vertrat. Da wir somit nun zu dem entscheidenden Momente dieses mysterieusen Thema's gelangt sind, so werde ich mich nicht enthalten können, zu der detaillirtrn Beweisführung vorzugehen, und appellire dabei einfach nur an den gesunden Menschenverstand und den unserer Zeit eigenthümlichen Wissens- und Erkenntnißdrang im Dienste der Wahrheit und unabänderlicher Naturgesetzlichkeit.

Der Befruchtungs-Akt durch den geschlechtlichen Dualismus (das Zweierlei) geht durch die ganze belebte (organische) Natur.*) Ja selbst noch in der anorganischen, (z. B. im Magnetismus, wo die ungleichen Pole sich suchen und lieben) sind, wie schon eingänglich erwähnt — Spuren davon zu finden. — Wir haben es hier indeß nur mit der physiologischen Deduction des menschlichen Regenerations-Aktes zu thun, von dem man in jener Zeit, wo unsere Geschichte des Nazareners beginnt, auch noch nicht den entferntesten Begriff hatte, und doch kann man ohne Kenntniß der dafür von der Natur geschaffenen Apparate und deren Wirksamkeit sich gar kein bezügliches Urtheil bilden. Betrachten wir zuerst die Empfangende, und treten wir zu dem Urquell der Menschwerdung heran, so finden wir die, in allen Formen wiederkehrende Keim-, Zellen- oder Eierbildung auch hier in einer Form wieder, die man das Ovarium nennt. Es ist dieses ein Complex von ganz kleinen Bläschen oder Zellen, von ihrem ersten Entdecker die Graaffschen Bläschen genannt, und ein solches, mikroskopisch kleines Bläschen im Ovarium einer schönen jungen Jüdin war mithin auch einstmals unser vergötterter Heros. — Von Zeit zu Zeit löst sich eine solche Zelle ganz unabhänzig von dem Willen

*) Selbst bei den Zwittergeschöpfen, wo Mann und Weib in einem Körper vereint sind, und das Thier sich selbst begattet, sind dennoch zweierlei Werkzeuge für die Befruchtung vorhanden.

der Eigenin von dem Ovarium ab und wird zunächst von einem Organ erfaßt und aufgenommen, das man wegen seiner Gestalt Tuba oder auch Trompete genannt hat; das zutreffender aber noch jenen Polypen zu vergleichen ist, die bald Thier, bald Pflanze u. A. in den Aquarien zu sehen, wie sie ihre blumenartigen Fang-Arme öffnen und schließen, um nach Beute zu fahen. — Die Fransen dieses Organs breiten sich periodisch aus; nehmen das Bläschen auf und lassen es in den Eiergang gleiten, der in ein Organ mündet, das man den Uterus, oder im gewöhnlichen Leben einfach „die Mutter" nennt, und das für 40 Wochen lang den Wohnplatz bildet, wo sich — unter naturgesetzlichen Bedingungen — das aufgenommene Bläschen zur organischen Gestalt ausbildet. — Der Weg, den das Bläschen vom Ovarium nach dem Uterus zurücklegt, ist nicht lang, aber dennoch können oft bis 14 Tage darüber hingehen, bis er zurückgelegt ist. — Nun aber gelangen wir zu einer unabweislichen Bedingung der Brütung oder Hinausbildung der empfangenen ersten Zelle zum organisch-plastischen Gebilde, und eben diese Bedingung, ohne deren Erfüllung an keine Entwicklung zu denken ist, bildet den Knotenpunkt jenes Dogma's von der unbefleckten Empfängniß, denn ohne eine gegenseitige Durchdringung der beiden Potenzen: dem weiblichen Ovarien-Bläschen, und dem männlichen Befruchtungsstoffe verkümmert ersteres, und wird in der nächsten Menstruations-Periode hinweggeschwemmt. — Um nun jene, bei allen Organismen zur Empfängniß absolut nothwendigen Befruchtung sowohl, als auch die spätere Anlieferung der gereiften Frucht zu ermöglichen, ist dem Uterus ein zweites Organ, der Muttermund, (Cervix genannt) anerschaffen, der sich während und bei einer geschlechtlichen Extase, im Moment der höchsten Beglückung öffnet und das dargebotene Belebungs-Princip entgegennimmt, daher der Ausdruck: Empfängniß. — Dieser Akus ist ein individuell durchaus willenloser, und daher bei der passiv Empfangenden sogar im bewußtlosen Zustande ermöglicht. Als scrupulöses Moment bei dieser Angelegenheit, könnte Manchem vielleicht noch das berüchtigte Jungfernhäutchen erscheinen; dies ist jedoch von der Physiologie längst ins Fabelbuch geschrieben. Es existirt allerdings am entscheidenden Orte ein mehr oder minder activer Schließmuskel, dessen überwundene Widerstandsleistung in den meisten (aber nicht in allen Fällen) eine geringe Blutung veranlaßt; aber eben weil dieses nicht jederzeit zutrifft, es vielmehr weibliche Individuen giebt, bei denen der Schließmuskel von Natur aus keinen erheblichen Widerstand leistet, so ist es deshalb physiologisch vollkommen erklärlich, daß eine Schlafende oder sonst Bewußtlose, willenlos befruchtet werden kann. — Auch sind dergleichen Fälle in unserem weniger wundersüchtigen, und weniger exaltirten Zeitalter oft vorgekommen. So weiß man z. B. von einem solchen Fall zu erzählen, wo in einem großen Gasthofe ein vierjähriges Fest Statt gefunden hatte, in Folge dessen eine der weiblichen Dienstbefliessen in mehren

Nächten keinen Schlaf bekam. Am dritten Abend übermannt sie beim Ordnen der Schlafzimmer die Erschöpfung; sie will nur einen Augenblick ausruhen, aber der Schlaf übermannt sie augenblicklich und in dieser, der Erstarrung ähnlichen Situation überrascht sie der Zimmerbewohner und benutzt die Gelegenheit zu einem Attentat. — Nach geschehener Defloration legt er einen Stuhl quer über das Opfer und stellte sich in Folge des Actus eine Befruchtung heraus, deren Ursache das sittlich wohlbeleumdete Mädchen als nicht bewußt, vor Gericht mit einem Eide besiegelte, worauf der Knabe auf den Namen „Stuhl" getauft wurde. —

Man sieht aus diesem Beispiel, daß sich die Natur in dieser mysteriösen Activität ein ganz besonderes Prärogativ reservirt hat, vermöge dessen das Femininum unter gewissen Umständen als völlig passiv erscheint, und ich erachte es für ein Verdienst, dieses interessante Thema, der Gerechtigkeit halber, hier flüchtig berührt zu haben, denn es ist in der That die betreffende Veranstaltung eines der interessantesten Mysterien des großen Schauplatzes der Natur, insofern man auch die, in ein schauerliches Dunkel gehüllten Regenerationsacte noch zum Schauplatz derselben zählen darf, obgleich man erst durch anatomische Combinationen und Vernunftschlüsse zur Erkenntniß gelangt. — Die Natur hat aber, um ihres Erfolges sicher zu sein, folgende Veranstaltung getroffen. — Jene, ohne alles Bewußtwerden von Seiten der Producentin sich vom Ovarium ablösende und allmählig in den Uterus versenkende Zelle harrt hier geduldig der Befruchtung, gleich wie der Fischroggen oder der Froschlaich am Ufer des Teiches der Befruchtung des streichenden Milchners. — Bleibt diese Bedingung zur Neuschöpfung aus, so hat das auch nichts auf sich, denn jede vierte Woche macht die Natur rein Haus, und schwemmt das alt und unnütz gewordene auf einer Blutwelle hinaus, und der Versuch beginnt auf's Neue. — Der Uterus ist also das stille, heimlich lauschige Plätzchen, das Rendezvous jener zwei organisch-chemischen Stoffe, die die Natur als Bedingung zur Menschwerdung schuf, und constatirte Ereignisse lassen schließen, daß dem männlichen Antheilstoffe ein gewisses lebendig-instinktives Suchen und Vordringen anerschaffen wurde; denn es kommen Fälle vor, wo nicht nur die Ursprungs-Zelle, der Keim des werdenden Geschöpfes, obgleich im Eierstocke zurückgeblieben, hier der Befruchtung unterlag und zur Entwicklung kam, sondern daß das ganze Ovarium befruchtet wurde, und die Betreffende das Opfer dieser Abnormität werden mußte. — Schließlich noch die Bemerkung, daß, wenn der Befruchtungsstoff mehr als ein Bläschen, z. B. 2, 3 oder gar 4 und mehr im Uterus antrifft, dann jene bekannte Pluralität entsteht, die man Zwillinge, Drillinge u. s. w. nennt. Aus dieser Auffassung aber geht hervor: daß alle Zeichen der Jungfräulichkeit vorhanden sein, und dennoch eine Befruchtung stattgefunden haben kann. —

Und hiermit wäre nun die zweite, die anatomische Seite jenes angeblichen Mirakels vom Standpunkte der Naturwissen-

schaft aus, hinlänglich beleuchtet, und wir wenden uns zu der mythisch-philosophischen Seite, um in der Betrachtung von hier aus den Schlüssel zu suchen, der uns den eigentlichen, echt-christlich-mythischen Sinn dieses tiefbedeutsamen Momente der Messiade zu erschließen befähigt ist.

Es bleiben diesem und der vorstehenden Geschichtserzählung nach, für die Zukunft des Christenthums nur zwei Wege offen: — entweder man hält sich einfach an das Leben und die ursprüngliche Lehre Jesu, bekennt sich also zu dem Urchristenthum, und ignorirt die Mysterien ganz; oder aber: nimmt man Anstand diese hintanzulassen, zu verwerfen, so sucht man ihren mythischen Hintergrund, ihre tiefe Bedeutung zu erforschen und zu erfassen, gleich wie der Dichter die Mythen der Griechen, Römer und nordischen Völker, und verwerthet sie im Natur- und Vernunft-Gottesdienste, zu dem Jesus vom Mosaismus aus die ewig dauernde Brücke schlug. Zu diesem christlichen Mythen-Cyclus gehört nun aber auch das Dogma von der unbefleckten Empfängniß, oder — wenn man will — der christlichen Parthenogenesis. — Ohne mich nun aber hier auf eine umfassende Detuction der Mythe an sich einlassen zu können, muß ich doch nothwendig zuvor bemerken, daß alle orientalischen Religionen sowohl, als die vorchristlichen der nordischen Völker, der Völker des Abendlandes, ursprünglich aus einem Complex von Mythen bestanden, deren erzählender Theil nur die gröbere Schale um einen, meist tiefverborgenen, geistigen Kern bildete. — Das wesentliche Merkmal dieser religiösen Mythen ist ein poetischer Duft, ein gewisser geistiger Hauch der Schönheit, der Lebendigkeit und der naturwüchsigen Ursprünglichkeit. — Die Prosa moralisirender, oder Ge- und Verbote aufzählender Schriftstücke a la Mahomet aber, sind spätere Anhängsel, und ihrem Wesen nach nicht dasjenige, was die Religion eben zur Religion macht; indem ihnen die Poesie mangelt, jener beseligende Odem der Dichtung, der undefinirbaren Schönheit, deren wundersame Wellenlinien sich bis in das schauerliche Dunkel verlaufen, wo der Urquell alles Vorhandenen rauscht und einstmals die Wiege der Menschheit stand. — Man weiß nicht, woher die Mythen kamen; es sind meist Sagen aus vorgeschichtlicher Zeit, und wer ihren Sinn, ihre Bedeutung enträthselt, muß, im Hinblick auf die kindliche Unbeholfenheit der vorgeschichtlichen Menschheit, auf den Gedanken kommen, daß eine höhere Offenbarung, eine uns unbekannte Gesetzlichkeit geistiger Natur im Spiele gewesen ist, die gleichsam den Menschen diese Sagen zugeflüstert; mit andern Worten: daß die Urmenschheit dem Weltgeiste näher gestanden als wir; und dieser Gedanke ist es ja auch, der sich durch alle Religionen, mehr oder minder deutlich ausgesprochen, wie ein rother Faden hinzieht, wobei wohl zu beachten, daß die christliche Mythe, wenn man die Wurzel derselben verfolgt, sich ebenfalls in das graue Alter vorgeschichtlicher Zeiten verliert, wie ich das u. A. bezüglich des vorliegenden Themas schon in der Geschichte des Lebens

Jesu nachgewiesen habe. Wir dürfen auch überhaupt annehmen, daß die Wurzel aller religiösen Mythen, — die des Christenthums nicht ausgenommen, — älter ist als wir glauben und wissen, und die Chronisten uns lehren wollen; und diese Ueberzeugung wurzelt, außer andern Merkmalen, — was das Christenthum anbetrifft — namentlich auch in den tiefen, göttlich-erhabenen, mit den ewigen Naturgesetzen in schönster Harmonie stehenden Gedanken, die in den einzelnen Momenten der christlichen Mythe verborgen liegen, und hierzu gehört auch das Dogma von der unbefleckten Empfängniß, zu dessen philosophischem Verständniß wir jetzt übergehen wollen. —

Soweit die Geschichte der Menschheit in die Vorzeit zurückreicht, tritt uns auf jedem Blatt der Ueberlieferungen die beklagenswerthe Erscheinung entgegen, daß die Menschheit, namentlich auch schon in der vorchristlichen Zeit, in ihrer ungeheuersten Majorität, Regenten und Priester nicht ausgenommen, — in einem Schlamm der Verderbniß, des Lasters und der unwürdigsten Roheit und Gemeinheit versunken waren, von denen wir uns jetzt kaum noch eine richtige Vorstellung machen können, (und das will viel sagen!) — und aus denen die Menschheit zu erlösen, eine vergebliche Anstrengung jener vereinzelten weisen und bessern Menschen war, deren rührende Klagen, deren Vorwürfe uns namentlich in den Schriften der sogenannten Propheten (Dichter und Philosophen) des alten Testaments entgegentreten. — Die Mehrzahl der Menschen, selbst der Gewaltigen und Lehrer — das war nicht zu verkennen — hatte diejenige Stufe der Bildung und der moralischen Würde nicht erreicht, die augenscheinlich in dem Plane des Weltgeistes bei der Schöpfung des Menschen vorgelegen, und aus den ursprünglichen geistigen Anlagen, als Möglichkeit, vernunftgemäß angenommen werden darf. — Und diese sittliche Versunkenheit nahm noch immer mehr überhand, zumal die, der Absicht nach, zu Erziehern und Bildnern der Menschen berufenen Priester — gerade wie so vielfach auch noch heute — dermaßen in geistlichem Hochmuth, Unduldsamkeit, dogmischer Verdummung und fleischlichen Lastern versunken waren, daß von hieraus keine Rettung zu erwarten, die Menschheit vielmehr immer tiefer in den Schlamm der Gemeinheit versank, so daß die wenigen weisern und bessern Menschen an eine Erlösung auf gewöhnlichem, natürlichen Wege, durch Lehre und Predigt, schier verzweifelten. — Es ist aber eine unverkennbare Erscheinung im Völkerleben, daß Irrthum und Laster sowohl als Wahrheit und Tugend, wenn eine oder die andere Richtung von Generation zu Generation sich die Oberherrschaft angemaßt hat, endlich zur Gewohnheit, zur andern Natur werden, so daß der Leumund sich in einer oder der andern Weise ausspricht, und es heißt: dieses ist ein edles, ein braves, jenes ein verdorbenes, schlechtes Volk, und die letztere Bezeichnung war leider in jenen ältern Zeiten die vorherrschende.

Wenden wir unsere Blicke — um Beispiele anzuführen —

auf die Zeit z. B., als Sodom und Gomorra untergingen; als unter den heidnischen Völkern die Götzen-, ja die Menschenopfer sogar florirten; als in Rom alle Laster der gemeinsten Ueppigkeit und Grausamkeit im Schwange gingen, und selbst die gebildetsten griechischen Männer den schmählichst vertrauten Umgang mit dem eigenen Geschlecht nicht einmal für unsittlich hielten; — rollen wir das ganze Schandgemälde vor unserm geistigen Auge ab: — so ist es nicht zu verwundern, wenn weise Männer jener Tage kein ander Heil sahen, als die abermalige gänzliche Vertilgung des Menschengeschlechts, wie es die Sage von der Sündfluth als schon einmal geschehen constatirte; was man dann im evangelischen Sinne eine Wiedergeburt nennen könnte, auf die ja auch in den alten Schriften, freilich in anderm Sinne, so vielfach gedrungen wird, und womit dann alle der alte Glaubenswust, die todten Satzungen und der verknöcherte religiöse Cultus ohne Sinn und Verstand, nebst allen lasterhaften Angewohnheiten, die moralische Krätze, wie ich es nannte, vertilgt und unter Beseitigung alles religiösen Zopfes, ein neues naturfrisches und naturgeheiligtes Menschheitsleben angefangen würde.

Diese Grundidee einer schönern Zukunft durch die gebesserte Menschheit, zieht sich durch das ganze alte Testament hin, und tritt in Christus, als für solchen Zweck längst erwarteten vermeintlichen Messias, sowohl in idealer als historischer Bedeutung, zur vollsten Blüthe heraus. — Seine Anklagen, namentlich gegen das Priesterthum, und seine Strafpredigten sind so gewaltig, daß sie sich einzeln sogar bis zu Thätlichkeiten des Zornes verstiegen. — Ein andermal aber, da er wieder sanft und belehrend auftritt: sagt er: „Werdet wie die Kinder, auf daß ihr das Reich Gottes ererbet!" — d. h. vergesset alle die angelernten Gewohnheiten, die falschen Lehren, die schlechten Beispiele, und fanget von vorne wieder an, Menschen zu werden, wie es die neugebornen Kinder thun müssen, auf daß ihr Mitglieder eines neuen Gottesreiches auf Erden, Glieder einer bessern veredelten Menschengesellschaft werdet. — Göthe spricht denselben Gedanken — wahrscheinlich ohne directe Beziehung — mit andern Worten in der Klage aus: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!" — Das will sagen: — wehe dir (und wehe uns Allen!) daß du als Enkel so vieler vorhergegangenen Generationen alle den Jammer der falschen Lehre, des fälschlich Recht genannten Unrechts und alle die traditionellen, schon mit der Mutter-Milch eingesogenen Fehler und Angewohnheiten, die Schwachen, und wie alle die traurigen Erbstücke der Geschlechter heißen mögen, mit dir herum tragen mußt. Der Ursprung ist gut und rein, aber der Enkel hat alle die Jämmerlichkeit anererbt, die ihm das Dasein verbittert. — So ungefähr wollte Göthe sagen, und auch in seinem „Wehe!" liegt der Wunsch der Wiedergeburt ausgesprochen, eine Idee, in der auch das Symbol der Taufe wurzelt; einer Abwaschung, Reinigung von alle dem angeerbten und

angewöhnten Schmutz; wobei es dann freilich Noth gethan hätte, daß der Jordan ein Leibe gewesen wäre.

Von hierab müssen wir nun aber, um den Mythus von der unbefleckten Empfängniß in seiner tiefsten metaphorischen Bedeutung zu erfassen und zu verstehen — den historischen Christus verlassen, und zu dem idealen, d. h. zu der Grund-Idee der Messiade überhaupt übergehn. — Sie w'rzelt, wie wir wissen, in dem Alles umfassenden Begriff der Erlösung; d. h. der Erlösung der ganzen Menschheit aus den obengeschilderten, verkommenen Zuständen; was — der verzweifelten Lage der Dinge, und den Begriffen der vorzeitlichen Weisen nach, — nur so durch einen unmittelbaren Eingriff des Schöpfers, in den geistigen und materiellen Naturgesetzkreis geschehen konnte, daß er eine menschlich-geistige Normalschöpfung, ein reines Abbild der Ur-Idee, gleichsam unmittelbar — (wie einst der Urmensch aus seiner Hand hervorgegangen) — auf die Erde sendete, um das obenbezeichnete Erlösungswerk zu beschaffen; was der Mythus in einem concisen Bilde auch so ausdrückt: Christus solle der Schlange, (d. i. dem Laster und der Verworfenheit) den Kopf zertreten. — Diese Idee lebte nun aber seit undenklichen Zeiten in den Gemüthern derjenigen Menschen, die das Elend auf Erden mit weinenden Augen ansahen, und lange vorher, ehe noch der geschichtliche Christus auftrat, hatte man sich schon ein Bild davon entworfen, wie dieser göttliche Sendbote, diese neueste menschliche Urschöpfung Gottes, der Träger einer regenerirenden, moralischen Umwandlungskraft, in die Welt kommen sollte. — Merkwürdig genug, dachte man, trotz aller Wundergläubigkeit der damaligen Zeiten, nicht an eine reine Urschöpfung nach Maaßgabe der mosaischen Mythe, sondern man blieb in seiner Erwartung, zur Hälfte wenigstens, in dem ordentlichen Naturgesetzkreise stehn, indem man das Weib als irdische Vermittlerin dieser außerordentlichen Veranstaltung, dieser Erweckung eines sogenannten Gottmenschen in erster Instanz, nicht verwarf, (der Gothische Homunculus liegt — wie es scheint — diesem Gedanken nicht so ganz fern ab). — Aber dieses Werkzeug, diese Mutter des Gottgesandten, konnte nach allgemein verbreiteter, spiritueller Anschauung, kein gewöhnliches Weib sein, sondern — und nun kommt die durchgreifende Parallele — gleich wie bei Erschaffung des ersten Menschenpaares — nach Maaßgabe der Mythe — die Erde, als Ur-Mutter des Menschengeschlechts, — sich noch in einem reinjungfräulichen Zustande befand, eben so auch mußte, der Metapher getreu, der neuerstehende, erlösende Gottmensch — sozusagen dieses Ehema der Wiedergeburt, — eine reine, unentweihte Jungfrau als Mutter haben. —

Dieses die eine, die mütterliche Seite der tiefsinnigen Erlösungs-Theorie. — Die andere, die väterliche Seite anbetreffend, so mußte der Ur-Schöpfungs-Act sich insofern fetisch

wiederholen, daß Gott, der Schöpfer, gleich wie einstmals am ersten Werketage, als Selbstbefruchter in erster Instanz auftrat; d. h. als unvertretener, unvermittelter Vater des wiedergeborenen Urmenschen, indem er — (und so faßt es die Mythe in ihrem poetischen Bilde auf) — seinen Geist hernieder sandte, um die auserwählte Jungfrau zu überschatten, und sie somit, trotz der Befruchtung, in ihrer unentweihten (unbefleckten) Jungfräulichkeit zu belassen. — Aus dieser sinnreichen, poetisch-schönen, metaphorischen Grund-Idee gehen denn auch alle spätere, hier nicht hergehörige Consequenzen in Betreff des Erlösers hervor; wie z. B., daß er Gottes Sohn, der Mittler, der Gottmensch, daß er unsterblich, zu seinem Vater sichtbar zurückgekehrt sei u. s. w. — worüber man in meinem „Friedensschluß zwischen Vernunft und Christenthum" das Nähere nachlesen wolle.

Dieser erhabene, in seiner wunderbar-schönen Ausschmückung und consequenten Durchführung nur in der Messiade so ausgeprägt aufgetretene Mythus, ist demnach ursprünglich viel älter als das Christenthum; denn nicht nur, daß die ältesten Propheten, z. B. Jesaias (vergl. Kap. 7, V. 14) Andeutungen davon geben, auch in den religiösen Mythen anderer Völker und Nationen kommt derselbe — wie schon in vorstehender Geschichte erwähnt — unter den verschiedensten Ausschmückungen vor. (Siehe Pag. 99.)

Daß nun die gröblich zutappenden Fäuste des Pfaffenthums den duftigen Schmelz von dieser zartesten Blüthe der religiösen Dichtung abgestreift, sie in den Schmutz des materiellen Unsinns getreten und dadurch dem Gespötte des frivolen Mißverständnisses Preis gegeben, ist tief zu beklagen; wie denn überhaupt die Mißhandlung des Christenthums, von Anfang bis heute, ohne daß man dem tiefern metaphorisch-mythischen Verständniß, in Beispielsweise vorliegender Art — (und wie ich es u. A. in meinem „Friedensschluß" niedergelegt) der angeblich christlich germanischen Bildung keine Ehre macht. — Dennoch aber lebe ich der festen Ueberzeugung, daß die mytho-christliche Auffassung aller und jeder Religionswahrheiten, die theologisch-christliche in nicht allzuferner Zukunft ersetzen und, Hand in Hand mit der historischen Auffassung des Lebens Jesu gehend, dermaleinst in völliger Harmonie mit den Vernunft- und Naturgesetzen, siegreich über alle Religionssysteme triumphiren wird.

Die philosophische Grundidee der unbefleckten Empfängniß — und hiermit will ich diese meine Enthüllung beschließen — wirft aber ihren magischen Schimmer noch jetzt und alle Tage auf den Schauplatz der lebendig wirkenden und webenden Menschheit, indem wir die Genien-Erweckung, das fortgesetzte Auftreten von Geistes-Heroen, nur einer besonders auffälligen, wenn auch naturgesetzlichen Einwirkung des allbelebenden Gottes-Odems auf die Bevorzugten, schon im ersten Keime ihres Werdens, zuzuschreiben, keinen Anstand nehmen wollen; denn in der That ist die Erscheinung so außerordentlich begabter Menschen, als ein

mittelbares Ausströmen aus dem ewigen Urquell alles Großen und Erhabenen, alles Schönen und Edeln in Kunst, Poesie und Wissen, als ein besonderer Ausfluß jenes unbekannten Wesens zu betrachten, das wir Gott nennen, dem wir uns in bewundernder Ehrfurcht zuneigen, wenn gleichwohl unsere Gedanken ihn nicht zu umspannen vermögen. Wahrlich aber, die höhere geistige Zeugung, die Schöpfung der Genien, obgleich innerhalb unsers ordentlichen Naturverbandes vermittelt, ist dennoch im rechten Sinne das Ergebniß einer Parthenogenesis, wo das Weib in der That beziehentlich der höhern geistigen Begabung ihres Sprößlings von keinem Manne weiß, auf den die schöpferische Kraft, aus der der Genius hervorgegangen, zurückzuführen wäre.

Und hiermit scheide ich von dem geehrten Leser, der nicht ermattete, mit mir einen weiten, unbekannten, klippenreichen Gedanken-Ocean zu durchschiffen, dankend für die seltene Ausdauer, und mit der Bitte, im Kreise der Befreundeten für jene beseligende Geistesfreiheit zu werben, die auch den letzten Schlupfwinkel des Aberglaubens zu zerstören berufen ist; und für jenes Leben und Begeisterung ausstrahlende Licht, für das der edle, große und kühne Nazarener einstmals das Blutgerüst bestieg.